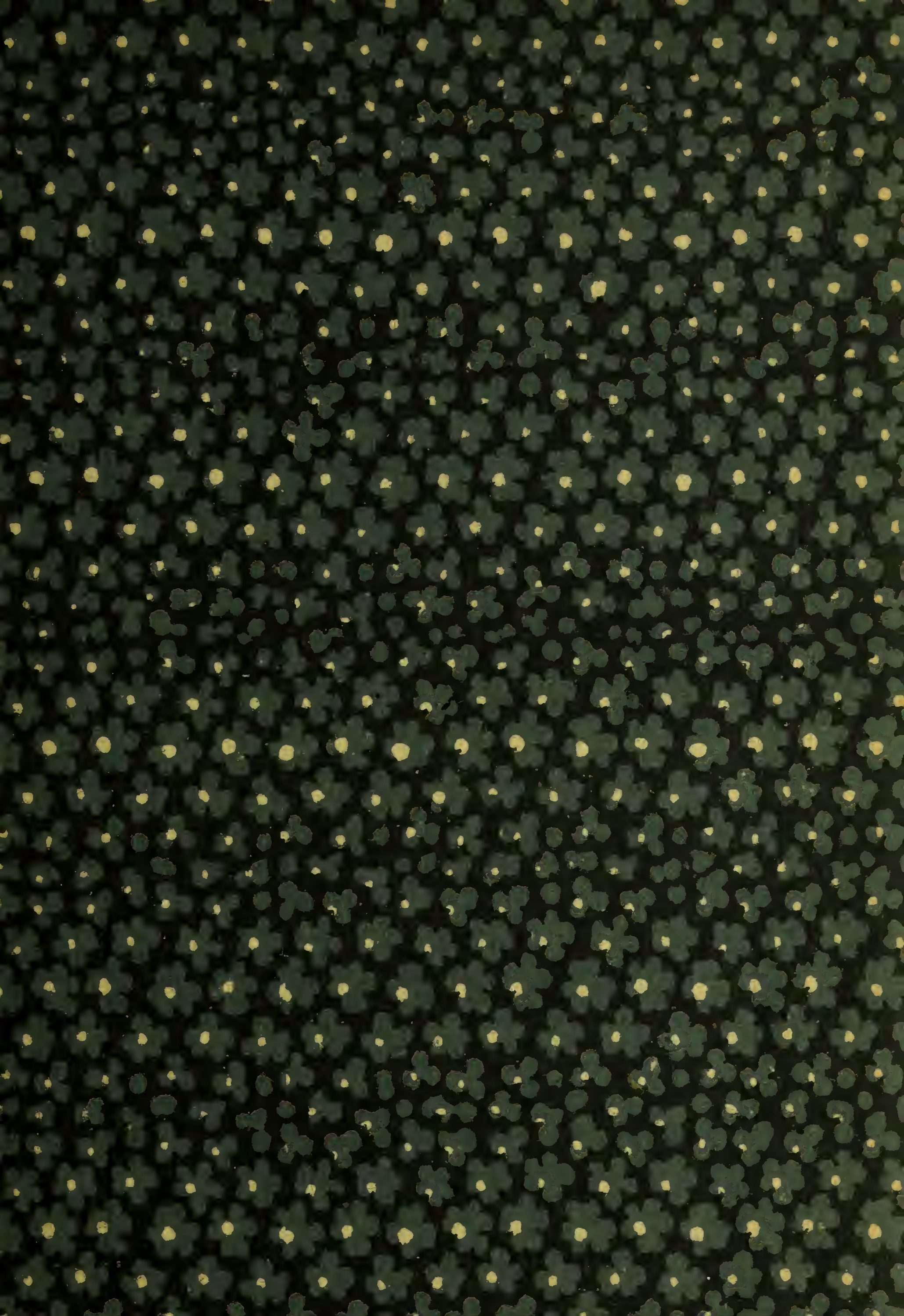






Jahrgang 1906/7 Nr. 7. April

Was lehrt uns Ruskin?

Von F. Lienhard.

Goethe sagt einmal zu Eckermann bei Betrachtung einiger Kupferstiche, nachdem er die betreffenden Künstler als „hübsche Talente, die etwas gelernt haben", gelobt hat: „Und doch fehlt diesen Bildern etwas und zwar das Männliche ... Es fehlt diesen Bildern eine gewisse zudringliche Kraft ..." Und von alten Malern sprechend, rühmt er gleich darauf deren „großes energisches Empfinden".

Da haben wir, wenn wir dessen bedürften, eine Formel, in die sich kennzeichnend Ruskins Eigenart einfassen ließe: „großes energisches Empfinden". Und dieses große energische Empfinden ist Sache einer ganzen Persönlichkeit, von deren „höherer Gewalt" Goethe in jenem Zusammenhange gleichfalls spricht, und nicht bloß dort. Ein großes Stück dessen also, was unsere in die Zufalls- und Außendinge verflatterte Gegenwart in der geschlossenen Persönlichkeit eines Goethe achtet und ersehnt, findet sich auch im englischen Ästhetiker und Ethiker John Ruskin. Nur sind, möcht' ich sagen, das Tempo, der Herzschlag, der Blutumlauf im Redner Ruskin sehr viel rascher, das Empfinden um etliche Grade leidenschaftlicher, das germanische Mannestum dieses Kritikers etwas keltischer. Und so ist Ruskin wortreicher und weniger ruhig als unser reifer Dichter. Ruskin, ein kleiner, lebhafter Mann, stammte, nebenbei bemerkt, aus Schottland.

Es kann sich hier nicht darum handeln, Ruskin in seiner Gesamtentwicklung zu kennzeichnen, der Kunstkritiker, wie er sich in den großen Werken über Malerei und Architektur ausspricht, der Verfechter des gotischen Stils, der Präraffaeliten, des Malers Turner usw., muß gesondert behandelt werden, obwohl er, wie ich gleich hervorhebe, als Ästhetiker nicht zu trennen ist vom

Ethiker und vom Gesellschaftskritiker. Denn das ist das vorbildliche an diesem Manne: er behält allerwegen das Ganze im Auge und stellt in den Mittelpunkt aller Kulturforschungen das Wesen und Wissen des gesamten, des harmonischen Menschen.

Seine Werke liegen nun in guten Übersetzungen vor (Jena, Eugen Diederichs). Zur etwas verstandesmäßigen aber lesenswerten Biographie Sam. Saengers im Verlag von Heitz, Straßburg, wo auch gut übersetzte Aphorismen aus Ruskins Werken erschienen sind, gesellt sich die vortreffliche Biographie von Charlotte Broicher (Jena, Eugen Diederichs).

Es empfiehlt sich, eine Lektüre Ruskins mit dem „Kranz von Olivenzweigen" zu beginnen. Das Buch mit seinen vier Reden, „Arbeit", „Handel", „Krieg", „Englands Zukunft", ist bezeichnend für diese Reformnatur, lehrt auch den Stilisten Ruskin von einer knapperen Seite kennen als im gelegentlich weitschweifigen und oft etwas zu englisch gefärbten, sonst aber hochanziehenden „Sesam und Lilien", dessen drei Vorträge vielleicht mehr in die Tiefe gehen als die Vorträge des anderen Bandes.

Schon die Titel der Ruskinschen Werke sind in ihrer Wunderlichkeit bezeichnend für den phantasievollen und bilderreichen, für den eindringlich beredten Prosaisten. Unter dem Titel „Sesam und Lilien" spricht er zunächst „von den Schatzhäusern des Königs". Ein Wort Lucians: „Ihr sollt jeder einen Kuchen von Sesam haben", hat ihn zu jenem orientalisch klingenden Titel angeregt. Und mit königlichen Schatzhäusern vergleicht er gute Bücher. Er spricht also in diesem ersten Vortrage, dem eine etwas breite Einleitung vorangeht, von dem erzieherischen, nationalen, seelischen Werte guter Bücher.

Allgemein in der Welt, hebt er an, gilt als Ziel, aufs innigste zu wünschen, ein „gutes Vorwärtskommen im Leben". Man versteht darunter eine Art Macht und Einfluß; Eitelkeit und Ehrgeiz spielen da mit, ja eine Art Beifallsdurst. „Dieser Durst ist nicht nur die letzte Schwäche edler Seelen, sondern auch die erste Schwäche schwacher Seelen und überhaupt der stärkste treibende Einfluß auf die durchschnittliche Menschheit." Ruskin will diesen Impuls weder angreifen noch verteidigen; er rechnet nur damit. Und er führt nun den genannten Trieb allgemeiner dahin aus, daß unser Grundbestreben im Leben wohl dies sei: „in gute Gesellschaft zu kommen", in würdige, edle Umgebung. „Ohne durch die Wiederholung bekannter Gemeinplätze über den Wert von Freunden und den Einfluß von Gefährten gelangweilt zu werden, müssen Sie mir doch zugeben, daß in dem aufrichtigen Wunsche, treue Freunde und kluge Gefährten zu besitzen — und in dem Ernst und Takt, mit dem wir beide wählen —, die größte Gewähr und Gewinnaussicht für unser Glück und unseren Vorteil liegen".

Was sind nun aber die besten oder, sagen wir maßvoller, sehr gute Freunde? Gute Bücher! Nicht jene guten Bücher, die bloß für Tag und Stunde geschrieben sind, die uns bloß Unterhaltung geben, Plauderbücher feuilletonistischer Art, nein, jene edlere Gattung von Büchern, die aus dem

tiefsten Wesen einer Persönlichkeit zu entstehen pflegen, gute Bücher von Dauer, die sogenannten Kleinode der Weltliteratur. Das ist eine „weltengroße, zahllose Gesellschaft von Auserwählten und Mächtigen aller Länder und Zeiten“. Das sind Könige, zu denen man immer Zutritt hat; und noch feierlicher: das ist „eine reine und große Gesellschaft von Toten, die einer eitlen oder gewöhnlichen Person keinen Zutritt gestatten“.

Aber, um dieser hohen Gesellschaft würdig zu sein, muß man ihre Sprache verstehen, muß man mit rechten Sinnen und Herzen lesen können. Diese Partie nun, wie Ruskin eine Stelle aus Milton deutet und ausschöpft, läßt uns gelegentlich kalt, ist uns etwas zu englisch, da Milton bei uns nicht recht lebendig ist. Dann aber geht er auf die sittlichen Voraussetzungen oder auch Wirkungen solchen hohen Umgangs ein. „Wir nahen jener großen Versammlung der Toten nicht nur, um von ihnen zu erfahren, was wahr ist, sondern hauptsächlich, um mit ihnen zu empfinden, was recht ist. Um mit ihnen zu fühlen, müssen wir ihnen gleich sein, und das kann niemand von uns mühelos erreichen.“ Also sittliche Pflichten. Und nun kommt er mehr und mehr in seinen vollen Schwung und wendet sich an den Einzelnen wie an die Nation. „Eine große Nation schickt nicht ihre armen kleinen Jungen ins Gefängnis, weil sie Wallnüsse gestohlen haben, und erlaubt ihren Bankrottmachern, Hunderte und Tausende mit einer höflichen Verbeugung zu stehlen.“ Und noch schlimmer: „eine große Nation läßt nicht weite Ländereien von Menschen ankaufen, die ihr Geld erworben haben, indem sie mit bewaffneten Schiffen in den chinesischen Gewässern umherfuhren und mit geladenen Kanonen Opium verkauften, wobei sie zum besten der fremden Nation die gewöhnliche Räuberaufforderung „euer Geld oder euer Leben“ umwandelten in „euer Geld und euer Leben!“ ... Und hier unterbricht sich Ruskin, der nun an der Wurzel des Übels angelangt ist, er sagt: „Meine Freunde, ich weiß eigentlich nicht, warum irgend jemand bei uns von Büchern zu reden braucht. Wir bedürfen einer schärferen Zucht als der des Lesens ... Kein Volk ist imstande zu lesen, wenn sein Geist sich in solchem Zustande befindet. Kein Satz irgend eines großen Schriftstellers ist ihm verständlich. Es ist in diesem Augenblicke einfach unmöglich für das englische Publikum, ein gedankenvolles Werk zu verstehen, — so unfähig zu denken ist es in seinem wahnsinnigen Geiz geworden!“ Der scharfe Gewissensprediger findet zwar, etwas einlenkend, Trost darin, daß die innerste Natur seines Volkes noch nicht verderbt sei, daß die Instinkte gewissermaßen nur irregeleitet sind; aber bald fährt er wieder in vollem Temperament fort: „Keine Nation kann Bestand haben, die sich zu einem gelderwerbenden Pöbel gemacht hat; sie kann nicht ungestraft weiterbestehen und fortfahren, Literatur, Wissenschaft, Kunst, Natur und Mitleid zu verachten und ihre ganze Seele auf Pfennige zu konzentrieren. Halten Sie dies für harte oder erregte Worte? Haben Sie nur noch ein wenig Geduld mit mir. Ich werde Ihnen ihre Wahrheit Satz für Satz beweisen ... Was machen wir uns, als Nation, aus

Büchern? Wieviel glauben Sie wohl, daß wir alle zusammen auf unsere öffentlichen oder Privatbibliotheken verwenden, im Vergleich zu dem, was wir für unsere Pferde ausgeben? . . ." Ruskin meint sogar bei dieser Gelegenheit: viel zu billig seien unsere Bücher, denn für Gastmähler und Armbänder u. dgl. hätten wir unendlich viel mehr Geld übrig. Und er schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Wir nennen uns eine reiche Nation und sind schmutzig und töricht genug, unsere Bücher aus Leihbibliotheken zu entnehmen."

Auch in der Wissenschaft, fährt er fort, ist es der Eifer und — das Geld einzelner, die der Nation und ihrer jetzigen Sinnesrichtung des Geldmachens zum Trotz ihren Ideen selbstlos leben; das Publikum aber, meint er, auf einen bestimmten Fall öffentlicher Teilnahmslosigkeit anspielend, ist „nur immer bereit, laut zu gackern, wenn ein Vorteil dabei herauskommen soll. Und in der Kunst, trotz aller Kunstausstellungen, ist die Heuchelei nicht anders." „Sie möchten," ruft er seinen Engländern zu, „jeder anderen Nation das Brot vom Mund wegnehmen, wenn Sie es könnten; und wenn Sie dazu nicht imstande sind, ist es Ihr Lebensideal, in den Verkehrsadern der Welt wie Ladenburschen zu stehen und jedem Vorübergehenden zuzurufen: Nichts zu handeln?" Und als Anmerkung dazu schreibt er: „Das war unsere wirkliche Idee vom Freihandel; der ganze Handel für mich selbst! Nun finden Sie, daß andere Leute es durch Konkurrenz auch fertig bringen, etwas ebensogut wie Sie zu verkaufen — und nun rufen Sie wieder um Schutz. Arme Teufel!"

Und weiter: „Sie haben die Natur verachtet, d. h. alle tiefen und heiligen Gefühle für landschaftliche Schönheit. Die französischen Revolutionäre machten Ställe aus den Kathedralen Frankreichs; Sie haben Rennbahnen aus den Kathedralen der Erde gemacht." In einer Anmerkung erklärt er dies „Rennen"; er versteht darunter das bädekergemäße Hindurchfahren der reisenden Engländer durch die schönsten und erhabensten Orte der Erde. „Ich meine, daß die schönen Orte der Welt (Schweiz, Italien, Süddeutschland usw.) in der Tat die wahrsten Kathedralen sind — Orte, an denen man Ehrfurcht empfindet und anbetet; wir aber durchstreifen sie nur, um an ihren heiligsten Stellen zu essen und zu trinken." Und hier bricht sein ganzer, zugleich ethischer und ästhetischer Unwille wider den modernen Fabrikbetrieb mit seinen Folgeerscheinungen glühend durch, wie auch sonst noch oft. „Es gibt kein stilles Tal in England, das Sie nicht mit dem Feuer von Schmiedeblasebälgen erfüllt, es ist kein Stückchen englischen Landes übrig geblieben, auf das Sie nicht Kohlenasche gestreut hätten! Es gibt keine ausländische Stadt, in der Ihre Anwesenheit sich nicht in den schönen alten Straßen und lieblichen Gärten durch eine zerstörende Aussatzkrankheit von neuen Hotels und Parfümerieläden bemerkbar machte . . ." Und schließlich: „Ich sage, Sie verachten das Mitleid . . ." Hier verliest Ruskin einen längeren Zeitungsabschnitt aus jenen Tagen, der ein unsägliches Bild jammervollen Elends in einer Vorstadtfamilie gerichtlich darlegt. „Ein solcher Zeitungsartikel

müßte in einem christlichen Lande unmöglich sein", fährt er fort. „Christlich, sage ich? Wir rühmen uns unseres Glaubens und schwelgen darin um der äußerlichen Gefühle willen; wir machen ihn uns zurecht ... Das dramatische Christentum mit Orgel und Kirchenschiff, Frühgottesdienst und Zwielichterweckung ... Dieses gasbeleuchtete und gasbegeisterte Christentum macht uns stolz und läßt uns den Saum zurückziehen vor der Berührung mit den Ketzern, die es bestreiten. Aber auch nur den kleinsten Beweis einfacher christlicher Rechtschaffenheit durch Wort und Tat zu geben, jede Lebensregel zu einem christlichen Gebot zu machen und eine nationale Tat oder Hoffnung darauf zu gründen — wir wissen nur zu gut, wieviel unser Glaube dabei nützt! Man könnte eher einen Blitz aus Weihrauchwolken erwarten, als wahre Tatkraft oder Hingebung aus unserer modernen englischen Religion. Es wäre besser, man schaffte den Rauch und die Orgelpfeifen ab und überließe sie und die gotischen Fenster mit den gemalten Scheiben dem Requisitenmeister; man gäbe mit einem kräftigen Atemzuge das ganze Wasserstoffgasgespenst auf und kümmerte sich um den armen Lazarus vor der Türschwelle!" ...

Und nach so viel Gesellschaftskritik geht nun der Zornprediger nach und nach zum Positiven über und legt dar, was er selbst unter wahrem Vorwärtskommen im Leben versteht. „Großen Herzens und großen Geistes — großherzig, — dies zu sein bedeutet in der Tat, groß im Leben dazustehen; und dies in zunehmender Weise zu werden, ist in der Tat ein Vorwärtskommen im Leben — im Leben selbst und nicht in seinen Äußerlichkeiten!" Der Durchschnitt versteht unter diesem Vorwärtskommen, „mehr Pferde zu bekommen, mehr Dienerschaft, mehr Vermögen und öffentliches Ansehen"; wir aber verstehen darunter „mehr persönliche Seele" zu bekommen.

Mehr persönliche Seele! So endet diese eindringliche Rede an das Gewissen seiner veräußerlichten Nation, die er einmal einen „geldmachenden Pöbel" nennt. Ruskin, der wahre Christ und Tatmensch, hat vor einigen Jahren (1900) als Greis von über achtzig Jahren die Welt verlassen (geb. 8. Februar 1819); Ruskin hat die ersten Jahrzehnte seines Schaffens mit bedeutendem Erfolg und größten Gesichtspunkten der Kunstkritik gewidmet, hat dann aber eingesehen, daß die modern-europäische Kunst nur genesen und gedeihen kann, wenn unsere modern-europäische Welt- und Gesellschaftsanschauungen, unser religiöses und sittliches Fühlen, unser gesamtes inneres und äußeres Menschentum genesen und gedeihen: und so erweiterte sich (seit etwa 1860, also um die Mitte seines Lebens) der große Kunstschriftsteller zum großen Kulturschriftsteller, zum sittlich-religiösen Gesellschaftsprediger. Das war in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts; Werk auf Werk entstand und erweiterte seitdem das Gesamtbild des rastlosen Mannes: — und doch scheint mir, daß seine Zeit noch immer eine zukünftige ist. Wenn wir an Englands Burenkrieg denken, so erkennen wir eine einzige und ununterbrochene Linie seit dem Opiumkrieg;

und Carlyle, Ruskins Geistesverwandter und Vorfahr, der damals schon England warnte, statt Indiens lieber Shakespeares Besitz vorzuziehen, ist ebenso wie Ruskin noch immer überstimmt und beiseite gedrückt vom „geldmachenden Pöbel", von den Abenteurern wie Rhodes und Politikern wie Chamberlain ... Aber wir wollen nicht prahlen, nicht richten, wir im übrigen geldmachenden Europa oder Amerika oder wo in der Gegenwart es sein mag: wir haben keine Ursache dazu.

„Mehr persönliche Seele!" Wie ein Angst- und Bittruf tönt es in das aufgehende Jahrhundert: Was hülfe es dem Menschen, wenn er eine ganze Welt voll äußerlicher Errungenschaften gewönne und nehme dabei Schaden an seiner Seele!

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, Rede für Rede wiederzugeben; es genügt eine Darlegung vom Grundton in Ruskins Menschen- und Gesellschaftsauffassung. Gern würde ich auch über den schönen Vortrag „von den Gärten der Königin" ausführlicher sprechen. Ruskin entwickelt darin in oft ungemein zarter, ja poetischer und herzensfeiner Art seine Auffassung von der königlichen Macht, die der Frau gegeben ist. Wieder stört uns zwar hier (wie die Miltonstelle im vorigen Vortrag) der versuchte Beweis der einseitigen Meinung, Shakespeare hätte keine Helden, sondern nur Heldinnen geschildert. Auch sonst läuft bei Ruskin manche Weitschweifigkeit, manche zu englisch gefärbte Stelle mit unter. Aber wie schön ist wieder der Abschnitt, wo er von Art und Natur eines „wahren Heims" spricht! Wie fein und verinnerlicht deutet er das „Vorwärtskommen im Leben" in Beziehung auf Jungfrau und Frau! Der Wunsch nach Macht, sagt er auch hier wieder, ist durchaus berechtigt, auch bei der Frau. „Aber nach was für einer Macht? Das ist die große Frage. Macht zu zerstören? Des Löwen Glieder und des Drachen Hauch? Nicht so. Die Macht zu heilen, zu erlösen, zu leiten und zu behüten!" Und bald wieder steigert sich seine Rede zu einem glühenden Anruf an die Frauen, sich nicht hinter Parkgittern zu verschließen, sondern heilend, lindernd, labend mitzutaten in den Sorgen und Leiden des Lebens und der Zeit. „Königinnen müßt ihr sein! Königinnen für eure Gatten und Söhne, Königinnen von geheimnisvollerer Macht für die übrige Welt, die sich beugt und immer beugen wird vor der Myrtenkrone und dem unbefleckten Zepter der Weiblichkeit!"

Gern erwähnte ich noch in dieser kurzen Einführung die Rede über „Arbeit", eine glänzende und nirgends weitschweifige Rede. Und als kennzeichnend für Ruskins gelegentlich durchbrechenden satirischen Humor, zugleich auch für seinen herrlichen Freimut, die Rede über das Thema „Handel". Die Herren in Bradford wollten eine neue Börse bauen. Nun, dachten sie, wir lassen uns Herrn John Ruskin kommen; der versteht ja etwas von Architektur und dergleichen Dingen, mag er uns in einer öffentlichen Rede etliche praktische Vorschläge spenden. Gut, Ruskin kam, die Börsenleute versammelten sich im Rathaus, und die Rede nahm ihren Verlauf. „Meine

lieben Yorkshire-Freunde, ihr habt mich hierhergerufen, damit ich von dem Börsenbau zu euch reden soll. Aber, verzeiht mir, ich bitte ernstlich darum, ich kann nicht von besagter Börse zu euch reden. Ich kann nicht zweckdienlich von etwas reden, das für mich keine Bedeutung hat, und ebenso offen als bekümmert muß ich euch gleich zu Anfang sagen, daß mir an dieser euerer Börse nichts gelegen ist." Ist das nicht eine köstliche Einleitung? Wäre dergleichen im höflichen und konventionellen Deutschland möglich? Und Ruskin, verstimmt darüber, daß man ihn als respektablen Modewarenhändler männlichen Geschlechts in der Architekturbranche hergerufen, hielt nun den erstaunten Zuhörern eine gründliche Bußpredigt über den Tiefstand der gesamten englischen Kultur, kam aber dann doch auf Architektur, führte seinen Kernsatz aus, daß „alle gute Architektur Ausdruck nationalen Lebens und Charakters", ja, geradezu religiös sei, daß also eine entartete Kultur auch keine ordentliche Architektur haben könne, und empfahl grimmig: „Dekoriert den Fries mit herabhängenden Geldbeuteln!" . . .

Ruskins große Bedeutung darf man wohl darin sehen, daß er aus einer künstlerischen Natur und einem leidenschaftlichen Temperament heraus, in Wort und Tat, den schöpferischen Wert des Innermenschlichen betonte. Und durch das Innermenschliche hindurch und vom Innermenschlichen aus findet er den Zusammenhang mit dem Sittlichen und Göttlichen. „Es gibt nur eine Art Reichtum: das Leben; das Leben, welches alle Möglichkeiten, zu lieben, sich zu freuen, zu genießen und zu bewundern, einschließt. Das Land ist das reichste, welches die größte Anzahl edler und glücklicher Wesen nährt." Der einseitig, ja fiebernd erstrebten Anhäufung materieller Güter setzt er gegenüber die Fähigkeit, diese Güter als innere Werte zu sichten und zu benutzen. Ziel also ist der helläugige, geistesklare, herzensgroße Mensch. Und möglichst viele solcher Menschen zu erzielen, das ist Pflicht und Aufgabe aller nationalökonomischen Weisheit.

Ist das heute unser Gesichtspunkt im Tauschverkehr und Jahrmarkt, in den Ringsystemen und Vorteilsanschauungen der Gegenwart? Der Geschäftsmann zuckt darüber die Achseln; der Wissenschafter desgleichen; sie gehen beide in Sachen auf. Wie aber läßt sich die dringende Sehnsucht nach Pflege höheren Menschentums, eine Sehnsucht, die ganz sicher in unseren Arbeitern den Kern ihrer Sorgen und Unzufriedenheit bildet, wie läßt sich diese Sehnsucht vereinigen mit dem wahnsinnigen Konkurrenztreiben skelettartiger Menschengeschöpfe, die nur nach dem einen Ziel keuchen: Anhäufung von Goldstücken!

Wir werden gründlich umwerten müssen.

Wie ich unter die Schriftsteller gekommen bin.

Eine autobiographische Skizze von Timm Kröger.

Als die Redaktion des „Eckart" die liebenswürdige Bitte an mich richtete, der nachzukommen ich mich in diesem Aufsatz bemühe, wälzte ich die aus meiner Person sich ergebenden Bedenken auf den Auftraggeber ab, ja, ich stellte ihnen den Satz entgegen, daß das Sein und Werden eines Menschen als der besondere Fall gegenüber dem gemeinsamen Menschenschicksal, ganz abgesehen von dem Träger und seiner Bedeutung, naturgemäß immer interessiere oder doch interessieren sollte. Nicht so leicht wurde ich mit einer andern Frage fertig, die ich mir vorlegte: Wie weit darfst du zurückgehen? Ich hatte das Bedürfnis, recht weit zu greifen, nach Großeltern und Urgroßeltern hin, weil sie zu den in mir wirkenden Kräften beigetragen haben. Dieser Grund ist denn auch für mich entscheidend geblieben. — Ich fange mit denen an, denen ich das Dasein verdanke. Indessen, zunächst will ich die Stelle und den Ort bezeichnen, wo ich geboren bin und die Einflüsse und Eindrücke erhalten habe, die mich auf allerlei Ummwegen zu einem Schriftsteller gemacht haben.

Ich bin in Holstein geboren, Eltern und Voreltern von Vaterseite und von Mutterseite sind alle niedersächsischen Stammes gewesen, ein Niedersachse bin also auch ich. Alle Vorfahren sind Bauern gewesen und stammen aus freien Bauerngeschlechtern, die niemals, soweit bekannt, das Joch der Hörigkeit getragen haben. — Ein beinahe krankhafter Haß gegen jeden äußeren Zwang, eine vielleicht übertriebene Freiheits- und Unabhängigkeitssucht ist auch auf meinen Lebensweg nicht ohne Einfluß geblieben.

Haale heißt der Ort, in dem ich geboren bin. Es ist ein aus weit verstreuten Gehöften bestehendes Dorf an der Haaler Au, nicht weit von der Ausmündung in die Eider belegen, 2½ Stunden westlich von Rendsburg, 1½ Stunden östlich von dem stillen Hademarschen, wo Theodor Storm seine letzten Lebensjahre zugebracht und seine besten Novellen geschrieben hat. Die Gegend ist einsam, die nächste Eisenbahnstation ist eine Meile entfernt, die nächsten Dörfer im Durchschnitt nicht viel weniger als eine Stunde. Mein Dorf ist von großen fiskalischen Waldungen und von Mooren umgeben, halbinselartig ist es mit starken Knicken und Verhauen gegen die großen Wiesenniederungen der Eider und ihrer Nebenflüsse vorgeschoben. Auf der Landkarte liest man allein seinen Namen in einem großen leeren schraffierten Fleck. „Berühmt ist es nicht, sollte es aber sein, so groß und frei macht der weite Blick ins Land." (Wohnung des Glücks).

In Haale waren ansehnliche Bauernhöfe, der meinem Vater gehörige der größte und beste. Von meines Vaters Haus sah man weit über Wiesen und Moore. Prächtige Bäume beschatteten, behüteten und umrauschten es, zumal die rauhen Herbstschauer höre ich noch immer in ihren Wipfeln.

In unserm Haus fanden sich viele den Hof betreffende Urkunden, bis auf die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zurückgehend. Der Hof muß schon damals ein ansehnlicher Besitz gewesen sein, denn wiederholt sind alte, verdiente Offiziere damit belehnt worden. Damals staatliches Eigentum, sehen wir ihn in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts im Privatbesitz; der Zusammenhang ist unterbrochen, es ist mir unbekannt, wie der Staat sein Eigentum verloren hat. Der Bauer Jürgen Sievers von Wiesbeck, mein Urgroßvater, tritt als Käufer auf, ein Achtel seines Geistes ruht, wenn die Verteilung nach Verhältnis geschehen ist, auf meiner Person. Deshalb frage ich: Was für einer war Jürn Sievers?

Jürgen Sievers muß eine zusammengesetzte Natur gewesen sein, ein nüchtern und realistisch denkender Bauer und zugleich ein über die Stränge schlagender Phantast. Nach den von ihm hinterlassenen Papieren hat er viele Prozesse geführt, an juristischen Klopffechterstücken seine Freude gehabt und andere Leute gern in Rechtsangelegenheiten beraten. Als die Gemeinheitsländereien des Dorfes aufgeteilt und die Weidegerechtsame an dem fiskalischen Gehege abgelöst wurden, hat er, sagt man, seinen Vorteil gut wahrgenommen. Er war den anderen Bauern zu klug, lautet die Ueberlieferung. Für seine Luftsprünge sprechen allerlei von ihm in Umlauf befindliche Anekdoten. Ob nun wahr oder nicht, für seine Natur immer bezeichnend. Zum Beispiel: Er ist mit einem Viergespann als Baron Sievers zum Festungstor von Rendsburg hineingefahren und hat für die falsche Angabe gegenüber dem Torwart, und, weil nur titulierte Adelige mit Vieren fahren durften, 500 Speziestaler, gleich 2250 Mark, als Strafe bezahlen müssen. Er hat aber weitere 500 Spezies angeboten, um auch als Baron zum Tor hinauszufahren, aber darauf hat man sich nicht einlassen wollen.

Er hatte zwei Kinder, einen Sohn, eine Tochter. Der Sohn – unerhört für damalige Zeit, zumal für Haale – studierte Theologie. Auch das wird wahrscheinlich auf alte Träume des Vaters, der das bei seinem Sohn verwirklicht sehen wollte, was ihm selbst versagt gewesen war, zurückzuführen sein. Der Sohn scheint die Sache aber sachte genommen zu haben. Er bekam im Amtsexamen den dritten Charakter (nicht völlig genügend), eine Predigerstelle hat er niemals bekleidet. Er soll eine Privatschule gegründet haben, er und seine Abkömmlinge sind in der großen Menschenflut von Hamburg–Altona für Haale sehr früh verschollen.

Weil der Sohn studierte, erhielt die Tochter Cäcilie den Hof, sie verheiratete sich mit dem Bauernsohn Johann Kröger aus dem zwei Wegstunden entfernten Dorf Vaasbüttel. So wurde aus dem Sievershof ein Krögerhof, Johann Kröger und seine Frau sind meine Großeltern von Vaterseite.

Die Krögersippe in Vaasbüttel war eine wunderliche, weltflüchtige Rasse. Von fünf Brüdern verheirateten sich nur zwei, mein Großvater und der Stammstellbesitzer Jasper, dieser in kinderloser Ehe. Das Vermögen ist nach ihrem Ableben ziemlich unverkürzt nach Haale geflossen, es trug dazu

bei, meines Vaters Verhältnisse nach bäuerlichen Begriffen günstig zu gestalten.

Die Kröger waren samt und sonders Grübler. Der Vaasbütteler Stavenbesitzer Jasper hat Modell zu dem Verlehntsmann Jasper Thun in Fallingborstel „Wie mein Ohm Minister wurde“ (Leute eigner Art) gesessen. Er verkroch sich tatsächlich, just wie Jasper Thun, vor den Menschen in seine als Tarnkappe verwendete Zipfelmütze und dachte viel über den Zweck und über die Verkehrtheit der Welt nach. Auch ist es wahr, daß mein Schneiderohm, auf den ich noch komme, ihn, als er vor Alter und Einsamkeit schon ganz „verklamt“ war, noch einmal auftaute. –

Nach Haale verheiratete sich also mein Großvater Johann Kröger. Er war der weltlichste von den Krögern, hatte Gefallen an der Natur, legte Obstgärten und Fischteiche an, war im übrigen aber ein stiller, friedlicher, ein, wie es scheint, in beschaulicher Ruhe sein Glück findender Mann.

Auch er hatte zwei Kinder – Söhne. Der älteste – Jürn – war ein so weltabgewandter „Hintersinniger“, daß er auf den Hof verzichtete, übrigens auch früh starb. Der zweite, Hans Kröger (geboren im Jahre 1800), erhielt den Hof, er ist mein Vater geworden.

Meinen Vater hab ich in der Skizze „Vom lieben Gott“ (Heimkehr) geschildert. Er war ein hochbegabter, aber ebenfalls grüblerisch veranlagter, das Leben schwer nehmender, dabei tiefreligiöser Mann. Sein Ernst war so wuchtig, daß seine Umgebung, und im weiteren Sinne das ganze Dorf, vor ihm in Respekt verstarb. Wegen seiner unerbittlichen Rechtlichkeit und Gerechtigkeit genoß er großes Ansehen. Freude um sich zu verbreiten das war ihm, obgleich er es gerne getan hätte, nicht gegeben. Und trotz seiner unabhängigen, im ganzen Dorf einzigen Lage, ging er wie unter schwerem Joch durchs Leben. Er war der Knecht eines inneren Zwanges, eines unablässig in ihm pochenden Mahners, eines alles niederzwingenden Pflichtgefühls, das ihn nötigte, sich körperlich und seelisch im Dienste des ihm von Gott anvertrauten Pfundes, trotz immer mehr versagender Gesundheit, abzuquälen, viel ärger, als der geringste Knecht des Hofes . . Arbeit . . Arbeit . . das war sein Leben; – von Freude und Lust und Frohsinn durfte höchstens dann die Rede sein, wenn es keine Arbeit mehr gab. – Der arme Vater! – Den Augenblick hat er niemals erlebt.

Ich war etwa fünf Jahr alt, da starb meine Schwester Elsbeth, von der Vater viel gehalten hatte. Er drückte ihr die Augen zu, verrichtete sein Gebet und ging dann zu seinen Leuten, um Flachs aus der Sonne zu brachen.

Welche Beweggründe das veranlaßten – habe ich gesagt: der innere Zwang der Pflicht. Am allerwenigsten hatte es etwas mit Habsucht und Eigennutz zu tun. Vater war ein Vater seiner Untergebenen, wer in „Krögershus“ als Knecht oder Magd oder Tagelöhner ankommen konnte, der galt für gut aufgehoben. Auch nach außen hin war Vater wohltätig

und im Dienste seiner Landstelle wendete er Kosten auf, die sich wirtschaftlich nicht lohnten, wenn nur alles so akkurat und richtig wurde, wie er sich vorgesetzt hatte. Er tat alles im Dienste seines himmlischen Herrn, und er räumte eher allen anderen Wesen Rechte ein, als sich selbst.

Meine Mutter, eine geborene Bornholt, richtete sich, solange Vater lebte, nach ihrem Mann. Der war in ihren Augen so vortrefflich und dermaßen ohne Fehl, daß sie keine, auch nicht die wohlwollendste Kritik zuließ. Von Haus aus hatte auch sie viel inneren Pflichtzwang mitgebracht, unter Vaters Einfluß wurde er fast so stark wie bei ihm. Ihre Familie war sonst fröhlicheren Sinnes. Der brach denn zuweilen doch auch bei Mutter durch.

Der Humor bei den Geschwistern meiner Mutter war wohl mütterliches Erbteil. Die Mutter meiner Mutter, eine geborene Vollert, wurde 89 Jahre alt und hat ihre letzten Lebensjahre in unserem Hause zugebracht, bis zuletzt guten Humors und zum Erzählen immer aufgelegt. Als Geburts- und Zeitgenossin des großen Napoleon konnte sie in dem Buch ihrer Erinnerungen weit zurückblättern und, wenn sie davon anfing, was ihr von Eltern und Großeltern und auch weiter überliefert worden sei, dann kam man leicht nach dem westfälischen Frieden hin.

Sie konnte zwar gut erzählen, die höchsten Trümpfe feierte die Erzählungskunst (ich sage „Kunst") der Vollert-Bornholdts aber in ihrem Sohne Hans, meinem Ohm, der in den Novellen „Wie mein Ohm Minister wurde" und „der Pfahl" (Leute eigener Art) eine Rolle spielt. In seiner Jugend hatte er das Schneidern erlernt (er hieß bei uns meistens „Schneiderohm"), war jetzt aber Landmann auf der Dithmarscher Geest und besuchte uns oft.

Der war ein geborener Künstler, der konnte erzählen! Ich weiß nicht, ob ich jemals Novellendichter geworden wäre, wenn mir nicht die so fein abgetönte Art, wie Ohm seine Geschichten vortrug, die Ruhe, womit er die Schlager ausmeißelte, immerfort vor den Ohren geklungen hätte.

Nun haben wir das in der Hand, was mir von meinen Voreltern mitgegeben worden ist. Ich glaube, ich habe von allem etwas erhalten: Sieversche Realistik und Phantasterei, Krögerschen Grübelsinn und Krögersche Schwere, Bornholdt-Vollertsche Lust am Fabuliren. Was von Jürn Sievers in mir ist, suche ich zu ducken, zeitweilig freue ich mich aber auch über ihn. Eine gewisse Grüblerschwere fühle ich für und für in meinen Gedanken — ich hätte kaum gewußt, wie damit auszukommen, wären Großmutter Vollert und Schneiderohm nicht da und tröSteten mich und gäben mir von ihrer leichteren, gefälligeren Art.

Mein Vater hatte zehn Kinder, ich war das jüngste, am 29. November 1844 (fünf Monate nach Liliencron) geboren. Erzogen wurden Haaler Kinder überhaupt nicht, oder nur ganz gelegentlich mit Rute und Stock. Schule und Schularbeiten drückten nicht allzuschwer, häuslich-wirtschaftliche Arbeiten auch nicht besonders, da blieb viel Zeit, herumzustreifen oder auf dem Rücken zu liegen, den Wolkenzug zu beobachten, mit ihm

davon zu fliegen, über die Wiesen, der Eider nach, in Dithmarschen hinein. Denn vor allen Dingen tat die große, weite Landschaft es mir an.

Mein Wechselverhältnis zu ihr, mein Gehör für die Sprache der Natur scheint nicht gewöhnlich gewesen, jedenfalls hatte sie bei mir mehr das Ohr als bei meinen Kameraden. Was ich fühlte, sagte ich nicht, von so was zu reden, war in Haale überhaupt nicht der Brauch, und doch fiel mein Hingegebensein an Naturerscheinungen, die andern Leuten nicht viel sagten, auf und trug mir Neckerei ein. Im Einzelnen möchte ich hier nicht wiederholen, was Natur und Landschaft mir gewesen sind, ich müßte zu den vielen Prosagedichten, die sich in meinen Büchern finden, ein weiteres schreiben. Da verweise ich lieber auf das, was sich dort auf vielen Seiten findet.

Mein Vater starb, als ich noch nicht elf Jahr geworden war, Mutter übernahm den Hof, und mein Bruder Hans, obgleich erst 19 Jahre alt, verwaltete ihn und verwaltete ihn gut. Vater war viele Jahre krank gewesen, die Krankheit hatte ihn noch ernster gemacht, als er ohnehin war. Das war natürlich, und ich will frei sagen, daß ein freierer Ton im Hause aufkam. Ich wurde noch immer nicht übermäßig zu wirtschaftlichen Arbeiten herangezogen, die Schule war als ein nun mal nicht zu vermeidender Quälgeist mitzunehmen, mehr Zeit widmete ich aus eigenem Antrieb meiner Bildung durch Lesen und Selbstunterricht, durch Übungen im Deutschen (eigentliche Aufsätze schrieben wir in der Schule nicht); im Übrigen trieb ich mich mit Altersgenossen, öfterer noch allein umher. Ja, eigentlich tat ich Letzteres am liebsten. Ich konnte dann am besten meinen Träumen nachhängen und tief innerlich einsaugen, was mir die Natur zu sagen hatte.

Ich dachte allerlei, aber das Wahnsinnigste, was ich dachte, verschloß ich scheu in mir selbst. Ich hielt es nämlich für ausgemacht, daß ich groß geworden, irgend etwas ausrichten müsse, was von dem normalen Lebenslauf eines Haaler Ackermannes abweiche. Ja, ich dachte noch Kühneres. Wenn ich mal gestorben sei — so dachte ich — dann müsse eine leuchtende Spur von meinem Erdenwallen anzeigen und sagen: Seht! — da ist einer dahergeschritten, der hat Timm Kröger geheißen. Eine solche Spur, meinte ich, müsse zurückbleiben — und sei es auch nur eine ein ganz klein bißchen aufstrahlende und nur eine ganz kurze Zeit scheinende Spur.

Wie war das anzufangen? Meistens redete ich mir ein, es wird sich schon machen, wenn die Zeit gekommen ist. Bemühte ich mich aber bestimmte Ziele ins Auge zu fassen, dann wechselten meine Ansichten. Las ich was von Napoleon, so schien mir die Laufbahn eines Generals die beste, las ich ein Gedicht, dann schien mir der Dichterruhm das Höchste.

Einmal hatte ich mir einen Banktaler, gleich 30 Hamburger Schilling, gleich 22½ Silbergroschen, erspart. Ich ging damit ganz geheim und ohne einem Menschen was zu sagen nach Rendsburg und betrat einen Buchladen. Es gab zwei Buchhandlungen, die von Matthießen und die von Oberreich. Lange Zeit lief ich zwischen beiden Läden hin und her, ich konnte meine

Blödigkeit nicht überwinden. Ich habe Ähnliches in der Skizze „die Justiz auf Irrwegen" (Eine stille Welt) geschildert. Beinahe hätte ich den Mut gewonnen, den Oberreichschen Laden zu betreten, da sehe ich den Herrn des Geschäfts in der Haustür mit zwei feinen Herren Verbeugungen austauschen. Da kam ich mir unwürdig vor, meine Stiefelsohle auf dieselben Stufen zu setzen. Ich lief davon, nach Matthießen hin. Dort schreckten mich vornehme Gardinen, ich kehrte zu Oberreich zurück und fand mich schließlich im Laden.

Ich stotterte mein Begehr, ich wollte ein Buch kaufen. Der Buchhändler durchschaute mich sofort. Er legte mir die Hand auf den blonden Kopf, — ob ich gern lesen möge, und wieviel Geld ich habe. — Für meinen Banktaler erhielt ich schließlich eine Anthologie der klassischen deutschen Literatur. Damit war meinem Träumen und meinem Ehrgeiz die Hauptstraße gewiesen. Hans schaffte sich um dieselbe Zeit Schillers Werke an, da hielt mein Träumen um so besser stand. Ich erhob Schiller zu meinem Ideal, die Skizze „Nach Mekka" („Heimkehr") habe ich im Andenken dessen geschrieben, was Schiller mir gewesen ist.

Bei dem Vorsprung, den ich in der Schule vor meinen Mitschülern hatte, war es natürlich, daß der Lehrer die Frage aufwarf, ob es nicht angezeigt erscheine, mich aufs Gymnasium zu schicken. Der alte Bauer von der Lust, Klaus Wieben, der bei meiner Mutter in Rechtssachen den Beistand eines sogenannten Kurators leistete, hatte in der Jugend auch mal daran gedacht, Pastor zu werden und trug sich sein ganzes Leben mit dem Gefühl herum, daß ihn die Bauernsielen scheuerten. Der empfahl den Plan des Lehrers warm, meine Mutter und mein Bruder Hans waren aber nicht dafür zu haben. Der Schatten des verkrachten Gottesgelehrten, Großohms Lorenz Sievers, wurde heraufbeschworen. Mein Bruder Hans war der Aufklärung und der Bildung an sich geneigt — aber studieren? — Nein! — Er war eine merkwürdige Mischung von Aufklärungshunger und Bauernstolz. Im Grunde ein Idealist, eine echt Bornholdt-Vollertsche Natur, hatte er von der Kröger- und Sievers-Sippe soviel mitbekommen, daß er sich einzureden versuchte, seine eigentliche (nach meiner Ansicht) bessere Natur sei nichts wert, die müsse von der Vernunft geduckt werden. Er war ein Schwärmer, der sich an Schiller begeisterte, leicht in die Höhe zu heben war, der sich's aber nicht verzieh, gehoben zu sein und deshalb gleich darauf wie Napoleon auf die Ideologen schalt. Als über meinen Lebensweg entschieden wurde, rechtfertigte er seinen Widerspruch vor sich und vor andern durch die nicht ganz unberechtigte Vorstellung, daß der Bauer allein ein freier Mann sei. Und um zu zeigen, daß ein einfacher Bauer auch seine geistigen Interessen haben könne, zog er mich in seine chemische Werkstätte (Laboratorium — will ich es nicht nennen), wo er nach Stöckhardt als reiner Autodidakt mit Gläsern und Retorten und Säuren arbeitete. — Ein Zukunftsbild war auch dabei, Hans machte mir Aussicht auf den Besuch einer Bauernschule.

Ich kann nicht sagen, daß ich einverstanden war. Ich habe auch nachher noch meine Knöpfe abgezählt, ob mich das Geschick wohl jemals nach Jena, wo Schiller gelehrt hatte, als Student bringen werde – ich träumte weiter, aber ich blieb zu Hause.

Zur Konfirmation wurde ich nach dem Kirchdorf Hohenwestedt, wo ich ein Jahr lang die Privatschule des Theologen Speck besuchte, gegeben. Auch Speck meinte, ich müsse Gelehrter werden. Da wurde der alte Plan noch einmal durchgesprochen, bekämpft und niedergekämpft. Ich hätte jetzt meine Absicht vielleicht durchsetzen können, wenn ich ernsthaft gewollt hätte. Ich hatte aber so fürchterliche Sehnsucht nach den Haaler Wiesen und Mooren, nach unserm Haus, nach Mutter und Geschwistern. – So kam ich nach meiner Einsegnung zu Hans, der den Hof inzwischen übernommen hatte, und wurde nun in die praktischen Arbeiten der Landwirtschaft eingeführt.

Selbstverständlich blieb der alte Widerstreit. Aber ich hatte keinen Grund mich zu beklagen. Wer sollte die Wendung meines Geschicks veranlassen, wenn nicht ich selbst? Schließlich tat ich es denn auch. Der Widerspruch zwischen dem, was meiner wartete, und meinen Träumen war zu groß. Es war Pfingsten 1863, ich war 18½ Jahr alt geworden – die allerhöchste Zeit. In einem Alter, wo andere junge Leute zur Universität gehen, mußte ich anfangen, mir die ersten Anfänge der lateinischen und griechischen Sprache anzueignen. Durch die Verhältnisse wurde ich auf den Weg der autodidaktischen Vorbereitung gedrängt. Es war eine mühevolle Arbeit, aber der Imperativ der Pflicht drängte nach.

Jetzt bedaure ich, daß ich soviel Zeit mit Zaudern und Zagen verzettelt habe. Ich hätte auch wohl früher das getan, was doch mal geschehen mußte, wenn ich mich nicht so glücklich und behaglich am heimischen Herd gefühlt hätte. Klaus Groth erzählt, daß an der Mittagstafel seines Vaters, des Heider Müllers, viel Tiefsinniges gesprochen worden sei und daß er auch nachher über Gott und Unsterblichkeit in Büchern, und, seien sie gar von Schopenhauer geschrieben, nichts Besseres gelesen habe. Ähnliche Erinnerungen leben in mir. Wenn Hans und mein Bruder Jörn und ich unsere Pfeifen rauchten, dann ging das Philosophieren über Gott und Unsterblichkeit und über den Zweck der Welt los, daß die Fenster klirrten. Mein ältester Bruder Johann hatte einen eigenen Hof im Dorf. Der gab das attische Salz dazu, denn er war ein Kopf von ganz seltener satirischer Begabung. Kam nun gar Schneiderohm, wenn wir aus dem Fenster sahen, über die Hauskoppel von Dithmarschen heranmarschiert, dann war ein Kollegium beisammen, das aus der Höhenluft herab über die Welt hinwegredete.

* * *

Ich könnte die folgenden dreißig Jahre meines Lebens dreist überfliegen, denn für meine schriftstellerischen Vorwürfe haben sie nichts ausgetan. Es winkt mir zwar auch aus dieser Zeit „mit weißer Hand“ und bietet Ideen aus, es ist aber durchaus ungewiß, ob ich jemals soweit kommen werde, sie zum

Tönen zu bringen. Für den gegenwärtigen Zweck ist von jenen dreißig Jahren nichts zu erzählen. Es ist ganz gleichgiltig, wann ich zur Universität und wie zur Jurisprudenz, auch, wie ich in die Sielen des preußischen Beamten (ich war als Richter und Staatsanwalt, dann als Rechtsanwalt und Notar tätig) gekommen bin. Und ob ich mich darin wohl gefühlt habe.

Doch will ich folgendes sagen: Eigentlich hätte ich lieber Theologie als Jurisprudenz studieren sollen. Für die Kanzel hätte ich einiges mitgebracht, ich hatte auch eine tief religiöse Anlage. Wenn nur nicht die Überfütterung mit Religion in der Volksschule gewesen wäre! Ich komme auf jährlich etwa 600 – 800 Stunden. Die Qual war groß. Neben dem kleinen Katechismus Lutheri wurde der große Landeskatechismus des Kieler Professors Cramer – 138 Fragen und Antworten mit Sprüchen und Anmerkungen – auswendig gelernt. Ich habe freilich keinen Menschen kennen gelernt, der das Kunststück, in Cramer zu genügen, fertig gebracht hätte. Dazu die Not der Bibelsprüche, der Religionsstunden, der Bibelstunden, das täglich viermalige Gebet, die frommen Gesänge, auch viermal am Tag, – das alles, namentlich aber die harte Dogmenlehre, hat mich viele, viele Jahre ungerecht gegen Religion und Christentum gemacht, und wenn ich mich nicht wieder zurechtgefunden hätte, wenn ich als Ungläubiger in die Grube gefahren wäre: – der Religionsunterricht in der Haaler Schule wäre die hauptsächlichste Ursache gewesen. Eher als Jurisprudenz hätte ich ein Fach der philosophischen Fakultät, vielleicht Kunst- und Literaturgeschichte wählen sollen. Ich habe aber alle Irrtümer meines Lebens selbst auskosten müssen. Es fehlten mir Gönner und Bekannte und Freunde und Ratgeber, und es fehlte mir Familienanschluß, alles, was die Gelehrtenschule dem jungen Mann so viel besser für das Leben mitgibt. Es war auch nicht einer auf der Welt, der auch nur eine Ahnung davon hatte, was in meinem Innern vorging – der von meinen Idealen, die ich schließlich aufgeben zu müssen glaubte, eine Vorstellung hatte. Noch immer lastete eine Unfreiheit auf mir, die andere Personen, selbst wenn sie mir Interesse schenkten, verhinderte, mich richtig einzuschätzen. Den neuen Freunden unter den Studierenden erging es auch so, und die meisten verstanden mich nicht. Sie predigten auch fast alle den prosaischen Nutzen des Lebens, so daß ich mir selbst gegenüber schließlich auch in eine falsche Stellung geriet, der zu vergleichen, die meinen Bruder Hans veranlaßte, seine bessere Natur zu ducken. Im Herzen blieb ich ein weicher idealistischer Schwärmer, bildete mir aber ein, ein ideralloser Vernunftmensch zu sein, der von seinem überragenden Standpunkt aus über alle Ideologen lachen durfte. Und dieser satirisch ironische Standpunkt blieb, solange ich noch nicht das war, was zu sein meine Seele so heiß verlangte. Ja, noch jetzt kehre ich dann zu ihm zurück, wenn ich den Riß, der durch die Welt und auch durch meine Seele geht, nicht mehr auf Flügeln der Poesie überfliegen kann. Dann kommt das alte ironische Lächeln wieder, dann versuche ich es mit dem alten Spott. – Er dauert freilich jetzt immer nur ganz kurze Zeit.

In meine neue Lebensstellung nahm ich eine Liebesflamme mit hinüber, und auch die hatte zu den Hemmnissen meines Entschlusses gehört. Die Erwählte war nicht viel jünger als ich, wenn ich zu studieren anfing, dann gestaltete sich alles noch hoffnungsloser, als es ohnehin war.

Ich nahm meine Liebe als offene schwärende Herzenswunde hinüber, als eine die nicht zu heilen war — sie hat sich aber doch geschlossen. Damals aber gab mein Kummer Gelegenheit, Gedichte zu machen. Viele wurden es nicht; als die Wunde heilte, hörten sie auf. Ich habe die Verse während meiner Anwaltszeit verbrannt — „Was mag da Schönes zu Grunde gegangen sein!" — rief Liliencron aus, als ich es ihm gelegentlich erzählte. Er konnte sich beruhigen: die Gedichte waren nichts wert.

Es entstand ferner, als ich in Leipzig studierte, ein längeres gereimtes Epos, charakteristischerweise der Heimatkunst zugehörig. Das habe ich vor jetzt einem Vierteljahr in den Ofen geschoben, damit ihm sein Verdienst werde, denn auch das war herzlich schlecht.

Als ich mich anschickte, mein Dorf zu verlassen, sah Schneiderohm Hans mich groß und erstaunt an: „Junge ja, wat dor wull ut ward?" — „Hansohm," erwiderte ich, „das will ich dir sagen: Wahrscheinlich werde ich mal Advokat oder so was. Und dann baue ich mir ein kleines Gartenhaus vor der Stadt und dann ziehst du zu mir und hältst, so lange du kannst und magst, den Garten ein bißchen in Ordnung. Und abends erzählst du mir Geschichten. Und Sonntags setze ich mich an meinen Schreibtisch und mache ein Buch daraus."

Seit einer Reihe von Jahren wohne ich draußen vor der Stadt in einem kleinen Gartenhaus, erst in Elmshorn, jetzt in Kiel. Und es hätte so werden können, wie ich prophezeite, wenn Schneiderohm nicht mit seinem alten Freund Jasper die am Schluß meiner Novelle „Der Pfahl" (Leute eigener Art) beschriebene Himmelfahrt angetreten hätte.

Ruhige Stunden, ein brauner Schreibtisch und friedevoller Sonnenschein darauf, ich davor und Novellen schreibend, wie mein Berufsgenosse Storm getan hat — das war mein Ziel. Meine schriftstellerischen Ideale haben im Laufe der Jahre gewechselt. Ich erinnere noch ganz deutlich, daß mich in Haale einmal Luise Mühlbach im Traum besuchte, als sei ich ihr ebenbürtig. Auf den Traum war ich lange Zeit stolz. Meine Ideale haben gewechselt. Vor vierzig Jahren schwor ich auf Heine. Er hat mich lange festgehalten, dafür bin ich ihn aber auch gründlich losgeworden. Von Mitte der siebziger Jahre an habe ich, soweit ich mich noch selbst schaffend dachte, eigentlich nur das Schreiben von Novellen im Auge gehabt. Denn kurze kunstvoll abgetönte Novellen oder Erzählungen las ich am liebsten, es ist auch jetzt noch mein Geschmack. Ich suchte meine Ideale mithin unter den besten Novellisten. Bei Storm, Gottfried Keller, Turgenjew, Tolstoi, Björne Björnsen, Maupassant, Daudet sind sie seßhaft geblieben. Über allem aber steht mir unter den Prosaerzählungen, wenn ich über gewisse Altertümlichkeiten hinweg=

sehe, des Altmeisters „Werthers Leiden“ und „Die Wahlverwandtschaften“. — Länger, als diese sind, möchte ich sie aber auch nicht gern haben.

Wie aber zu eigenem Schaffen kommen? Das erste Erfordernis war — Zeit und Ruhe. Zeit und Ruhe! Das ist bei mir eine komplizierte Forderung. Ich verlange nicht allein die äußere, sondern vor allen Dingen auch die innere Ruhe. Und die innere Ruhe hatte ich, als ich noch mein Amt wahrnahm, nur dann, wenn der beständig in mir pochende Mahner „Pflicht“ schwieg. Der schwieg aber nur, wenn mein Aktenknecht leer war. Ich mußte erfahren, wie sehr ich meines Vaters Sohn sei. Vater hatte sich ruhelos in der Wirtschaft abgemüht, um zur Ruhe zu kommen, ich tat das Gleiche mit Akten und desgleichen. Die Schriftstellerei winkte mir als Lohn des Fleißes, und deshalb mußte der letzte Vortrag erledigt sein, bevor Stille eintrat. Der letzte Eingang. Und wenn ich mir nur an einer hausbackenen Erledigung dieser Sachen hätte genügen lassen. Aber da war kein Loskommen vom Überlegen und Wenden nach allen Seiten, selbst des Feilens am sprachlichen Ausdruck war kein Ende. Zu meiner Qual, sage ich, mußte ich erfahren, daß ich der Erbe meines Vaters geworden sei.

Ja, wenn Stille eintritt . . . Nach der Arbeit das Vergnügen, will sagen — das Schriftstellern. Ich war insofern ein merkwürdiger Anwalt, als ich kaum Reste hatte. Ich galt für fleißig und eifrig in meiner Kunst. — Ach, wenn die Welt gewußt hätte, wie ich die Tretmühle in Wirklichkeit haßte, das haßte, was mich nicht zu meiner Lebensaufgabe kommen ließ! Denn immer lauter predigte in mir eine innnere Stimme: Du gehst in der Irre herum und wirst Dein ganzes Lebenlang in der Irre gehen.

Ich kam weder an Sonn- und Feiertagen, noch in den Zeiten des Urlaubs, den ich mir in karger Weise gestattete, zur Sammlung. Denn Sammlung setzte voraus das vollständige Versinken geschäftlicher Sorgen. Tage mußten vergehen, jede Anfrage, jeder Geschäftsbrief störte das Summen der Einsamkeit, nach der ich mich sehnte. Wenn ich in Haale besuchte, so glaubten die Leute, mir einen Gefallen zu erweisen, wenn sie Rechtsfälle mit mir besprachen. Selbst in Haale mußte ich mich vor den Leuten verkriechen. — So eine Wollmütze, wie Jasper Thun trug und, wenn er allein sein wollte, über das Gesicht zog, ist wirklich so übel nicht.

Von geschäftlichen Unannehmlichkeiten will ich nur sagen: Wie oft habe ich mich loben hören müssen, wo es für mich beschämend war! So wenig Verdienst hatte ich. Wegen Handlungen dagegen, wo ich einen Stammtischplatz im Prytaneion glaubte fordern zu können, hätte man mich gern vor das Kriminalgericht gebracht. Und für und für eine schwankende Gesundheit. — Von häuslichen Sorgen dies: Meine Frau erster Ehe erkrankte während der Brautzeit, genas kümmerlich und wurde dann brustleidend. Ich verlor sie nach einer zwölfjährigen Krankheit. Im April 1887 begrub ich sie, sie stammte aus einem bekannten dithmarsischen Geschlecht. Als meine Dulderin gestorben war und ich allmählich der Welt wieder anzugehören

begann, nahm ich meiner Pflicht so viel Zeit gewaltsam weg, daß eine kleine Humoreske entstand — „Die Roßtrappe von Neudorf" (Eine stille Welt). Ich bot sie der Presse an und wurde überall zurückgewiesen. Das nahm mir fast den Mut, ich wäre vielleicht geblieben, der ich war, hätte ich nicht endlich in Detlev Liliencron einen Retter und Helfer und Erlöser gefunden.

Liliencron hatte damals zwar seine „Adjutantenritte" und die meisten seiner Kriegsnovellen „Eine Sommerschlacht" — „Unter flatternden Fahnen" (ich zitiere noch immer nach den alten Buchtiteln) veröffentlicht, war aber noch keineswegs der allgemein gefeierte Dichter von heute. Er hatte die Kirchspielvogtei in dem meinem Wohnort (Elmsholm) benachbarten Kellinghusen verwaltet, hatte sein Amt aber aufgegeben und lebte nur noch seiner Poesie. Flüchtig hatte ich ihn schon früher kennen gelernt, bei einem Zusammentreffen im Frühjahr 1888 lernten wir uns näher kennen. Unsere Unterredung fand auf der Veranda des Gasthofes „Stadt Hamburg" in Kellinghusen statt. Ich erinnere, daß damals von Theodor Storm verlautete, er sei sehr krank, weiß auch, daß er einige Zeit darauf verstarb. Daraus schließe ich, es wird im Mai 1888 gewesen sein. Liliencron schickte mir einige Tage darauf ein Heft der von Conrad und Bleibtreu herausgegebenen „Gesellschaft" worin seine wunderbare Novelle „Die Mergelgrube" zum ersten Mal gedruckt war. Da faßte ich mir ein Herz und legte ihm meine Humoreske vor. Liliencron war entzückt, er jubelte, er habe ein Original entdeckt, wenige Monate darauf war auch ich ein in der „Gesellschaft" gedruckter Dichter. Damit war der Bann gebrochen, im Jahre 1889 konnte ich den Novellenband „Eine stille Welt" in Buchform veröffentlichen, im Jahre 1892 „den Schulmeister von Handewitt". Aber es ging langsam. 1897 „Die Wohnung des Glücks", 1899 „Hein Wiek".

Die Einführung zu meinem ersten Buch schrieb Liliencron, das zweite widmete ich ihm. Das war für die Kritik genug, mich zum Schüler Liliencrons zu machen, obgleich Temperamentsunterschiede vorhanden waren, die jede Nachahmung ausschlossen. Das veranlaßte mich bei dem Donathschen Buch (zum 60jährigen Geburtstage Liliencrons) gegen diese Annahme zu protestieren. Diese Verwahrung halte ich auch jetzt noch für begründet, jedoch darf ich an dieser Stelle nachholen, daß Liliencron mich nicht allein als Dichter aus der Taufe gehoben hat, sondern auch sachlich Einfluß auf mein Schaffen gewonnen hat, wenn dieser Einfluß auch wegen jener Temperamentsunterschiede nicht tief gehen konnte.

Meine Bücher wurden von der Kritik gelobt, zum Teil sogar enthusiastisch, immer aber nur im Vorbeigehen! Das Publikum bekümmerte sich um sie garnicht. Ich hatte also wenig Erfolg. Trotzdem entsagte ich mit der Jahreswende 1902/3 meinen Ämtern. Ich wollte meinen Traum, bei sinkender Sonne in Feiertagsstille nach getaner Arbeit der Welt zu sagen, was ich zu sagen habe, verwirklichen. Und das war mir, wie mich die Natur nun mal gemacht hat, nur möglich, wenn ich ganz frei war.

Leicht wurde mir der Entschluß nicht, aber ich glaubte ihn der noch immer nörgelnden Pflicht gegenüber verantworten zu können, um so mehr, als sich körperliche Beschwerden einstellten, die mir die Ausübung des Anwaltberufes erschwerten. Es hat aber einen harten Kampf der beiden in mir sich anherrschenden Gewalthaber, deren Gebote sich schnurstracks widersprachen, gekostet.

Bald gelang es mir, alle meine Schriften in einem Verlag zu vereinigen und in dem Herrn Alfred Janssen, Hamburg, einen überzeugten Förderer meiner Muse zu finden. Und wenn nicht alles täuscht, dann hat meine Schaffenskraft nun erst in der gesicherten inneren und äußeren Ruhe den Boden gefunden, der zu ihrem Gedeihen nötig war. Es ergießt sich jedenfalls zur Zeit ein lange zurückgedämmter Strom: 1904 „Leute eigener Art", 1905 „Um den Wegzoll", „Der Einzige und seine Liebe", 1906 „Heimkehr" und „Mit dem Hammer".

Was die Zukunft bringen wird, muß die Zukunft lehren.

Gerhart Hauptmanns versunkenes Lustspiel.

Von Hermann Kienzl.

Hinter den „Jungfern vom Bischofsberg" ist schon am 5. oder 6. Abend der Vorhang zum letzten Mal gefallen, und die Kritik hatte noch früher die Akten geschlossen. Pax vobiscum! Ich aber murmle ein Lux aeterna luceat vobis .... Ein kleines Lichtchen, fast nur ein Schimmer huscht weiter von diesem merkwürdig ungeschickten Lustspiel eines Künstlers, das sich hausbacken geberdet, doch so zu sagen noch eine zweite, innere, eine poetische Geberde hat. Es ist Alltagsweisheit, aber immerhin Wahrheit, daß jedes neue Werk ganz für sich allein die Verantwortung trägt, daß ältere Verdienste oder Mißgriffe des Dichters es in seinem Werte nicht heben oder schmälern können. Deshalb war das Publikum im Recht, ein Lustspiel, auch von Gerhart Hauptmann, abzulehnen, wenn es ihm mißfiel. Die Grenze der Dankbarkeit gegen einen Genius, von dem die Geschlechter der Gegenwart viel Schönheit und Freude haben, braucht nicht einmal weiter gezogen zu werden, als sie der Anstand zieht. Das Berliner Premieren-Publikum freilich kennt diese und jene Grenze nicht. Es ist ein Raubtier, und ein zarter Dichter seine angenehmste Beute. „Kerl, hab'n ma Dich emal!" — und der wohlgekleidete Janhagel tobte jauchzend, jauchzte tobend bei offenem Vorhang und machte die intimen Stimmungsreize der Dichtung — das Stück hat keine anderen Reize — unwahrnehmbar.

Im allgemeinen also gilt es: jedes Kunstprodukt ist für sich selbst verantwortlich. Und doch .... Ob man auch geneigt wäre, es als Voreingenommenheit zu mißbilligen, ich muß gestehen: die Vertrautheit mit Hauptmanns dichterischer Persönlichkeit, mit dem scheuen, keuschen Antlitz seiner Muse, das die Züge rührender Schwäche und Sehnsucht trägt, sie war mir ganz gewiß ein Mittler für das Lustspiel. Nicht daß ich mich bemüht hätte,

nach Art blinder Apostel teure Erinnerungen in die Gegenwart des Stückes einzufühlen und mir von dort geben zu lassen, was ich hier nehmen wollte. Doch wie es auch im profanen Leben geht: Kennst du einen Menschen genau, so ist es dir leicht, aus seinen knappen Worten, aus einem halben Blick, aus einem leisen Laut auf seines Herzens Grund zu lesen. Vertrautheit ist der Schlüssel. Er öffnete mir und Anderen den recht gewöhnlichen Deckel dieses Alltagslustspiels, unter dem verborgen die stille Poesie des Alltags lag. Das Lustspiel selbst also nur ein Deckel . . . . .

Es ist nicht Jedermanns Sache, sich willig ein gewöhnliches Stück alten Kalibers vorsetzen zu lassen und gerade daran mit vergnügten Sinnen auszukosten, wie viel des Ungewöhnlichen im Gewöhnlichen, wie viel des Neuen im Alten lebendig wird, wenn es ein Dichter grüßt. Für die meisten Theaterbesucher waren „Die Jungfern vom Bischofsberg“ eine Benedixiade und nicht einmal eine von den lustigsten. Der Versuch, die überreizten Gelüste moderner Zuschauer auf ein wehmutsvolles Behagen am herbstlichen Stilleben zu weisen und sie so abzustimmen, daß sie unter Verzicht auf alles Erregende sich zu schauen und zu lauschen begnügen, wie die Dinge gleiten, wie sterbende rote Blätter anmutig zur Erde wehen, wie knospende Jugend lacht, wie das Sonnenlicht auch auf der Insel harmloser Abgeschiedenheit verrinnt, und Friede und Freude und Sehnsucht und Abendschatten sich vermengen — — — der Versuch, die modernen Zuschauer mit dem Dichter aus dem Weltleben nach Arkadien bei Naumburg an der Saale flüchten zu lassen, ist mißlungen. Sie sahen nur die Benedixiade. Es sei dahingestellt, ob ein weniger dürftiges Drama, ob gewichtigere Persönlichkeiten das Stilleben unbedingt verdorben hätten; gewiß scheint mir sogar, daß Hauptmann, indem er den Pointen und dem sogenannten „Geist“ entsagte, in der Anlehnung an den dramatischen Altväterhausrat eine Art von Witz als Ersatz nahm, der zuweilen mit Plattheit und Banalität dem poetischen Seelchen der Dichtung gefährlich wurde; nicht minder klar jedoch ist mir, daß ein strengeres Drama den ländlichen Wiesengrund dieses Spieles zerstampft hätte, daß nur eine Form von so stupender Einfachheit den ganz auf spielerische Stimmung gerichteten Absichten des Dichters gerecht werden konnte.

Das Spiel eines Herbsttages . . Eines Alltags. Ja, es raunt, es rauscht auch hier. Lichte, luftige Elfen, Feenmenschenkinder gibt es allüberall und in jeder Stunde. Fühlt sie nur! Hausbackenheit liegt über uns — im Leben und in Hauptmanns Lustspiel. Darunter raunt und rauscht es. Hört es nur!

Lux aeterna luceat. Die jüngste von den vier Schwestern im alten Herrenhaus an der Saale, der farbige Kolibri, wird auch Lux genannt. Aus ihren vorwitzigen Kinderaugen sprüht der beste Teil der Liebe und der Freude, die der Dichter unter der Fläche seines Lustspiels geborgen hat. Die kleine Lux ist aber in keine der üblichen Liebesgeschichten verwickelt, mit denen Hauptmann in diesem Stück gar nicht wählerisch aufwartet. (So wenig wählerisch, daß sogar die verschlissene Romantik des verschollenen Liebsten,

der von jenseits des Ozeans zurückkehrt, ungeniert aufgewärmt wird). Die kleine Lux sieht nicht am Ende des Stückes mit einem — wie man sagt, klopfenden Mädchenherzen irgend einer Verlobung entgegen. Und das ist gut und fein. Sie ist noch im Besitz des ungeteilten Schatzes, dem der sichere künftige Verlust für die Gegenwart den höchsten Reiz und Wert gibt. Sie ist der Kolibri. Der Neck. Streicht sorglos oben im Weinberg, in der Borkenkapelle, ihre Geige. Steigt sorglos mit einem jungen Bengel von Vetter in den alten Turm und in den unterirdischen Gang — nicht ganz unberührt von den wonnigen Schaudern der Dunkelheit. Treibt Schabernack über Schabernack. Und lacht und lacht. Denkt nicht viel und ist selbst ein zärtlicher Gedanke. Ja, daß sie ist, das ist die Liebe. Die Liebe, die im herben, frischen Tagesanbruch weht. Ihr Morgenhauch flattert absichtslos um die blasse Stirn eines freundlichen, klugen, kränklichen Mannes. Dieser Mann — ein Gast des Hauses, der mit dem Amerika-Fahrer zu kurzer Oktoberlust eingekehrt ist — steht im Schatten des späten Nachmittags. Der Morgen und der Abend — weiter nichts. Und es wird nicht ausgesprochen und es dringt kein quälender Seufzer in die Luft, kein sentimentaler Akkord. Der kluge, von erlesener Kultur des Geistes und des Herzens erfüllte Mann weiß, daß er kränklich, daß er ein flüchtiger Gast ist. Er genießt in lächelnder Schwermut mit immer munterem Wort den Sonnenstrahl des Oktobers, die wundervollen Skulpturen des Naumburger Doms, den Duft des reifen Weins über den gesegneten Hängen, und die Liebe . . . . . Daß Lux ist, das ist die Liebe. Auch über diesem lächelnden Schweigen ein Duft wie in der blauen Luft des Weinbergs. Ein Segen, sinnverwandt der alten Kultur im Bürgerhause der vier Schwestern und den ehrwürdigen Skulpturen im Naumburger Dom. Es sinkt der Tag. Drunten an der lieben Saale glimmen die Lichtlein der Stadt. Droben auf dem Weinberge, unter rotblättrigen Kastanien, zwischen den Trümmern alter Türme und Kapellen, tanzen, während von fern her frohe Weisen erschallen, junge Leute mit leichten Füßen. Verlobte Paare — die Schwestern und ihre Liebsten. Sie tanzen, kichernd und schäkernd, die melancholische Polonaise. Frohmut und Wehmut . . . . Es sank der Tag. Den Pärlein voran schwebt der kleine Kolibri, in der Hand die bunte Papierlaterne — und frei, ganz frei. Der Mann, der diesen Abendreigen mit dem lieben morgendlichen Mädchen tanzt spricht: „So laßt uns den Reigen weiter tanzen, ins Blaue, ins Dunkle, ins Weite hinein, ins Ungewisse der Himmel und Meere" — Das ist alles. Daß es nicht mehr ist, das ist schön. — In unsicheren Umrissen dämmert die ergreifende Gestalt des Dr. Rank im letzten Zwiegespräch mit Nora. Aber hier wird kein Liebeswort gesprochen, keine Todesanzeige abgegeben. Es glänzen nur ein paar unbewußte Kinderaugen und es leuchtet hell in zwei fast schon müden Mannesaugen.

Das ist der Herbsttag. Jung und hell wie ein Sommer-, wie ein Frühlingstag. Doch durch die wundervoll blaue Luft ziehen weiße Fäden

wie weißes Haar. Das ist die Dichtung Gerhart Hauptmanns hinter einem Lustspielgerüst von Roderich Benedix. Wer sie auszuschlürfen geneigt war, genoß des lieben Künstlers. Empfing etwas aus der heimlichen Kammer, in der des Dichters persönliches Erleben im Bilde seiner Eigenart ruht. Daß er diesmal nicht schuf, was allen oder vielen das Genießen aufdrängte, mag gerade in dem persönlichen Verhältnis des Dichters zum Stoffe den Grund haben. Zu leicht ist der Erlebende geneigt, das, was ihm teuer ist, für gewichtig zu halten, die Grenze des Subjektiven und Objektiven zu vergessen.

Ein dürftiges, ein unzureichendes Theaterstück. Es liegt nicht so sehr an dem Mangel äußerer Handlung, daß das Stück keine Spannkraft auslöst, als in dem Umstande, daß die Personen innere Prozesse, die ihrer Natur nach kurzfristig sein müßten, in breiten fünf Akten durchmachen. Sie verharren. Auch hierin ist eine bestimmte künstlerische Absicht und Technik unverkennbar. Einen Kreis von guten, nicht gerade bedeutenden Menschen sich einfach ausleben zu lassen, das war die Absicht. Sie ist in Hauptmanns Zustandsdramen nicht neu. Nur daß sonst, etwa in „Kollege Crampton“ oder in „Michael Kramer“, Menschen von absonderlicher Art, an deren Maß wir mit wachsendem Interesse heranreichen, die Dichtungen beherrschen, während in den „Jungfern vom Bischofsberg“ das gewöhnliche Romanchen unerheblicher Leute den breiten Vordergrund füllt. Der wundersame Kolibri war dem Dramatiker nämlich nicht so wichtig wie dem Dichter. Er schwirrt nur von Zeit zu Zeit durch die Luft. Und auch der landschaftliche Zauber der Stunde breitet sich erst in den letzten Akten freier aus. Die Haupt- und Staats-Aktion des Lustspiels aber ist die Affäre der einen von den vier Schwestern — und gerade die der wenigst amüsanten Schwester — die sich vom Liebsten verlassen wähnte und in der Bedrängnis mit einem recht ungeliebten Manne den Verlobungsring tauschte. Der Durchgänger kehrt zurück und der Dichter sprengt den lästigen Platzhalter mit einigem kindlich-kindischen Gefoppe in die Luft. So kommt alles zum Rechten, ohne daß im Zuschauer eine wesentliche Furcht zu zerstreuen, eine wesentliche Hoffnung zu erfüllen gewesen wäre. Da möchte ich denn an schon Gesagtes anknüpfen und meinen: Eine heftige dramatische Erschütterung hätte dieses Spiel des ruhigen Genießens allerdings nicht vertragen, aber graziöse Ränke der Amoretten würden ihm so viel an Würze haben geben können, als die Ulke und Späße mit dem albernen Gymnasiallehrer Ernüchterung brachten.

Albern, ja — aber doch gut getroffen. In der Begabung, mit wenigen Strichen, in unaufdringlichen Linien einen leibhaftigen Menschen hinzuwerfen, verleugnet sich Hauptmann nicht. Dieser Oberlehrer Nast ist nur in dem Grade seiner Urbilder eine Karikatur. An seiner Zeichnung sind weniger die bizarren Ecken als die feinen Strichelchen beachtenswert. Seine Braut, das saure Geschöpf der Pflicht, hat ihn eben — „pflichtgemäß“ — zum Vertrauten ihres geheimen Schmerzes gemacht und ihm sogar mit innerem Widerstreben den letzten Brief des Geliebten eingehändigt. Welch ein Augenblick für das Mit-

leid, das Zartgefühl und die Liebe eines Mannes! Der Oberlehrer setzt den Kneifer auf, liest und unterbricht sich sofort: „Halt, da fällt mir noch etwas ein, liebes Kind. Ich sage es nur der Ordnung wegen. Wenn Du mal mit Sabine sprichst, ich habe für sie zwei Mark an den Briefträger ausgelegt. Wenn es übrigens vergessen wird, schadet es nichts." — Er liest weiter . . .

Noch feiner, für die theatralische Perspektive fast allzufein, ist die charakteristische Zeichnung der vier Schwestern sowie des prächtigen jovialen Onkels und der minder angenehmen Tante. Diese vier Mädels — tapfere Mädels! — haben so viel Gemeinsames vom Vater und von der Scholle her und ihr Gesichtskreis ist räumlich so eng umschlossen, daß kaum je zwei Augen sehen, was nicht alle acht sehen. Und sie lieben sich so sehr. Und dennoch: in dieser vierköpfigen Einheit die Grundrisse aller guten Gattungen Weib. Allerdings nur die Grundrisse, nur Skizzen und Schatten. Das Erlebnis, das Ereignis, das die Naturen weckte, sie dahin und dorthin riefe, es tritt nicht in ihren Kreis.

Über diesem leichten geruhsamen Spiel — allzu leicht, allzu geruhsam — wölbt sich ein Horizont von Lebensfreude und Güte. Von Lebensfreude, die aus der Gesundheit der Herzen und der Bildung der Sinne sprießt. Es prangen die Ufer der Saale und die bewunderungswürdigen Plastiken im Dom, rein gedachte Kunst, wie nur irgend im gelobten Lande Italien, — deutsche Kunst . . . . Landschaft und Dom haben der Dichtung, die hinter dem matten Lustspiel steckt, Pate gestanden. Die Menschengüte ist Hauptmanns Wunsch und Natur.

Über die praktische Einrichtung von kleinen Volksbibliotheken.

Von Dr. Gustav Albrecht (Charlottenburg).

Die Notwendigkeit und der Nutzen einer allgemeinen und gesunden Volksbildung haben sich in Deutschland noch niemals so sehr geltend gemacht wie in den letzten Jahrzehnten. Infolge der langjährigen Friedenszeit, die seit der Einigung des Deutschen Reiches besteht, haben Wissenschaften und Künste einen hohen Aufschwung genommen, haben sich Handel und Industrie rege entfaltet, hat die Volkswohlfahrt eine Blüte erreicht wie nie vorher. Die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen und künstlerischer Bestrebungen, die Errungenschaften auf technischem, industriellem und gewerblichem Gebiet, die mannigfachen Handelsbeziehungen mit dem Auslande und der dadurch gesteigerte Weltverkehr haben uns mit anderen Nationen in vielfache Berührung gebracht, zum Teil ganz neue Wirkungs- und Absatzgebiete eröffnet und die geistige und soziale Tätigkeit belebt und gefördert.

Dieser Wettbewerb auf allen Gebieten des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens stellt natürlich erhöhte Anforderungen an die Schaffenskraft des modernen Menschen, und will er den an ihn herantretenden Ansprüchen gerecht werden, will er nicht zurückbleiben im Wettlauf seiner Genossen, so muß er mit entsprechenden Fähigkeiten ausgerüstet sein — kurz, er muß eine den veränderten sozialen Verhältnissen entsprechende Bildung besitzen.

Gelegenheit, sich eine solche Bildung anzueignen, besitzen wir in Deutschland allerdings zur Genüge, aber nicht jedem ist es vergönnt, die vom Staate und von einzelnen Gesellschaften dargebotenen Bildungsmittel ohne weiteres benutzen zu können. Die besitzenden Stände befinden sich wohl in der angenehmen Lage, ihren Kindern eine Erziehung zu teil werden zu lassen, die sie befähigt, den Kampf mit dem modernen Leben aufzunehmen und sich weiterhin so zu vervollkommnen, daß sie leistungsfähige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden. Anders verhält sich die Sache aber bei den unteren Klassen der Bevölkerung. Hier zwingt die soziale Lage meist die jungen Leute, nachdem sie die Schule verlassen haben, sich sofort einen Erwerb zu suchen, um sich und vielfach auch ihre Angehörigen zu ernähren. Die anstrengende Tätigkeit ihres Berufs hindert sie vielleicht auch, die Fortbildungsschule und andere für die Volksbildung geschaffenen Einrichtungen zu besuchen, weil diese nur zu bestimmten Zeiten geöffnet sind, die Bildung kann infolgedessen nicht erweitert werden, das auf der Schule Erlernte wird zum Teil vergessen, und waffenlos steht der Bedauernswerte im Kampfe des modernen Daseins den Ansprüchen, die dieses an ihn stellt, gegenüber. Zwar sorgen der Staat und die städtischen Behörden durch die Einrichtung von Fortbildungs-, Kunstgewerbe- und Handwerkerschulen, durch technische und kunstgewerbliche Sammlungen, durch Wandervorträge und mannigfache Veröffentlichungen für die Weiterbildung der unteren Stände, zwar bemühen sich gemeinnützige Gesellschaften, Arbeiter- und Fachvereine durch Vorträge und Vereinsschriften, durch Unterrichtskurse und Wanderbibliotheken in gleichem Sinne zu wirken, doch kommen diese Wohlfahrtseinrichtungen entweder nur einem kleinen Kreise der Bildungsbedürftigen zugute oder ihre Benutzung ist von so manchen Vorschriften und Beschränkungen abhängig, daß die große Masse nur bedingten Nutzen davon hat.

Deshalb muß hier ein anderes Bildungsmittel einsetzen, das, unbehindert von Zeit und Raum, ohne Unterschied von Stand und Beruf, ohne Ansehung der Person, ohne Bevorzugung befähigter Individuen und ohne Zwang, jedem die Möglichkeit gewährt, geeignete Bildungsmittel zu erlangen und sich nach eigener Wahl und mit und ohne Beihilfe fortzubilden, und dieses Bildungsmittel besteht in gut geleiteten, reichhaltigen öffentlichen Bibliotheken.

Über den Wert und den Nutzen öffentlicher Bibliotheken ein Wort zu sagen, hieße Eulen nach Athen tragen. Die Bücherhallenbewegung hat in

den letzten Jahren so erhebliche Fortschritte gemacht und überall so viel Entgegenkommen gefunden, daß dieser Umstand allein schon für ihren Nutzen sprechen würde, und der Erfolg, den die neu eingerichteten Bücherhallen, Volksbibliotheken und Lesehallen errungen haben, ist in noch höherem Grade ein Beweis dafür, daß mit ihrer Einrichtung einem dringenden, lange gefühlten Bildungsbedürfnis entsprochen worden ist. Das gedruckte Wort in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen ist eine Großmacht geworden, die auf den Bildungsgang eines modernen Menschen einen erheblichen Einfluß ausübt. Wem daher andere Bildungsmittel nicht zugänglich sind, der wird zu einem Buche oder zu einer Zeitschrift greifen und seinem Mangel an Bildung und an Wissen abzuhelfen suchen. Weil es aber nicht jedem vergönnt ist, sich Werke oder Fachzeitschriften, aus denen er Belehrung schöpfen kann, zu kaufen, so muß der Staat oder die Stadtgemeinde, so müssen gemeinnützige Gesellschaften, Großgrundbesitzer oder Fabrikinhaber den Bildungsbedürftigen Gelegenheit geben, die ihnen nützlichen Werke unentgeltlich und ohne Zwang jederzeit benutzen zu können. Unentgeltlich und ohne formellen Zwang, das bedarf wohl keiner Erörterung, aber auch zu jeder Zeit, damit der Benutzer der Bibliothek, wie es sein Beruf ihm gestattet, im Laufe des Tages oder am Abend die Bildungsstätte aufsuchen kann.

In den meisten größeren Städten Deutschlands und auch an vielen kleineren Orten ist dem Bildungsbedürfnis des Puklikums durch Errichtung von Volksbibliotheken und Lesehallen bereits Rechnung getragen worden*), außerdem haben gemeinnützige Gesellschaften, wie die Comeniusgesellschaft, die Gesellschaft für Ethische Kultur, die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, der Zentralverein für Gründung von Volksbibliotheken, sich die Förderung der Bücherhallenbewegung angelegen sein lassen und gute Erfolge in dieser Hinsicht erzielt**), aber es bleibt immerhin auf diesem Gebiet noch sehr viel zu tun übrig, und der Zeitpunkt, wo jede Stadt, jede Ortschaft im deutschen Vaterlande eine eigene Volksbibliothek besitzen wird, dürfte noch ziemlich weit entfernt sein. Deshalb ist es die Pflicht eines jeden Gebildeten, nach Kräften mitzuwirken, daß dies Ziel recht bald erreicht wird, daß die Bücherhallenbewegung in allen Teilen des Reichs lebhaft gefördert wird, und das Beispiel von Volksfreunden wie Krupp in Essen, Heymann in Berlin, Abbe in Jena oder Wegeler in Koblenz, die für ihr Personal oder für die Bewohner der Stadt eigene Büchereien eingerichtet haben, oder von hochherzigen Männern, wie Leo in Berlin, Werkmeister in Charlottenburg, Engelhorn in Stuttgart, Müller in Görlitz oder Jacobi in Straßburg, die beträchtliche Summen zur Einrichtung von Bibliotheken gestiftet haben, sollte recht oft Nachahmung finden. Ferner sollten

*) Vgl. G. Fritz, die Neugestaltung des städtischen Bibliothekswesens und die dort aufgeführte Literatur.

**) Vgl. die Monatsschriften und Veröffentlichungen der einzelnen Gesellschaften.

Gesellschaften und Vereine, auch wenn sie keinen ausgesprochen gemeinnützigen Charakter haben, sich die Einrichtung von Volksbibliotheken angelegen sein lassen oder wenigstens nach Kräften dazu beitragen, daß die Mittel dazu aufgebracht werden. Erfreulicherweise sind auch in dieser Hinsicht erfolgreiche Schritte getan worden, und die Anfragen, die beständig an die Schriftleitung des „Eckart“ gerichtet werden, lassen erkennen, daß Vereine und kleinere Gesellschaften fortgesetzt tätig sind, um in der angegebenen Weise für die Verbreitung von Volksbildung zu sorgen, und daß auf dem Gebiete der Bücherhallenbewegung erfreuliche Weiterarbeit und rege Fortschritte zu verzeichnen sind.

Vielfach herrscht nun in Kreisen, die mit den Arbeiten und Errungenschaften auf dem Gebiete des deutschen Bibliothekwesens weniger vertraut sind, Unklarheit darüber, in welcher Weise die Einrichtung von Bücher- und Lesehallen in die Wege geleitet wird, wie solche Institute praktisch eingerichtet und wie sie zweckentsprechend verwaltet werden, und ich folge gern der Aufforderung der Schriftleitung des „Eckart“, denen, die die Absicht haben, kleinere Volksbibliotheken einzurichten, einige praktische Winke zu geben.

Bei der beabsichtigten Einrichtung von öffentlichen Büchereien handelt es sich in jedem Falle zunächst um drei Punkte: um die Geldfrage, um die Platzfrage und um die Wahl des Leiters der Bibliothek. Diese Punkte werden selbst in den kleinsten Ortschaften in Frage kommen, ihnen muß deshalb zuerst Beachtung geschenkt werden.

An einem praktischen Beispiel wird sich die Sache am besten auseinandersetzen lassen.

Der Lehrerverein einer Stadt von 30000 Einwohnern hat beschlossen, seine Vereinsbibliothek, die im Laufe der Jahre auf 2000 Bände angewachsen ist, der Allgemeinheit zugänglich zu machen und sie zu einer Volksbibliothek auszugestalten. Der Verein besitzt natürlich nicht die nötigen Mittel hierzu und wendet sich an die Stadtverwaltung, an vermögende Bürger und an Fabrikinhaber und Großgrundbesitzer der nächsten Umgebung mit der Bitte um Unterstützung in Geld und um Zuwendung geeigneter Bücher. Es gelingt ihm, zunächst gegen 4000 Mark zusammen zu bringen, die Zusage einer jährlichen Beihilfe von seiten der Stadtverwaltung zu erhalten und einige opferwillige Mitglieder für den neugegründeten Bibliotheksverein zu werben. Ein bescheidener Anfang zur Errichtung der Volksbibliothek ist gemacht, die Mittel werden genügen, um den Bücherbestand beträchtlich zu erhöhen und die nötigen Einrichtungen in der Bücherei selbst zu treffen, falls der Verein nicht nötig hat, Miete für die Räume der Bibliothek zu zahlen oder gar ein geeignetes Gebäude käuflich zu erwerben. In solchen Fällen müßten natürlich erheblich größere Geldmittel aufgebracht werden, Summen, die sich nach den Grundstücks- und Mietspreisen in der betreffenden Stadt richten würden. Ebenso wenig könnten von der genannten Summe Gehälter für den Verwalter der Bücherei und für das nötige Personal gezahlt werden, vielmehr müßten diese Stellen

von Mitgliedern des Vereins im Ehrenamte verwaltet werden, andernfalls wären größere Summen zur Bestreitung dieser Ausgaben notwendig.

Über die Höhe des Grundkapitals zur Errichtung einer kleinen Volksbibliothek und die der jährlichen Zuschüsse lassen sich überhaupt keine bestimmten Angaben machen, die Höhe der Mittel wird sich stets nach den jeweiligen Verhältnissen richten, und es ist Sache derjenigen Personen, die sich mit der Errichtung der Bücherei befassen, genau zu überschlagen, welche Mittel zur Einrichtung und außerdem zur Fortführung der Bibliothek nötig sind, und nach dem Erfolg der Eingänge ihre Entscheidung zu treffen. Auf alle Fälle ist zu beachten, daß nur mit ausreichenden Mitteln und mit der festen Aussicht auf jährliche Zuwendungen etwas Ersprießliches und Nützliches geleistet werden kann, und wenn diese Mittel und Aussichten nicht vorhanden sind, dann soll man lieber von der Einrichtung einer Bücherei absehen oder diese auf bessere Zeiten verschieben, denn eine Bibliothek, die wegen Mangel an Mitteln vielleicht nach ein paar Jahren geschlossen werden muß oder ohne Neuerwerbungen kümmerlich fortgeführt wird, ist ein klägliches Ding. Sie stiftet wenig oder gar keinen Nutzen, und das Geld für ihre Einrichtung ist zum Fenster hinausgeworfen worden.

Nehmen wir nun an, die Stadtverwaltung ist in dem angeführten Falle bereit, die Bestrebungen des Lehrervereins dadurch zu unterstützen, daß sie ihm Räume für die Bibliothek zur Verfügung stellt, so ist sehr viel für das Zustandekommen des Plans gewonnen, und es liegt den Begründern der Bücherei nunmehr ob, ein geeignetes Gebäude mit passenden Räumen ausfindig zu machen und sich mit den Stadtvätern um Überlassung des Hauses bezw. einiger Zimmer ins Einvernehmen zu setzen. Die Regelung der Platzfrage ist ein wichtiger Punkt, denn von der glücklichen Wahl der Leseräume hängt viel für den guten Besuch der Bibliothek ab. Das Gebäude, in dem die Bücherei und der Lesesaal untergebracht werden, muß möglichst im Mittelpunkt des Ortes liegen, und zwar in einer der am meisten benutzten Straßen, es muß hohe, luftige und gut beleuchtete Räume enthalten, sowohl eine Ausleihstelle und Zimmer für den Bücherbestand als auch eine Lesehalle für 40 bis 50 Personen. Ausleihstelle und Lesezimmer müssen leicht zugänglich sein und, wenn angängig, im Erdgeschoß liegen, die Magazinräume müssen mit diesen Zimmern in solcher Verbindung stehen, daß Wünsche der Besucher leicht und schnell berücksichtigt werden können. Außerdem müssen sämtliche Räume selbstverständlich heizbar sein.

Alle diese Punkte werden bei der Anlage einer Bibliothek, selbst der kleinsten, beachtet werden müssen und sie können sämtlich berücksichtigt werden, wenn die Gründer der Bibliothek die Mittel besitzen, entweder ein eigenes Gebäude zu erwerben oder die Bücherei in gemieteten Räumen unterzubringen. In unserem Falle, wo die Stadtverwaltung dem Lehrerverein die Räume unentgeltlich überläßt, wird dieser auf manches verzichten müssen, was nötig wäre, aber es wird sich auch unter diesen Umständen

wenigstens ein anheimelnd ausgestattetes Lesezimmer einrichten lassen, wenn auch vielleicht die Bücherausgabestelle und die Magazinräume nicht den Anforderungen moderner Bibliothekseinrichtungen entsprechen. Ein leicht zugängliches, gemütlich eingerichtetes Lesezimmer, in dem eine Handbibliothek aufgestellt ist, ist ein Haupterfordernis einer öffentlichen Bibliothek und wird sich wohl überall, wo die Verhältnisse nicht zu primitiv sind, herstellen lassen. Denn wie mancher findet zu Hause nicht die nötige Ruhe zum Lesen, wie mancher will sich über Unklarheiten bei der Lektüre sofort Rat holen und wendet sich im Lesezimmer an den Bibliothekar oder seinen Stellvertreter, wie mancher will nur einen Einblick in ein Werk tun, ohne es mit nach Hause zu nehmen, und ähnliches — alle diese Leser werden mit Freude die Einrichtung eines Lesezimmers begrüßen. Damit dieses aber auch wirklich allen Anforderungen entspricht, muß es täglich geöffnet sein, auch Sonntags, und entweder den ganzen Tag bis 10 Uhr abends oder wenigstens acht Stunden lang, vornehmlich am Abend. Eine längere, tägliche Öffnungszeit der Bücherausgabe wird gleichfalls erforderlich und von großem Nutzen sein, und außerdem ist es dringend notwendig, daß der Zutritt zum Lesezimmer und die Benutzung der Bibliothek überhaupt unentgeltlich ist und ohne große Formalitäten gestattet wird, so daß jeder zu den bestimmten Zeiten ohne Rücksicht auf Stand und Beruf und ganz nach Belieben sich im Lesezimmer aufhalten oder Bücher entleihen kann.

Diese Vorschläge und Winke werden auch wieder nur den jeweiligen Verhältnissen entsprechend berücksichtigt werden können, doch ist gerade ihre Durchführung den Gründern von kleinen Volksbibliotheken sehr zu empfehlen, zumal sie sich ohne allzu große Umstände durchführen lassen werden.

Das Hauptaugenmerk haben die Gründer von Bibliotheken auf die Wahl einer geeigneten Persönlichkeit als Leiter des Instituts zu richten. Soll die Einrichtung der Bibliothek von Nutzen für die Volksbildung sein, so darf das Institut nicht im Nebenamt von einem Lehrer, einem Magistratssekretär oder einem beliebigen Privatmann verwaltet werden*), sondern es muß unter der Leitung eines gutunterrichteten, fachmännisch geschulten Bibliothekars stehen, der Bücherei und Lesehalle im Hauptamt verwaltet und seine ganze Kraft in den Dienst des Unternehmens stellt. Einem solchen Manne, der während seiner Ausbildung mit den Einrichtungen einer ganzen Anzahl von Bibliotheken bekannt geworden ist, kann man getrost die weitere Einrichtung und die Fortführung des Unternehmens überlassen, er wird die beste und vorteilhafteste Einrichtung auswählen, er wird eine Büchersammlung aufstellen, die den Ansprüchen der Gebildeten wie der Ungebildeten genügt, und er wird seine Wahl gemäß den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln

*) Das ist eine ideale Forderung, die zunächst nicht immer zu erfüllen sein wird. Den Bibliothekaren im Nebenamt, die oft, weil sie's von Herzen sind, die schönsten Erfolge aufzuweisen haben, gebührt ein umso herzlicherer Dank. Die Red.

treffen. In der Hand eines geschulten Bibliothekars ist die Bibliothek gut aufgehoben und ihr Nutzen wird sich bald bemerkbar machen.

Die Anstellung eines eigenen Bibliothekars, der selbstverständlich, weil im Hauptamte tätig, Gehalt bekommen müßte, wird sich bei kleineren Volksbibliotheken nur selten ermöglichen lassen, und auch in dem angenommenen Falle wird der Lehrerverein eins oder mehrere seiner Mitglieder mit der Einrichtung und der Leitung der neuen Bibliothek betrauen. Ein solcher Bibliothekar wird, weil er die Verwaltung im Nebenamt besorgt, nur beschränkte Zeit für die gute Sache tätig sein können, und mag er auch Lust und Liebe mitbringen und seine Mußestunden der Bibliothek widmen, er wird doch niemals das leisten, was ein eigens bestellter Leiter leisten kann und leisten muß. Die Erfolge werden dementsprechend geringer und der Nutzen der ganzen Einrichtung wird nur mäßig sein. Das war gerade der Fehler, der den bisherigen Volksbibliotheken anhaftete, daß sie im Nebenamte von einem Rektor oder einem Lehrer verwaltet wurden und infolgedessen nur gewisse Stunden am Tage oder meistens nur zwei oder drei Tage in der Woche offen gehalten werden konnten. Diese Art von Volksbibliotheken, die gewöhnlich auch keinen Lesesaal haben, genügt in unserer Zeit mit ihren gesteigerten Ansprüchen nicht mehr den an solche Bildungsinstitute gestellten Anforderungen, und man kann allen Gründern von Volsbibliotheken nur empfehlen, einen eigenen Leiter an die Spitze zu stellen. Ist es aus irgend welchen Gründen nicht möglich, einem fachmännisch geschulten Bibliothekar die Einrichtung und die Verwaltung zu übertragen, so sollte man mindestens dafür sorgen, daß der Herr, der die Leitung der Bibliothek im Nebenamt übernimmt, möglichst viel freie Zeit dafür erhält, ferner, daß er ausreichende Kenntnisse im Bibliothekfache und in der gesamten Literatur besitzt und daß er durch den Besuch mustergiltiger Bibliotheken sich einige Erfahrung in der zweckmäßigen Einrichtung von Büchereien und Lesezimmern erwirbt. Ob ein solcher Leiter für seine Arbeiten eine Entschädigung erhält oder ob er den Dienst als Ehrenamt übernimmt, ob und wieviel Hilfskräfte ihm zur Seite stehen sollen, und ob dies bezahlte oder freiwillige Helfer sind, wieviel und welche Bücher angeschafft werden sollen und ähnliches, das sind Fragen, über die je nach den Umständen von Fall zu Fall entschieden werden muß, Vorschläge können in dieser Beziehung kaum gemacht werden.

Falls sich die Anstellung eines eigenen Bibliothekars nicht ermöglichen läßt, kann man den Ausweg einschlagen, daß man eine bibliothekarisch vorgebildete Dame mit der Leitung der Bücherei betraut. Wie bekannt, werden neuerdings in besonderen Schulen oder Kursen junge Mädchen auf den Bibliotheksberuf vorbereitet, und aus ihren Reihen sind schon verschiedene Leiterinnen von kleinen Volksbibliotheken hervorgegangen. Diese Damen sind in der Literatur und den zugehörigen Hilfswissenschaften gut bewandert, mit den technischen Fragen des Bibliothekfachs einigermaßen vertraut und haben eine Prüfung behufs ihrer Befähigung als Bibliothekarin abgelegt. Sie können

also für kleine Büchereien als Ersatz für einen männlichen Bibliothekar eingestellt werden, nur muß man darauf achten, daß man stets Damen wählt, die ausreichende Zeugnisse über ihre Befähigung besitzen, denn es laufen eine Menge Damen herum, die sich „Bibliothekarinnen" nennen und keine Ahnung von der Einrichtung von Bibliotheken haben und deshalb in technischer Hinsicht sehr bald versagen. Da die Damen im großen und ganzen geringere Gehälter beziehen, so dürfte sich die Anstellung einer Bibliothekarin auch in kleineren Ortschaften erschwingen lassen, und es ist immer besser, daß eine Dame die Bibliothek im Hauptamt verwaltet, als daß die Leitung im Nebenamt von einem außerdem vielleicht stark beschäftigten Mann geführt wird. Will man ganz sicher gehen, so überträgt man die Vorarbeiten, die Einrichtung und die Anschaffung der Bücher dem Bibliothekar einer benachbarten größeren Bibliothek, der auch die als Leiterin ausersehene Dame in ihre Stellung einführen kann und betraut dann mit der Leitung der eingerichteten Bücherei und ihrer Fortführung die betreffende Bibliothekarin.

Außer diesen Vorschlägen wäre vielleicht noch ein Wort über die Auswahl der Bücher zu sagen. Vor allem muß betont werden, daß man eine reichhaltige, alle Wissensgebiete umfassende Auswahl trifft, und zwar nicht engherzig nach einer Richtung hin, sondern möglichst vielseitig und tendenzlos. Im Lesezimmer müssen Nachschlagewerke aller Art, eine Anzahl Sammelwerke und eine Auswahl guter Unterhaltungsschriften aufgestellt werden, eine Übersicht über die anzuschaffenden Werke gibt der Katalog jeder größeren öffentlichen Bibliothek, bestimmte Vorschläge können an dieser Stelle des Raumes wegen nicht gemacht werden. Auch die Musterkataloge, die manche Gesellschaften herausgeben, und die Bücherlisten, sowie die kleine Schrift „Volksbibliotheken", die vom Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken herausgegeben werden, enthalten eine Menge Winke über die Zusammensetzung einer Standbibliothek in Lesezimmern. Außerdem sind eine Anzahl guter Zeitschriften, die gelesensten Zeitungen und verschiedene Fachzeitschriften auszulegen. Sehr zu empfehlen ist es, an den Wänden des Lesezimmers Karten und Pläne der Umgegend und der betreffenden Provinz, Kunsttafeln und Darstellungen aus der Heimat, sowie Tabellen über diesen oder jenen Gegenstand von allgemeinem Interesse aufzuhängen oder solche Sachen in Mappen auszulegen. Der Besucher des Lesezimmers muß in jeder Weise angeregt und zum Verweilen veranlaßt werden, und hat er erst einmal irgend eine Anregung erhalten, so wird er auch öfter wiederkehren, um seinen Durst nach Bildung zu befriedigen, und sich im Lesezimmer allmählich so wohl fühlen wie zu Hause.

Die Auswahl der Bücher für die Ausleihbibliothek wird am besten dem Leiter, der in der gesamten Literatur gut bewandert sein soll, überlassen bleiben, Hilfsmittel stehen ihm in den Katalogen der größeren öffentlichen Bibliotheken und in den erwähnten Musterkatologen und Bücherlisten zur Verfügung. Die Anschaffung der Bücher wird sich auch nach dem Orte und der Gegend, wo die Bibliothek sich befindet, richten, nach der Bevölkerung und ihrer Beschäftigung,

nach dem Bildungsgrad und der Konfession, und nach anderen Umständen, es können also in dieser Hinsicht keine bestimmten Vorschläge gemacht werden. Eins nur ist zu beachten, der Leiter der Bibliothek darf bei der Auswahl der Bücher nicht allzusehr auf den Geschmack des Publikums Rücksicht nehmen, sondern muß in diesem Punkte erzieherisch zu wirken suchen und durch Darbietung guter Bücher den schädlichen Einfluß der Leihbibliotheken und der Hintertreppenromane beseitigen, er muß den Geschmack seiner Leser verbessern und jederzeit durch mündliche Empfehlungen oder durch kurze Anschläge im Lesezimmer seine Leser auf diese oder jene literarische Neuerscheinung, auf gute ältere Bücher und auf populär geschriebene Werke aufmerksam machen. Überhaupt muß der Leiter der Bibliothek sowohl bei der Auswahl der Bücher als auch bei der Verwaltung selbst sein Augenmerk darauf richten, daß die Bibliothek ein allgemeines Bildungsinstitut sein soll, das Unbemittelten und Begüterten, Ungebildeten und Gebildeten in jeder Weise die Möglichkeit gewährt, die Literaturschätze des deutschen Volkes, ja, in gewisser Hinsicht der ganzen Welt, kennen zu lernen und ihre Bildung und ihr Wissen stets zu vervollkommnen.

Meine Vorschläge und Winke für die Einrichtung von kleinen Volksbibliotheken schließe ich wohl am besten, wenn ich die Hauptpunkte noch einmal kurz zusammenstelle:

1) Ausreichende Mittel für Einrichtung und Fortführung der Bibliothek,

2) Lage der mit einem Lesezimmer verbundenen Bibliothek an günstigster Stelle des Ortes,

3) Einrichtung und Leitung der Bibliothek durch einen gutgeschulten Fachmannn, wenn möglich im Hauptamte,

4) freier, durch keine Formalitäten erschwerter Zugang und freie Benutzung für jeden, ohne Ansehung von Stand und Person,

5) Öffnung der Bücherei und des Lesezimmers während des ganzen Tages, besonders in den Abendstunden,

6) tendenzlose, für alle Kreise der Bevölkerung berechnete Auswahl von Büchern und Zeitschriften.

Die Zahl der Winke und Vorschläge ist mit vorstehender Ausführung nicht erschöpft, es sind nur die hauptsächlichsten berücksichtigt worden, aber einmal würde eine weitere Auseinandersetzung den hier zur Verfügung stehenden Raum überschreiten und dann kann über Einzelheiten, wie sie bei der Einrichtung jeder Bibliothek auftreten werden, nur von Fall zu Fall Rat erteilt werden*).

---

*) Fachmännischer Rat wird jederzeit durch die Redaktion des „Eckart“ an Abonnenten kostenlos vermittelt.



Lesefrüchte.



Aus: Thanatos. Erzählende Verse. Von A. K. T. Tielo. Stuttgart, Axel Juncker 1905. 248 S. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Penelope.

„Odysseus kommt", so rann es nächtig raunend
Durch Plutos schwarze, nebelnde Cypressen.
„Odysseus kommt! Auch ihn den meerumstürmten,
Ruhmvollen Helden mit dem Denkerhaupte
Hinstreckte Thanatos. Schon raucht gen Himmel
Auf Ithaka des Königs Flammengruft".

„Odysseus kommt". Und aus dem Schwarm der Schatten
An des Kokytos' fahles Felsenufer
Vordrängten all die fürstlich hohen Frauen,
Die ihn geliebt: die bleich verhärmte Mutter,
Nausikaa, schlank, des Phäakenlandes
Tiefschöne Tochter — lauschend mit Kalypso
Die kluge Kirke, scheu gefolgt von Löwen,
Zuletzt Athene mit gesenktem Speere,
Im schlachtgewohnten Auge feuchten Glanz.

Doch zwischen ihnen glitt gedämpftes Fragen:
„Odysseus kommt — wo weilt Penelope?
Sie, die auf ihn gewartet zwanzig Jahre,
Vom Sumpfe frecher Freier unvergiftet,
Vergaß die Gattin ihn in dem Gefilde
Des immergrünenden Elysiums?" —

Und dumpfer schluchzte die umwölkte Welle,
Und Ruderschläge schollen. Charons Nachen
Herwälzte sich durch Dunst und Todesgrauen —
Versonnen hob sich eine greise Schläfe,
Zwei Arme kreuzten sich im Purpurmantel
Auf starrer Brust — —
Da traf das graue Schweigen,
Das Klageruf und Gruß sonst unbarmherzig
Erdrückt, ein greller Schrei.
Und jäh vom Abhang
Wie dämmeriges Randgeröll sich löste
Ein Schatten, o, der stillste aller Schatten,
Der unbemerkt seit Monden dort gekauert —
Aus müdem Antlitz wogten Witwenschleier —
Sie war es, die Vermißte, Leidverlorne,
Die ewig nur im Herzen Einen trug.
Die schweren Säume raffend, kielentgegen,
Durchstob ihr Fuß das eisige Gewässer.

Und sieh! Schon zog Odysseus die Geliebte
Zum Felsenbord.
Da bebten sie und hielten
Sich fest verschlungen — die versehnten Lippen
Fanden sich neu, die blassen Lippen färbte
Ein Hauch von Blut und Jugend —. holde Ahnung
Verlieh den blassen Lippen Morgenschimmer:
So tranken sie sich Lethe. Traumhaft netzte
Kaum ihren Frieden grüßendes Gemurmel,
Als nickten ihnen bange Spiegelbilder
Im Scheine schwankenden Asphodelos'!

Doch Pallas streute, herrlich helmbuschflatternd,
Auf ihren Pfad mattroten Mohnes Zauber
Und silbertauige Narzissenpracht.
Und während Nacht und Schweigen sich vertieften,
Auf Blumen schwebten sie aus Traum und Trauer,
Im Blicke heilige Klarheit, Hand in Hand
Vorüber an den Klüften der Verdammten
Geradeswegs ins leuchtendste Gefilde
Elysiums.

Es rauscht im Hünengrab.

Litauen.

Fortwälzten sie den Stein, hinab
Ihr Eisen wühlte wie ein böser Stier;
Das Grab, das graue Hünengrab
Erbrach der Heidebauern Gier.

Der Nied'rung Wiesengrün erblich,
Im Rohrwald rollte kühl und hart
Das Haff — da klang der dumpfe Spatenstich,
Wie wenn der Schatz gefunden ward.

Und aus der Grube feuchtem Bett
Ein Waffenglitzern schwoll und schwand.
O welch ein riesiges Skelett,
Kaum lösten sie der Hände Bernsteinband!

Das war ein Held! Doch langte nicht
Nach seinem Schmuck ein Knochenarm? —
Die Kette fiel!
Und irr ins Dämmerlicht
Fuhr schreiend der durchgraute Schwarm.

Und hinter ihnen schwarz und schwer
Ein Rauschen wuchs — im Helmgelock
Ein Schatten rang mit rostigem Schild und Speer
Hoch über Halm und Felsenblock.

Mattroter Erlenrauch sein Knie
Umwogte, Nacht umwob sein Haar —
Die Bauern beteten. Und nie
Erscholl das Haff so weit und wunderbar.

Kinderspiel.

Litauen.

Des Alten Stimme sich verlor
Verschlafen in dem Hinterhaus —
Husch, durch das angelehnte Tor
Wie Wiesel wischen sie hinaus.
Kaum von der Schwelle glühem Sand
Ein weißes Huhn mit Gackern stob,
Und blinzelnd in den Mittagsbrand
Der Hofhund Kopf und Kette hob:
Ringsum blüht braun die Heide!

In hellem Lachen umgeschaut —
Dann trollen Jung' und Mädel los
Ins weiche warme Heidekraut
Bis an die Kniee blank und bloß.
O, mal sich tummeln lichtumsäumt,
Frei wie im Busche Spatz und Fink,
Und haschen, wie ihr Herz geträumt,
Die Grille und den Schmetterling,
Ringsum blüht braun die Heide!

Und wie sie schlendern flurentlang —
So weit sich Halm und Beere biegt,
Bei jedem Schritte flügelschwank
Empor ein Schillerfalter fliegt.
Und halb im Fluge hinterdrein
Gespreizt die grüne Grille springt,
Noch fern im müden Wipfelschein
Ihr Wanderliedel surrt und singt:
Ringsum blüht braun die Heide!

Nun seht! Was kribbelt schimmerbunt
Dort unter dürrem Löwenzahn?
Und beide kauern auf den Grund,
Die Augen glänzend aufgetan,
Ein Käfer ist's, der keck und klar
Am Honigkelche sich berauscht,
Und sinnend das Geschwisterpaar
Sein seliges Gesumm belauscht:
Ringsum blüht braun die Heide!

Und wie sie lauschen, glutentfacht
Der stille Sommersegen reift,
Und über ihre Schläfen sacht
Sein würzeschwerer Zauber streift;
Und vor dem zittrig schwülen Strahl
Der kleine Hans die Wimper deckt:
„Weetst Trin', eck läg mi'n beske daal",
Und wohlig er die Glieder streckt.
Ringsum blüht braun die Heide.

Doch Trinchen ihm zur Seite dicht
Buckt noch ein Weilchen stumm und starr,
Bis ihr ins heiße Angesicht
Ganz leise sinkt ihr blondes Haar.
Und über beiden heimlichhold
Im Grillengruß und Flimmerbann,
Voll Ätherblau und Sonnengold –
Die Heide hält den Atem an,
Die wilde, braune Heide.

Grillen.

Im Sommergartenglanz zirpt eine Grille.
Sie schweigt.
Das klang so köstlich hell und warm,
Wie das Geflüster jener schönen Stille,
Die Du mir warst.
Der brausende Alarm
Des Lebens scheute Deine zarte Nähe,
Daß er Dein Auge nicht verdunkelt sähe.
Da kam ein böser Tag. Die Eifersucht
Trat zwischen uns. Nächtige Stimmen flossen
In unser Licht, als hätten wir genossen
Eine verbot'ne, brennend rote Frucht.
Kein Heil, als wir uns Blick in Blick versöhnten!
Der alten Stille Flüstern übertönten
Verworr'ne Rufe. Und von dannen trieb
Ein Schatten uns, ein Hauch, ein fremder Wille –
Den Herzen kaum ein süßer Nachhall blieb . . .
Fern – wieder zirpt im heißen Laub die Grille.
Sie schweigt.
Und immer hatten wir uns lieb.

Kritik.



Von den erzählenden Versen des „Thanatos"*). Eine Autokritik.

Wohl jeder Autor, der mit einem relativ neuen Werke hervortritt, wird bei seinen Lesern zunächst auf Zweifel und Widerspruch stoßen. Die Masse der Leser wird zunächst geneigt sein, die Eigenheit und den Vorstoß des Autors in unwegsames Neuland als uralte Winkelgassen und unfruchtbare Irrgänge zu bezeichnen. Ist der Autor aber ein Könner, so erzwingt er sich allmählich Vertrauen, zum Trotz selbst seinen tatsächlich bestehenden Strauchelpfaden und Unebenheiten . . . . Mißtrauen brachten mir bisher vornehmlich meine Kritik betreibenden Landsleute entgegen; von Eugen Reichel abgesehen, haben mich die Ostpreußen der Feder totgeschwiegen. Es sind indessen Anzeichen vorhanden, daß mir meine Landsleute nicht andauernd den Rücken zuzukehren gedenken.

Im folgenden will ich nicht davon melden, was ich gekonnt, vielmehr: was ich gewollt habe. Ich will auf die Besonderheiten meines „Thanatos" hinweisen, an die ich glaube. Mag der Leser dieser Zeilen meinen Glauben mustern und sich seinen Glauben bilden! — Und mag er bedenken, daß ich ein Selbstporträt zu malen versuche, bei dem sich der Gemalte naturgemäß von der günstigsten Seite präsentiert, nicht aus Unbescheidenheit und Eitelkeit, sondern aus Hochachtung vor seinem Publikum.

Zunächst ein Hinweis auf die Entstehungszeit meiner „erzählenden Verse".

In knapper Verserzählung begann ich mich zu versuchen damals, als ich an Versen überhaupt Freude zu empfinden begann. Aber erst nach und nach kamen mir die Besonderheiten der episch-lyrischen Poesie zum Bewußtsein. Meine literarhistorischen Studien zu Gunsten des frühverstorbenen, glänzenden Balladikers Moritz Grafen Strachwitz während meiner Münchener Lehrjahre 1897—99 mögen meinen dichterischen Passionen zu Gute gekommen sein. („Die Dichtung des Grafen Strachwitz." Berlin 1902, Alexander Duncker.) Die ältesten Stücke des „Thanatos" sind: „Urahne" 1891, „Der Ansiedler" 1892, „Erlöst" 1894, „Columbus", „Vor Sonnenaufgang", „Vor Vaters Garten" 1895. Das Gros der „Thanatos"-Verse, einschließlich Feile und Umarbeitung älterer Stücke, ist auf die Jahre 1903, 1904 zurückzuführen, namentlich auf das letztere.

Ich komme nun zur Erläuterung des Titels.

„Thanatos" habe ich mein erstes Versbuch benannt als ein Buch vom Tode, gewidmet einem Toten: meinem 1896 verstorbenen Großvater mütterlicherseits, unter dessen Augen ich meine ersten zwanzig Jahre verlebte. Ich konterfeie den Tod in verschiedenen Gestalten, in verschiedenen Völkern und Zeiten, in verschiedenen Situationen und Stimmungen. Eigene Krankheit, dann der Tod lieber Menschen, wie von Schul- und Spielgefährten, endlich das ersichtliche Hinsterben des Stammes, dem ich väterlicherseits zugehöre, der Litauer — warfen frühe Schatten über mein Denken und Dichten. Die Macht des Todes trat in den Mittelpunkt meiner Lebensauffassung. Deshalb fühlt sich der Verfasser des „Thanatos" keineswegs verpflichtet, als Mann der Gesellschaft mit asketischer Weltverachtung und säuerlicher Miene herumzuschleichen, um den Fröhlichen in

*) „Thanatos. Erzählende Verse." Stuttgart 1905, Verlag von Axel Juncker. — Zu den „erzählenden Versen" können auch manche Stücke aus meinen „Klängen aus Litauen" („Verse". München 1907, Verlag von Georg D. W. Callwey) gerechnet werden.

den Wein zu spucken. Die Weltanschauung des „Thanatos" gewährt Lachen und Tanz gewiß Spielraum: wohl ist der Mensch dem Leide unterworfen — der allgemeinen Unvollkommenheit, dem blinden Zufall, dem wankelmütigen Schicksal, zerstörenden Naturmächten, sowohl den nach eigenen Gesetzen waltenden Elementen als auch den Dämonen der eigenen Brust, der eigenen Leidenschaften mit ihren rätselhaften Trieben und vererbten Instinkten; endlich dem Alter, der Krankheit, dem Tode. Aber es lichten zwei Erlöser die Finsternis des menschlichen Daseins: Mitleid und Humor. Eine solche Weltanschauung bekämpft nicht die Lebensfreude, sondern vertieft und stärkt ihre Tatkraft; sie feiert Gesundheit, Mut, Schönheit, Erhabenheit. Und sie vergißt nicht die von feiger Oberflächlichkeit gemiedene Armut, ja sie verklärt sogar leise ihr Geschick; das mögen „Lumpenliese" und „Oberst Lumpus" dartun. —

Weiter: die Gedichte des „Thanatos" habe ich „erzählende Verse" getauft, nicht, wie viele Kritiker wollten: „Balladen".

Wer „Balladen" dichtet, pflegt sich an einen bestimmten Balladenstil zu halten, an eine ehrwürdige, traditionelle Form, oft sogar an ein beschränktes Stoffgebiet. Ich wollte mir volle Freiheit wahren. Gewiß können viele Stücke des „Thanatos" als echte, rechte Balladen gelten; andere weichen von dem altbeliebten Genre in der Darstellung erheblich ab: epische Ruhe oder lyrische Innigkeit wiegt vor. „Erzählende Verse" bevorzuge ich vor der „Ballade" als einfacheren und umfassenderen Begriff.

Nun haben gerade geschätzte Dichter das Wiedererwachen der Ballade im Zusammenhang mit meinen oder ihren eigenen Balladen bemerken wollen. Ich weiß von einem solchen „Wiedererwachen" nichts. Wohl zeigt das große Publikum neuerdings, zuletzt durch A. Scherls „Neuen deutschen Balladenschatz" emporgerüttelt, greifbares Interesse für die Ballade: man hat sich an dem Hyperindividualismus der modernsten Lyriker den Magen verdorben und braucht derbe Hausmannskost . . . . Aber! Würden tatsächlich 4900 Balladen im vorigen Jahre entstanden oder wenigstens an Redaktionen zur Veröffentlichung gesandt sein — ohne die lockenden Prämien jener Scherlschen Dichterkonkurrenz „zur Wiederbelebung der deutschen Balladendichtung", und würden sich in kürzester Frist zirka 30 000 Käufer einer solchen Anthologie ohne Scherls geschickte Reklame eingestellt haben? — Leider erzielt die Geschäftsroutine, die Kunst eines talentvollen Verlegers, keine neuen Balladenkünste. Es ist immer die Sache weniger Dichter gewesen, eigene und fremde Begebenheiten, stark akzentuiert, kurz oder auch einmal breitausladend, balladenmäßig vorzutragen. Diese Wenigen werden dazu durch keine Mode, keinen Ekel an dem Überfluß lyrischer Bonbons oder Bettelsuppen und keine lockenden Honorare bewogen. Sie erzählen in Versen, weil ihnen diese Art des Erzählens persönlich Freude bereitet und weil sie so erzählen können. Die streng stilisierte Verserzählung liegt den ursprünglichen Balladikern näher und erscheint ihnen sogar bequemer als die saloppe, freizügige Prosageschichte. Die meisten „neuen Balladen" mit ihrem rauhen Schwertgerassel und wildem Blutgeruch, ihrem sentimentalen Spuk und süßlichen Minnegefasel, ihrem öden Anekdoten- und Historienkram, ihrem kecken Pointenschwindel und effekthaschenden, seelenlosen Wortradau haben mit „neuer" Poesie, ja mit wahrer, eigenbürtiger, herzgeborener Poesie überhaupt kaum etwas zu schaffen. In den „Fliegenden Blättern" aber sind die ruhmvollen, wein- und liebeswütigen Balladenritter, Verwandte Don Quixotes, immer wach geblieben: die reifste Frucht des immergrünen, dichtelnden Maulheldentums! —

In dem „Thanatos" bin ich dem jungen Ritter und dem alten König nach Kräften aus dem Wege gegangen; es haben diese Gestalten für mich keinen besonderen poetischen Reiz; bei gewissen Stoffen aber sind sie nicht zu umgehen.

Die Verserzählung arbeitet handgreiflicher als die Lyrik mit „Stoffen" und zwar: sie ist an bewegte Stoffe oder Handlungen gebunden. Als Stoffe dürften im „Thanatos" allerlei mythische und legendarische, sowie einzelne kosmische Süjets in die Augen springen, daneben auch die Gruppe von indischem und von litauischem, endlich von großstädtisch modernem Gepräge. Noch heute ziehen mich wie in den Tagen meiner Kindheit alle märchenhaft phantastischen Überlieferungen an. Alle Überlieferungen habe ich nach meinem Geiste gemodelt; so vergleiche man z. B. die Neugestaltung meiner „Savitri" mit Rückerts gleichnamiger, schöner Übertragung. Viele Gedichte sind auch stofflich meine Errungenschaft: ich habe sie erfunden, erwandert, erlitten, erlebt. Und schon das „Finden" eines dankbaren Stoffes ist keine Kleinigkeit. Es liegt in Menschenlanden ein unermeßlich weiter Balladenboden brach; nur der Sämann fehlt! —

Für mich kam jener Boden in Frage, der sich in meine Weltanschauung einfügte. Denn meine Weltanschauung habe ich nicht doziert, sondern „gestaltet". Selbst meine Weltanschauungs-Gedichte im engeren Sinne sind keine abstrakten Gedanken-Gedichte: sie beruhen nur auf gedanklichem Grunde. Die Figuren, Epochen, Szenen, Motive des „Thanatos" nehmen Mannigfaltigkeit für sich in Anspruch; die Einheit in dieser Mannigfaltigkeit wird durch das mit meiner Weltanschauung verknüpfte persönliche Schauen erzeugt. Ich habe auch nichts gegen den Ausdruck „persönliche Note" einzuwenden. Streng objektiv kann ja im Grunde nur der Wissenschaftler vorgehen; „objektive" Behandlung war das Idol des unkünstlerischen, längst schmählich abgedankten Naturalismus ... Kurzum, ich habe mich der Gestalt des Todes individuell zu bemächtigen gesucht. Daher wirken wohl auch viele dieser Gedichte vom Tode wie Lieder vom Leben. Der Urgrund jeder Individualität wurzelt in der Heimat. Selbst da, wo ich fremdländische Stoffe behandelt habe, ist wohl etwas vom Hauch meiner heimatlichen Scholle zu spüren, etwas von der erhabenen Schwermut meiner Memelwälder und der schweren Schwüle meiner purpurnen und gelben Haffheiden.

Der ostpreußische Herbst kennt wolkenlos blauen Himmel und köstliche Fernsichten über gewaltige Ebenen: ich liebe malerische, plastische Anschaulichkeit der Darstellung. Es gilt seit einigen Jahren für besonders modern („neuromantisch"), eine bunte Verworrenheit und ein zartes Wortgeklingel zu inszenieren. Farbige Pracht und Fülle der Darstellung liegen auch mir am Herzen; aber Gegenständlichkeit, Klarheit, Charakteristik und Energie der Handlung dürfen dabei nicht verloren gehen. Die Kritik behauptet: ich hätte meine farbige Bildlichkeit hie und da überwuchern lassen, ich käme nicht über bombastische Künstelei hinaus — möglich, daß ich später allzu üppige Reiser beschneide und allzu brausende Stimmen dämpfe! —

Noch andere Mängel*) hat man in meinem Stil aufgestöbert: so meinen gelegentlich übertriebenen „epischen Depeschenstil". Hie und da mußte ich aus der Not eine Tugend machen, zumal in dem Schluß der „Savitri", die eine ausmalende Extrastrophe an Stelle der gedrängten, schroffen Andeutungen nicht

---

*) Der Text wird leider durch eine schwere Menge Druckfehler geschädigt, von denen eine dem Buche beigelegte Druckfehler-Berichtigung nicht alle ausmerzt. So muß es z. B. S. 14 Schlußzeile heißen: „Ein Dämon gar zu des Verhaßten Schild" (nicht: „der").

vertragen hätte: denn der architektonische Aufbau der Dichtung erlaubte keine verweilende Berichterstattung mehr, wo die Hauptsache, der Opfermut und die Gattentreue der Heldin bereits in Erscheinung getreten war; gebieterisch erforderte die Handlung das Fazit und den Abschluß des Ganzen. — Gewiß lassen sich auch diese oder jene Neologismen und mehr noch meine Satzkonstruktionen (das Verb als Reimwort), welche die Raschverständlichkeit beeinträchtigen, gebührend anfechten. „Erzählende Gedichte" wirken weit mehr als Lyrik durch Rezitation; daher ist möglichst korrekte Wortstellung geboten.

Übrigens bediene ich mich der Neologismen nicht bloß, um Sinneseindrücke in ihrer Vielheit zu kondensieren, sondern auch, um meinem Vortrag Schwung und Nachdruck zu verleihen. Der nordische „König Frode" beispielsweise bedarf der Wucht: die schwächlichen Adjektiva müssen da möglichst eingeschränkt, die kraftvollen Substantiva in den Vordergrund gerückt werden.

Dieses Gedicht speziell ließ mich die Grenzen der persönlichen Gestaltung erkennen. Mir wurde klar, was ich unbewußt längst geübt hatte. Der Dichter darf nicht rücksichtslos alle Stoffe in einen Stil, der unmittelbarer Ausfluß seines Eigenwillens ist, einordnen. Tut er es, so ist seine Stoffbehandlung nicht Stil, sondern Manier. Wer einen altjüdischen Stoff etwa in einen altnordischen, beziehungsweise englisch-schottischen Balladenstil hineinzwängt oder Homer in italienischen Stanzen oder gar in deutschen Nibelungenstrophen festlegt, versündigt sich gegen den ererbten Charakter und Rhythmus seiner Dichtung; Stoff und Form befeinden sich und fallen auseinander . . . Ich habe demnach indischen Stoffen breit und bilderreich, hellenischen Stoffen klar und prächtig gerecht zu werden versucht. Innerhalb der natürlichen Schranken vertrete ich das Recht der Freiheit. Das erhellt unmittelbar eine Durchsicht meiner Technik. Ich bemühe mich um Freiheit in Rhythmus, Versmaß, Strophen- und Verslänge. Diese Freiheit ist nicht Nachlässigkeit, sondern Absicht. Man untersuche daraufhin einmal: „Sisyphos", „König Frodes Mühle", „Der Sklave", „Der Laumen Flucht", „Comtesse". Das Durchbrechen der Form ist für mich ein künstlerisches Mittel, das die Kritik bisher meist verketzert hat. Meine Formbehandlung entspricht der vorher angedeuteten, rücksichtsvollen Stoffbehandlung. Formal gewiß gewiß glatt und gleichartig gebaut sind meine Verse da, wo es der Stoff oder die übernommene, von der Poetik gewissermaßen beglaubigte Strophenform (Sonett, Terzine) erheischte: „Rischjasring" — „Der Ansiedler". Einzelne meiner Dichtungen aus „Litauen" holpern und stolpern; ich lasse sie holpern und stolpern, weil der ostpreußische Charakter der des polternden Trotzes und der schwermütigen Herbheit, ein ander Mal freilich auch der der herausfordernden Frische ist („Der Nachbar"); flüssige Melodik wäre in „Der Laumen Flucht" oder „Es rauscht im Hünengrab" übel angebracht. —

Die entscheidenden Merkmale des „Thanatos" möchte ich rückblickend also formulieren: ein individuell gehaltenes, ein Weltanschauungs-Buch erzählender Verse, welches mannigfaltige Stoffe künstlerisch einheitlich (gegenständlich, stilgerecht und technisch sinngemäß) zu gestalten sucht.

Dem Autor wird man eine Aufzählung seiner Nieten erlassen. Und auch von den Treffern meiner Sammlung genügt es zu wissen, daß Rezensenten wie Rezitatoren in der Auslese des Besten himmelweit differieren. Ziemlich allgemein gefallen zu haben scheint — natürlich Männern! — der derbhumoristische „Oberst Lumpus".

A. K. T. Tielo.

Konrad Lange: Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer illusionistischen Kunstlehre. 2. Auflage. Berlin, Grote 1907. 8° XXVI, 668 S. 10 Mk.

Die erste Auflage dieses bedeutenden Werkes ist vor wenig mehr als fünf Jahren erschienen. Es hat damals großes Aufsehen erregt und sowohl in den wissenschaftlichen Zeitschriften als insbesondere in den Tagesblättern viel von sich reden gemacht. Auch die rasche Folge der 2. Auflage zeigt von seinem ungewöhnlichen literarischen Erfolg. Es berührt sympathisch, daß sich der Verfasser – siehe Vorwort – über diesen Erfolg wundert; aber kein objektiver Beurteiler wird diese Verwunderung mit ihm teilen, das Werk ließ den Erfolg mit Sicherheit erwarten. Der Gegenstand, der schon von vornherein des Interesses eines großen Kreises sicher ist, die Art der Behandlung des Gegenstandes, die ihn einem noch viel größeren Kreise zugänglich macht, die lebhafte Sprache, die leichte, anregende Darstellungsweise und der leichte, sich von der anschaulichen Oberfläche nicht zu weit entfernende Inhalt, die Besprechung aktueller Probleme, die Handgreiflichkeit des Grundgedankens und seine überreiche Veranschaulichung aus einem vollen Schatze kunsthistorischer Erfahrung, zuletzt und nicht zum mindesten die ausgiebigen Seitenhiebe auf die Philosophie – all dies zusammen ergab ein Ganzes, das sicher einschlagen mußte. Noch sicherer aber hätte es gewirkt, wenn es schon damals in der Gestalt erschienen wäre, in der es nun zum zweiten Mal erscheint. Die neue Auflage hat alle Vorzüge ihrer Vorgängerin bewahrt und einen bedeutsamen hinzugefügt: Prägnanz und Kürze in der Ausdrucksweise, präziseren Gang in der Beweisführung. Das Werk ist dadurch von zwei Bänden auf einen reduziert und hat, was es an Umfang eingebüßt, an innerer Kraft gewonnen.

Der Verfasser hat damit nicht nur seiner Sache, sondern der Sache überhaupt einen guten Dienst erwiesen. Denn Kraft und Klarheit der Gedanken ist es vor allem, was wir zum Fortschritt brauchen. Dadurch wird die Entscheidung des Widerstreits der Meinungen gefördert, aus dem zumeist der Fortschritt unseres Wissens kommt. In diesem Sinne hat Lange nun das Seinige voll getan, an Kraft und Klarheit fehlt's ihm nimmer, der Kampf kann neu und sicherer beginnen, zumal die alten Gegner auch bereit sein werden.

Der Grundgedanke des Werkes kehrt, wie zu erwarten stand, ganz unverändert wieder; und um den Grundgedanken tobt der Streit. Er sagt bekanntlich: „Der Kern des Kunstgenusses ist die „bewußte Selbsttäuschung", die „künstlerische Illusion". Das Kunstwerk stellt irgend etwas dar, was es in Wirklichkeit nicht ist. Es gibt dem Beschauer die Illusion, als wenn das Dargestellte wirklich wäre. Doch nur die Illusion, und zwar bewußte Illusion, nicht etwa Täuschung. Worin besteht nun aber dieser Zustand „bewußter Selbsttäuschung?" Die Antwort darauf ist der Grundpfeiler von Langes Theorie. Sie lautet: Während bei voller Täuschung die Vorstellungen und Gedanken nur bei dem Gegenstand verweilen, der zwar nicht wirklich da ist, doch vorgetäuscht erscheint, während im gänzlich täuschungsfreien Zustand die Vorstellungen nur das erfassen, was wirklich da ist (den toten Stein bei einer Statue, die Leinwand und die Farbe bei einem Gemälde), so lösen sich in der bewußten Täuschung, dem Zustande ästhetischen Betrachtens, die beiden Vorstellungen in dauerndem und raschem Wechsel ab. Wer sich an einem gelungenen Stilleben erfreut, dem ist bald so, als hätte er die Früchte wirklich vor sich, bald staunt er über die Kunst des Malers – und dieser stete Wechsel, dieses Oszillieren zwischen zwei verschiedenen Vorstellungsreihen ist die psychologische

Quelle der ästhetischen Lust. Die bewußte Selbsttäuschung, die künstlerische Illusion hat aber noch eine biologische Bedeutung, indem sie uns in der Vortäuschung von Gegenständen und Ereignissen, die unserem wirklichen Erleben fehlen, zu Gedanken- und Gefühlserlebnissen verhilft, die uns sonst fremd blieben; sie bereichert daher unser Inneres und ermöglicht ein harmonisches Sich-Ausleben und -Entwickeln aller unserer Geistes- und Gemütsanlagen, die sonst wegen der Armut und Einförmigkeit des wirklichen Lebens brach liegen und verkümmern müßten. „Kunst ist jede Tätigkeit des Menschen, durch die er sich und andern ein von praktischen Interessen losgelöstes, auf einer bewußten Selbsttäuschung beruhendes Vergnügen bereitet und dadurch unbewußt die Lücken des menschlichen Gefühlslebens ausfüllt, zur Erweiterung und Vertiefung des sinnlichen, ethischen und intellektuellen Wesens der Menschheit beiträgt."

Es steht außer Zweifel, daß diese Lehre, ihre Giltigkeit vorausgesetzt, zunächst einmal eine große Zahl ästhetischer Spezialprobleme, auch solcher, die in anderen Systemen eine ewige crux bleiben, glatter Lösung zuzuführen vermag. Die Rolle des Häßlichen in der Kunst, das Wesen des Tragischen, die Berechtigung des Naturalismus, des Realismus, der Sinn des Idealismus, alles das und noch manch anderes fügt sich ungezwungen in den Bann des Grundgedankens. Auch die umfassende Bedeutung der Nachahmung für die Kunst, sowie die der illusionsstörenden Momente findet eine höchst natürliche Erklärung. Aber gerade diese Erklärung rührt schon zu nahe an den wunden Punkt, als daß sie Beruhigung aufkommen ließe. Der wunde Punkt ist nichts anderes als der Grundgedanke: Illusion ist das Wesen der Kunst und Nachahmung ist das Mittel dazu. Hundert Aussprüche bildender Künstler verschlagen nichts dagegen, wenn die psychologische Analyse mit aller Sicherheit zeigt, daß Illusion und Nachahmung nicht selbst, nicht direkt Gegenstand oder Quelle des Kunstgenusses sind, sondern nur, wie immer, förderliche und nahezu allgemeine Begleitereignisse, Begleitumstände, die freilich meist zur Herstellung des wirklichen Objektes künstlerischen Genusses der Natur der Sache nach notwendig sind. Daß eben wegen dieser vielfach notwendigen Beziehung zwischen Nachahmung und Entwurf des Kunstwerks, zumal von bildenden Künstlern, die Nachahmung selbst für den Kern der Sache gehalten wurde — sehr oft zum Heile ihrer Schöpfungen nur in der Theorie — ist zu natürlich, als daß es etwas beweisen könnte; der größte Farben- und Formenkünstler braucht von analysierender Seelenkunde und ästhetischer Theorie nichts zu verstehen. Der Gegenstand des Kunstgenusses ist der durch das Kunstwerk dem Beschauer vermittelte Gegenstand selbst; Nachahmung und Illusion sind nur die Mittel, gewisse ästhetische Werte zur Geltung kommen zu lassen, Mittel, deren sich die Kunst tatsächlich in allerweitestem Umfange bedient, sodaß ihnen allerdings eine Stelle in nächster Nähe des Kerns einer jeden Kunsttheorie angewiesen werden muß.*)

Damit verlieren wir freilich die Möglichkeit, die Lust des Kunstgenusses aus dem Wesen des Illusions-Zustandes zu erklären. Aber das ist im vorliegenden Falle vielleicht der geringste Schade. Es ist gewiß eine schöne Sache um das Erklären; vorerst jedoch handelt es sich um die richtige Beschreibung. Die Erklärung vollends, die sich auf Langes Kunsttheorie aufbaut, mag ruhig vorläufig wieder preisgegeben werden: Keine nur einigermaßen wissenschaftlich fundierte Psychologie wird sich mit der Lehre von den beiden os-

*) Die Verhältnisse klar zu stellen ist hier nicht möglich. Man sehe darüber etwa meine „Grundzüge der allgemeinen Ästhetik". Leipzig 1904.

zillierenden Vorstellungsreihen als einer Lustquelle befreunden können.

Fällt damit also der Grundgedanke des Werkes, so hat es immer noch das große Verdienst, den trotz alle dem wesentlichen Anteil von Illusion und Nachahmung am Wesen der Kunst in geradezu unübertrefflicher Weise von allen Seiten zur Darstellung zu bringen. Sein Wahrheitsgehalt ist mehr als groß genug, um ihm sowohl für Förderung der Wissenschaft als auch für kunsttheoretische Belehrung weiterer Kreise unsere volle und aufrichtige Wertschätzung zu sichern.

Prof. Dr. Witasek (Graz).

Dr. Paul Brunner: Studien und Beiträge zu Gottfried Kellers Lyrik. Zürich, Orell Füßli 1906. 9 Mk. (442 S.)

Das Buch bringt in einem „Lesartenverzeichnis" von mehr als 200 Seiten sämtliche Veränderungen, die Keller im Laufe der Jahre an jedem einzelnen seiner Gedichte vorgenommen hat, das heißt, es ist ein wissenschaftliches Werk und nicht für ein großes Publikum geschrieben.

Der erste Teil ist aber auch für die Allgemeinheit zugänglich. Da hören wir zuerst durch Zitate aus Kellerschen Briefen von der Entstehung der zwei Bände „Gesammelte Gedichte" von 1883: wie Keller 1879 über der Lektüre Stormscher Gedichte plötzlich die Lust fühlt, seine eigenen lyrischen Sachen einmal wieder anzusehn, und wie ihn dann die Überarbeitung der einzelnen Gedichte für die Neuausgabe bis in den Winter 1882/83 hinein immer wieder beschäftigt. Und dann — das ist der eigentliche Kern der Brunnerschen Arbeit — wird die Art dieser Überarbeitung in einem großen Kapitel „Wesen und Ziel der Varianten" umständlich besprochen. Die Gesichtspunkte, unter die sich dabei dem Verfasser das Material gruppiert, sind folgende: Ökonomie, Prägnanz, Klarheit und Deutlichkeit, Realismus, Mäßigung, Verallgemeinerung, Bescheidenheit, äußere Einflüsse, grammatisch-syntaktische Änderungen, Stilkorrekturen, formelle Glättungen.

Es liegt im Wesen einer solchen Gruppierung, daß sie mehr oder weniger willkürlich vorgeht, aber diese Willkür wird bei Brunner mehrmals zu unnötiger Gewaltsamkeit. In dem Gedicht „Die Gräber" z. B. (Ges. W. Bd. IX. S. 187) ändert Keller den alten Eingang „ich sah zwei Gräber auf der Heide" in „zwei Gräber waren auf der Heide", und ebenso heißt es am Ende des Gedichts jetzt

„Der Enkel Trupp mit festen Händen
Auf selber Heid im Sonnenschein
Sieht pflügen man und singend wenden
Ein längst verschollenes Gebein"

gegen früheres „sah pflügen ich". Diese Änderung ist natürlich ein Zeugnis für Kellers künstlerische Entwicklung zur objektiven Dichtung hin: er schaltet das eigene Subjekt aus, wo es für die Sache keine Bedeutung hat, das Gedicht ruht nur noch auf sich selber. Eine Rubrik „Objektivität" fehlt aber bei Brunner, — er fand vielleicht nicht genug Belege, um einen eigenen Abschnitt daraus zu machen — und wir finden diese Stelle bei ihm unter „Bescheidenheit"!

Neben mehreren derartigen Gewaltsamkeiten enthält das Buch aber wirklich manchen nützlichen Beitrag zur Kenntnis Kellers. Wenn aus dem „sonnig edlen" Gartenhaus ein „sonnig weißes" wird, oder aus den Versen

„Der Gastfreund, der die edlen Hallen zierte,
Der Ruhm, wallt mit dem Leichenzug hinaus"

die ernsthaft ironischen

„Der Hungerschlucker, der die Tafel zierte:
Der Ruhm, er flattert mit den Schwalben aus"

(Poetentod X, 126), so sehen wir damit

tief in die fein und still gewordene Dichterseele hinein. Besonders die Abschnitte Prägnanz, Realismus, Mäßigung, Bescheidenheit erlauben uns immer wieder solche tiefen Einblicke und machen uns den Dichter unvergeßlich lieb, der — bis ins letzte rücksichtslos gegen sich selber — alles Verschwommene, alles unschön Grausige oder Sentimentale aus seinen Gedichten tilgte oder durch farben- und dingfroh Geschautes ersetzte, und der mit rührender Genauigkeit alles, was ihm einst ein jugendliches Dichterhochgefühl diktiert hatte, leise lächelnd, aber ohne Bitterkeit auf das „richtige" Maß der im Leben gewonnenen Selbstbescheidung zurückführte.

Die letzten Abschnitte, in denen die „rein formalen" Änderungen besprochen werden, enthalten viel für Kellers Sprachgefühl Bezeichnendes. Aber ich muß gestehen, es wurde mir manchmal schwer, diesen Beobachtungen gegenüber die gute Laune zu behalten. Was mag der arme Keller von wohlmeinenden „Sprachberichtigern" zu leiden gehabt haben, ehe er in Versen wie „Zerbogen und zerkniffen war der vordre Rand an meinem Hut" oder „. . . der Regenbogen, der von der Erd zum Himmel lacht, wenn das Gelärm zerflogen" durch „verbogen" und „verflogen" sich „dem Sprachgebrauch anpaßte" und ihm die bildliche Frische opferte. Aber während Keller mir in diesen und manchen ähnlichen Fällen von Herzen leidtat, erschien mir Brunner in einem umso weniger erfreulichen Licht: er identifiziert sich ganz und gar mit diesen Sprach- und Stilgesetzgebern, die Gedichte nach der logischen Aufsatzelle messen. Drei Beispiele mögen genügen:

„Bei einer Kindesleiche" (X, 71):

„Wie oft senkt ich den Blick, von Mühsal schwer,
Erfrischend tief in dies verklärte Blauen!"

Keller sagte später „ihn frischend", und Brunner bemerkt zu dem „syntaktischen Schnitzer" der ersten Fassung: „streng grammatisch ist nach dieser Redaktion der Blick das Subjekt der Erfrischung, was einen Unsinn ergibt." Ich meine, wenn einer da einen „Unsinn" herauslieſt, so liegt das nicht an dem Vers, sondern an des Lesenden „strenger Grammatik."

Im „Sonntagsjäger" (IX, 63) hieß die letzte Strophe früher:

„Und als das Häslein ausgeschnappt,
Hab ich es heimgetragen.
Doch hab ich schon genug gehabt
Von Waidmannsheil und Jagen!"

Brunner sagt dazu: „zur sorgfältigen Pflege des Stils gehört auch die Vermeidung von Wortwiederholungen," druckt die beiden „hab ich" und „gehabt" gesperrt und lobt Kellers „Verbesserung" in den „Gesammelten Gedichten":

„Doch freilich schon genug gehabt"!

Das Gedicht „Nixe im Grundquell" (IX, 87) begann früher:

„Nun in dieser Frühlingszeit
Ist mein Herz ein klarer See,
Drin versank das schwere Leid,
Draus verdampft das leichte Weh."

Später änderte Keller den letzten Vers in „draus verflüchtigt sich das Weh", und Brunner gibt ihm Recht, denn „der reinen Stimmungslyrik ist solch ein wissenschaftlicher (!) Ausdruck gefährlich." Mir kommt allerdings „sich verflüchtigen" noch gefährlicher vor. — Überhaupt läßt die Arbeit den Veränderungen gegenüber immer wieder die eigene Kritik und, was dem auf der andern Seite entspräche, ein wirklich tiefes Eindringen in ihren psychologischen Ursprung vermissen. — Doch genug des Mäkelns!

In einem Anhang von 37 Seiten druckt Brunner sämtliche Gedichte Kellers ab, die durch den Dichter aus der letzten Sammlung ganz ausgeschlossen wurden, und die bisher, in den alten Ausgaben oder in Zeischriften und Almanachen zerstreut, nur schwer aufzufinden waren.

Diese Zugabe wird allein schon manchen Liebhaber Kellers veranlassen, sich das Brunnersche Buch anzuschaffen.

Dr. Friedrich Ranke.

Kurz, Isolde: Hermann Kurz. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte. Mit 9 Bildbeilagen und 1 Gedichtfaksimile. München u. Leipzig, Georg Müller, 1906. (XI, 342 S.) 8⁰ 6 Mk.

Gerade jetzt, wo der in erster Linie dazu berufene Hermann Fischer in Tübingen Hermann Kurz' sämtliche Werke, von denen bisher nur eine unvollständige, aber liebevoll und feinsinnig veranstaltete Sammlung Paul Heyses aus dem Jahre 1874 vorlag, in 12 Bänden bei Hesse in Leipzig neu herausgegeben hat, ist dieses Lebensbild des Dichters eine willkommene Ergänzung. Die Tochter, die in reichem Maße die Anerkennung genießt, die durch ein widriges, launisches Geschick, Unverstand und Böswilligkeit dem Vater versagt geblieben war, hat es gezeichnet und pietätvoll Paul Heyse gewidmet, der in das einsame und verärgerte Leben des alternden Kurz wärmend und aufheiternd mit seiner Teilnahme für den Menschen und seinem Verständnis für den Dichter getreten und im 1. Bande seiner Ausgabe mit einer Biographie vorangegangen war. Diese Heysesche, aus inniger Freundschaft und innigem Verstehen herausgeschriebene Biographie wird nicht veralten, auch nicht jetzt, wo die Hand der Tochter des Vaters Bild neu hat erstehen lassen. Bei Heyse steht der Dichter, bei der Tochter der Mensch im Mittelpunkte. Ein reicher Schatz persönlicher Erlebnisse und Erinnerungen, Aufzeichnungen aus dem Familienkreise, wertvolles Briefmaterial standen ihr zur Verfügung, und so erhalten wir ein Porträt, wie es eben nur die Tochter geben konnte, die mit ihrer genauen Kenntnis der kleinsten Einzelheiten im Leben ihres Vaters all' die Not und Unbill bucht, die von Jahr zu Jahr neue Furchen in das Antlitz dieses Mannes gruben. Und gerade diese detaillierte Darstellung seines äußeren Lebens macht uns erst klar, wie hell in seinem Innern die Dichterflamme loderte, die auch der dichteste Schutt, den das Schicksal über sie warf, nicht zu ersticken vermochte. Es ist naturgemäß, daß auch die Familie von Hermann Kurz eine eingehende Schilderung erfährt, und einem Familienbuche, als das sich das vorliegende gibt, darf man hierfür schon einen weiteren Raum zugestehen. Wir erhalten aber auch aufschlußreiche Einblicke in den ganzen Kreis der Männer, die auf Hermann Kurz wirkten, oder auf die er wirkte, und in der Charakterisierung seiner Freunde und Gegner hat die Verfasserin hier und da, oft nur mit wenigen Zügen, ein paar markanten Strichen, Vortreffliches geleistet. Nimmt man die frischen Darstellungen der literarischen Zustände der Zeit dazu, auf die manches neue Licht fällt, so kann man wohl sagen, daß diese Biographie als ein wertvoller kulturgeschichtlicher Beitrag zu der Geschichte jener reich bewegten Welt des Schwabenlandes in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelten darf. Der Dichter Kurz tritt, wie gesagt, in den Hintergrund. Dennoch fehlt es keineswegs an Mitteilungen über die Entstehung und die Geschichte seiner Werke, besonders seines Erstlings „Heinrich Roller" („Schillers Heimatjahre") und des „Sonnenwirts", die für die Kenntnis dieser Dichtungen und ihre Beurteilung wesentlich sind, und die Lyrik, die freilich nicht des Dichters Stärke war, konnte auch um ein paar ungedruckte Verse vermehrt werden.

Mögen die neue Ausgabe der Werke und diese Biographie, zwei mit großer Sorgfalt und Liebe dargebotene Arbeiten, dazu beitragen, „die schönen, gediegenen Sachen von Kurz endlich in das verdiente Licht zu heben", um ein Wort Mörikes zu gebrauchen. Kurz gehört mit seinen Erzählungen zu den besten seiner Zeit.

Die kleine Erzählung „Die beiden Tubus", der prächtige Zeitroman „Schillers Heimatjahre" und der meisterhafte, dämonische Roman „Der Sonnenwirt", hinter dem der den gleichen Stoff behandelnde Schillersche „Verbrecher aus verlorener Ehre" zurückbleibt, verdienen es, von allen gekannt zu sein.

Dr. Georg Minde-Pouet.

E. von Handel-Mazzetti: „Jesse und Maria." Ein Roman aus dem Donaulande. 4. Auflage. Kempten und München. Verlag der Jos. Köselschen Buchhandlung 1906. 403 u. 344 S. 2 Abteilungen in 1 Band. 6 Mk.

Wenn der Roman Weltanschauung geben soll, — wer darf's ihm wehren, auch in die großen Fragen, welche die Konfessionen trennen, hineinzuleuchten? Wenn der historische Roman überall da einsetzen soll, wo die Geschichte, reich an Gedanken und Taten, Bilder schauen läßt, die wert sind, beschaut zu werden, — wer will es ihm wehren, auch jene Zeiten darzustellen, in denen Katholisch und Evangelisch hart auf einander prallten? Naturgemäß lassen diese dramatischen Episoden sich immer von zwei sehr verschiedenen Seiten aus ansehen, je nachdem einem selber die religiöse Überzeugung steht. Ein ganz objektives Bild läßt sich davon nicht geben; es müßte denn ein Autor mit kühlem Skeptizismus auf beide streitenden Parteien herniedersehen. Und — diese Objektivität würde uns auch wieder nicht als der richtige Standpunkt erscheinen. Also soll nur getrost jeder nach seinem Herzen schildern. Nur eine Bedingung, ethischer Art so gut wie künstlerischer: er soll den Gegner mit aller Gerechtigkeit behandeln, deren ein Autor, dem das Herz für den eigenen Glauben schlägt, nur fähig ist.

Vom evangelischen Standpunkt haben wir manche schlechten und manche guten Erzählungen aus den Tagen, da die Gegenreformation arbeitete. Vielleicht die beste ist Sperls Hans Georg Portner. Von katholischer Seite haben wir nun in Handel-Mazzettis Jesse und Maria ein Gegenstück dazu. Wie mir scheinen will, ein Gegenstück, das sich vor dem andern nicht zu schämen braucht.

Ein junger evangelischer Ritter, Jesse von Velderndorff, der in Wittenberg studiert hat, sucht die Gegend der Stadt Pechlarn an der Donau evangelisch zu machen. Daß ein Priester dritter Güte am Ort amtiert, daß ein sittlich minderwertiger bischöflicher Pfleger das Regiment führt, daß Geist, Witz und Schönheit ihm zur Verfügung stehen, erleichtert ihm das Vorhaben. Aber es scheitert schließlich an der Neigung der Leute zu ihrem Marienbild auf dem Berg, besonders aber an dem heiligen Eifer der treuen Gattin des Försters Schinnagel, an dem der Ritter zumal seine Bekehrungskünste erprobt. Eine Reformationskommission stellt den Katholizismus in vollem Umfange wieder her. Jesse wird in halber Raserei zum Verbrecher und endet durchs Schwert.

Der Standpunkt des Buchs ist der katholische; die Frömmigkeit der Schinnagelin, die Marienverehrung des Volks, die Notwendigkeit, es im Glauben zu erhalten, die Schlechtigkeit des „Buben" Velderndorff, der den armen Leuten in ihrem Mariabild den einzigen Schatz und Trost nehmen will, den sie in ihrer Armut haben, — das sind die Pertinenzstücke des Romans. Die Förstersfrau muß die Jesuiten rufen, die Jesuiten müssen kommen und unnachsichtig einschreiten, der Schandbube muß zu Grunde gehen. Trotz alledem gilt: das Buch hat seinen Standpunkt, aber es ist kein eigentliches Tendenzwerk. Die evangelische Art wird nicht schwarz in schwarz gemalt. Die evangelischen Gründe kommen gelegentlich so treffend zur Darstellung, daß der evangelische Leser auch einmal meinen kann,

der Verfasser stehe auf dieser Seite. Zwischen evangelischen Grundsätzen und zwischen dem Tun der einzelnen Evangelischen (auch und vor allem des Ritters Velderndorff) wird unterschieden. Die Wankelmütigkeit des katholischen Volks, die Roheit des katholischen Pöbels, die sittliche und religiöse Gleichgültigkeit katholischer Beamten und Bürger wird betont. Die Unzulänglichkeit und unflätige Grobheit eines katholischen Priesters wird breit geschildert. In ganz hellem Lichtschein steht eigentlich nur die *eine* Frau mit ihrer starken Frömmigkeit und ihrem feinen Gewissen: eine durchaus glaubhafte, jedem Leser sympathische Erscheinung. Das Buch hat Partieen, in denen diese Objektivität zu verschwinden scheint; dahin rechne ich die Szenen, in welchen die Reformationskommission auftritt. Aber es hat andere Partien, in welchen sie deutlich hervortritt; dahin rechne ich den Schluß des Ganzen.

Einwendungen habe ich freilich trotzdem in der Richtung auf dem Herzen, daß die Gesamtanlage des Buchs den evangelischen Teil von vornherein ins Unrecht setzt. Wenige evangelische Gestalten begegnen; unter ihnen nur ein einziger selbständiger Charakter. Jesse Velderndorff, der lutherische „Bueb", hat die anderen alle in seinem Bann. Der evangelische Prediger Fabrizius steht unter seinem Einfluß; der ältere Bruder kann ihm nirgends zuwider sein; seine blutjunge weltfremde Frau ist grenzenlos in ihn verliebt; der junge Lehrer kann kaum als selbständiger Anhänger gelten. So fallen zwar allerhand *menschliche* Vorzüge bei dem Leser für ihn ins Gewicht. Aber kein sachlicher Vorteil für die evangelische Sache ergibt sich daraus. Sie hat außer dem bilderstürmerischen, schließlich verbrecherischen unreifen Heißblut keinen vollgültigen Vertreter. Er vertritt sie freilich immer noch gut genug; aber eben dadurch, daß ihm allein diese Vertretung zufällt, wird die Sache selber ins Unrecht gesetzt. Die Objektivität ist eine sehr relative, mehr in der Einzelzeichnung, als in der Gesamtanlage hervortretende.

Die verhältnismäßige Objektivität ist nicht bloß ein sachlicher, sondern auch ein künstlerischer Vorzug; der Mangel an Gerechtigkeit in der Anlage ist zugleich ein künstlerischer Fehler. Im übrigen ist der Roman künstlerisch ausgezeichnet gelungen. Die ebenso treuherzig anmutende wie elegant zusammengefaßte Darstellung könnte das Sensationelle gelegentlich kürzer fassen; allzu breit ist namentlich die Hinrichtungsszene ausgemalt. Aber man hat nirgends das Gefühl, daß die Lust am Sensationellen dafür den Ausschlag gegeben habe. Vielmehr ist der Verfasser sichtlich von dem Streben nach äußerster Treue geleitet gewesen. Und das ist der größte und wichtigste Vorzug des Buchs: eine kulturgeschichtliche Echtheit von intimem Reiz, von teilweis wunderbarer Feinheit und überzeugender Gewalt. Ein vielfarbiges Gesamtbild ist so entstanden, das diesem Buch einen Platz neben den besten Schöpfungen des geschichtlichen Romans zuweist. Mit unverminderter Spannung liest man die beiden Bände, weil die Sache fesselt, die dort beschrieben wird. Auch die Personenzeichnung ist im wesentlichen trefflich gelungen. Ohne die vielen glänzend charakterisierten Typen aufzuzählen, will ich lieber zwei Bedenken äußern. Jesse Velderndorff, der in heiliger Wut zum Missetäter an dem Vorsitzenden der Reformationskommission wird, ist auch als Persönlichkeit nicht einwandfrei gezeichnet. Daß der Ketzer beinahe zum Mörder sich entwickelt, geht nicht bloß gegen die Gerechtigkeit, sondern auch gegen die psychologische Wahrheit. Zum andern fällt die zur Schau getragene, stellenweis ganz krasse verächtliche Behandlung des „Volks" auf: der adlige Geist — auch der streng katholische — erhebt sich über das un-

selbständige, ohne eigene Schuld sich irreführen lassende Volk, das nahezu als Gesindel gilt. Aber im übrigen, wie gesagt, zahlreiche, ganz vorzüglich gemalte Charaktere.

Die Stellung zu einem Roman darf nicht abhängig sein von der Weltanschauung, die er vertritt. Für diesen Satz ist mir die Lektüre von Jesse und Maria aufs neue ein Prüfstein gewesen. Es ist mir vieles, vieles gegen mein Empfinden gegangen. Aber trotzdem: es ist einer der besten Romane, die die letzte Zeit uns beschert hat. Er bringt die Motive der Gegenreformation zu Ehren: eine böse Sache, die er da verficht. Aber er hat sie mit feiner Kunst verfochten; das muß auch der Andersdenkende anerkennen.

Martin Schian.

Andreas Vöst. Bauernroman von Ludwig Thoma. München, A. Langen. 6 Mk.

Das ist ein erschütternder Roman, eine traurige Bauerngeschichte. Die Hauptperson, der Bauer Schuller, ist ein Ehrenmann, fleißig, rechtschaffen, gerade. Seine Ehre ist sein Heiligtum. Er ist ein Heißsporn und führt gern seine Beweise mit der Faust, wenn seine Gründe nicht helfen wollen. Er begeht die Torheit, sich mit seinem Pfarrer zu verfeinden. Das Recht ist zwar auf seiner Seite, aber der Pfarrer ist ein ausgemachter Schuft im Priestergewande und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dem Schullerbauer einen Stich zu geben. Alle Anstrengungen Schullers, sich der geschickten Bosheiten des Priesters zu erwehren, bleiben erfolglos. Der Pfarrer, der auch vor einer Fälschung nicht zurückschreckt, behält gegen den graden ungeschickten Bauer immer Recht. Schuller wird zum Mörder und endet im Gefängnis, „Der ist an allem Schuld“, lautet seine ganze Verteidigungsrede auf die scheinheilige Anklagerede des Pfarrers, und die Richter finden diese Redensart kläglich. „Den hat er g'liefert, unser Pfarrer“, das ist das Urteil des Volks.

Eine gute Schilderung des Hintergrundes der Geschichte des Andreas Vöst gibt der Verfasser in den Kapiteln, die die Ausbreitung der bauernbündlerischen Bewegung und des beginnenden Kampfes gegen die Macht des Zentrums darstellen. Andreas Vöst hat keine Beziehung zu demselben. Sein Leid frißt und verzehrt alle anderen Interessen.

Ganz aus dem Zusammenhang der Geschichte des Andreas Vöst fällt der an sich sehr hübsche kleine Roman des Studiosus Mang. Nur zuletzt greift er in den Gang der Geschichte des Schullerbauern ein, meinem Empfinden nach ziemlich unmotiviert und in höchst unbefriedigender Weise.

Der Roman zerfällt also eigentlich in 3 Geschichten, von denen jede sehr gut für sich bestehen könnte. Doch geben die Nebengeschichten dem Verfasser Gelegenheit, eine Reihe glänzend geschriebener heiterer Szenen einzuflechten, so die hervorragend schöne Darstellung der Bauernversammlung mit der prachtvollen Figur des Wachenauer, die drollige Schilderung des Tanzkränzchens der Studentenverbindung Klio u. A. Aber dem Roman als Ganzem schadet diese Dreispältigkeit.

Er hinterläßt trotz all der heiteren Szenen als Eindruck eine trübe Stimmung. Man hat eine so recht hundsgemeine Schurkerei miterlebt, die jedes, auch des geringsten versöhnenden Momentes entbehrt, wie sie das harte, erbarmungslose niederträchtige Leben so oft bringt. So sieht der Verfasser das Leben und so schildert er es; er ist ein unerbittlicher Realist.

Aber der Realismus ist ein Weg zur Kunst; die Kunst selbst ist, sieht und schaut mehr. Dieser letzte Gesichtspunkt und die Dreispältigkeit machen die Frage nach dem Roman als Kunstwerk trotz all der außerordentlichen Vorzüge, die ihn weit

über die gewöhnlichen Romane hinausheben, doch schwierig. Er ist ein Tendenzroman, eine prachtvolle und wahre Darstellung des Lebens und der Menschen wie sie sind — aber die wahre Kunst will mehr.

Dr. Daniel Greiner.

Neue schleswig-holsteinische Bücher. In meiner Studie über Timm Kröger wies ich schon darauf hin, daß die Provinz Schleswig-Holstein reich sei an dichterischen Talenten, besonders an Erzählern, und es ist mir eine Freude diese Behauptung heute durch Ankündigung einiger neuer Bücher zu einem Teil beweisen zu können, Bücher, die wenn sie auch nicht von überragender Bedeutung sind, doch alle sich als eine gesunde, frische Kunst darbieten. Es sind von Traugott Tamm die Romane „Im Lande der Jugend" und „Im Lande der Leidenschaft", von Claudine Staack „Melodien der Liebe", von Dora Staack „Gewitter" und von Marie Burmester die Erzählung „An jenem Tage".

Traugott Tamm ist bei weitem der bedeutendste. Er steht fest auf dem Boden seiner Heimat, wächst aber über sie hinaus, greift weiter, sucht Nähe und Ferne zu verknüpfen und aus sich heraus gegenseitig zu begreifen. Seine beiden Bücher „Im Lande der Jugend" und „Im Lande der Leidenschaft" (Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin) bilden ein zusammenhängendes Ganzes, bedeuten die Entwickelungsgeschichte von vier Menschen, vom Paradies der Kindheit an bis zu dem Tage, da bei dem einen der Tod alles zerbricht, bei den andern die feste, sichere Bahn zum Glück ihren Anfang nimmt. An allen vieren wird gezeigt, daß in jedem Menschenherzen von Anbeginn an die Keime zu dem liegen, was später aus ihm wird, daß also jeder werden muß, wozu ihn das Schicksal bestimmt. Er führt diesen Gedanken aber nicht so durch, daß die Tragik, die doch ohne Zweifel darin liegt, uns niederschmettert und in ihrer Erbarmungslosigkeit erdrückt, sondern stellt dem allen andere Mächte gegenüber, auf der einen Seite eine tiefe Frömmigkeit, auf der andern die Kraft menschlichen Wollens oder die zwingende Gewalt des Geistes oder die stille, aber am tiefsten wirkende Macht einer reinen Liebe. Letztere tritt besonders um deswillen am stärksten auf, weil sie in scharfen Gegensatz zur bloßen Sinnlichkeit gestellt wird, weil immer wieder in die Erscheinung tritt, daß der Sinnenrausch nicht nur schnell vergeht, sondern auch bald zum lähmenden Fluch wird, wohingegen die Liebe, die alles glaubt, duldet und hofft, sich zu einer immer stärker werdenden Gewalt ausbreitet, in ihren Wirkungen immer umfassender wird.

Irgendwo droben in der Landschaft Angeln, südlich von Flensburg, liegt ein einsames Heidedorf: eine halbzerfallene Mühle, in der neben dem Müller ein ehemaliger Geistlicher namens Witt mit seinem Sohn Berend wohnt, ein elendes Herrenhaus, in dem der landesflüchtige Welfe von Rönnebeck mit seinen Kindern Alfred und Ywonne und einer französischen Hausdame, und ein gemütliches Pastorat, in dem Anna, die Pflegetochter der Predigerfamilie, aufwächst. Das Leben dieser Menschen ist es, das an uns vorüberzieht: auf der einen Seite ein Hinauf, auf der andern ein Hinab. Am meisten interessiert das Schicksal des jungen Berend Witt und der geistreichen, kapriziösen Ywonne von Rönnebeck. Ohne sich dessen bewußt zu sein, haben sie sich vom ersten Tage ihres Beisammenseins an lieb gehabt, und als sie sich ihrer Liebe bewußt werden, da ist es zu spät. Ywonne geht zu Verwandten nach Wien und heiratet hier bald einen reichen Ungarn, von dem sie

sich aber schon nach kurzer Zeit scheiden läßt und nun, viel umschwärmt und viel verlästert, ein freies Leben als geschiedene Frau führt, bald hier, bald da in irgend einem berühmten Badeort. Da sieht auch Berend sie zufällig wieder. Er hat seine Studentenjahre hinter sich und klettert nun zur Erholung in den Alpen umher. In seinem Herzen blüht noch immer die Liebe zu Ywonne. Wie sehr er kämpft, er kann sie nicht dämpfen, und auch in ihr lodert sie zu hellen Flammen auf, als sie ihm plötzlich gegenübersteht. Am nächsten Tage gibt sie sich ihm hin, und dadurch kommt die große Schuld in ihr Leben, die immer wieder nach ihnen packt und sie nicht losläßt. Sie wollen sie erdrücken, aber sie können es nicht, sie lastet auf ihnen und macht sie ruhelos. Ywonne, von ihrer alten Französin schlecht beraten, entflieht und heiratet bald darauf einen Schriftsteller, dessen blendendes Talent fürstliche Honorare einträgt. Berend aber ist nach ihrer Flucht, innerlich tot und zerbrochen, in seine Heideheimat zurückgereist, um in der Einsamkeit zu gesunden. Wundersam, mit großer, erschütternder Kraft ist die Szene geschildert, da er zum erstenmal seinem alten Vater, vor dem er nie ein Geheimnis gehabt hat, gegenübertritt und ihm alles beichtet. Nach langen eingehenden Studien geht er als Hochschullehrer nach Kiel, ohne doch rechte Befriedigung zu finden, weil er fühlt, daß in ihm etwas Neues, noch Unbekanntes nach Leben ruft und nach Gestaltung drängt. Er verläßt daher sein Amt und geht nach Berlin. Hier trifft er mit der Jugendgespielin Anna, die Musik studiert, nach langer Zeit zum erstenmal wieder zusammen, und es scheint, als fände ihre heimliche Zuneigung bei ihm Gegenliebe. Aber da naht das Verhängnis. Im Theater begegnet ihnen beiden Ywonne, deren Mann die Direktion dieses neuen Schauspielhauses übernommen hat, und schon am andern Tage geht Ywonne zu Berend. Nach einer wundervollen Szene, in der Berend all seinen Haß und seine glühende Verachtung ihr entgegenschleudert, bis schließlich das Mitleid in ihm aufsteigt und seine schlummernde Liebe weckt, beginnt für die beiden ein neues Jahr voll heimlichen Glücks und Fluchs. Denn das Glück wird für ihn zum Fluch, weil es von der ersten Sekunde an ein Verbrechen war. Wohl reift er in dieser Zeit zum Dichter heran, aber innerlich geht er darüber zu Grunde; der Gedanke seiner eigenen Erbärmlichkeit erstickt ihn. Er will die Selbstachtung durch eine Heirat mit Ywonne zurückerlangen, aber beide schrecken davor zurück: ihre Schuld steht dazwischen. Und doch können sie sich nicht fahren lassen. Er ist zu schwach dazu, und Ywonne will es trotz der Bitten des nach Berlin geeilten alten Witt nicht, weil es all ihr Lebensglück ausmacht. Wie einer, der innerlich tot ist, geht Berend in die Einsamkeit seiner Heimat zurück, und während er da weilt, bricht die ganze auf Schein aufgebaute Pracht in Ywonnes Hause zusammen: sie und ihr Mann sind bettelarm. Aber in dieser Zeit wächst sie aus dem Sumpf ihrer Schuld zu sittlicher Auffassung empor. Berend ist zu ihr geeilt, um sie noch einmal zu bewegen, sein Weib zu werden, und da entsagt sie allem Glück, um in diesen Zeiten der Not ihrem Mann, den sie nie geliebt hat, eine treue Stütze zu sein. Sie will dadurch die Schuld büßen. Auch er gesundet langsam, bis eines Tages die Liebe zu Anna ihm den Frieden und ihnen allen das Glück bringt.

Das ist in ganz groben Zügen der Inhalt der beiden Bücher; er läßt auch nicht entfernt den Reichtum ahnen, der in ihnen steckt. Es ist viel von Sünde und Schuld, von Weltlust und Sinnlichkeit darin die Rede, aber dennoch ist es alles andere als ein unsittliches Buch. Ein

gewaltiger Ernst predigt auf allen Seiten, eine vertiefte, gereifte Weltanschauung, ein starkes Gottvertrauen und eine verblüffende Menschenkenntnis. Eine starke Empfindung, ein Drängen zur Höhe, ein Kämpfen um Reinheit und Seelenadel durchpulst diese Lebensschicksale, und eine tiefe, welterfahrene Weisheit spricht daraus. Nicht nur die Hauptcharaktere, sondern auch alle Nebengestalten sind geradezu meisterhaft dargestellt, und viele Szenen sind von einer so wuchtigen Plastik, einer so überzeugenden, klaren Darstellung, daß sie jederzeit an die große Kunst seines Landsmannes Frenssen gestellt werden können. In der Naturschilderung allerdings langt er nicht entfernt an ihn heran, da fehlt ihm die Anschaulichkeit und die suggestive Kraft Frenssenscher Malerei; aber das mag seinen Grund darin haben, daß die Bücher nicht spezifisch schleswig-holsteinisch sind, daß die Gestalten nicht aus der Heimatscholle herausgewachsen und nicht unlöslich mit ihr verbunden sind, daß sie im letzten Grunde alle heimatlos sind, daß der Dichter sie also auch nicht als Teile ihrer und seiner Heimat auffaßt, daß er die geheimen Wechselbeziehungen zwischen Natur- und Menschenseele außer acht läßt. Aber das ändert an der Tatsache nichts, daß wir in Traugott Tamm ein starkes Talent besitzen, ein Talent, das nach meiner Auffassung seine reichste Ernte auf dem Gebiet des Gesellschaftsromans halten wird.

Die beiden Skizzenbücher „Melodien der Liebe" und „Gewitter" der beiden Schwestern Claudine und Dora Staack bedeuten zwar keine große Kunst, sind aber liebenswürdige Gaben zweier anmutiger Erzählerinnen. Der Schauplatz ist entweder Hamburg oder irgend ein Dorf oder eine Kleinstadt in der Umgegend der Hansastadt. Das Lokalkolorit ist immer gut und knapp getroffen, das Charakteristische herausgehoben, alles Nebensächliche fortgelassen. Auch die Menschen sind gut und charakteristisch gezeichnet. Das sonderbare Gemisch von hoch- und plattdeutschen Wörtern, das entsetzliche Gassendeutsch, ist prächtig wiedergegeben und zeugt von guter Beobachtung. Durchweg klingt eine ernste Note durch alle Skizzen hindurch, aber dennoch finden beide Autorinnen Gelegenheit, zu beweisen, daß ein gut Stück niederdeutschen Humors in ihnen steckt.

Marie Burmester hat schon früher einige Bücher erscheinen lassen, die ebenfalls freundliche Talentproben bedeuteten. In ihrem neuen Buch „An jenem Tage" *) ist sie etwas weiter gekommen, da sie nun versucht, ihre Helden psychologisch klar und streng durchzuführen. Ich sage: versucht; denn gelungen ist es ihr noch nicht ganz. Der Inhalt ihrer neuen Erzählung ist kurz folgender: Der Bauer Markward ist, allerdings ohne große Liebe, mit Florine Jens glücklich verheiratet. Nach kurzer Ehe wird die Frau krank, und eine Verwandte kommt mit ihrer Tochter Ingrid als Pflegerin ins Haus. Da, während die kranke Frau dem Tode entgegengeht, erwacht in Markward und Ingrid die Liebe, und in der heimlichen Verborgenheit finden sich ihre Lippen zu brennenden Küssen. Diese Küsse stehen als Schuld vor ihnen, sodaß sie keiner Stunde mehr froh werden. Da reißt Ingrid sich los und geht als Gesellschafterin zu einer Pastorswitwe. Hier lernt sie den jungen Pfarrer kennen und lieben, aber als sie ihm am Tage nach der Verlobung mitteilt, daß sie Markward geküßt habe, stößt er sie von sich. Nach Jahren, als Ingrids Mutter begraben wird, kommt Markward wieder und bittet sie, um seiner armen Kinder willen sein Weib zu werden. Sie willigt ein, trotzdem sie ihn nicht liebt, aber weil sie hofft, auf diese Weise ihre Schuld sühnen zu können. Sie bleibt auch dann noch standhaft bei ihrem Entschluß,

*) Verlag: Fr. Bahn, Schwerin.

als der junge Geistliche, nachdem er zur Einsicht seines starren Unrechts gekommen ist, sie als seine Frau in sein Haus führen will.

Es ist ein spezifisch christliches Buch und hat als solches die Vorzüge und die Schwächen dieser Literaturgattung. Etwas Warmes, Erhebendes, Tröstendes liegt in der schlichten Frömmigkeit, dem festen Gottvertrauen aller Helden dieses Buches und daraus hergeleitet etwas Wahres, Ehrliches, Treues; aber die langen theologischen Gespräche, die dazu noch seichtester Art sind, bringen etwas Schleppendes und Ermüdendes in die Handlung und sind für den Fortgang belanglos. Weniger wäre da mehr gewesen, würde vor allen Dingen überzeugender wirken. Überzeugend ist auch nicht, wie Markward und Ingrid dazu kommen, sich zu küssen, während im Zimmer die kranke Ehefrau einsam in die Wachskerzen des Tannenbaums starrt; überzeugend ist auch nicht dargestellt, wie der junge Pastor dazu kommt, seine Braut wegen dieses Kusses zu verstoßen; überzeugend ist auch nicht herausgearbeitet, daß die Heirat wider die Stimme des Herzens als Sühne, als einzige Sühne gelten kann: aber man merkt doch das Bestreben der Verfasserin, zu entwickeln, und nicht Charaktere als fertig und gegeben, als gut und böse einfach vor uns hinzustellen. Die Naturschilderungen, eine Kunst, die im allgemeinen bei den Poeten Schleswig-Holsteins stark ausgebildet ist, sind nicht besonders wertvoll, weil sie konventionell, charakterlos, farblos, ohne Anschauungskraft sind; es fehlt die große, ruhige Linie. Trotz alledem ist es möglich, daß Marie Burmester einmal ein Buch schreiben wird, das, ohne einseitig zu sein, zur guten Unterhaltungslektüre gerechnet werden darf, womit nicht gesagt werden soll, daß ihr letztes Buch schlecht sei.

Wilhelm Lobsien.

Aus fremden Zungen.

Wir Deutsche sind bekanntlich dasjenige Volk, das sich am meisten von allen gebildeten Völkern für die Literatur anderer Völker, ja für die ganze Weltliteratur alter, mittlerer und neuerer Zeit interessiert, und nicht bloß neugierig darüber orientiert, sondern sich alle Mühe gibt, auch fremden, sogar uns wesensfremden Geist zu verstehen und ihm gerecht zu werden. Ich habe kürzlich eine Zusammenstellung gelesen, was dem gebildeten Franzosen zur Lektüre aus anderen Zungen vorgeschlagen wird; es ist, nicht bloß, was die Auswahl aus der deutschen Literatur betrifft, geradezu ärmlich und äußerst lückenhaft, und zeigt, wie wenig Urteil man in Frankreich auch heute noch über fremde Literaturen hat. Wie anders wir Deutsche! Wir eignen uns die Großen aus anderen Literaturen so an, als ob sie die unsren wären; man darf nur an Shakespeare oder Dante erinnern, aus unserer Zeit an Ibsen, Zola und Tolstoi. Hier freilich zeigt sich auch schon die Schattenseite dieses Aufgehens im Fremden. Noch heute gibt es Leute, die von Tolstoi nicht loskommen, obwohl seine ethischen wie ästhetischen Ansichten lediglich für den russischen Osten taugen und nur aus ihm heraus verständlich sind.

Diese Weitherzigkeit der Deutschen, die wir gewiß nicht schelten wollen, hat nun zu einer riesigen Übersetzungsliteratur geführt, die eine Zeit lang geradezu beängstigend angeschwollen war. Wenn wir recht beobachtet haben, ist die Übersetzungsflut zurückgeebbt; wir werden nicht mehr in dem Maße mit Fremdem überschwemmt, wie noch vor zehn und zwanzig Jahren. Wenn auch noch genug übersetzt wird, in dem Maße gekauft und gelesen wie früher wird nicht mehr. Und nur noch in dem Feuilleton kleiner und mittlerer Zeitungen macht sich die Übersetzung breit. Dieser Rückgang hat wohl zwei Gründe. Einmal, daß wir wieder nationalstolzer geworden

sind, daß auch das literarische Weltbürgertum, das sich eine Zeit lang noch nach 1870 wieder bemerklich machte, vom wachsenden Deutschtum zurückgedrängt worden ist. Man darf ja nur an das Entstehen der „Heimatkunst" denken, die eine ganze Umwälzung auf dem Gebiet der Ästhetik wie der dichterischen Hervorbringung im Gefolge gehabt hat. Sie hat uns die Sinne und das Gewissen geschärft für das, was echt und bodenständig, und das, was eingeführt, aufgepfropft und aufgetüncht ist. So ist allmählich der Grundsatz durchgedrungen, daß jede Kunst, nicht bloß die Dichtkunst, national und national bedingt ist, und daß ihre ganze Tiefe und gerade die feinsten Feinheiten nur der würdigen kann, der dort herum mindestens geistig zu Hause ist. Gerade aber das deutsche Volk gerät nicht in Gefahr, engherzig zu werden, eben weil es seiner ganzen Natur nach sich angelegen sein läßt, fremdes Volkstum zu verstehen, und weil es aus diesem Verständnis heraus auch über die Kunst eines anderen Volkes oft gerechter urteilt, als einzelne Kreise in dem fremden Volke selbst. Es wird also nach wie vor nicht bloß dem Schrifttum des eigenen Volkes seine Aufmerksamkeit schenken, sondern in gewissem Maße immer auch dem anderer Völker; aber seine Liebe gehört doch jetzt nicht mehr dem Fremden, sondern dem Eigenen. Und dieses Eigene, das ist der andere Grund, warum die Übersetzungsliteratur zurückgegangen ist, steht heutzutage auf einer Höhe, wie niemals zur Zeit der Herrschaft der Übersetzungsliteratur. Wir können uns mit unserer schönen Literatur, insbesondere der Romanliteratur, die ja heute alles überwuchert, vor allen andern Völkern sehen lassen, und haben es wahrlich nicht nötig, ihr durch Übersetzungen aufzuhelfen. Von der Theaterliteratur rede ich hier nicht; hier bestehen besondere Verhältnisse. Unter den Romanen, Novellen und Erzählungen, die allein vergangenes Jahr gegen Weihnachten hin erschienen sind, ist so viel gutes, ja vortreffliches, sind so geradezu alle Töne angeschlagen von des 76 jährigen Heyses neuem Novellenbuch bis zu dem jüngsten Talent, daß es an Lektüre jeder Art für das deutsche Lesepublikum nicht fehlt. Dennoch ist nicht zu fürchten, daß wir Deutsche engherzig würden und fremden Talenten die Tür verschlössen. Insbesondere ist es die uns geistesverwandte nordische Literatur, die immer auf besondere Teilnahme in Deutschland rechnen darf, während in letzter Zeit die englische Literatur in den Hintergrund gedrängt worden ist, abgesehen vom Detektivroman und Theater, das uns aber hier nicht beschäftigt.

So ist denn auch in letzter Zeit der Name einer jungen dänischen Schriftstellerin viel genannt worden, Ingeborg Maria Sick, und es liegen zwei Romane in guter Übersetzung vor*). Ich will von vorn herein ohne weiteres zugeben, daß es sich hier um ein nicht gewöhnliches Talent handelt, daß die Art, wie sie erzählt, durchaus originell ist, und daß der Problemroman, hier ist's das religiöse Problem, entschieden dadurch eine Bereicherung erfahren hat. Aber ebenso muß ich von vorn herein gestehen, daß mich die Lektüre beider Bücher eine Überwindung gekostet hat, wie ich auch bekenne, die hochpoetische und tiefsinnige Einleitung zu „Jungfrau Else" nicht recht verstanden zu haben, weder vor der Lektüre noch nach ihr. Doch das mag an einem Mangel meinerseits liegen. Was aber jenes betrifft, so ist diese Art zu schreiben eben nicht die unsrige; es ist vielleicht modern dänische Art oder altdänische Art, ich weiß das nicht, aber es ist nicht deutsche Art.

---

*) Der Hochlandspfarrer. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Klaiber. 4. Aufl. Stuttgart 1906. J. F. Steinkopf. 256 S. geb. 5 Mk.

Jungfrau Else. Dieselbe Übersetzerin, derselbe Verlag. 1906. 357 S. geb. 5 Mk.

Ganz unausstehlich ist für unsern Geschmack, daß im ganzen ersten Teil der „Jungfrau Else" von ihr immer als „man" erzählt wird, (man hielt sich krampfhaft an Mutters Rock fest — man hatte das Gefühl — während man sich auskleidete — übrigens hatte man kaum zugehört ꝛc.), während im „Hochlandspfarrer" das kindliche „wir" kommt („das enge Städtchen inmitten einer großartigen schönen Umgebung überspringen wir und fahren sogleich mit dem Postwagen weiter"). Ich meine, hier müßte die Übersetzung etwas tun und statt wörtlich zu übersetzen, den Stil dem deutschen Stil annähern; denn man muß den Leser nicht unnötig ärgern und ihm die Lektüre erschweren. Man kann nicht von uns verlangen, daß wir uns in die Art eines fremden Stils, der vielleicht sogar nur Schrulle oder Manier eines einzigen Schriftstellers ist, einlesen, nachdem endlich in Deutschland die wilden Stilversuche der Modernen wieder einem vernünftigen deutschen Stil gewichen sind. Doch das sind alles Äußerlichkeiten. Aber die Art des Stils selbst ist uns so fremd, daß uns hier manchmal Sachen ganz unwahr anmuten, die wir vielleicht in unserem Deutsch durchaus anders empfänden. Der ganze erste Teil von „Jungfrau Else" ist halb im Kinderstil, halb im Backfischstil geschrieben; darunter hinein aber kommt wieder ein halb philosophischer, halb realistischer Stil, und neben Gewöhnlichem in Ausdruck und Gedanken laufen Feinheiten der Beobachtung und des dichterischen Ausdrucks her, die ein hervorragendes Talent verraten. Also, man muß sich in die Art der Verfasserin erst einmal einlesen und von all dem, was uns fremd anmutet, absehen können, um zum Kern durchzudringen, zum Kampf um die Weltanschauung. Denn in beiden Romanen handelt es sich um „Glaube" und „Unglaube", nur daß das eine Mal der Mann, der Hochlandspfarrer, „gläubig" ist und die Braut „ungläubig", das andere Mal die Braut „gläubig", der Bräutigam „ungläubig". Trotzdem, und darum dreht sich der größe Teil der Ver- und Entwickelung, kommen sie zuletzt zusammen. Nun ist bekannt, daß man in jedem Land unter „gläubig" und „ungläubig" etwas anderes versteht, und so ist auch in Dänemark dieser Gegensatz ein wesentlich anderer als in Deutschland, und man muß somit sich erst in fremde Anschauungen hineinversetzen können, um rechten Anteil zu nehmen. Ich kann nicht finden, daß diese Romane für die religiösen und theologischen Gegensätze, wie sie uns in Deutschland bewegen, viel austragen: keine Seite, weder die „gläubige" noch die „ungläubige", ist so recht Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein. Am ehesten, glaube ich, werden bei uns die sogenannten „positiven" Kreise bei diesen Büchern auf ihre Rechnung kommen; ihnen gehört offenbar auch bei aller Weitherzigkeit die Liebe der Verfasserin, die übrigens von dem Grüblerischen des Nordens auch ihr Teil mitbekommen hat. Aber andererseits werden nun doch wieder so viele mit dem theologischen Standpunkt zusammenhängende allgemeine Fragen hier erörtert, und zwar durch Worte wie durch den Gang der Handlung, und namentlich in „Jungfrau Else" ist die Erzählung so fein und sorgsam und so voll wunderbar quellenden Lebens und dichterischer Stimmung, sind einzelne Figuren von einer solchen inneren Leuchtkraft (z. B. die Mutter der Else), daß man nicht viel dergleichen findet. Auch fehlt es in beiden Romanen nicht an feiner psychologischer Beobachtung und guten Gedanken, wie an sicher gezeichneten Figuren, die ein wahrhaftiges, nicht bloß ein Romanleben führen. Im ganzen steht „Jungfrau Else" höher als der „Hochlandspfarrer", in welchem überdies der Heroismus des Pfarrers, mit dem er in die entlegenste Pfarrei Norwegens geht, schließlich seinen Antrieb im Egoismus hat, nämlich in dem

Wunsche, die angebetete Braut ganz für sich allein zu besitzen. Und beide Romane hören da auf, wo die Probe auf das Exempel eigentlich erst anfängt, mit dem Tage der Hochzeit. Wir erfahren von der inneren Entwickelung der Braut des Hochlandspfarrers, bis sie zu ihm reist, viel zu wenig, als daß wir sie mit Beruhigung in sein Haus einziehen sähen, und ob Jungfrau Else mit ihrem ungläubigen Paul glücklich wird, das ist auch noch die Frage. In ihr ist wenigstens am Schlusse das Weib erwacht, wie sie überhaupt mehr warmes Blut besitzt als das dänische Fräulein, das dem Hochlandspfarrer folgt. Ich muß aber zum Schlusse wieder ein Geständnis machen: ich habe kein besonderes Verlangen nach einer Fortsetzung gespürt und glaube, daß die Verfasserin gut tat, da abzubrechen, wo eine Weiterführung außerhalb ihres Könnens liegt. Oder wird sie mich mit ihrem nächsten Roman eines besseren belehren?

Richard Weitbrecht.

Kurze Anzeigen.

Arnim, Achim von: Ausgewählte Werke in vier Bänden von Max Morris. Verlag Max Hesse. Preis 2 Mk.

Es wird trotz mancher neu-romantischen Bestrebungen unserer Zeit schwer halten, den Poesien Arnims ein großes Publikum zu gewinnen. Dazu sind sie zu verworren und stillos. Arnims künstlerische Schaffenskraft betätigte sich nur stoßweise, ließ bald nach und seine ausschweifende Phantasie ersetzte, was mangelnde Selbstzucht und Konzentration verdarben. Er berührt sich hierin mit Brentano und auch Novalis. Den Dreien war ihr Grundfehler wohl bekannt, sie haben ihn auch gelegentlich eingestanden. – Von Arnim sind auch heute noch lesenswert seine Novellen, da diese begrenzte und zur Zusammenfassung auffordernde Kunstform wenigstens einigermaßen „seiner Neigung zu lässigem Schlendern, zur Häufung von Episoden und unorganischen Einlagen Widerstand leistete". Sie bilden den 4. Band der gesammelten Dichtungen, immerhin noch 348 S.; Band 1–3 enthalten Gedichte, Dramen und das Fragment der Kronenwächter. Da Morris aus allen Gebieten nur das Reifste und Beste ausgewählt und mit gut orientierenden Vorreden versehen, sowie dem Ganzen eine treffliche Gesamteinleitung und Biographie vorangesetzt hat, dürfte die Ausgabe dieser Vorzüge, der guten Ausstattung und ihrer Billigkeit wegen den Literaturfreund doch interessieren.

Wilhelm Lennemann.

Freiligraths sämtliche Werke in 10 Bänden. Herausgegeben von Ludwig Schröder. Verlag Max Hesse. Preis 4 Mk.

Es mag wie ein Paradox klingen, aber doch beweist die literarhistorische Forschung es täglich, daß die Gegenwart ihre Dichter am wenigsten kennt und wir nur über die zeitlich von uns entfernten Persönlichkeiten und über ihr Schaffen, sowie die Konnexbeziehungen zwischen diesem und ihrem Leben ein genaues und intimes Bild gewinnen können. Auch die neue Freiligrath-Ausgabe Hesses vertieft und berichtigt die Anschauung, die uns die bisherigen Angaben über den Dichter schufen. Im besonderen hat der Herausgeber Ludwig Schröder sein Augenmerk auf die Jugendzeit des Dichters, auf seine ersten schüchternen dichterischen Versuche und auf sein Liebesverhältnis zu seiner ersten Braut Karoline Schwollmann gelenkt. Durch Veröffentlichung einer ganzen Reihe bisher teils auch unbekannt gebliebener Gedichte, die alle Kennzeichen eines Anfängers, hin und wieder aber auch bereits echt Freiligrathsche Merkmale aufweisen, wiederlegt er überzeugend die Annahme seiner Zeitgenossen, die auch ziemlich unbeanstandet in die Literaturgeschichte übergegangen ist, daß Freiligrath als ein Fertiger in die Literatur eingetreten sei. – Gerecht und liebevoll ist das eigentümliche Verhältnis des Dichters zu seiner Braut Karoline beleuchtet. Von vielen Biographen ist diese Episode in seinem Leben als unwichtig und oberflächlich mit einigen scherzhaften Redewendungen über seine mehr denn 10 Jahre ältere Tante abgetan worden. In Wirklichkeit jedoch haben die Jahre dieser Verbindung im Leben des Dichters gewichtig mitgeredet; auch ist sein Verlöbnis nicht ohne Einfluß

auf sein erstes dichterisches Schaffen geblieben. Gewiß bleibt der Bruch ein Schatten im Leben Freiligraths. Nach eingehender Würdigung des Familienlebens des Dichters kommt Schröder jedoch zu dem Schlusse: „Man mag über seine Treulosigkeit gegen Karoline Schwollmann denken, wie man will, jedenfalls war Ida Melos die richtige Frau für ihn“. Schröder stützt sich, wo nicht eigene Forschungen seiner Biographie zu Grunde liegen, auf die eingehendsten Arbeiten über den Dichter, namentlich auch auf das Büchlein der Schwester des Dichters, Gisberte, über ihn, die in ihren Aufzeichnungen schon manches früher über ihn Gesagte korrigiert und ergänzt hatte. Die Biographie Schröders wird in seiner allseits gerechten und sorgfältigen Anlage vorderhand die beste Quelle zur Kenntnis des Dichters sein. — Die Ausgabe selbst bringt sämtliche Werke, soweit sie bis jetzt bekannt waren, vermehrt durch mehrere Jugendgedichte und vervollständigt durch eine köstliche Auswahl seiner Briefe, die die Angaben der Biographie unterstützen und uns namentlich auch den Menschen Freiligrath näher bringen. Die Anordnung ist nach Möglichkeit nach der von des Dichters letzter Hand besorgten Ausgabe geschehen. Die neuen Sachen sind den betreffenden Büchern angehängt. — Der Wert dieser Ausgabe liegt also in ihrer möglichst großen Vollständigkeit, in der Mitgabe der schönsten Briefe des Dichters und der trefflichen Einleitung.

Wilhelm Lennemann.

Greinz, Rudolf: „Bergbauern“. Lustige Tiroler Geschichten. (Verlag L. Staackmann, Leipzig. 1906.) Preis 3 Mk.

Die Bücher, aus denen echter Humor spricht, sind herzlich selten, und mit um so größerer Freude kann man diese neuen Geschichten von Greinz begrüßen. Da gibt es keine grotesken Übertreibungen, wie so häufig, sondern Greinz läßt seine Gebirgler reden und handeln, wie sie wirklich sind. Und diese innere Wahrheit, verbunden mit einer prächtigen, humorvollen Darstellung, macht es, daß man seine Lust an diesen frohen Schilderungen haben kann.

W. F.

Hagenauer, Arnold: Gottfrieds Sommer. Aus dem Tagebuch eines Romantischen. München, G. Müller 1906. (225 S.) 3 Mk., geb. 4 Mk.

Nicht aus dem Tagebuch eines Romantischen, wie der Titel verspricht, wohl aber aus dem eines Ästheten, eines „Stimmungsgourmand“ erzählt uns der Verfasser die Geschichte eines Sommers auf dem Lande und einer Liebschaft. Oder sagen wir vielleicht besser einer Verführung? Denn wenn sich Gottfried auch ganz zuletzt noch enschließt, seine Geliebte zu heiraten, so können wir einen leisen Zweifel, ob diese „Stimmung“ bis zur Trauung und nachher anhält, doch nicht los werden.

Das Buch ist typisch für jenes hochbegabte, feinnervige und willensschwache Ästhetentum, das besonders in der neueren Wiener Kunst seine Orgien feiert. (Ich erinnere z. B. an die Dichtungen Hofmannsthals und die Malereien Klimts.) Da ist jener goldbrokatene Stil; bald graziös, bald wildbewegt. (Gottfried sagt z. B. zu einer Sterbenden: „Wie schlaff ist Deine Hand, Dein Lächeln ewig wie das Lächeln vatikanischer Madonnen.“) Da ist jenes Prunken mit kulturgeschichtlichen Details, das einen oft verdächtig an das Bildungsphilisterium erinnert, das diese Herren so grimmig verabscheuen. Da ist auch jene leise Nüance von Perversität, die wir meist als Begleiterscheinung großstädtischer Decadence finden. Da ist endlich jenes Kokettieren einer ermüdeten Sinnlichkeit (im weitesten Wortsinn) mit dem Einfachen, Primitiven, Ländlichen.

Es ist eine Kunst aus zweiter Hand, der wir hier gegenüberstehen, aber es ist immerhin Kunst, nicht bloß eine raffinierte Virtuosität der Sinne. Geschichten wie die von dem Geiger Tartini, aber auch die eingeschaltete mittelalterliche Novelle — trotz ihrer furchtbaren Mischung von Grausamkeit und Lüsternheit und ihrer anachronistischen Redseligkeit, beweisen, daß Hagenauer ein wirklicher Dichter ist. Ob er uns noch Höheres zu geben hat als dieses Buch? Das wird davon abhängen, ob er das Ästhetentum überwinden wird. Denn die Erfahrung hat gezeigt, daß es alle Entwicklungsfähigkeit unterbindet.

Dr. E. Ackerknecht.

Hansjakob, Heinrich, Sonnige Tage. Stuttgart 1906. A. Bonz & Co. Geb. 7 Mk.

Heinrich Hansjakob, der katholische Stadtpfarrer in Freiburg, ist ein Volksschriftsteller, wie wir wenige besitzen. Ein Kind des Volkes — sein Vater war Bäckermeister — ist er allezeit ein Demokrat vom reinsten Wasser geblieben, ein Eigenbrödler, voll kerniger Art, voller Schrullen, Ecken und Wunderlichkeiten, aber auch mit steifem Nacken, der sich niemals dazu versteht, nach oben oder nach unten einen krummen Buckel zu machen. Seine herzerquickende Urwüchsigkeit hat ihn in zahllosen katholischen wie nicht minder evangelischen Familien zu einem lieben Hausfreunde gemacht. Sein neuestes Werk „Sonnige Tage" enthält zwanglose Aufzeichnungen von einer Fahrt durch Bayern. Hansjakob macht seine Reise nicht in der Eisenbahn oder im Automobil oder zu Fuß, sondern im bequemen Landauer, den sein treuer Joseph lenkt. Etwa 40 Tage dauert die Reise; sie geht die Donau hinab bis Passau und dann am Nordrande der bayrischen Alpen wieder zurück. In sanftem Trabe geht es durch Weiler, Städte und Dörfer, zwischen Wald und Feld dahin; je nach Laune sieht sich Hansjakob dies und das an und berichtet getreulich in seinen Tagebuchblättern, was ihm an Land und Leuten auffiel. Doch mehr als das alles erquickt das Temperament des alten Herrn, das sich uns allenthalben sans gêne gibt. Er schimpft, daß es eine helle Freude ist. Er schimpft über alles, von den „Preußen" angefangen bis herab zum Automobil. Ganz besonders nimmt er die Fürsten und die Frauen, die „Wibervölker", aufs Korn, auch seine geistlichen Obern müssen ihm recht oft herhalten. Der Alte mag hierin manchem „zu weit" gehen; es ist auch ganz gut, daß Hansjakob das Deutsche Reich nicht zu regieren hat. Trotz allem wird der eigensinnige Raisonneur auch vielen gefallen, deren Ansichten recht sehr von denen des süddeutschen Demokraten abweichen.

P. O.

Kjelland, Alexander: „Novellen und Novelletten." Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin 1904. Verlag von **Franz Wunder.** 3 Mk., geb. 4 Mk.

Wir Deutschen sind nun mal so. Kaum wird ein Ausländer berühmt, gleich haben ihn so und so viele Uebersetzer beim Wickel, um ihn in unser geliebtes Deutsch zu übertragen. Und dann meistens gleich gründlich. Damit will ich natürlich der Bedeutung Kjellands nichts rauben. Der gehört selbstverständlich in unsere Uebersetzungsliteratur — mit seinen besten Werken. Aber nicht mit allem, was er geschrieben. So hätte uns auch die vorliegende Uebersetzung ruhig erspart werden können. In diesen Novellen erkennen wir die Klaue des Löwen, die uns der berühmte Gesellschaftssatiriker in seinen großen Romanen „Garman & Worse", „Arbeidsfolk" u. a. gezeigt hat, nicht wieder. Oder nur in undeutlicher, abgerissener Form. So z. B. in der Novellette oder richtiger Skizze „Sultan". Sie gibt das Charakterbild eines Hundes, der es vom gewöhnlichen Platzköter zum vornehmen Luxushund gebracht hat. Eine alte, erbärmliche Kohlendiebin stiehlt allnächtlich von dem Lager eines reichen Steinkohlenhändlers zwei Körbe mit Kohlen, indem sie den diensttuenden Platzhund mit Brot besticht. Da wird „Sultan" als Wächter substituiert. Da er für gewöhnlich nur Cotelettes genießt, erweist er sich als unbestechlich und zerreißt die Alte. Ein ebenso krasses Bild entrollt der Verfasser in der Novelle „Else". Sie behandelt die Katastrophe eines jungen Mädchens aus den unteren Ständen, das durch die Engherzigkeit der höheren zu Grunde geht. Auch in „Ein gutes Gewissen" und „Erotik und Idylle" werden gesellschaftssatirische Stoffe behandelt. Die Auswahl ist nicht sorgfältig genug getroffen, manches ist direkt unbedeutend. Vier Stücke „Siesta", „Zwei Freunde", „Ballstimmung" und „Ein Volksfest" spielen in Paris, die übrigen entnehmen ihre Stoffe der skandinavischen Heimat des Dichters. Die Form läßt zuweilen die genügende Durcharbeitung vermissen. Die Uebersetzung ist gut.

Wilhelm Poeck.

Mießner, Dr. Wilhelm: „Ein Menschenleben." Alltagsbriefe unserer Klassiker. Berlin. Dr. Wedekind & Co. 1907. 219 S. Gebd. 4,50 Mk.

Indem der Verfasser uns in dieser Zusammenstellung von Alltagsbriefen unsere

Klassiker belauschen läßt, wie sie bei den gewöhnlichen Ereignissen des Lebens fühlten und dachten, will er zwischen den einzelnen Stadien ihres und unseres Lebens engere Verbindungen anknüpfen, Alltagsbeziehungen, welche uns gewissermaßen als „Treppe zu ihrer Größe" dienen und auch auf unser Leben anregend zurückwirken sollen. Und man kann dem Herausgeber beipflichten, daß die Auswahl der Briefe wohl geeignet ist, diesen Zweck zu erreichen und gleichzeitig „den Geschmack und die Kultur des Briefes anzuregen" auch bei solchen, die dem Lesen von Briefen sonst abgeneigt sind. Möge das Buch dazu dienen, das Interesse für unsere Klassiker auch im Volke zu fördern und zu verbreiten.
J. F.

Salus, Hugo: „Das blaue Fenster." Novellen. Egon Fleischel & Co., Berlin, 1906. 222 S. Mk. 3.

Der Lyriker Hugo Salus hat in seiner neuen Novellensammlung glücklich die Wandlung zum Novellisten vollzogen. Zwar mahnt die starke Anspannung des Gefühls, die duftige Zärtheit der sprachlichen Ausdruksmittel noch an die lyrische Grundlage seines Talents. Aber was er diesmal bietet, ist stetig fortschreitende Handlung, plastische Ausgestaltung der erzählten Vorgänge. Den vier etwa gleich großen Geschichten des Bandes ist mittelalterlich-katholisierende Stimmung, Richtung auf Märchen und Legende gemeinsam, wobei in echt romantischer Weise ironisches Spielen mit den Empfindungen, ein Schweben und Schwanken zwischen Ernst und Scherz vorschlägt. Subjektive Elemente des modern gestimmten und mit der modernen Literatur vertrauten Menschen drängen sich dazwischen. In der zweiten Erzählung („Der Rächer") ist sogar ein Motiv aus der Rüstkammer des französischen Ehebruchdramas ins Romantische übertragen. Diese und „Pietà" (wovon die Sammlung indirekt den Titel erhalten hat) sind tragischer Natur, während in den zwei andern Stücken, „Das Meerweibchen" und „Der Spiegel", ein übermütiger Humor sein neckisches Wesen treibt. Köstlich sind die Enttäuschungen eines Prager Bürgersohns geschildert, der in seines Herzens Einfalt eine Fahrende für ein wirkliches Meerweibchen nimmt und aus allen seinen idealen Himmeln gestürzt wird, als die Schöne aus ihrer Fischhaut schlüpft und als ein gewöhnliches Weib vor ihm steht. Die Legende „Der Spiegel", den Einfluß Gottfried Kellers verratend, zieht die Idee des „Armen Heinrich" stark ins Komische. Als Aeußerungen einer ganz reinen Kunst darf man Hugo Salus' Novellen nicht betrachten, aber die Erfindung darin ist so geistreich, die Form so fein geschliffen, daß man sich mit Vergnügen in diese charakteristischen Erzeugnisse der Neuromantik versenkt.
R. Kr.

Schulz-Flaßhaar, Erich: „Meine Wälder rauschen". Gedichte. Elberfeld. Walter Bacmeister. 70 S. 2 Mk.

Dem Verfasser des Feuilletons „Über Wanderbibliotheken" begegnen wir in diesem schlichten Gedichtbande, den eine geschmackvolle Umschlagzeichnung von Wilhelm Lenz ziert, als einem Lyriker, der mit zarter Empfindungsgabe zu gestalten weiß. Die Natur zeichnet er mit scharfen Umrissen.

Die Bilder im „Herbstgang" (Seh ich einen Schnitter wie den Tod schwarz im Abendpurpur schreiten), der „Nacht im Park" (Nun blüht der weiße Dorn in voller Pracht und sendet schwere Düfte durch die Nacht. Ein weißer Schwan furcht langsam auf dem Teich, der stille Park gleicht einem Zauberreich), in „Sylvester" (Vor mir liegt ein Hügel, das weiße Schneetuch deckt ihn gleich den andern, zu seinen Füßen aber sitzt in Erz gegossen ein Weib, ihr Haupt ruht sinnend in der Rechten) erzielen mit einfachen Mitteln gute impressionistische Wirkungen. Romantische Schlaglichter wirft das Gedicht „Stilles Glück", eines der besten in dem bunt gewählten Strauß einer vieljährigen Blumenlese.

Durch wuchtige Sprache zeichnet sich das Bismarcklied aus, es dürfte ein dankbarer Vorwurf für einen Komponisten sein. In vielen Gedichten ist eine gewisse Abhängigkeit von altübernommenen Bildern und Reimen bemerkbar z. B. „In der Ferne", „Der Page", „Abschied", „Heimat", von der der Dichter sich noch befreien wird. Auch den Volkston weiß Schulz zu treffen („Heidegang", „Wintertag", „Laßt euch Rosen streuen . . ."), sodaß er jedem Freunde der Lyrik etwas bietet. Im Vordergrunde stehen die Liebesstimmungen voll Einfachheit und frischer Empfindung.
Ernst Böttger.

Söhle, Karl: Seb. Bach in Arnstadt. 2. Aufl. Berlin, Behr 1904. (132 S.) 2 Mk., geb. 3 Mk.

Söhle, der liebenswürdige Verfasser der Musikantengeschichten, ist für viele kein Unbekannter mehr. Wer ihn noch nicht kennt, dem sei das vorliegende kleine Büchlein besonders empfohlen. Es ist ein prächtiges Kulturbildchen voll schalkhaften, altväterischen Humors. Riehl hätte gewiß seine Freude dran gehabt. Die Schilderung des Familientags der Bachs mit seinem Willkommentrunk, seiner Familienberatung und seinem Schmaus am Vormittag, seinem Kirchenkonzert am Nachmittag und seinem übermütigen „Divertissement" am Abend liest man immer wieder mit neuem Genuß. Aber auch die Größe Johann Sebastians, die innige Frömmigkeit seiner Kunst hat der Verfasser lebendig werden lassen. Alles in allem: ein herzerquickendes Büchlein!

Dr. E. Ackerknecht.

Tieck, Ludwig: „Die Reise ins Blaue hinein." Sechs romantische Novellen. Berlin, Wiegandt & Grieben, 1906. (XX, 372 S.) Brosch. 4,50 Mk., geb. 6,50 Mk.

Diese von Dr. W. Mießner herausgegebene Auswahl Tieckscher Novellen ist mit großer Freude zu begrüßen. Bietet sie auch nicht alles das aus den zwölf Novellenbändchen, „was heute noch durch Form und Inhalt interessiert", so bietet sie doch nur solches. Und das ist die Hauptsache. Viele mögen Tiecks Novellen verwirrt oder gelangweilt weggelegt haben, weil sie der Zufall gerade mit einer jener Geschichten beginnen ließ, in denen die „reizende Verwirrung" (Fr. Schlegel), von der die Romantiker schwärmten, in ästhetische Zuchtlosigkeit ausartet oder in denen der Meister — „seiner Zuhörer sicher" — zum Schulmeister wird. Die meisten unsrer „modernen Leser" haben aber gewiß gar nie den Versuch gemacht, in den Wundergarten der Romantik von dieser Seite aus einzudringen. Sie alle werden erstaunt sein, welche Fülle von dichterischer Gestaltungskraft von tiefer Lebensweisheit und von überlegenem Humor unter dem Schutt des Veralteten und Mittelmäßigen halb begraben lag. Und war die Zeit, aus der heraus und für die Tieck schrieb, wirklich so ganz anders als die gegenwärtige?

„Es könnte unbegreiflich scheinen, wie allenthalben in unseren Tagen der Sinn für ein großes Ganze, für das Unteilbare, welches nur durch göttlichen Einfluß entstehen konnte, sich verloren hat. Immer wird, wie in Gedichten, Kunstwerken, Geschichte, Natur und Offenbarung nur dies und jenes, nur das Einzelne, bewundert und gelobt; schärfer noch das Einzelne getadelt, was im großen Ganzen, wenn es ein Kunstwerk ist, doch nur so sein kann, wie es ist, wenn jenes Gelobte möglich sein soll. Sucht und Kraft, zu vernichten ist aber geradezu der Gegensatz alles Talentes und wird endlich zur Unfähigkeit, irgend die Erscheinung in ihrer Fülle zu verstehen. Immer „Nein" sprechen, ist gar nicht sprechen."

Dem trefflich ausgestatteten Buche ist die weiteste Verbreitung zu wünschen.

Dr. E. Ackerknecht.

Wiemann, Bernard: „Er zog mit seiner Muse". Buchschmuck von Franz Hecker. Kempten, Kösel 1905. 177 S. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Der Verfasser hat ein Recht, von „seiner Muse" zu reden. Denn die Reihe von Stimmungsbildern und Skizzen, die er uns bietet, erweisen ihn als einen wirklichen Dichter; allerdings keinen Dichter großen Stils. Dazu ist er — trotz seines feinen Humors — meist zu gefühlsselig, zu überschwenglich, fehlt es ihm an jener künstlerischen Konzentrationskraft, die selbst das kleinste Genrebild zum Typus gestaltet. So erscheint auch dieses Buch, trotz der „leisen Harmonie", die es durchzieht, nicht als ein Ganzes. Immerhin, es ist ein nachdenkliches, feinsinniges Buch, in dem jeder da oder dort etwas findet, das ihn persönlich anspricht. Am bedeutendsten erscheint mir die kleine Novelle: „Aus dem Leben eines Musikers". Wie fein der Dichter manchmal den Plauderton trifft, dafür ein Beispiel:

„Wenn der Abend kommt, wenn der Abend kommt, flüstern leise sich die Bäume zu; und die schönen Frauen singen allesamt dann ein letztes Lied zur Abendruh. Nehmt es mir nicht allzu übel, daß ich da einen schlechten Vers gemacht habe. Seht, wenn wir Menschen gar nicht mehr auskommen können mit unserer Sehnsucht, dann machen wir Verse, um ruhig zu werden. Und so eine Stimmung überkam mich eben bald, als ich euch davon er-

zählen wollte, wie schön es ist, wenn der Abendfriede durch unsern deutschen Wald geht."

Dr. Erwin Ackerknecht.

Jugendschriften.

Garbe, Robert: Görnrik. „Gedichten för Jungs un Deerns." Biller von Oskar Schwindrazheim. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze. 1906. 64 S. Preis brosch. 80 Pf., geb. 1 Mk.

Robert Garbe ist bei einem guten Meister in die Schule gegangen. Dieser heißt Klaus Groth. Ein Stück Grothschen Geistes, Grothschen Formgefühls spricht aus diesen allerliebsten naiv und kindlich empfundenen Gedichten. Garbe stellt sich in ihnen ohne Zweifel als einer der begabteren Vertreter der heutigen plattdeutschen Lyrik dar. Einige der Gedichte sind so ansprechend, daß wir ihnen, um sie bei denen, für die sie geschrieben sind, recht bekannt zu machen, einen Platz in den Lesebüchern unserer norddeutschen Schulen wünschen, z. B. „De Sandseier", „Bi't Kinnerworn", „Stineken un de Burknecht", „Kumm mit na'n Hoff", „De Muskanten". Und noch über den Texten scheinen mir Schwindrazheims Bilder zu stehen. Als Probe gebe ich das nachstehende Gedicht:

De Brutdeef.

Lütt Hans un dee wull frihn gan
Un harr noch gor keen Brut,
Von nöum hee sick lütt Greet eer Popp
Un kneep eer dormit ut.
Lütt Greeten sä: „Ick bün di bös,
Du büst een leegen Sleef!
Min Pöppi kann din Brut nich warrn,
De hemw ick vel tou leef."

Allerdings leidet der junge Verfasser nicht gerade an einem Übermaß von Bescheidenheit. Denn kecklich erklärt er am Schluß seines Büchleins: „De Sprak von düt Bouk steit in de Mirr von de velen plattdütschen Mundorten. Wil dat aewer noch keen een von de niplattdütschen Dichters de nedderdütsche Sprak up min Wies anfat het, mut ick woll düt un dat an de Rechtschriewung verklorn usw." Ja, wie wäre es denn wohl möglich, daß einer der bisherigen plattdeutschen Dichter die niederdeutsche Sprache auf Garbesche Weise angefaßt hätte? Er stellt sich mit seinem Werkchen dem plattdeutschen Leserkreise doch zum ersten Male vor. Und wieso steht der von ihm gewählte Dialekt — es ist der Lauenburgische — in der Mitte der vielen plattdeutschen Mundarten? Das ist doch eine ganz willkürliche, aus rein subjektivem Empfinden geschöpfte Behauptung! Ich fürchte, es wird Herrn Garbe nicht gelingen, seinen Dialekt und seine Schreibweise den übrigen plattdeutschen Dichtern als Kanon aufzuzwingen. Das haben nicht einmal die plattdeutschen Dichter von Rang vermocht. Eine plattdeutsche Normalschriftsprache läßt sich wahrscheinlich überhaupt nicht schaffen. Alle darauf hinzielenden Versuche sind bislang gescheitert und werden es auch künftig tun. Denn welcher plattdeutsche Schriftsteller von Eigenart wird es sich nehmen lassen, seinen Werken in Sprache und Rechtschreibung den mundartlichen Stempel der Landschaft aufzudrücken, aus der er sie geschöpft hat?

Wilhelm Poeck.

Olfers, Sibylle von: Eine Hasengeschichte in acht Bildern. Stuttgart, G. Weise. Kart. 1,50 Mk.

Das ist ein allerliebstes Buch für die Kleinen und Kleinsten. Wie fröhlich-neugierig drängen sich die Häschen am Fenster des Blätterhauses zusammen und schauen der Hasenmutter entgegen, die die Menschenkinder Mummelchen und Pummelchen an der Hand führt! Wie menschlich-lustig ist die Scheu der Hasenkinder vor den Gästen dargestellt! Oder der Beerenschmaus im Walde und der abendliche Gang ins Kohlfeld. Solche Werke hinterlassen in der Kinderseele unauslöschliche Eindrücke. Das Kind, dem dieses Buch zum Freunde geworden ist, wird leicht ein lächelnd gütiges Verhältnis zur Tierwelt gewinnen.

E. M.

Märchenbuch, Deutsches. Mit 36 farbigen und 10 Textbildern von Willy Planck. Stuttgart, G. Weise. Geb. 3 Mk.

Der Folioband, dessen Außentitel ein schönes, lockendes Bild schmückt, enthält in angenehmem, großem Druck folgende Märchen: die Gänsemagd; Schneewittchen;

der Froschkönig und der eiserne Heinrich; Hänsel und Gretel; Tischlein deck dich; die Prinzessin auf der Erbse; die sieben Raben; Dornröschen; der Wolf und die sieben jungen Geislein. Die Planckschen Bilder machen das Buch zu einem kostbaren Besitz für die Kinderwelt. Sie führen in die Welt malerischer Stimmungen ein; so das schlafende Schneewittchen, die Bilder zu „Hänsel und Gretel“, das in die weite Welt ziehende Schwesterchen der sieben Raben. Andere sind urdrollig, so die zum „Tischlein deck dich“. Fein und zart ist Schneewittchens Mutter am Fenster. Immer bleiben die Blätter dem Verständnis der Kinder zugänglich; sie sind lieb und fröhlich bunt. Die Kinder werden des Buches nicht leicht müde werden.

E. M.

Märchen, Alte und neue, von Grimm, Bechstein, Hauff, Godin und andern, mit Bildern von W. Planck. Stuttgart, G. Weise. (140 S.) Geb. 3,50 Mk.

Dieses Märchenbuch verdankt seinen Wert den Planckschen Bildern. Von diesen sind die Holzschnitte bei weitem den grellen Buntdrucken vorzuziehen. Unter den neuen Märchen finden sich schwache Stücke von A. Godin. „Der Fischer und seine Frau“ ist überflüssiger Weise in der Fassung von Fr. Hoffmann mitgeteilt; ebenso die Sage von der blauen Blume; darum fehlt es auch beiden nicht an unterstrichener Moral. Aus dem Pißputt Grimms, dem Essigkrug Bechsteins ist bei ihm ein — „Federtopf“ geworden. „Wenn es recht kalt wurde, setzten sich der Fischer und seine Frau in einen großen Topf, der mit Federn von allerlei Vögeln angefüllt war, denn ein Bett hatten sie nicht; aber in dem Topfe saßen sie ziemlich warm.“ Stark vertreten ist der Märchendichter A. Bechstein; die von ihm erzählten Märchen weichen in der Tat von den Texten Ludwig Bechsteins sehr zu ihrem Nachteil ab. Wozu die überflüssigen „Bearbeitungen“?

E. M.

Tanera, Karl: Wolf der Junker. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1907. 176 S. Geb. 3,50 Mk.

Es ist doch nicht so einfach, für die Jugend historische Erzählungen zu schreiben. Wenn sich ein Schriftsteller ehrlich und fleißig durch ein möglichst umfassendes Studium des Stoffes auf seine Arbeit vorbereitet hat, so verfällt er leicht in den Fehler, das ganze historische Material — gehe es, wie es wolle — in die Erzählung hineinzupressen. Er vergißt dabei, daß der Leser keine spezialgeschichtliche Abhandlung, sondern eine Erzählung zu lesen wünscht und daß schließlich doch nicht die Coulissen, sondern die vor ihnen spielenden Darstellungen die Hauptsache sind. In diesen Fehler verfällt Tanera, und zwar so gründlich, daß beispielsweise das ganze vierte Kapitel keine Spur von der eigentlichen Erzählung, sondern eine eingehende Vorlesung über Reunionskammern zur Zeit Ludwigs XIV. enthält, mit Namen und Daten durchsetzt, die für die Erzählung keinen Wert haben. Um diese Fehler auszugleichen, verfällt der Verfasser in ein anderes Extrem. Durch eine spannende Handlung will er den jugendlichen Leser so fortreißen, daß er die vielen Jahreszahlen unbewußt wie verzuckerte Pillen niederschluckt. Da wirkt er nun mit schärfsten Mitteln: Hängen, Erstechen und Erschießen, Kolbenstöße, Säbel- und Peitschenhiebe bilden das belebende Moment. Erbauliches findet sich wenig. Wenn z. B. der Held, nachdem in seiner Gegenwart einem Verwundeten der Schädel zerschmettert wurde, lachend einige Bemerkungen macht, so wirkt dies schon auf unbeeinflußt Denkende abstoßend — und die Jugend soll an solchen Schilderungen Gemüt und Charakter bilden?! Einigermaßen versöhnend könnte die Figur der Afra wirken. Daß der Schluß in die Empfehlung eines demnächst erscheinenden Buches ausklingt, macht keinen besonders künstlerischen Eindruck, sondern zeigt absichtslos klar, was die ganze Sache im Grunde ist: — Geschäft.

Der literarische Geschmack, den die Jugend hat, ist ihr nicht von Reklamebureaux suggeriert worden, sondern das Resultat der Voraussetzungen, die ihr Mutter Natur ins Herz und Gehirn legte. Ein gesunder, fröhlicher Junge wird sein Urteil über „Wolf“ dadurch ausdrücken, daß er das Buch nach einer knappen Viertelstunde schallend zuklappt.

Paul Loose.



Zeitschriftenschau.

Im Märzheft der „Neuen Rundschau" veröffentlicht Hugo von Hofmannsthal einen Vortrag „Der Dichter und diese Zeit". Er meint in unserer Zeit ein, wenn auch oft verstecktes, so doch starkes Sehnen nach den Gaben des Dichters zu erkennen. Wir entnehmen der fesselnden Arbeit folgenden Abschnitt:

„So ist der Dichter da, wo er nicht da zu sein scheint, und ist immer an einer andern Stelle als er vermeint wird. Seltsam wohnt er im Haus der Zeit, unter der Stiege, wo alle an ihm vorüber müssen und keiner ihn achtet. Gleicht er nicht dem fürstlichen Pilger aus der alten Legende, dem auferlegt war, sein fürstliches Haus und Frau und Kinder zu lassen und nach dem heiligen Lande zu ziehen; und er kehrte wieder, aber ehe er die Schwelle betrat, wurde ihm auferlegt, nun als ein unerkannter Bettler sein eigenes Haus zu betreten und zu wohnen, wo das Gesinde ihn wiese. Das Gesinde wies ihn unter die Treppe, wo nachts der Platz der Hunde ist. Dort haust er und hört und sieht seine Frau und seine Brüder und seine Kinder, wie sie die Treppe auf und nieder steigen, wie sie von ihm als einem Verschwundenen, wohl gar einem Toten sprechen und um ihn trauern. Aber ihm ist auferlegt, sich nicht zu erkennen zu geben und so wohnt er unerkannt unter der Stiege seines eigenen Hauses.

Dies unerkannte Wohnen im eigenen Haus, unter der Stiege, im Dunkeln, bei den Hunden; fremd und doch daheim; als ein Toter, als ein Phantom im Munde aller, ein Gebieter ihrer Tränen, gebettet in Liebe und Ehrfurcht; als ein Lebendiger, gestoßen von der letzten Magd und gewiesen zu den Hunden; und ohne Amt in diesem Haus, ohne Dienst, ohne Recht, ohne Pflicht, als nur zu lungern und zu liegen und in sich dies alles auf einer unsichtbaren Wage abzuwiegen, dies alles immerfort bei Tag und Nacht abzuwiegen und ein ungeheures Leiden, ungeheures Genießen zu durchleben, dies alles zu besitzen wie niemals ein Hausherr sein Haus besitzt — denn besitzt der die Finsternis, die nachts auf der Stiege liegt, besitzt er die Frechheit des Koches, den Hochmut des Stallmeisters, die Seufzer der niedrigsten Magd? Er aber, der gespenstisch im Dunkeln liegt, besitzt alles dies: denn jedes von diesen ist eine offene Wunde an seiner Seele und glüht einmal als ein Karfunkelstein an seinem himmlischen Gewand — dies unerkannte Wohnen, es ist nichts als ein Gleichnis, ein Gleichnis, das mir zugeflogen ist, weil ich vor nicht vielen Wochen diese Legende in dem alten Buch „Die Taten der Römer" gelesen habe — aber ich glaube, es hat die Kraft, uns hinüber zu leiten, daß ich Ihnen von dem spreche, was nicht minder phantastisch ist und doch so ganz zu dem gehört, was wir Wirklichkeit, was wir Gegenwart zu nennen uns beruhigen; zu dem, wie ich den Dichter wohnen sehe im Haus dieser Zeit, wie ich ihn hausen und leben fühle in dieser Gegenwart, dieser Wirklichkeit, die zu bewohnen uns gegeben ist.

Er ist da, und es ist niemandes Sache, sich um seine Anwesenheit zu bekümmern. Er ist da und wechselt lautlos seine Stelle und ist nichts als Auge und Ohr und nimmt seine Farbe von den Dingen, auf denen er ruht. Er ist der Zuseher, nein, der versteckte Genosse, der lautlose Bruder aller Dinge und das Wechseln seiner Farbe ist eine innige Qual: denn er leidet an allen Dingen und indem er an ihnen leidet, genießt er sie. Dies Leidend-genießen, dies ist der ganze Inhalt seines Lebens. Er leidet, sie so sehr zu fühlen. Und er leidet an dem einzelnen so sehr als an der Masse; er leidet ihre Einzelheit und leidet ihren Zusammenhang; das Hohe und das Wertlose, das Sublime und das Gemeine; er leidet ihre Zustände und ihre Gedanken; ja bloße Gedankendinge, Phantome, die wesenlosen Ausgeburten der Zeit leidet er, als wären sie Menschen. Denn ihm sind Menschen und Dinge und Gedanken und Träume völlig eins: er kennt nur Erscheinungen, die vor ihm auftauchen und an denen er leidet und leidend sich beglückt. Er sieht und fühlt; sein Erkennen hat die Betonung des Fühlens, sein Fühlen die Scharfsichtigkeit des Erkennens. Er kann nichts auslassen. Keinem Wesen, keinem Ding, keinem Phantom, keiner Spukgeburt eines menschlichen Hirns darf er seine Augen verschließen. Es ist, als hätten seine Augen keine Lider. Keinen Gedanken, der sich an ihn drängt, darf er von sich scheuchen, als sei er aus einer

anderen Ordnung der Dinge. Denn in seine Ordnung der Dinge muß jedes Ding hineinpassen. In ihm muß und will alles zusammenkommen. Er ist es, der in sich die Elemente der Zeit verknüpft. In ihm oder nirgends ist Gegenwart.

Aber die Gewebe sind durchsetzt mit noch feineren Fäden, und wenn kein Auge sie wahrnimmt, sein Auge darf sie nie verleugnen. Ihm ist die Gegenwart in einer unbeschreiblichen Weise durchwoben mit Vergangenheit: in den Poren seines Leibes spürt er das Herübergelebte von vergangenen Tagen, von fernen nie gekannten Vätern und Urvätern, verschwundenen Völkern, abgelebten Zeiten; sein Auge, wenn sonst keines, trifft noch — wie könnte er es wehren? — das lebendige Feuer von Sternen, die längst der eisige Raum hinweggezehrt hat. Denn dies ist das einzige Gesetz, unter dem er steht: Keinem Ding den Eintritt in seine Seele zu wehren und was ein Mensch ist, ein lebendiger, der die Hände gegen ihn reckt, das ist ihm, nichts fremderes, der flimmernde Sternenstrahl, den vor dreitausend Jahren eine Welt entsandt und der heute das Auge ihm trifft, und im Gewebe seines Leibes das Nachzucken uralter, kaum mehr zu nutzender Regung. Wie der innerste Sinn aller Menschen Zeit und Raum und die Welt der Dinge um sie her schafft, so schafft er aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Tier und Mensch und Traum und Ding, aus Groß und Klein, aus Erhabenem und Nichtigem die Welt der Bezüge.

Er schafft. Dumpfe Schmerzen, eingeschränkte Schicksale können sich für lange auf seine Seele legen und sie mit Leid innig durchtränken und zu einer anderen Stunde wird er den gestirnten Himmel in seiner aufgeschlossenen Seele spiegeln. Er ist der Liebhaber der Leiden und der Liebhaber des Glücks. Er ist der Entzückte der großen Städte und der Entzückte der Einsamkeit. Er ist der leidenschaftliche Bewunderer der Dinge, die von ewig sind, und der Dinge, die von heute sind. London im Nebel mit gespenstigen Prozessionen von Arbeitslosen, die Tempeltrümmer von Luxor, das Plätschern einer einsamen Waldquelle, das Gebrüll ungeheuerer Maschinen: die Übergänge sind niemals schwer für ihn und er überläßt das vereinzelte Staunen denen, deren Phantasie schwerfälliger ist — denn er staunt immer, aber er ist nie überrascht, denn nichts tritt völlig unerwartet vor ihn, alles ist, als wäre es schon immer dagewesen und alles ist auch da, alles ist zugleich da. Er kann kein Ding entbehren, aber eigentlich kann er auch nichts verlieren, nicht einmal durch den Tod. Die Toten stehen ihm auf, nicht, wann er will, aber wann sie wollen und immerhin sie stehen ihm auf. Sein Hirn ist der einzige Ort, wo sie für ein Zeitatom nochmals leben dürfen und wo ihnen, die vielleicht in erstarrender Einsamkeit hausen, das grenzenlose Glück der Lebendigen zuteil wird: sich mit allem, was lebt, zu begegnen.

Die Toten leben in ihm, denn für seine Sucht, zu bewundern, zu bestaunen, zu begreifen ist dies Fortsein keine Schranke. Er vermag nichts, wovon er einmal gehört, wovon ein Wort, ein Name, eine Andeutung, eine Anekdote, ein Bild, ein Schatten je in seine Seele gefallen, jemals völlig zu vergessen. Er vermag nichts in der Welt und zwischen den Welten als non-avenu zu betrachten. Was ihn angehaucht hat, und wäre es aus dem Grab, darum buhlt er im Stillen. Es ist ihm natürlich, Mirabeau um seiner Beredsamkeit willen und Friedrich den Zweiten um seiner grandiosen Einsamkeit willen und Warren Hastings um seines Mutes willen und den Prinzen von Ligne um seiner Höflichkeit willen zu lieben, und Marie Antoniette um des Schaffottes willen und den Heiligen Sebastian um der Pfeile willen. Aber daneben läuft seine Phantasie noch jedem obskuren Abenteurer, von dem das Zeitungsblatt meldet, um seiner Abenteuer willen nach, dem Reichen um seines Reichtums, dem Armen um seiner Armut willen. Jeder Stand wünscht seinen Pindar, aber er hat ihn auch. Der Dichter, wenn er an dem Haus des Töpfers vorüber kommt, oder an dem Haus des Schusters und durchs Fenster hineinsieht, ist so verliebt ins Handwerk des Töpfers oder des Schusters, daß er nie von dem Fenster fortkäme, wäre es nicht, weil er dann wieder dem Jäger zusehen muß oder dem Fischer oder dem Fleischhauer.

Ich höre manchmal im Gespräch oder in einer Zeitung klagen, daß einzelnes, was des Schilderns wert wäre, von den Dichtern unserer Zeit nicht geschildert werde, z. B. die Inhalte mancher Industrien oder dergleichen. Aber wofern in diesen Betrieben das Leben eine eigene Form annimmt, einen neuen Rhythmus durch ein besonderes Zusammensein oder

ein besonderes Isoliertsein der Menschen, wofern in diesen Betrieben die einzelnen Menschen oder viele zugleich in ein besonderes Verhältnis zur Natur treten, besondere Lichter auf sie fallen, die unendliche Symbolhaftigkeit der Materie neue unerwartete Schatten und Scheine auf die Menschen gießt, so werden sich die Dichter auf dies neue Ding, auf dies neue Gewebe von Dingen stürzen, vermöge der tiefen Leidenschaft, die sie treibt, jedes neue Ding dem Ganzen, das sie in sich tragen, einzuordnen, vermöge ihrer unbezähmbaren Leidenschaft, alles, was da ist, in ein Verhältnis zu bringen. Denn sie sind solche Schattenbeschwörer ohne Maß, sie machen ihren Helden nicht mehr bloß aus Alexander und Cäsar, nicht mehr bloß aus der neuen Heloise und dem Werther, nein: das unscheinbarste Dasein, die dürftigste Situation wird ihren immer schärferen Sinnen seelenhaft; wo nur aus fast Wesenlosem die schwächste Flamme eines eigenen Daseins, eines besonderen Leidens schlägt, sind sie nahe und weben sich das Unbelebte und den Dunstkreis, der es umschwimmt, zu einer gespenstigen Wesenheit zusammen.

Da ich ein Kind war, ich denke es wie heute, brachte ich meine Einbildung oft stundenlang nicht los von der Qual von Tieren, mißhandelten Pferden, eingesperrten Tieren, großen traurig blickenden Gefangenen, die immer herumgehen zwischen dem Gitter und der Wand. Und ich sann etwas aus, aber vergaß es später wieder völlig, von einem Tierbändiger, der seine Löwen tötet, ihnen vergiftetes Fleisch hinwirft. Es geschah in einer solchen Sphäre des kinderhaften dumpfen, starken Fühlens, dies Aussinnen, es war auch nicht so deutlich wie diese Worte es darstellen, es war nichts als ein dumpfer Schmerz und das mitleidige halb grausende Ausmalen einer Situation, in der etwas Quälendes und etwas Erlösendes sich mischten. Es kamen andere Jahre und ich vergaß dies völlig. Tausende von Kindern leiden mehr als sie jemals ahnen lassen unter der Qual von Tieren. Solche dumpfe Schmerzen liegen in der Zeit wie andere in anderen Zeiten. Aber ist es nicht seltsam, daß sie alle ihren Ausdruck finden, alle den Dichter, der sie erlöst, früher oder später? Dies dumpf Ausgesonnene des Kindes sollte ich auf einmal wiederfinden, ausgedrückt in einem Buch, die ganze unbeschreibliche Traurigkeit des Löwenbändigers, der seine Tiere tötet, seine Tiere, die er liebt. (Eines Abends wirft er ihnen vergiftetes Fleisch hin, — aus irgend einem Grunde ist er gezwungen dies zu tun und sie verenden langsam in dem menschenleeren Zirkus beim Schein einer Gasflamme.) Es ist das Buch eines dänischen Schriftstellers, und es hätte mir sehr leicht niemals in die Hand kommen können — aber es geschah nur das Selbstverständliche, daß ein Dichter sich weidete an einer unbeschreiblichen, unfaßlichen Traurigkeit, deren Wirkliches gegeben ist in dem Leben, das wir leben. Es sind noch andere ähnliche Dinge in dem gleichen Buch. Das Häßliche und Triste an der Existenz von Kellnern, das Entwürdigende darin, das Groteske, — jeder Mensch denkt das irgend einmal und es verwischt sich wieder in ihm. In diesem dänischen Buche ist auch daraus eine solche Erzählung gemacht. Diese Erzählungen sind wie seltsame, konzentrierte Destillate, gewonnen aus den Giften, die der Körper der Gesellschaft in sich absondert, seine Ermüdungsgifte, seine leisen chronischen Vergiftungen. Aber der Liebhaber aller Dinge, der Liebhaber aller Schmerzen muß diese Dinge pflücken wie Blumen, er kann nicht anders, es ist stärker als er. Das Sterben der vergifteten Tiere, der sonderbare gierige Hunger des Kellners, ihn locken sie, wie einen andern die Taten des Achilles gelockt haben und die Fahrten und Leiden des vielerfahrenen Odysseus. An welchem menschlichen Tun könnte der Dichter auf die Dauer stumpf und ungerührt vorübergehen, er, der unaufhörlich dem eigenen ewig unverkörperten Tun ein Gleichnis sucht. Mit einer Sicherheit, die seiner Begabung proportional ist, wird er das an der Betätigung weglassen, was Materie ist, aber an dem Eigentlichen, dem Seelenhaften, dem Schöpferischen, an dem Abenteuer, dem Heldentum, dem Leiden, dem Schicksal, das in jeder Arbeit liegt, an dem Abenteuer und dem eigentlichen magischen Erlebnis im Leben des Kaufmannes, des Chemikers, des Geldmenschen — wie könnte er an denen vorüber?

Er kann ja an viel unscheinbareren Dingen nicht vorüber: daß es etwas in der Welt gibt wie das Morphium, und daß es je etwas gegeben hat wie Athen und Rom und Karthago, daß es Märkte von Menschen gegeben hat und Märkte von Menschen gibt, das Dasein Asiens und das Dasein von Tahiti, die Existenz der ultravioletten Strahlen und die Skelette der vorweltlichen Tiere, diese Hand voll Tatsachen

und die Myriaden solcher Tatsachen aus allen Ordnungen der Dinge sind für ihn immer irgendwie da, stehen irgendwo im Dunkel und warten auf ihn und er muß mit ihnen rechnen. Er lebt, und das unaufhörlich, unter einem Druck unmeßbarer Atmosphären, wie der Taucher in der Tiefe des Meeres, und es ist die seltsamste Organisation einer Seele, daß sie diesem Druck standhält. Er darf nichts von sich ablehnen. Er ist der Ort, an dem die Kräfte der Zeit einander auszugleichen verlangen. Er gleicht dem Seismographen, den jedes Beben, und wäre es auf Tausende von Meilen, in Vibration versetzt. Es ist nicht, daß er unaufhörlich an alle Dinge der Welt dächte. Aber sie denken an ihn. Sie sind in ihm, so beherrschen sie ihn. Seine dumpfen Stunden selbst, seine Depressionen, seine Verworrenheiten sind unpersönliche Zustände, sie gleichen den Zuckungen des Seismographen und ein Blick, der tief genug wäre, könnte in ihnen Geheimnisvolleres lesen als in seinen Gedichten. Seine Schmerzen sind innere Konstellationen, Konfigurationen der Dinge in ihm, die er nicht die Kraft hat zu entziffern. Sein unaufhörliches Tun ist ein Suchen von Harmonien in sich, ein Harmonisieren der Welt, die er in sich trägt. In seinen höchsten Stunden braucht er nur zusammenzustellen, und was er nebeneinander stellt wird harmonisch."

Ein ergreifendes Mutterwort findet Frau Charlotte Basté-Wallner, Mitglied des Dresdener Hoftheaters, bei Gelegenheit einer Aufführung der Wedekindschen Kindertragödie „Frühlings Erwachen" (Berliner Tageblatt, No. 114.) Wie immer man sich zu diesem Werke und seiner öffentlichen Aufführung stellen mag, diese Mahnung einer Mutter an Mütter darf nicht ungehört verhallen:

„Schneller als sonst stieg ich heute abend die Treppe hinauf zum Schlafzimmer meines Sohnes. Hastiger als gewöhnlich warf ich Hut und Mantel von mir und trat an das Bett meines geliebten Jungen, meines einzigen Kindes. Da lag er in glücklichstem Kinderschlaf, die Bäckchen gerötet, den schlanken, biegsamen Knabenkörper behaglich gedehnt und gestreckt. War er doch schon ganze zehn Jährchen! Aber glücklich und unbefangen wie ein Sechsjähriger. Zehn Jahre und noch mein, nur und ganz allein mein! Noch hatten die Welt, das Leben nicht Teil an ihm. Wie lange noch? Heiße Tränen stiegen in mir auf. Vorsichtig beugte ich mich nieder, um ihn zu umschlingen, zu halten, zu schützen. Wie gut konnte ich es bisher, und wie machtlos würde ich vielleicht in wenigen Jahren dastehen, sein Denken und Fühlen nicht mehr kennen, ihn nicht mehr schützen können vor sich selbst.

Es war der erste Schmerz, den mir mein Kind bereitete, und so rührend schuldlos war es an ihm. Aber der Pfeil saß. Frank Wedekind hatte gut getroffen mit der Sicherheit eines Schützen, der um so besser trifft, je mehr er in den dunkelsten Abgründen des Weltmysteriums sein Wild aufscheucht, sein Ziel sucht.

Frühlings Erwachen — war das das Erwachen aus seligem Kinderschlaf? Muß es so sein? War das der bekannte Lauf der Welt? Gott gebe nein. Nein!

Eine bange ernste Stunde verbrachte ich am Bette meines Kindes, ratlos und fassungslos. Endlich aber rang es sich durch — die Erkenntnis, daß wir Mütter nichts tun können, als versuchen, eins zu sein mit unseren Kindern, mit unseren Söhnen, uns in ihr Vertrauen zu schmeicheln, mit ihnen zu leben. Ja mit ihnen. Nicht die Väter sind die berufenen Erzieher der Söhne, auch hier ist es nur die Mutter, immer wieder die Mutter. Freilich die Mutter im edelsten und besten Sinne. Die Mutter nur kennt ihr Kind, die sich mit ihm beschäftigt, und zwar über das Säuglingsalter hinaus, nicht nur so lange es als ein Spielzeug und Mittel zur Koketterie im Spitzenbettchen liegt. Auch dann noch, wenn für unser ästhetisches Empfinden seine Füße zu lang und seine Hände zu rot werden, um mit ihnen Staat machen zu können. Kein größeres Glück, kein schönerer Dank, als wenn mein Kind zu mir kommt, seine kleine Seele in die meine auszuschütten, wenn ich dann errate, was es bedrückt, und seine noch unausgesprochenen Gedanken lachend vor ihm ausbreite, und wenn es mich voll Bewunderung umfaßt und ausruft: „Mama, das ist ja herrlich, du weißt ja immer, wie es einem zumute ist, und was man meint."

Die Mutter sei die letzte Instanz. Was der Vater will, verlangt, verlangen muß, das mache sie dem Knaben zur gern erfüllten Pflicht. Sie nur kann ihn beeinflussen, sie nur kann die Vertraute des heranwachsenden Jünglings sein, die die zartesten Regungen seines Seelenlebens

versteht; nur sie ist es und wird es sein, wenn sie stets und immer mit ihm lebte, fühlte und sein Vertrauen genoß, da er noch in kurzen Höschen über die Ungerechtigkeit der Welt im allgemeinen und der Klassenlehrer im besonderen klagen kam.

Und von der heutigen Mutter verlange ich, daß sie fortschreite, Schritt halte mit dem heranwachsenden Sohne. Sind ihr doch heute weitere Ziele der Bildung gesteckt, ihre Augen geschärft für das moderne Leben, für die Mysterien des Daseins. Denn wovon wird die moderne Frau, ja das moderne Mädchen selbst, heute noch ferngehalten? So verwende sie die errungenen Vorteile zum Besten ihrer Kinder. Vor allem aber möge sie Zeit für ihre Söhne haben. Zeit. Nicht nur für den Putz der Töchter, für ihr Denken und Empfinden, sondern auch für ihre Söhne. Hütet eure Söhne, so werden eure Töchter gehütet sein. — Aber welche Mutter hat heute noch Zeit für ihre Kinder? Möge es jede mit ihrem Gewissen abmachen, wenn der Aschermittwoch ihres Lebens sie langsam zur Besinnung kommen läßt von der Vergnügungsjagd der Saison, möge es sich nie rächen, was in jener Zeit an ihren Kindern gesündigt wurde von plumpen, rohen Händen, denen sie es überließ, die zartesten Blüten des Kindesseelenlebens zu pflegen und zu hüten.

Das alles durchdachte ich dort oben in jener wehmutvollen Stunde am Bette meines Kindes, und ich gelobte mir, mein Denken und Fühlen nur auf jenes eine Ziel zu richten: die Mutter zu sein, der man alles, alles sagen kann, und aus tiefstem, innerstem Drang sagen muß, die aber auch das unausgesprochene Wort schon versteht. Ob ich den Sieg erringe, ich weiß es nicht. Aber kämpfen, ehrlich kämpfen will ich für dieses Ziel.

War ich die einzige Mutter, die an jenem Abend eine solche Stunde am Bette ihres Kindes verlebte? Ich hoffe nein.

Ist Frank Wedekind in dieser Tragödie ein Dichter im besten Sinne? Ich sage ja. Wer so in die Seele greift, der Welt den Spiegel vorhält und ihr zuruft: „Seht, wie ihr an eurem Teuersten sündigt; noch könnt ihr bessern! Damit ihr bessert, schrieb ich das Stück!" hat eine Tat vollbracht. — Was Frank Wedekind mit seinem „Erdgeist" an meinem Empfinden gesündigt, das machte seine Frühlingstragödie gut. So angewidert ich damals das Theater verließ, so erschüttert und tiefernst war ich jetzt. Hier aber erfüllt der Dichter seine schönste Mission: aufzurütteln aus dem hundertjährigen Schlaf alter schadhafter Gepflogenheiten. Und ich bin eine der wenigen, die da sagt: das Stück gehört auf die Bühne. Es gehört nicht den Kindern, es gehört den Eltern. Es gehört nicht als alltägliche Vorstellung vor ein alltägliches Publikum; wie zu einer ernsten Feier soll der Mensch dorthin gehen und wissen, was ihn erwartet. Das vorher zu wissen, ist heute eine Forderung der Bildung. Es gehört nicht, wie viele sagen, als Lektüre ins Haus. Nein, es bedarf des besten Bundesgenossen des Dichters: das ist der Schauspieler, der das tote Wort lebendig macht, der uns Schmerz und Qual mitfühlen läßt, unsere Seele bewegt! Ich weiß nicht, ob nicht manche das Buch indigniert beiseite geworfen haben, wenn sie an die Stelle kämen, wo die Mutter mit kurzen, klaren Worten der armen kleinen Wendla sagt, wo sie das — Mieder drückt. Auf der Bühne war es ein tiefernster, erschütternder Moment, dank der Kunst des Schauspielers. Von je haben große und kleine Dichter ihn gebraucht, wollten sie eindringlich zur Menge reden und gehört werden. „Ja, hätten Sie das Buch denn gelesen, wenn man die Kindertragödie nicht aufgeführt hätte?" fragte ich einen Herrn, der sehr energisch fand, es gehöre nicht auf das Theater. „Nein," sagte er nach einer Pause ehrlich, „nie."

Und selbst, wenn ich das Schwärzeste von Frank Wedekind annehmen will, was man ihm vorzuwerfen geneigt ist, daß es ihm um eine bessernde und läuternde Tragödie gar nicht zu tun war, Dank sei ihm doch als einem Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft."



Bibliotheksnachrichten.



Brief aus Ungarn. Eine der bemerkenswertesten Erscheinungen im pädagogischen Leben und Streben unserer Tage ist die Bewegung, die die Kunst für das pädagogische Gebiet fruchtbar machen will: „Die Kunst für das Kind!" Dieser Ruf ist zu einem Weckruf geworden, dem heute schon ein vieltausendstimmiges Echo antwortet. Die Bewegung, welche sich auch dem Fernerstehenden darin kundtut, daß wir heute unsere Schulgebäude nicht mehr bloß nach dem Standpunkte der praktischen Nützlichkeit erbauen, für unsere Schulzimmer einen künstlerischen Wandschmuck fordern, vom Anschauungsbild auch eine ästhetische Wirkung auf das kindliche Gemüt erwarten, unsern Kindern den Besuch guter Dramen zu ermöglichen suchen, diese Bewegung mußte auch ihren Wellenschlag auf das Gebiet werfen, von dem am ehesten eine künstlerische Beeinflussung der Jugend möglich zu sein schien, auf das Gebiet der Jugendliteratur. Von der Jugendschriftenkritik wurde die ästhetische Bewertung der Jugendlektüre immer mehr in den Vordergrund gerückt.

Auch bei uns in Ungarn werden alljährlich zu den vorhandenen neue Massen von Jugendschriften auf den Markt gebracht. Auch diese „Massenartikel" sind meistens „Fabrikware", darunter vielerlei ausgesprochen schlecht, noch mehr Mittelgut, nur wenig wirklich Gutes. Dieses Gute aus den Massen herauszufinden, ist sehr schwer, noch schwerer, ihm die verdiente Verbreitung zu schaffen, da die schlechte Fabrikware billiger hergestellt und für sie jede zum Ziel des gewinnbringenden Absatzes führende Reklame angewandt wird. Die berufenen Erzieher der Jugend sind freilich längst diesem Treiben entgegengetreten, denn der Wert und die Macht der Jugendschriften nach der guten und schlechten Seite ist lange erkannt und gewürdigt. Seit Jahren bemüht man sich auch bei uns, über die Anforderungen, denen eine gute Jugendschrift entsprechen muß, Klarheit zu gewinnen und zu verbreiten, Wegweiser zu bieten, um auf das Echte und Rechte zu leiten, womöglich auch der Produktion neue Wege zu bahnen. Einzelne und Vereinigungen haben sich in den Dienst dieser guten Sache gestellt, und mancher Erfolg ist schon errungen worden, wenn auch der entscheidende Sieg noch fehlt. Auch gar mannigfache Verschiedenheiten der Meinungen sind zutage getreten, und es fehlt nicht der Kampf um die Prinzipien, was ja auch bei dem Auseinandergehen in den Grundansichten über Erziehung, das wieder in der Verschiedenheit der Weltanschauungen seinen Grund hat, nicht anders sein konnte.

Von bewährten Schriftstellern ist es zur allgemeinen Vorschrift erhoben worden: „Wenn du für die Jugend schreiben willst, so darfst du nicht für die Jugend schreiben". Die Jugendschrift soll ein Kunstwerk sein; schuld an dem „Elend unserer Jugendliteratur" ist, daß die künstlerische Seite nicht zur Geltung kommt; in der Hebung der Jugendschrift zur Höhe des Kunstwerkes liegt „ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend". – Darin liegt viel Richtiges, und der oben angewandte Ausspruch hat seinen guten Sinn trotz des scheinbaren Widerspruches – er muß nur richtig verstanden werden, und es dürfen die nötigen Einschränkungen hier und die nötigen Erweiterungen dort nicht fehlen.

Die Forderung, die wir an eine gute Erzählung für die Jugend stellen, ist: sie muß wahrhaft kindlich, sie muß sittlich bildend, sie muß lehrreich sein. Es ist falsch, wenn die Schriftsteller und Schriftstellerinnen glauben, eine wie immer geartete Erzählung sei schon dann für die Jugend geeignet, wenn darin allerlei Belehrung angebracht und mit Moralpredigt nicht gespart werde. Aber es ist ebenso falsch, wenn die Theoretiker allein die Forderung der Kunst vertreten, über dem Ästhetischen das Ethische vernachlässigen oder gar jede Tendenz in der Jugendschrift verbieten wollen.

Das ungarische Kultus- und Unterrichtsministerium hat das vielbesprochene Projekt der obligatorischen Errichtung von Bibliotheken für die Volksschuljugend zum Gegenstande ernsten Studiums gemacht. Die Frucht dieses Studiums liegt bereits vor in der Form eines Erlasses an die königlichen Schulinspektoren. In der Theorie gab es ja auch bisher bei uns Schulbibliotheken, und unter dem Titel von Beiträgen zur Erwerbung von Büchereien

werden ja seit geraumer Zeit bei uns kleine Zusätze zu den Einschreibegebühren der Schulen diktiert.

Ohne Zweifel sind diese Bibliothekstaxen ihrer Bestimmung zugeführt worden, und eine stattliche Anzahl ungarischer Schulen besaßen auch bisher Bücher. Allein dasjenige, was der Einrichtung Gewicht und Bedeutung gibt: ein klug ersonnenes System in der Zuweisung der Lektüre, vor allem der kategorische Imperativ, der jeder Schule den Besitz einer Bibliothek zur Pflicht macht, und die gütige Fürsorge, die der Chef der Unterrichtsverwaltung denjenigen gegenüber bekundet, die zu arm sind, als daß sie dem kulturellen Gebote Folge leisten könnten, — daran fehlte es bisher sicherlich, und der Kultusminister darf ein volles Maß der Anerkennung dafür in Anspruch nehmen, daß er die Frage der Volksschulbibliotheken nicht nur energisch aufgegriffen, sondern der Realisierung in einer Weise zugeführt hat, die einerseits der Wichtigkeit und Dringlichkeit der Sache entspricht, andererseits aber allen Rücksichten der Billigkeit Rechnung trägt.

Wie der Kultusminister dabei verfuhr, sei in folgendem angedeutet. Er hat vor allem ein Bücherverzeichnis, das vorher von der Jugendschriften-Prüfungskommission mit Ausschließung sämtlicher pekuniärer Interessen der Verleger entworfen wurde, genau geprüft und approbiert. Wer unsere Unterrichtsverwaltung kennt, weiß auch, daß bei diesem Vorgange keine Spur von dürrem Büreaukratismus vorwaltete, sondern, daß vielmehr das Ministerium den ethischen Ernst der Sache voll erfaßte und bei der Feststellung dieser Jugendlektüre die Veredelung der Geistesrichtung unserer Jugend und die Anforderungen des praktischen Lebens im Auge behielt.

Die Ministerialverordnung fordert nun für jede Schule eine eigene Bibliothek und gestattet, daß die Kosten für die Beschaffung überall, wo die Einschreibezuschläge nicht langen, in das Budget der betreffenden Schule eingestellt werden dürfen; falls eine zureichende Kostendeckung auch dann noch nicht vorhanden wäre, will das Ministerium die Errichtung der Bibliotheken mit staatlicher Hilfe durchsetzen. Das Ministerium ist aber auf halbem Wege nicht stehen geblieben. Es hat bei den Verlegern die Gewährung billiger Bezugsbedingungen erwirkt und je nach den wechselnden, das heißt wachsenden geistigen Bedürfnissen, drei Typen von Büchereien festgestellt. Die Bibliotheken sollen, wo die vorhandenen materiellen Kräfte für mehr nicht ausreichen, mit 72 Bänden beginnen und dann allmählich auf 254 Bände sich entwickeln, deren Anschaffungspreis insgesamt nicht ganz fünfhundert Kronen beträgt. Da eine Amortisationsfrist von sechs Jahren vorgesehen wurde, sind auch die Bezugsschwierigkeiten auf ein Minimum reduziert, und man darf mit ebensoviel Spannung wie Vertrauen dem Effekt der Maßnahme des Unterrichtsministeriums entgegenblicken. Die Verordnung läßt nicht die geringste Lücke offen. Bis in die kleinste Einzelheit sind Bestimmungen getroffen, die der Einrichtung den Erfolg sichern sollen. Die Lehrerschaft, an deren patriotische Gesinnung ein herzwarmer Appell ergeht, wird angewiesen, ihre Schutzbefohlenen und deren geistige und seelische Entwickelung mit liebevoller Aufmerksamkeit zu begleiten und die bibliographische Aufgabe durch die literarische und psychologische Beobachtung zu ergänzen: welche Werke den tiefsten Eindruck auf die kindlichen Seelen hervorbringen. Der Lehrer, der ja in Erfüllung seines schönen Berufes der beste Beobachter seiner Schüler ist, wird darüber zu wachen haben, daß die Kinder die entliehenen Bücher auch wirklich lesen, und aus dieser Aufgabe sproßt zweifellos ein neues Band, das den Schützling mit seinem Erzieher innig verknüpft. Und dann zählt eine Beilage der Verordnung die Werke auf, die bei der Errichtung von Jugendbibliotheken zu berücksichtigen sind. Die umfangreiche Liste enthält neben den Perlen der Jugendliteratur des In- und Auslandes durchweg Arbeiten, die auf schönem Niveau stehen, das Kindesherz zu erfreuen, den Geist patriotisch anzuregen, die Phantasie edel zu beschäftigen und das Gemüt vorteilhaft zu beeinflussen vermögen. Ein vornehmer und energischer Geist hat da mit eindringendem Verständnis den Grund gelegt, auf dem das Bibliothekenwesen in Ungarn mächtig anwachsen und kostbare Früchte zeitigen kann.

Das ungarische Kultus- und Unterrichtsministerium hat aus der Staatskasse bereits 2500 Elementar-Volksschulen mit Jugendbibliotheken (mehr als 260000 Bände lauter gediegene, eigens für die Jugend gewählte Werke) versehen. 360 größere Schulen erhielten je eine Bibliothek mit 250 Bänden; 470 Schulen je eine mit 150 und 1670 Schulen mit je 60 Bänden. In diese Kategorie gehören die Schulen

kleinerer Dörfer und Pußten. Eine jede dieser Bibliotheken, so klein sie auch sein mag, ist eine feste Burg der Wissenschaft, Bildung und Humanität.

Wir taten auch bisher alles Mögliche auf diesem Gebiete. Der Landesrat der Bibliotheken, das Landwirtschaftliche Ministerium und kulturelle Vereine haben von Jahr zu Jahr in verschiedenen Gegenden des Landes zahlreiche öffentliche Bibliotheken errichtet, allein mit der Aktion des Kultusministeriums können diese in keiner Weise verglichen werden. Diese Bibliotheken werden nicht allein der Jugend gehören, sondern auf dem Wege durch die Jugend der ganzen Nation.

Rimaszombat (Ungarn).

Ludwig Schlosz.

Pädagogische Zentralbibliothek (Comenius-Stiftung), Leipzig. Dem soeben erschienenen Bericht über die Entwickelung der Pädagogischen Zentralbibliothek (Comenius-Stiftung) in Leipzig, Schenkendorfstraße, ist zu entnehmen, daß der Bestand der Bibliothek sich durch Geschenke, Ankauf und Umtausch um 5931 Nummern vermehrt hat. Außerdem ist die Bibliothek des am 25. August 1906 verstorbenen Oberschulrats Dr. August Israel in ihren Besitz übergegangen in einer Stärke von 5140 Bänden, sodaß die gesamte Vermehrung die Höhe von 11 071 Nummern erreicht. – Ausgeliehen wurden an 2807 Leipziger Entleiher 8885 Bände, nach auswärts versandt 14 018 Bände an 2890 Entleiher; insgesamt wurden also ausgeliehen 22 903 Bände an 5697 Entleiher. Davon entfallen 11 649 Bände an 3379 Entleiher im Königreich Sachsen, 7290 Bände an 1564 Entleiher im Königreich Preußen, 791 Bände an 154 Entleiher im Königreich Bayern, 966 Bände an 179 Entleiher im Königreich Württemberg, 2100 Bände an 379 Entleiher im übrigen Deutschland, 97 Bände an 32 Entleiher in Österreich und 10 Bände an 10 Entleiher im Ausland. Mit dem Jahre 1905 verglichen, ergibt sich an Ausleihungen ein Zuwachs von 7365 Bänden und 1960 Entleihern, nahezu 50 Prozent. – An Einnahmen hatte die Bibliothek im vergangenen Jahre 12 314,39 Mk., darunter 2445 Mk. von Behörden und Gönnern, 4579,75 Mk. von auswärtigen Lehrervereinen, 513,68 Mk. von auswärtigen Lehrern, 1828 Mk. von Leipziger Lehrern, 2034,32 Mk. verschiedene Einnahmen und 913,64 Mk. Zuschuß aus der Hauptkasse. Die Ausgaben für Verwaltung, Erhaltung und Verzinsung des Gebäudes u. a. erreichten die gleiche Höhe, sodaß die Kasse 1906 ohne Bestand abschließt.



Mitteilungen.



Anna Amalia. Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr ihres Todestages am 10. April 1807. Wer heutzutage in den Abendstunden das Leben und Treiben in den Hauptstraßen Weimars beobachtet, den muß das eigentlich wunderlich anmuten, zumal wenn er wie der Schreiber dieser Zeilen mit dem Weimar des 18. Jahrhunderts innerlich eng verwachsen ist. Elegante Landauer, aufdringliche Kraftwagen und elektrische Motorwagen durchlärmen die alten krummen Straßen, während die hellerleuchteten Bürgersteige von den typischen Gestalten der kleinen Residenz dicht bevölkert sind. Namentlich in der Schillerstraße, der ehemaligen alten Esplanade, kann man den modernen Charakter der Stadt am besten beobachten. Wirkliche und angehende Vertreter fast aller Kunstgattungen mit wallendem Haar, phantastisch eingehüllt in lange, faltenreiche Mäntel, den unvermeidlichen Kalabreser auf dem Haupte, schreiten an uns vorüber. Dazwischen begegnet man sehr gelehrt aussehenden Damen, und neben dem in großen Rudeln auftretenden Pensionsbackfisch auch solchen, die in Ermangelung anderer Vorzüge durch Wort und Gebärde ihre Zugehörigkeit zur guten Gesellschaft zu dokumentieren suchen. Über allem aber schwebt eine Wolke süßlichen Zigarrettenrauches. Dieses für unsere Zeit so bezeichnende Straßenbild spiegelt so recht den herrschenden Geist des modernen Lebens mit all seinen Schwächen wider.

Bereits vor 150 Jahren wickelte sich das Leben des klassischen Weimar ebenfalls hier auf der Esplanade ab. Das geschah aber im Gegensatz zu heute in einfacheren, ursprünglicheren Formen, die den echten

wahren Ausdruck ihrer Zeit bildeten. Ich möchte fast behaupten, daß das damalige Straßenbild einen geradezu künstlerischen, zum mindesten harmonischen Charakter trug. Während der Bürgersmann seiner Arbeit nachging und die Frauen daheim mit ihren Töchtern das Hauswesen besorgten, gab sich die Hofgesellschaft auf der Esplanade, dem Weimarer Boulevard, ein Stelldichein; die Herren in Allongeperrücke, hoher Halskrause und dem üblichen Galanteriedegen an der Seite, die hochfrisierten Damen im Reifrock und zierlichen Hackenschuhen. Selbst die Herzogin Anna Amalia, die zu jener Zeit für ihren minderjährigen Sohn Karl August die Regierung führte, pflegte an bestimmten Tagen im feierlichen Aufzuge ebenfalls dort zu erscheinen, um sich ihren getreuen Untertanen und der guten Stadt Weimar zu zeigen. Den feierlichen Zug eröffnete der Hofmarschall. Ihm folgte die Fürstin in silbergesticktem Kleide, dessen lange Schleppe zwei Pagen trugen. Darauf kamen zwei Heiducken, und der unvermeidliche Hofzwerg bildete den Beschluß.

Bei dieser Gelegenheit strömte aus allen benachbarten Gassen und Gäßchen das Volk herbei, um der innig verehrten jungen Herrin seine Anhänglichkeit zu bezeigen. Die gleiche Bewunderung ward der hohen Frau draußen im Reiche gezollt. Sie nahm in dem Maße zu, als die Herrscherin selbst innerlich reifte und sich mehr und mehr zur Persönlichkeit entwickelte, wozu ihr ein langes, tatenreiches Leben auf den Höhen der Menschheit die beste Gelegenheit bot. Bewußt arbeitete sie an sich, indem sie danach strebte, ihrem Leben einen wahren, idealen Inhalt zu geben, im Gegensatz zu den meisten ihrer Standesgenossen, die von ihrem Gottesgnadentum so überzeugt waren, daß sie die ihnen verliehene Macht zur Befriedigung der niedrigsten Instinkte benutzten, ohne dabei im mindesten an die Steigerung der eigenen Persönlichkeit zu denken oder gar an das leibliche und geistige Wohl ihrer Untertanen.

Neben Goethes Mutter ist die Herzogin Amalia die bedeutendste, und was noch mehr sagen will, die sympathischste Frauengestalt aus dem deutschen Rokokozeitalter. Dabei darf man sie aber nicht als berühmte Frau im modernen Sinne betrachten. Sie ist ganz Weib, ganz Mutter und dabei doch ganz Fürstin. Jegliche Prätension lag ihr fern. Sie wollte und erstrebte nichts als das Glück anderer unter Hintansetzung der eigenen Wünsche. Dafür spricht ein Brief an ihren Bruder Friedrich August, indem es heißt:

„Ich fühle wohl vollkommen, lieber Fritz, daß man nur für andere lebt und sehr selten für sich selbst, besonders in unserm Staate, und ich kann wohl sagen, daß ich seit dem 16. Lebensjahre bis zu meiner Reise nach Italien nur für andere gelebt habe. In Italien erst gehörte ich mir selbst . . .“

Erst später, nachdem sie ihrem Sohne Karl August in den Sattel geholfen, fand die hohe Frau Zeit und Muße, für sich und ihr geistiges Leben etwas Gründliches zu tun. Ihr nach innen gewandter Blick drang hinab in die Tiefen ihrer Seele und versenkte sich, wie ihre zahlreichen schriftlichen und mündlichen Äußerungen ausweisen, auch gern in das Innere ihr nahe stehender Persönlichkeiten. Als Beweis eine Stelle aus einem ihrer Briefe an Knebel:

„Ich suche mir einen Kreis von guten Menschen zu machen. Herders, Goethe und Wieland sind fleißig bei mir. Herder wird bei mir wohnen, um hier (in Belvedere) eine Brunnen-Cur zu gebrauchen. Goethe hat leider nach Schlesien reisen müssen, wohin ihn mein Sohn hat kommen lassen . . . .“

Dabei vermied es die Herzogin ängstlich, ihre eigene Seele Unberufenen preiszugeben. Selbst in späteren Jahren, als sie von Leid und Kummer niedergedrückt war, gewährte sie niemandem einen Einblick in ihr zerschlagenes und gequältes Herz. Was ihr das Schicksal neben all dem fürstlichen Glanz und all der Herrlichkeit an Trübem und Düsterm zu tragen auferlegte, das nahm sie mit tapferm Mute ohne zu klagen auf sich. Selbst ihre vertrautesten Freunde ahnten oftmals kaum etwas von den Kämpfen die sich im Innern der Herrin abspielten. Sie trug alles allein.

Wie bereits erwähnt, hat die weimarische Fürstin mit der schlechthin berühmten und geistreichen Frau im heutigen Sinne nichts gemein. Ihre moderne Schwester steht im diametralsten Gegensatz zu ihr, denn diese sucht meist ihre Popularität gerade durch das zu erkaufen, was einer Anna Amalia zuwider war, durch Verleugnung alles dessen, was im Grunde das Wesen des Weibes ausmacht. Schon um die Wende des 19. Jahrhunderts war die sogenannte berühmte Frau für alle tiefer Empfindenden keineswegs ein angenehmer Typus. Frauen wie beispielsweise Bettina

von Arnim, der man doch gewiß keine engherzigen Gesinnungen vorwerfen konnte, drückten ihr Mißfallen darüber aus. Hören wir, was die kleine Brentano in ihrem Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ höchst bezeichnenderweise sagt:

„Eine berühmte Frau ist was Kurioses, keine andere kann sich mit ihr messen, sie ist wie Branntwein, mit dem kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er gemacht ist. So Branntwein bitzelt auf der Zung' und steigt in den Kopf, das tut eine berühmte Frau auch, aber der reine Weizen ist mir doch lieber, den säet der Säemann in die gelockerte Erd', die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus und dann übergrünt er die Völker und trägt goldene Ähren, da gibt's zuletzt noch ein lustig Erntefest. Ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein als eine berühmte Frau, und will auch lieber, daß er mich als tägliches Brot breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre!“

Diese charakteristischen Worte gelten der bekannten Frau von Staël. Ostentativ und sensationslüstern durchstreifte sie die Lande, um durch mehr oder weniger äußere Eindrücke, denen häufig etwas Gewaltsames anhaftete, ein möglichst unmittelbares Bild von der Welt zu gewinnen, wobei ihr Intellekt und Reflexion fast ausschließlich Handlangerdienste leisteten.

Die Herzogin Amalia hinwider beschritt den entgegengesetzten Weg. Sie ging von dem Ich aus, das sie nach Kräften zu vertiefen suchte. Es wurde zum festen Punkte, um den sich allmählich die einzelnen Erscheinungen in rhythmischen Formen kristallisierten. Während bei ber Staël alles gewollt, gemacht schien, gewinnen wir bei der Herzogin den Eindruck eines durch und durch innerlich gesunden Wachstums, einer organischen Entwicklung. Die Französin theoretisiert und experimentiert, die Fürstin hat festen Boden unter den Füßen.

Hier erhebt sich durch unermüdliche Arbeit im Laufe eines halben Jahrhunderts der gewaltige deutsche Geistesdom, auf dem die staunenden Blicke der ganzen Welt ruhen. Unübertroffen steht er da. Trotzig streben seine gewaltigen Massen himmelwärts, während sich die schlanken durchbrochenen Türme bis weit in den blauen Äther verlieren. Wenngleich sie dazu nur den Grund gelegt hat, ist diese gigantische Geistesschöpfung doch das ureigenste Werk Anna Amalias. Aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangen, fügte sich Stein zu Stein, bis der Herzog Karl August nach seinem Regierungsantritt ein schnelleres Tempo anschlug und das Werk ganz im Sinne der zärtlich geliebten Mutter durch die Berufung Goethes seiner Vollendung entgegenführte. Als ein Hüter und Mehrer unsers deutschen Geistesschatzes waltet jetzt der Frankfurter Doktor seines erhabenen Amtes. Während von allen Seiten blühendes Leben in die träumende Volksseele dringt, und Vogelsang und Sonnenschein zugleich mit Baum und Strauch, Berg und Tal sich anschicken, die Harmonie des Alls tausendfältig zu verkünden, tritt der gottbegnadete Dichter vor sein deutsches Volk und spendet aus dem rosenumkränzten Füllhorn seines warm schlagenden Herzens. Niemand klopft vergeblich bei ihm an; wo sein Genius wandelt, wo Geist von seinem Geiste sich in dürres Erdreich senkt, da sprießt und grünt es munter empor der Sonne entgegen.

So kam es denn, daß das kleine, damals nur ungefähr 6000 Einwohner zählende Weimar bald der Mittelpunkt der ganzen gebildeten Welt ward, Goethe, Schiller, Herder, Wieland und noch ein ganzes Heer kleinerer Geister erfüllten die Welt mit ihrem Ruhm und ihren Taten und machten den Namen Weimar und sein Fürstenhaus zu Kulturfaktoren allerersten Ranges.

Geboren wurde Anna Amalia als älteste Tochter des Herzogs von Braunschweig am 24. Oktober 1739. Ihre Mutter, Philippine Charlotte war eine Schwester Friedrichs des Großen. Noch nicht 17 Jahre alt, vermählte man die Prinzessin an den jugendlichen Herzog Ernst August Konstantin von Sachsen-Weimar. Am 3. September 1758 ward sie zum erstenmale Mutter und ein Jahr später schenkte sie ihrem zweiten Sohne Konstantin das Leben. Ihr junges Eheglück war aber nicht von langer Dauer. Bereits vor der Geburt des zweiten Prinzen starb ihr kränklicher und schwächlicher Gemahl an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde. Laut Testament führte nun die junge Herzogin für den minderjährigen Karl August die Regierung, und ließ es sich vor allen Dingen angelegen sein, ihr armes, durch den siebenjährigen Krieg arg zugerichtetes Land in jeder Hinsicht zu heben. Mit weiser Umsicht führte sie die Zügel der Regierung, wobei sie sich des Beistandes treuer und erfahrener Räte zu erfreuen hatte. Daneben leitete sie mit liebevoller Sorgfalt die Erziehung ihrer beiden Kinder,

stets eifrig bemüht, namentlich in die Seele des Erbprinzen alle jene Eigenschaften und Keime zu pflanzen, welche sie selbst in so hohem Maße besaß. Dieses Ziel wurde teils durch ihr eigenes Vorbild, teils durch hervorragende Männer erreicht, welche sie für dieses verantwortungsvolle Amt zu zu gewinnen wußte.

Als die ersten in diesem Sinne wirkten Wieland und Knebel am Weimarer Hofe, indem sie zugleich auch das perikleische Zeitalter im Tale der Ilm eröffneten. Knebel bildete die Brücke, über die Goethe seinen Weg nach Weimar fand. Selbst literarisch tätig und ein glühender Verehrer des berühmten Dichters, vermittelte er gelegentlich der Pariser Reise der beiden jungen Prinzen in Frankfurt die persönliche Bekanntschaft des Erbprinzen mit ihm. Fürst und Dichter fanden aneinander ein solches Wohlgefallen, daß der hier geknüpfte Freundschaftsbund erst nach mehr denn 50 Jahren durch den Tod gelöst wurde.

Eine weitere Bereicherung erfuhr der Weimarer Hof durch die durch Goethe eifrig betriebene Berufung Herders, sowie durch die Gewinnung Schillers, ebenfalls sein Werk. Selbstverständlich geschah das alles im vollsten Einverständnis mit dem jungen Herzog, der 1775 selbst die Regierung übernommen hatte.

Obgleich die Herzogin-Mutter von den offiziellen Geschäften zurückgetreten war, blieb sie dennoch der feste Punkt in dem übermütig aufschäumenden und sprudelnden Leben der kleinen Residenz. Als erfahrene, gereifte Frau verstand sie es vortrefflich, alles zu einem gewaltigen Strome zu vereinigen, an dessen gesegneten grünen Ufern wir noch heute Labung und Erquickung nach des Tages Last und Schwüle finden. Im Winter residierte die Fürstin in dem sogenannten Wittumspalais an der Ecke der Esplanade, während sie die Sommermonate draußen in dem reizenden Tiefurt in vornehmer Zurückgezogenheit zubrachte. Alles was irgendwie Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft hatte, verstand sie um sich zu versammeln. Ihr Hof war gleichsam ein rein geistiger, ein rein ästhetischer, bis er schließlich in Sachen des guten Geschmacks auf sämtlichen Gebieten der Kunst die oberste Instanz im Reiche bildete.

Hier in diesem auserlesenen Kreise nun ist die Geburtsstätte des eigentlichen deutschen Dramas großen Stils zu suchen. Vom Liebhaber-Theater ausgehend, das die Herzogin neben den Schattenspielen eifrig kultivierte, entwickelte es sich in wenigen Jahrzehnten zu einer Höhe, die die Jetztzeit nicht einmal erreicht, geschweige denn übertroffen hat. Ursprünglich spielte man nur im Schloß und im alten Redoutenhause. Aber bald wurden auch in den Lustschlössern Tiefurt und Ettersburg Bühnen hergerichtet, auf denen die Hofgesellschaft unter freiem Himmel sich produzierte. Später erst, zu Anfang der neunziger Jahre entstand in der Stadt ein eigenes Komödienhaus, in dem man nunmehr wahre und echte Kunst pflegte, namentlich nachdem Goethe an die Spitze des Instituts getreten war. Nicht hoch genug kann es angeschlagen werden, daß hier in Weimar der dichterische Genius in unmittelbaren und lebendendigen Verkehr mit den die Welt bedeutenden Brettern trat. — Finanziell war das Theater vollkommen gesichert, da Anna Amalia und Karl August das jedesmalige bedeutende Defizit deckten und aus ihren sehr bescheidenen Mitteln außerdem noch die für jede Vorstellung 10 Thaler betragenden Beleuchtungskosten übernahmen. Die Gagen waren selbst für damalige Zeiten äußerst niedrig bemessen. Je nach Leistungen schwankten sie zwischen 5 und 7 Thalern wöchentlich.

Bei all ihrem hohen Streben aber behielt die Herzogin stets Fühlung mit dem praktischen Leben und suchte sich mit ihm auseinanderzusetzen. Aus den folgenden Äußerungen gewinnen wir einen unmittelbaren Eindruck in ihren Gedankenkreis:

„Wer über andre herrschen will, muß selbst der Beste sein, und wer sich selbst nicht glücklich fühlt, wie soll er andrer Glück zu Herzen nehmen?"

„Die Geringschätzung des weiblichen Geschlechts ist der Gipfel aller Unsittlichkeit. Gegenseitige Hochachtung muß unter den beiden Geschlechtern existieren, es erhält das Band des gesellschaftlichen Lebens. Gibt es keine mehr, so fällt der Mann in seine Roheit zurück, wird selbstsüchtig und reißet die Tugend aus ihrer Angel."

„Wenn schlechte Menschen gefährlicher werden, indem sie an Aufklärung zunehmen, so gewinnt hingegen der Tugendsame an Tugenden im Verhältnisse seiner Kenntnisse, die er sich sammelt."

In gleicher Weise wie als Landesmutter gestaltet sich auch das Verhältnis Anna Amaliens zu ihrer Dienerschaft. Sehen wir daraufhin einmal ihre Briefe an, so tritt sie uns hier nicht als Fürstin,

sondern gleichsam als einfache, sorgsame Gutsherrin entgegen. Um die persönlichen Angelegenheiten ihrer Leute kümmert sie sich und nimmt innigen Anteil an ihrem Wohlergehen. Dafür spricht beredt eins ihrer Schreiben aus Rom an ihre Kammerfrau Kogel, das ich hier wiedergeben will:

„Liebe alte Kogeln! Dein Briefchen und gute Wünsche, welche Du mir zu meinem Geburtstag geschickt, haben mir viel Freude gemacht. Bleib hübsch gesund und pflege Dich recht, damit wenn ich wieder komme, ich Dich recht gesund wieder finde. Grüße die Pipern von mir und sage ihr sie sollte der Dirne einen Kuß von mir geben, die wird wohl recht hübsch dicke werden. Ich bin recht gesund, auch nehme ich mich recht schön in acht. Adieu liebe Kogeln, die Göchhausen läßt Dich auch grüßen! Amelie."

Die letzten Lebensjahre brachten der hohen Frau viel Kummer und Herzeleid. Durch den Tod ihr besonders nahestehender Verwandten und Freunde vereinsamte sie mehr und mehr, bis sie unter dem Donner der Geschütze von Jena schließlich körperlich und geistig zusammenbrach. Sie starb am 10. April 1807. Uns Nachgeborenen aber gebietet es die Pflicht der Dankbarkeit, jener einzigartigen Fürstin in Liebe und Verehrung zu gedenken. Heute bei der hundertsten Wiederkehr ihres Todestages wollen wir uns die Worte Wielands ins Gedächtnis zurückrufen, welche er mit Bezug auf Anna Amalia an seinen Freund Merck schrieb:

„Die Herzogin ist wirklich eine der besten Frauen auf Gottes Boden, und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre und mit welcher Leute unseres Gelichters auf einem honetteren und angenehmeren Fuße existieren könnten. Ich meines Orts müßte nicht ich, sondern der undankbarste Schurke zwischen Himmel und Erde sein, wenn ich je vergessen könnte, wie viel Gutes sie um mich verdient hat oder nicht dankbar erkennte, was sie zum Glück meines Lebens beiträgt. Ich versichere Dich, daß ich wirklich keine Idee davon habe, wie ich den Verlust dieser guten Fürstin aushalten wollte, wenn ich ihn erleben sollte, ehe ich 70 Jahre alt bin . . . .!"

Dr. Ernst Friedlaender, Weimar.

Dem Aprilheft des Eckart liegt die erste Nummer der von der Deutschen Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre zunächst als Vierteljahrsschrift geplanten Jugendschriften-Rundschau bei. Unsere Leser werden sich mit uns dieser Zugabe freuen. Um Irrtümern vorzubeugen, machen wir darauf aufmerksam, daß die Redaktion des Eckart für den Inhalt dieser Beilage keine Verantwortung trägt. Als verantwortlicher Redakteur der Jugendschriften-Rundschau zeichnet Herr Paul Schlie, Hamburg.

Unsere Leser seien freundlichst auf die Beilagen der Verlagsbuchhandlungen Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, und Eugen Diederichs, Jena aufmerksam gemacht.

Druckfehlerberichtigung. Auf Seite 273, Zeile 5 von unten muß es statt „Kleinbauern": „Kleibauern" heißen. Die Dirksschen Geschichten spielen unter den Großbauern, die auf dem „Klei" (d. i. fette Erde) sitzen. Auf Seite 274, Zeile 23 von oben ist statt „der Mecklenburger Fritz Stavenhagen": „der Hamburger Fritz Stavenhagen", auf Seite 324, Zeile 10 von unten statt „seine": „feine" Freude und auf Seite 400, Zeile 5 von unten „jeden" zu lesen. Auf Seite 394 ist in Zeile 2 und 3 die innerhalb der Gedankenstriche stehende Bemerkung zu tilgen und Zeile 22 ff. muß lauten: „Hinter dem Allerindividuellsten der Einzelgestalten bleibt doch immer das Typische das für die Auswahl Entscheidende."

Briefkasten.

Lehrer W. H., Neunkirchen. Über das Thema „Die Verrohung der Jugend und deren Bekämpfung" finden Sie in den sieben Jahrgängen der Zeitschrift „Jugendfürsorge" (Verlag des Zentralvereins für Jugendfürsorge) unter den verschiedensten Überschriften reiches Material. Die Trierer Stadtbibliothek wird Ihnen gewiß die Zeitschrift zugänglich machen können. Einzelnummern sind zum Preise von 1 Mk. käuflich zu haben.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 13.



Jahrgang 1906/7 Nr. 8. Mai

Adolf Stern.

Von Herm. Anders Krüger.

Am 14. Juni 1905 hatte Adolf Stern seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert und war erst mit diesem hohen Festtage, wie so mancher andere deutsche Dichter und Künstler, für die breiteren Schichten des deutschen Publikums gleichsam entdeckt worden und nun — kaum zwei Jahre darauf — in der Nacht vom 14. auf den 15. April — hat ihn der Tod plötzlich dahingerafft noch in ungebrochener Frische, mitten aus neuen Plänen und drängender Arbeitslust. An Adolf Stern verliert unser Volk zweierlei: einmal einen Literaturforscher von geradezu universalem Wissen, von meist verblüffend sicherem, echt künstlerischem Urteil und dann einen Dichter, der als begabter Epiker und Lyriker sich erwiesen hat und jedenfalls als Novellist unvergessen bleiben dürfte.

Als Literaturhistoriker war Adolf Stern der letzte Vertreter eines bei uns schon in den letzten Jahrzehnten selten gewordenen Typus, des im besten Sinne polyhistorischen Gelehrten, der vielleicht an philologischer Fachwissenschaft dem moderen Typus nachstand, diesen aber an ästhetischem Scharfblick, an praktischem Verständnis und an universaler Bildung bei weitem überragte. Stern war nicht nur honoris causa zugleich „Professor der Kulturgeschichte" wie sein wohl noch größerer Vorgänger, Hermann Hettner; sondern er beherrschte in der Tat die Geschichte der Kultur wie die der Literatur gleichermaßen; und das gab seinen Forschungen, seinen Vorträgen den großen Zug, den weiten Horizont, wie ihn unter den jetzt regierenden Scherer- und Bernaysschülern kaum einer aufzuweisen vermag. Dazu kam, daß Adolf Stern (wie mancher andere Gelehrte seiner Zeit, z. B. Friedrich Ratzel, dem er in vielem glich) aus der literarischen Praxis hervorgegangen war und die Verbindungsbrücken

zu der praktischen literarischen Betätigung nie abbrechen konnte noch wollte, schon um seiner eigenen umfassenden dichterischen und journalistischen Tätigkeit willen. Ergab sich aus dieser steten Beziehung auch mitunter eine gewisse Befangenheit gegenüber befreundeten Kreisen oder Persönlichkeiten, eine gewisse Vorsicht und Rücksicht, die übrigens in Sterns eigenster Natur begründet lag, so ward anderseits diese ununterbrochene persönliche Verbindung mit der lebendigen Literatur älterer und neuerer Zeit vor allem ein Jungbrunnen für den Forscher Stern, der nie einseitig, pedantisch oder verzopft geworden ist, sondern wirklich interessiert, überall orientiert und innerlich jung blieb.

Von der literaturhistorischen Zunft wurde Adolf Stern vielfach für nicht ganz ebenbürtig angesehen; erstlich weil er nicht als germanistischer Philolog aus irgend einer bewährten Schule hervorgegangen und zweitens weil sein akademischer Stammbaum überhaupt nicht ganz vorschriftsmäßig war: Stern war nämlich Autodidakt. Das Unglück seiner Familie hatte ihn (wie noch näher zu erwähnen sein wird) zu früh genötigt, dem Gymnasium zu entsagen und sich allein fort und fertig zu bilden. Gerade diese Schönheitsfehler seines Lebenslaufs gaben jedoch Stern einen Hauptteil seiner Eigenart. Er hatte manches gelernt, was ein schulgerechter Akademiker nie erlernt und wußte so vieles, was kein Literarhistoriker Deutschlands wußte.

Schade nur, daß er diesen ungeheuren Reichtum seines Erlebens, Empfindens und seines Wissens weder in seinen Büchern noch in seinen Vorträgen so frei und natürlich aus sich heraussprudeln lassen konnte wie in seinen Gesprächen. Vielleicht lag hier bei Stern doch ein Rest autodidaktischer Befangenheit vor, daß er vor der Öffentlichkeit sich nie so ganz und rein geben konnte wie etwa unter vier Augen oder im kleinen Kreis. Auf dem Katheder wie im Buch opferte Stern oft dem Götzen „Akademismus", sprach und schrieb gern im Gelehrten-Stil, schwer, würdevoll, breit und oft langatmig; zu Hause war er immer knapp, treffend, pointenreich und meist wunderbar anschaulich.

Ganz ähnlich verhielt es sich übrigens mit dem Dichter Stern, der als Verfasser nicht die Hälfte von dem Temperament, von der Anschaulichkeit und Stimmungskraft zu geben vermochte, wie als mündlicher Erzähler. Da ich Adolf Stern seit beinahe 20 Jahren gekannt habe und nahezu 8 Jahre fast wöchentlich mit ihm verkehren durfte, so darf ich mir dieses Urteil schon erlauben, umsomehr, als er es selbst, wenn ich ihn gelegentlich auf diesen Unterschied aufmerksam machte, mir resigniert lächelnd bestätigte. Am merkwürdigsten war mir die Tatsache, daß Adolf Stern, der in seinen Werken auch nicht einen Funken von Humor aufweisen konnte, im Leben einer der humorvollsten, oft von frischer Laune geradezu übersprudelnden Plauderer war. Auch das wußte er und glaubte es doch nicht ändern zu können.

So ist es ferner vielleicht zu erklären, daß Adolf Stern als Dozent, vollends an einer Technischen Hochschule, nicht Schule machen konnte, dagegen als Persönlichkeit manche Schüler herangebildet und geleitet hat, deren Dankbarkeit er sich übrigens später nicht immer zu erhalten wußte. Persönliche

Empfindlichkeit und ein wohl mit seiner Kurzsichtigkeit wie Schwerhörigkeit psychologisch zusammenhängendes, fast unausrottbares Mißtrauen haben den sonst aufopferungsbereiten, rastlosen Freund und Berater um manche wohlverdiente Frucht der Freundschaft gebracht.

Das Hauptverdienst des Literaturhistorikers Stern lag jedoch nicht eigentlich in seiner Lehrtätigkeit, auch nicht in den mancherlei glücklichen Funden und Erstveröffentlichungen (z. B. den Verfasser der „Insel Felsenburg", den Namen der Mailänderin Goethes u. s. w.), nach denen heutzutage so gern die Bedeutung des Fachmanns von seinen Kollegen und Schülern abtaxiert wird; sondern es lag darin, daß Adolf Stern sein Lebenlang hindurch der unermüdliche Apostel der großen realistischen Meister aus der Mitte des 19. Jahrhunderts blieb. Es war das höchste Glück seines Lebens, daß er noch in jungen Jahren, in denen die künstlerische Sehnsucht und die Begeisterung des Menschen am fruchtbarsten ist, der persönliche Bewunderer und Freund eines Hebbel, Ludwig und Keller werden durfte. Und Stern verdiente sich dieses zunächst wohl unverdiente Glück hinterher gleichsam doppelt, indem er in einer Zeit und Generation, die ihre Größten nur unvollkommen oder garnicht verstand, ehrfürchtig und tapfer bei diesen Größten aushielt und schließlich zäh durchhielt bis zur nächsten Generation, die sich um ein neues und tieferes Verständnis ehrlicher bemühte als die vorhergehende. Da endlich ging Sterns Saat herrlich auf, nun durfte er dankbare Ernte- und Freudenfeste an den Altären der geliebten Götter seiner Jugend feiern. Eine stolze, gewaltige Gemeine warb er für ein „Evangelium", vielleicht mehr indirekt, als direkt. Dazu fehlte es ihm an Gewalt der Persönlichkeit. Wenn aber z. B. der „Kunstwart" heutzutage soviel Rühmens davon macht, daß er mit der Propaganda für die echte, große Kunst der Vergangenheit sich ein besonderes Verdienst um unser Volk erworben habe, so gilt das eben nur bedingt; denn der s. Z. allein ausschlaggebende literarische Mitarbeiter des „Kunstwart" war eben Adolf Bartels, der jetzt erfolgreichste und bekannteste Schüler Sterns. Der derbe, draufgängerische Dithmarscher Bartels ist wohl mit der Zeit seinem Lehrer, dem kühl zurückhaltenden und vorsichtigen Sachsen Stern immer unähnlicher geworden; aber wie er über dessen Einfluß noch immer urteilt, hat er erst kürzlich in seiner Broschüre „Adolf Stern" (S. 110) klar und ehrlich ausgesprochen: „Das muß ich hier ausdrücklich hervorheben, daß Stern für alle bedeutenden Erscheinungen des Gesamtrealismus von Hebbel und Ludwig bis zu Fontane, ja Gerhart Hauptmann energisch eingetreten ist, es gibt überhaupt keinen bedeutenden Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, den er nicht irgendwie „propagiert" hätte, ja, für Hebbel und Ludwig hat Stern sogar am meisten von uns allen getan, da er ihr Banner auch in der Zeit hochhielt, wo fast keiner von ihnen etwas wußte oder wissen wollte, in den siebziger Jahren. Die ganze jüngere Generation, ich auch, ist durch Stern zu ihnen zurückgekommen."

Dies Geständnis steht allerdings in einer Geburtstagsschrift, aber wer diese sonst kennt und weiß, wie fast eifersüchtig Adolf Bartels über seinen eigenen Verdiensten wacht und nie aus seinem Herzen eine Mördergrube macht, der darf diesem Geständnis schon Glauben schenken.

Nach alledem habe ich wohl nicht mehr nötig wie ein professioneller Nekrologschreiber die sämtlichen gelehrten Schriften Sterns der Reihe nach aufzuführen. Von der großzügigen Freskenkunst der siebenbändigen, vielgeschmähten und trotzdem viel ausgeschriebenen „Geschichte der neueren Literatur“ (Lpz. 1882—85) bis zu der feinziselierten Porträtkunst der „Studien zur Gegenwart“ (2. u. 3. Aufl. Ehlers, Dresden 1904/5.) führt ein langer Weg mannigfaltiger Entwickelung. Nicht alles glückte dem Weitausgreifenden. Sicherlich aber hat Stern unermüdlich und anregend auf Tausende und Abertausende von Literaturinteressenten der letzten 4 Dezennien gewirkt, und die Wirkung seines reichen Schaffens wird ihn noch lang überdauern, auch wenn die Wissenschaft über ihn, wie über uns alle, fortschreiten wird.

Von dauernder Wirkung wird Sterns Arbeit um Otto Ludwigs Andenken bleiben. Das gilt nicht in erster Linie von den mit Erich Schmidt zusammen herausgegebenen „gesammelten Schriften“ des thüringischen Dichters, denn diese Ausgabe ist durch den Eigensinn des Verlegers Grunow, der bei aller Ehrfurcht und allem Verständnis doch in sprachlicher Beziehung respektlos verfuhr und autokratisch den Text verbesserte und verböserte, völlig unzuverlässig. Es liegt hier also durchaus nicht ein Mangel Sterns an philologischer Akribie vor, (der ja dann auch Schmidt mitträfe), sondern es zeigt sich vielmehr die für Stern überhaupt bezeichnende liebenswürdige Konziliauz seiner allzu nachgiebigen Natur, die ein Biegen oder Brechen nicht wollte oder fürchtete. Im vorliegenden Falle wollte Stern einmal an dieser Äußerlichkeit, die für ihn in zweiter Linie stand, das ganze, den Dichter ehrende Werk nicht scheitern lassen; anderseits wollte er noch vor Ablauf der berühmten 30 Jahre durch diese Ausgabe der verarmten Familie Ludwigs ein Honorar zukommen lassen. Ungleich wertvoller als die Herausgabe der Werke Ludwigs ist die ihnen vorausgesandte Biographie des thüringischen Dichters, die auch als selbstständiges Buch „Otto Ludwig, ein Dichterleben“ (Lpz. F. W. Grunow, 1906.) in zweiter, vermehrter Auflage erschienen ist. Diese Biographie ist und bleibt Adolf Sterns Meisterwerk und wird mit dem Namen Otto Ludwigs unvergänglich verbunden bleiben wie jede erste, künstlerisch fein empfundene Lebensbeschreibung eines großen Dichters. Hier konnte Adolf Stern auch sein vielleicht bedeutsamstes Talent, sich in die Individualität anderer Poeten ganz zu versenken, ihren Entwickelungsgang bis ins Einzelne hinein liebevoll zu verfolgen, aus Natur, Familie, Umgebung und Zeitverhältnissen heraus den Künstler langsam werden und reifen zu sehen, am schönsten betätigen, zumal es einem Mann galt, den er als Menschen geliebt, als Dichter verehrt und völlig verstanden hatte.

Und nun zu dem Dichter Adolf Stern, der im Schatten der überragenden Vorbilder und mangels einer eigenen starken Persönlichkeit nicht zu der künstlerischen Kraft und Selbständigkeit heranreifen konnte, zu der ihn ein heißes, ehrliches Wollen bis zum letzten Atemzuge trieb.

Adolf Stern besaß nicht jenes außergewöhnliche Maß nie ruhender Selbstkritik, wie es die größten unserer germanischen Dichter ausgezeichnet und z. B. einen Hebbel fast bis zum Wahnsinn gepeinigt hat. Stern besaß jedoch ebensowenig die schnell befriedigte Selbstgenügsamkeit der kleinen poetischen Mittelmäßigkeit, wie sie im Lande Sachsen, z. B. zur Zeit des Liederkreises, nicht gerade selten war. Er war stets taktvoll und bescheiden und hat sich selbst z. B. in seinen eigenen literarhistorischen Übersichten und Leitfäden nie erwähnt; aber er war um so untröstlicher, wenn ihm andere Literarhistoriker oder namhaftere Kritiker die ihm nach seiner Meinung gebührende Ehre versagten. Die reicheren und nach langer Entbehrung wohlverdienten Ehren des 70. Geburtstages empfand er mit starker Genugtuung; immerhin ließ er sich nicht durch den Rausch des Tagesruhmes täuschen über das, was er nicht erreicht hatte trotz heißen Ringens. Es war mir doch sehr anmerklich, fast wehmütig, daß er gerade an mich, der ich ihm menschlich gewiß sehr nahe, den meisten seiner poetischen Werke aber kritisch gegenüberstand, noch in den letzten Wochen schrieb: „Über meine Stimmung schwiege ich lieber. Ich arbeite tapfer fort und erhalte mich in der Illusion, daß mir das nächste Halbjahr oder Jahr bringen wird, was mir ein Halbjahrhundert unablässiger Arbeit nicht gebracht hat. Ich besiege damit freilich das Gefühl nicht völlig, daß ich schon nächster Tage eines schönen Morgens aus diesem Traume erwachen könne und daß dann der Zusammenbruch unvermeidlich wäre. Inzwischen wird der Traum noch genährt, weil von Zeit zu Zeit irgend ein mir ganz unbekannter Mensch enthusiastische Teilnahme für meine dichterischen oder literarhistorischen Arbeiten an den Tag legt, sich öffentlich dazu bekennt. Ich sollte freilich längst wissen, daß diese Anerkennung sich nicht krystallisieren will — aber wer gibt sich gern völlig auf, solange er noch Kraft in sich fühlt?!"

Wer zwischen diesen Zeilen lesen kann, wird fühlen, daß diesen Dichter schon zu seinen Lebzeiten ein furchtbares Grauen überkam vor der wahrscheinlichen Vergänglichkeit seines dichterischen Lebenswerks. Und doch war ihm dieses Werk die Hauptsache seines Daseins, stand ihm innerlich turmhoch an Wichtigkeit über seiner so weit ausgreifenden und viel erfolgreicheren Wirksamkeit als Literarhistoriker. So weist der letzte Brief an Bartels (vergl. Deutsche Zeitung vom 18. April 07.) folgendes schwerwiegende Zeugnis auf: „obschon ich ganz gut weiß, daß ich einzig meiner literaturhistorischen und akademischen Tätigkeit zu danken habe, mich dem bürgerlichen Untergang entwunden zu haben, so erfaßt mich manchmal ein Ingrimm wider mich selbst, daß ich meinem eigentlichen innersten Berufe, dem der poetischen Erfindung und Gestaltung zu viele Zeit entzogen habe. An der Stärke, mit der meine

Erfindungskraft noch ununterbrochen lebendig ist, verspüre ich, wo die eigentlichen Wurzeln meines Wesens liegen.“ Wie in seinem Seelenleben ein tragischer Zwiespalt herrschte; wie das unstillbare Bedürfnis nach liebender oder freundschaftlicher Hingabe, der Drang zu gegenseitigem Vertrauen unablässig mit dem ebenso unwiderstehlichen Hang zu erkältender Vorsicht und ertötendem Mißtrauen kämpfte, — so waltete über seinem Geistesleben ein tragischer Widerspruch zwischen seiner kritisch urteilenden oder nachschaffenden und seiner schöpferisch neugestaltenden Begabung und Betätigung. Noch heute ist mir unvergeßlich, wie mich vor Jahren der liebe, immer teilnehmende Freund dringend davor warnte, meine Kunst durch eine Habilitation noch enger mit der Wissenschaft zu verknüpfen. Mit Tränen in den Augen stellte er mir in tief eindringlichen Worten das Verhängnis seines unglücklichen Lebens vor Augen, das ihn leider qualvoll zwischen zwei Feuer gestellt habe. Stern hat also grausam klar empfunden, daß er auf dem Hauptgebiet seiner Tätigkeit, in der Poesie, weder das vielleicht hohe Ziel seiner jugendlichen Hoffnungen erreicht, noch auch die ruhig stille Zukunftsgewähr eines genügsameren Alters erlangt hatte. Und in der Tat: angesichts der ebenfalls sehr zahlreichen Dichtungen Sterns ist es ein bitteres und doch wohl gerechtes, auch von ihm selbst indirekt zugestandenes Urteil: Wahrscheinlich werden nur wenige seiner besten Novellen den Dichter Adolf Stern dauernd überleben. Aber ich meine: Wie glücklich, wie groß ist schon der, den überhaupt ein Werk bei seinem Volke wirklich lebendig erhält.

Unserer Generation wie vielleicht auch der folgenden haben jedoch noch eine stattliche Reihe Sternscher Dichtungen etwas zu sagen, und für das Geistesleben der letzten und vorletzten Vergangenheit bleiben wohl alle seine Werke mehr oder weniger charakteristisch.

Zu einer eingehenden Analyse seines reichen dichterischen Schaffens ist hier nicht der Raum und im Angesichte seines eben erst erfolgten Todes auch nicht recht der passende Moment, zumal einige Werke, vor allem der schon lange Jahre vollendete Roman „Die Ausgestoßenen“, vielleicht das persönlichste Werk des Dichters, im Druck noch nicht vorliegen.*) Überdies ist in Stillers wie in Bartels Monographien (beide Ehlers Dresden) viel Dankenswertes und Richtiges gesagt worden. Stern war nach seiner Begabung, nach seinem Naturell wie nach seiner Neigung epischer Dichter und zwar trieb ihn eine ganz besondere Liebe zum Versepos. Mit einem Versepos „Sangkönig Hiarne“ hat er 1853 sein Schaffen begonnen und mit einem ebensolchen „Wolfgangs Römerfahrt“ hat er es geschlossen. Der bedeutendste Wurf Sterns auf diesem uns Moderne oft kühl und fremd, ja bisweilen spielerisch anmutenden Spezialgebiet war sein „Gutenberg“

---

*) Im Dezember vorigen Jahres kündigte mir Stern für den Februar dieses Jahres das Erscheinen dieses Buches an, aber es ist bislang wohl nicht erfolgt, denn spätere Briefe schwiegen davon.

(1873 u. 89), eine in ihrer Art mächtige und farbenfrohe Dichtung von kühnem Zug und kraftvoller Phantasie, die sich hoch über Redwitz erhebt und oft an Hamerling gemahnt. Auch unter Sterns „Gedichten“ spielten epische Lieder eine wichtige Rolle, als Lyriker gab ihm der tiefe Schmerz um die erste und namentlich dann um die herrliche zweite Frau die rechte Weihe. Erst in den wundervollen „Margretliedern“ reifte Stern zum Meister.

Früh zog es den Dichter zur Novelle, einer Dichtungsart, in der um jene Zeit nach Tiecks Tode ein Keller, Storm, Heyse und Riehl um die Palme rangen. Stern ist auch hier nicht von vornherein seinen eigenen Weg gegangen, aber er hat auf diesem Sondergebiet als feiner, stimmungsreicher, wenn auch meist nicht starker Dichter, am ehesten eine wirkliche Eigenart gefunden. In der Entwickelung der deutschen Novelle dürfte er vielleicht das Bindeglied zwischen Riehl und K. F. Meyer bilden. Von der leichteren, gern humoristisch frischen und noch lieber geistreich brillierenden Art der Riehlschen Erzählung wie von der großlinigeren, aber auch kühleren, streng objektiven, oft überknappen Meyerschen Darstellungsweise ist Stern gleich weit entfernt. Er erzählt weniger dramatisch als die beiden, aber umsomehr episch. Er ist ein Meister im Vorbereiten, Aufbauen und künstlerischen Ausnutzen ergreifender Situationen, wie z. B. in der Novelle „Die Wiedertäufer“ in der großen Wiedersehensszene zwischen den beiden alten Wiedertäufern Berndt Rothmann und Niclas Lorenzen. Stern ist im allgemeinen auch wärmer und persönlicher als Riehl und Meyer und besitzt eine fast unnachahmliche Art, die zartesten oder stärksten Seelenerlebnisse, Konflikte, Stimmungen usw. aus subjektiven Lebenserfahrungen zu schöpfen und gleichwohl in scheinbar ganz objektive poetische Handlung umzusetzen. Vor der oft allzu vornehmen Unpersönlichkeit Meyers bewahrt Stern seine weichere Natur und der Hang zu lyrischer Stimmung, die sich stets glücklich mit der epischen mischt. Meist gewinnt Stern in seinen Novellen auch ein persönliches Verhältnis zur Natur, die seinen Charakteren und ihren Handlungen bald zum anregenden Moment, bald zum harmonierenden oder kontrastierenden Hintergrunde dient. Mit am glücklichsten ist Stern in dem Genre der historischen Novelle, in der er des größeren K. F. Meyers verdienstvoller Vorläufer genannt werden darf. Von den geschichtlichen Gestalten und Tatsachen ist Stern unabhängiger als Meyer; aber den historischen Geist der einzelnen Epochen, aus denen er seine Motive zur Verkörperung selbstgeschauten und erkämpften Lebens wählt, weiß er mit fast gleicher Sicherheit zu erfassen. Nur die trotzige Kraft und die wuchtige Größe der Meyerschen Persönlichkeit ging Stern freilich ab; er ersetzte an Grazie und Mannigfaltigkeit, an feiner Stimmungskunst, was ihm in der Poesie wie im Leben dauernd versagt blieb, die Einheitlichkeit. Ein leiser Hauch von Kompliziertheit, ja bisweilen von Künstlichkeit, lagert über vielen seiner Werke, über seinen Romanen weit mehr als über seinen Novellen. Die in seine „Aus-

gewählte Werke" (Ehlers, Dresden 1906) aufgenommenen drei Romane „Ohne Ideale", „Die letzten Humanisten" und „Camoens" sind sehr feine, inhaltlich wohl interessierende, aber im letzten Grunde den Leser kühl lassende Werke, während in den „Ausgewählten Novellen" (2. verm. Aufl., ebenda 1905) Sterns reifste und unvergänglichste Kunst zusammengedrängt ist. Hier in den meisterhaften Stücken, wie „Die Flut des Lebens", „Die Wiedertäufer", „Der Pate des Todes" schlummert die Hoffnung auf die Unsterblichkeit Adolf Sterns, auf jene vornehme, echte Popularität, die in unseren Tagen der rücksichtslosen Schnellkultur selten geworden ist wie die echte Patina.

Und nun zum Schluß noch ein Weniges über das Leben des Dahingegangenen. Scheinbar ist nichts Besonderes darüber zu sagen, und doch war dieses Leben ein heißes, unermüdliches Ringen – so ruhig es nach den äußeren Daten anmutet. Geboren ward der Dichter am 14. Juni 1835 zu Leipzig als Sproß der ehrbaren, ursprünglich aus Süddeutschland stammenden Handwerkers- und Bürgersfamilie Ernst; erst später nahm er sein Pseudonym Stern als Familiennamen an. Sterns Mutter war eine poetisch empfindende Bremerin, sein Vater eine energische, aber leider nicht erfolgreiche Erfindernatur, der bei Erbauung eines selbstkonstruierten Dampfschiffes in Riesa a. d. Elbe (nach kostspieligen Reisen und Verhandlungen in Holland und Österreich) sein Vermögen zusetzte. Auch die Revolution von 1848 trug das Ihrige zu dieser Verarmung bei. So brach das Unglück über die Familie Ernst herein, obwohl ihr Haupt dann im sächsischen Eisenbahndienst beschäftigt ward. Adolf mußte mit 15 Jahren die mit gutem Erfolge besuchte Leipziger Thomasschule verlassen und schweren Herzens auf seinen Plan, dereinst Geschichte zu studieren, verzichten. Tapfer trat er in die Brockhaussche (Bartels nennt irrigerweise Reclam) Setzerei ein, um sich zunächst sein Brot zu verdienen, aber lange hielt er diesen Frondienst nicht aus und beschloß, sich durch literarische Betätigung die Mittel zur Vollendung seiner Studien zu erwerben. Das ist bekanntlich ein in Deutschland nicht seltener und doch ein sehr steiniger Weg. Tausende – und nicht die Schlechtesten – sind auf ihm schon gestrauchelt, verhungert, verdorben oder haben bei der ersten besten sich bietenden Gelegenheit auf bequemere Nebenwege eingelenkt. Stern hielt durch und brachte es fertig, aus einem armseligen Literaten (er ward der letzte Redakteur der „Abendzeitung") ein ungebrochener Dichter, aus einem autodidaktisch vorgebildeten Universitätshörer ein ordentlicher Professor zu werden (seit 1869 wirkte er am Polytechnikum zu Dresden).

Die eiserne Not des Lebens erzieht zähe, trotzige Charaktere. Stern ward wohl zum ersteren, nie aber zum letzteren. Er wurde früh weltklug und vorsichtig und verstand es immer, schwierigen Verhältnissen und schwierigen Charakteren gegenüber sich anzupassen und doch meist sein Ziel zu erreichen.

Mit dieser schier unüberwindlichen Zähigkeit verband sich bei Stern jedoch frühzeitig eine liebenswürdige Weichheit, ein warmes Mitgefühl, Vorzüge, die beide aus einem für jedes Mitmenschen Lust und Weh wirklich empfänglichen Gemüt kamen. Und wenn gerade diese dem Dichter angeborene, wohl von der Mutter ererbte Eigenschaft in den düsteren Jünglingsjahren ebenso wenig verkümmerte wie der tapfere, unstillbare Drang nach dem hohen Ideal echter Poesie – so lag das zum guten Teil mit an dem belebenden, Stern immer wieder emporreißenden Umgang und Vorbild tüchtiger, ja erhabener Freunde, zu denen der junge Leipziger Literat, der Dresdener Institutslehrer, der Jenaer Privatdozent, Männer wie Ernst Rietschel, Franz Liszt, Peter Cornelius, Andreas Oppermann, Otto Ludwig, Felix Dräsecke, Friedrich Hebbel und Moritz Heydrich zählen durfte. Weimars Zauber erschloß sich in seiner zweiten Nachblüte unter Liszt dem musikalisch fein empfindenden Jüngling rasch und noch die Liebe des Mannes und Greises haftete fest an der Thüringer Musenstadt.

1863 verheiratete sich Stern zum ersten Male mit Malwine Krause, einer jungen Landschaftsmalerin und talentvollen Schülerin des älteren Preller. Mit ihr verlebte der Dichter einen poetisch fruchtbaren Liebesfrühling in dem lieblichen, damals noch nicht so bekannten Kurort der sächsischen Schweiz, in Schandau, und hier entstanden unter manchem andern auch die ersten Meister-Novellen (1865). Im Jahre 1877 ward dem Dichter die geliebte Frau nach schwerer Krankheit von der Seite gerissen, auch die einzige Tochter aus diesem Ehebund mußte der Vater überleben. 1881 verband sich Stern in zweiter Ehe mit der hochbegabten Klaviervirtuosin Margarete Herr, einer Liszt-Schülerin, die um den Namen ihres Mannes zuerst (durch ihre erfolgreichen Konzertreisen) einen stolzen Ruhmeskranz schlang und ihm mit unendlicher Liebe und unversieglichem Frohsinn das Leben von neuem schmückte. Aber auch diese hohe, herrliche Frau mußte der unglückliche Dichter dahinsiechen und schließlich erbarmungslos dahinsterben sehen (1899). Wer ein wenig von dem unstillbaren Herzeleid Sterns ahnen will, der lese in seinen feinen „Gedichten" (4. Aufl. 1900. Grunow, Leipzig) die ergreifenden Margret-Lieder, darunter das zarteste:

Du nahmst der Sonne hellen Schein
In deine Gruft, in deinen Schrein,
Die Ruh bei Nacht, die Lust am Tag
Und meines Herzens vollen Schlag.

Oft träum ich, daß du wiederkehrst,
Und, was du nahmst, mir neu bescheerst,
Du legst mit deiner kleinen Hand
Es still auf meines Lagers Rand.

Dann fahr ich auf und rufe dich
Und weine nach dir bitterlich
Und lausche zitternd, tief verstört
Dem leichten Schritt, so oft gehört.

Ach, er verhallt – wie ferne schon! –
Ich höre nichts als einen Ton –
Nur eine Weise, selig, fromm,
Sie haucht mir leise: komm, o komm!

Adolf Stern trug seine tiefen Wunden in Ehren – wie ein Held. Er blieb aufrecht und suchte in seiner reichen Freundschaft, vor allem in rastloser Tätigkeit Trost und Ersatz für das Verlorene, dessen Unersetzlichkeit ihm freilich klar blieb und oft sein Gemüt mit trüber Wehmut verdüsterte. Von Alter und Tod wollte der geistig wie körperlich erstaunlich rüstige Dichter nichts wissen. Noch gegen Ende der 60er ertrug er eine überaus schmerzvolle Beinoperation mit heldenhafter Energie ohne Narkose. Den 70. Geburtstag feierte er mit stolzem, vollem Lebensgefühl, und bis in die letzten Stunden seines Daseins blieb er frisch und produktiv. Nach einem wie so oft mit Freunden in anregendem Gespräch verbrachten Abend kehrte er Sonntag Nachts (den 14. April 1907) in seine Dresdener Wohnung zurück und beklagte sich bei der getreuen Rosalie, seiner langjährigen Haushälterin, über einige merkwürdige Atembeklemmungen. Dann setzte er sich zu seiner Lampe, um noch vorm Einschlafen ein wenig zu lesen. Da nahm ihn ein freundlicher Tod mit einem Herzschlag aus dem Leben hinweg. Am nächsten Morgen fand man ihn zusammengesunken neben der noch brennenden Lampe.

Mit hohen Ehren von seiten der Hochschule wie der Stadt und Bürgerschaft Dresdens ward Adolf Sterns irdische Hülle am 18. April gegen Mittag auf dem Neustädter Friedhof zur ewigen Ruhe geleitet. Dort ruht er neben seiner unvergeßlichen Frau Margret.

Manche Nachrufe und Gedenkartikel der letzten Tage nannten Adolf Stern einen Glücklichen, und nicht ganz mit Unrecht. In äußerer Beziehung gaben dem Verewigten die reifen Mannes- und Altersjahre das in vielleicht überreicher Fülle, was er in sturm- und entbehrungsreichen Jugendjahren heiß und sehnlichst erhofft hatte. Auch seine unerschütterliche Gesundheit, sein genußfrohes Naturell blieben ihm treu bis zum Tode. Und doch, wer tiefer blicken durfte bei ihm, wer die vielen, bitteren Verluste, die herben Verzichte seiner stolzen, reichen und nicht anspruchslosen Seele kannte oder gar teilweise miterlebt hatte, der wußte sehr wohl, daß auch dieser scheinbar verwöhnte Götterliebling um das seelische Gleichgewicht schwer und unaufhörlich zu kämpfen hatte, Tag für Tag, bis zum letzten. Als ein Sieger ist er nicht von uns gegangen, aber als ein tapferer und unbesiegter Streiter.

Und so darf ich ihm ruhig die stolzen, schönen Worte nachrufen, die er selbst 1863 Friedrich Hebbel nachrief:

Im Herzen ahnend heilge Morgenfrühen,
Hast du gerungen und im Kampf geblutet,
Bis sich der Nordlichtschein zum Sonnenglühen
Gewandelt hat, das golden dich umflutet.

Zurück zu Schiller!

Von Ernst Linde, Gotha.

Ein Kunstwerk ist „ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament“. In diesem Worte Zolas, des großen Bahnbrechers des Naturalismus, dürften sich am ungezwungensten alle gegenwärtig im Schwange gehenden Auffassungen vom Wesen des Kunstschönen und weiterhin auch seiner Bedeutung und seiner Aufgabe im großen Ganzen des geistig-sittlichen Lebens zusammenfassen lassen. Wenigstens habe ich noch überall dieses Wort ohne jeden einschränkenden Zusatz angeführt gefunden; und wenn in einer Erörterung über Kunstfragen die Geister noch so streitlustig aufeinanderplatzen: Sowie dieses Wort fällt, scheint aller Zwiespalt vergessen, und man reicht sich versöhnt die Hand. Und in der Tat trifft auch das Wort Zolas, was die Kunstauffassung wie die Kunstübung der Gegenwart angeht, den Nagel auf den Kopf. Über nichts ist man sich wohl in den Kreisen aller Kunstkenner und bewußteren Kunstliebhaber so einig, als daß das Kunstwerk frei von allen belehrenden und moralisierenden Nebenabsichten sein müsse. Kunst ist einfach Darstellung, Neuschöpfung oder Nachschöpfung eines beliebigen Stückes Wirklichkeit, so wie es der Künstler mit seinen eigenen, individuellen Augen gesehen, mit seinem besonderen, individuellen Herzen gefühlt hat. Nur derjenige, welcher sich ohne alle Ansprüche und Forderungen, ohne alle Voreingenommenheit und ohne jeden fremdartigen Maßstab an die Dinge hingibt, sie möglichst objektiv auf sich wirken läßt und sie dann auch mit dem Streben, sie rein durch sich selbst reden zu lassen, wiederzugeben vermag, ist der wahre, der reine Künstler, — wie auch andererseits nur derjenige rein ästhetisch genießt, der sich lediglich an der Form, an der Darstellung, an der Erscheinung erfreut und alle sogenannten stofflichen Wirkungen — Belehrung, Erhebung, Veredelung usw. — bewußt ausschließt. Am schärfsten ist diese Kunstauffassung vertreten im Naturalismus und Impressionismus, der mit ängstlicher Sorgfalt alles fern hält, was auch nur von weitem an Erhebung, Idealisierung, Begeisterung usw. anklingen könnte, der darum absichtlich die Wirklichkeit von ihrer niedrigsten, alltäglichsten, gemeinsten Seite nimmt und das Höchste geleistet zu haben meint, wenn er einen Düngerhaufen so naturgetreu wiedergegeben hat, daß man sich bei seinem Anblick versucht fühlt die Nase zuzuhalten. Aber auch unbestreitbar große Künstler, wie Menzel, deren Leistungen schon durch die Wahl des Stoffes patriotische, idealistische Nebenwirkungen einschließen, haben gelegentlich in Theorie und Praxis dem Zeitideal der „Kunst an sich“, dem „l'art pour l'art“ gehuldigt; und in der kunstpädagogischen Bewegung der Gegenwart haben die führenden Geister (ein Hirth, ein Lichtwark, ein Lange usw.) mit einem Nachdruck, der jede andere Rücksicht beinahe ausschließt, immer wieder das eine betont: die Künstler, wie die Kunstgenießenden, müßten vor allem wieder *sehen* lernen, — sodaß sich auch hier das Ästhetische

mehr oder weniger auf die naturgetreue, haarscharfe Erfassung der Wirklichkeit einschränkt.

Mit einem Worte: die Kunstauffassung und Kunstübung der Gegenwart ist sensualistisch; der von allen Nabelschnüren, die ihn sonst noch mit den andern Seiten des Kulturlebens verbanden, befreite „reine Künstler", der „Nichts-als-Künstler" ist es, dem unsere Zeit die Palme zuerkennt, wie sie andererseits dem Kunstgenießenden die Aufgabe auferlegt, dahin zu streben, aus dem Durcheinander der durch das Kunstwerk angeregten stofflichen und formalen Gefühle das ästhetische möglichst rein herauszudestillieren.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir uns mit dieser Kunstauffassung und Kunstübung weit von Schiller, wie überhaupt von den Idealen unserer klassischen Literaturepoche, ja von dem Geiste jeder hohen, schöpferischen Kunstblütezeit entfernt haben. Freilich, es liegt etwas Berechtigtes in den charakterisierten Kunstanschauungen, etwas, was für alle Zeiten Gültigkeit hat; und vor allem war ein Ausweichen und Abbiegen der Kunstentwickelung des neunzehnten Jahrhunderts in das sensualistische Extrem auch historisch notwendig. Das Berechtigte dieser modernen Kunstauffassung und Kunstübung liegt darin, daß in der Tat alle echte Kunst zunächst Darstellung ist; jedes Kunstwerk entspringt aus der Freude an der sinnlichen Erscheinung, an dem individuellen So-und-nicht-Anderssein, und es geht zunächst lediglich darauf hinaus, uns diese Freude des Künstlers am konkreten Individuum nacherleben zu lassen. Alle wenn auch noch so edeln Nebenabsichten, wie uns zu erheben, zu veredeln, unsere Erkenntnis zu vermehren, sind dabei zunächst ausgeschlossen; ernste, schlichte Sachlichkeit, ein Nachfühlen des Eigenlebens der Dinge ist der Kern alles ästhetischen Genusses, und da können solche Nebenabsichten, eben weil sie die Hingabe des Subjekts an das konkrete Objekt stören, nur hemmend und fälschend wirken. Dieses Berechtigte der modernen Kunsttheorie ist aber schließlich nichts anderes, als was Schiller selbst (in seinen kunsttheoretischen Abhandlungen, insbesondere in seinen Briefen über ästhetische Erziehung) im engsten Anschluß an Kant seinen Zeitgenossen einzuschärfen nicht müde wurde: daß es sich beim Schönen niemals um den Stoff, sondern immer nur um die Form handele. Kant hatte das Schöne u. a. als das reine Wohlgefallen an der Erscheinung erklärt; schön ist nach ihm das, was ohne Interesse an der wirklichen Existenz des Gegenstandes gefällt. In Übereinstimmung damit lehrt Schiller, daß im Schönen der Stoff durch die Form getilgt sein müsse. Wo wir also von einem Kunstwerk uns stofflich berührt fühlen, sei es, daß wir ihm eine Vermehrung unseres Wissens, sei es, daß wir ihm eine Beeinflussung unseres Willens in irgend einer Richtung verdanken, da ist es nicht der reine Künstler, der zu uns spricht, da befinden wir uns nicht im reinen ästhetischen Zustand. Insofern also ist ein direkter Zusammenhang der gegenwärtigen Kunstauffassung mit Schiller unverkennbar, — wie denn überhaupt in der These, daß die Kunst zunächst reine Dar-

stellung sein müsse, eine ewige, schlechthin unerschütterliche Wahrheit stecken dürfte!

Aber während nun die Modernen hierbei stehen bleiben und erklären, die Kunst solle überhaupt nichts als Darstellung, der Künstler nichts als das beinahe unpersönliche (wenn auch nicht unindividuelle) Organ für das Wirkliche, nichts als sensus sein, ist es des Idealisten Schiller heißes Anliegen, auch darüber hinaus eine Wirksamkeit des Schönen darzutun und daran festzuhalten, daß die Kunst nicht einen einseitigen, isolierten ästhetischen Genuß bieten, sondern daß sie tief in die Gestaltung der Persönlichkeit des Genießenden einzugreifen die Kraft und die Aufgabe habe. Schillers vielgerühmter „Idealismus", — was ist er anderes als die in Theorie und Praxis vertretene Anschauung, daß dem Schönen ein weit über den bloßen ästhetischen Genuß hinausgehender Einfluß zugeschrieben werden müsse, daß die Kunst im Dienste der geistig-sittlichen Höherbildung der Menschheit stehe, und daß sie dieses Ziel nur erreiche, wenn sie nicht sowohl eine Darstellung des Singulär-Konkreten, als vielmehr eine Darstellung von Ideen sei, die sich eben nur in jenem Konkreten aussprächen. Es liegt ohne Zweifel eine Gefahr in dieser Anschauung, die Schillerepigonen sind an dieser Klippe gescheitert und eben das Bestreben, dieser Scylla zu entgehen, hat die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts der Charybdis des sensualistischen Extrems in die Arme getrieben. Kunst, die direkt auf Darstellung von Ideen ausgeht, verfällt notwendig dem Intellektualismus, Formalismus, Symbolismus; ihre Gestalten sind nichts als Masken, durch welche uns der Dichter seine Ansichten über Welt und Leben zum besten gibt, aber nimmermehr lebendige Geschöpfe, mit denen wir in Schmerz und Lust Anteil zu nehmen vermögen. Aber anderseits ist Kunst, die auf alles Ideelle verzichtet und sich bloß mit der bunten Oberfläche des Lebens begnügt, weder Tiefkunst noch Vollkunst und gewiß nicht geeignet, ihrem höchsten Zweck, eben jener kulturellen Mission, der Emporentwickelung der Menschheit, zu dienen. Dem falschen, hohlen Idealismus ist ebenso scharf entgegenzutreten wie dem falschen, einseitigen Realismus. Beide sind vielmehr aufs engste miteinander zu verknüpfen. Wie, das eben kann uns auch heute noch niemand besser sagen als Schiller, der Kunsttheoretiker und in seinen besten Werken auch Schiller, der Dichter.

Die Frage, wie Schön und Gut zusammenhängen, die schon den jugendlichen Dichterphilosophen beschäftigte, da er „die Schaubühne als eine moralische Anstalt" darzustellen sich befleißigte, sie ist recht eigentlich der treibende Kern in Schillers kunsttheoretischem Denken. Ist sie doch auch die große Frage, der er in seinem philosophischen Hauptwerk, den Briefen über die ästhetische Erziehung, mit bohrender Gedankenschärfe nachgeht. Aber während er dort, als fünfundzwanzigjähriger Stürmer und Dränger, von der dramatischen Kunst eine direkte moralisch-belehrende und bessernde Wirkung erwartet und z. B. noch so weit geht, es als Aufgabe der Dichtung zu betrachten, „von der Schaubühne herab Irrtümer der Erziehung zu bekämpfen", erweist sich

die große Läuterung, die sein ästhetisches Denken durch das Stahlbad der Kantischen Philosophie empfangen, darin, daß er hier seinen Lieblingsgedanken auf die so viel vorsichtigere, ja im Grunde unanfechtbare Formel bringt, daß „nur durch die ästhetische Freiheit der Weg zur moralischen gehe." Mit dieser Formulierung ist die Kunst einerseits davor bewahrt, zu einem bloßen Vehikel der geistig sittlichen Bildung erniedrigt und so in ihrem eigensten Wesen verkannt zu werden, wie andrerseits auch davor, das Ästhetische einseitig zu kultivieren und dadurch sich selbst um ihre schönste und höchste Aufgabe zu betrügen. Durch das Kunstwerk, so meint Schiller, soll zunächst nichts als der Zustand der ästhetischen Freiheit im Genießenden hergestellt werden, — jener Zustand, in welchem das Subjekt weder die „Nezessität" des Stoffes, noch diejenige der Form (d. i. hier des Gedankens) erleidet, so daß es sich rein unter der Herrschaft des „Spieltriebs" stehend fühlt; es ist derselbe Zustand, den das angeführte Wort Zolas als das „Schauen der Wirklichkeit durch ein Temperament" bezeichnet. Aber dieser Zustand ist nicht der höchste, und er soll nur als ein Durchgangsstadium betrachtet werden. Von der Freiheit des Anschauens müssen wir fortschreiten zur Freiheit des Handelns, — jenem Zustand, wo wir das moralische Gesetz als unsern wahren Herrn anerkennen und uns zur „reinen Geisterwürde" erheben. Daß wir dies können, daß wir die Gewalt der Natur so völlig unter die Füße bekommen und der Tyrannei der Sinne entrinnen können, dies eben danken wir der Kunst, wie überhaupt der Magie des Schönen. „Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht im ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie im moralischen." „Der Übergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem tätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freiheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten noch unsere Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unsern intellektuellen und moralischen Wert ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die notwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: Es gibt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht." Dies die berühmte Stelle im 23. Briefe, in der wir Schillers ganze Ästhetik in nuce vor uns haben! Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese Stelle, wie auf die damit in Beziehung stehenden Gedanken einzugehen, — wie es denn überhaupt immer mißlich ist, aus dem festgefügten Gebäude eines Systems einige Bausteine herauszunehmen und gesondert zu betrachten: die rechte schlagende Beweiskraft erhalten ja die Einzelgedanken erst durch den systematischen Zusammenhang, in dem sie stehen. Nur darauf sei hier kurz hingewiesen, wie sich Schiller bei seinem Glauben an einen innigen Zusammenhang des Schönen mit dem Guten zu der Tatsache stellt (die er nicht ableugnet), daß so sehr oft das Privatleben der Künstler nichts weniger als moralisch einwand-

frei ist, und daß künstlerisch produktive Zeitalter (z. B. das Perikleische und das Zeitalter der Renaissance) in der Regel einen sittlichen Tiefstand aufweisen. Den Grund dafür (wir finden ihn in dem Aufsatze: „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen") erblickt der Dichter darin, daß bei ästhetisch hochentwickelten Menschen leicht eine „Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl" eintritt. Weil im ästhetischen Zustande die Pflicht mit der Neigung zusammenstimmt, so wird das Subjekt sicher und vertraut auch dann seiner Neigung, seinem „Geschmack", wenn die Pflicht etwas ganz anderes fordert. „Bei der Untadelhaftigkeit, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Ansprüchen nicht eine gewisse Achtung zugestand; und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht." Die rohe Sinnlichkeit kann niemals mit der Vernunft in Wettbewerb treten; von ihr ist allzu klar, daß sie im Falle eines Streites mit der Vernunft sich zu unterwerfen hat. Die durch den Geschmack veredelte und vergeistigte Sinnlichkeit dagegen weiß sich dem moralischen Gesetz gegenüber in Ansehen zu setzen; sie wetteifert mit der Vernunft um die Achtung des Subjekts. Schönhandeln erscheint dann in einem solchen Falle auch allzu leicht als Guthandeln; und so ist es nun gerade der Geschmack, die ästhetische Bildung, welche der Sinnlichkeit zu einem unberechtigten Siege über die Pflicht verhilft.

So birgt also wirklich das Schöne, obgleich es der notwendige Durchgangspunkt zum Guten ist, die Gefahr einer entsittlichenden Wirkung in sich. Es fragt sich nun: wie kann unser Dichter trotzdem an dem Glauben an die ethische Mission der Kunst und des Schönen festhalten? Denn daß er es tut, ergibt sich aus jeder Seite seiner theoretischen Arbeiten, wie auch aus der besondern Art seines gesamten Kunstschaffens. Die Lösung ist für Schiller durchaus charakteristisch und liegt ganz auf der Linie seiner künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit. Sie besteht darin, daß unterschieden wird zwischen der „schmelzenden" Schönheit oder der Anmut, und der „energischen" Schönheit oder dem Erhabenen. Nur beide Arten von Schönheit gemeinsam sind imstande, den Menschen aus der Tierheit heraus zur Geisterwürde zu führen, und die mangelnde sittliche Qualität gewisser Zeitalter, Perioden, Stände und Individuen erklärt sich daraus, daß einseitig nur die schmelzende Schönheit in Wirksamkeit getreten ist. Denn nur von ihr gilt, daß sie uns Pflicht und Neigung in schönster Harmonie zeige und dadurch der so bedenklichen Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl Vorschub leiste. „Beim Erhabenen hingegen", so lesen wir in Schillers besonderer Abhandlung über diesen Gegenstand, „stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch liegt der Zauber, womit es unser Gemüt ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs schärfste von einander geschieden; denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erstere nur seine Schranken empfindet, macht der andere die Erfahrung

seiner Kraft und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt.“ Das Erhabene, das Große, das uns ästhetisch entzückt, löst die moralische Kraft in uns aus, — wenn auch vorläufig nur in der Betrachtung; wir kämpfen die Kämpfe mit, die ein Wallenstein, eine Jeanne d’Arc, ein Tell gegen äußeres und mehr noch gegen inneres Schicksal kämpfen, und fühlen dadurch das „selbständige Prinzipium“ in uns erstarken. So ist es das Erhabene, was die ästhetische Erziehung erst vollendet, — wie es denn niemals sittlich entartete Zeiten und Individuen von hoher ästhetischer Kultur gegeben haben würde, wenn es nicht die schmelzende, sondern die energische Schönheit gewesen wäre, der die allgemeine Huldigung gegolten hätte. So wenigstens Schillers Meinung und feste Überzeugung, die er uns in straffster Beweisführung mit einem bei einem Phantasiemenschen seltenen dialektischen Scharfsinn einleuchtend zu machen sucht.

Gelingt es ihm wirklich, uns zu überzeugen? Zwar so lange wir unter dem Banne seiner streng logischen Schlußketten stehen und uns bemühen, ihm durch alle Winkel und Geheimkammern seines Gedankenlabyrinthes zu folgen, hat er uns sicher an der Hand, und nirgends bietet sich ein Durchschlupf, ihm zu entrinnen. Legen wir aber das Buch bei Seite und denken wir dem Gegenstande selbständig nach, so regen sich doch so viele Wenn und Aber in uns, daß wir es kaum begreifen, wie es dem Verfasser gelingen konnte, uns zu seiner Ansicht hinüberzuziehen. Wir sind eben doch alle mehr oder weniger Kinder des neunzehnten Jahrhunderts; wir haben den Realismus, Naturalismus, Impressionismus erlebt, und wir sind hierdurch so geschult worden, das Schöne als etwas in seiner Art Einziges und Hohes zu betrachten, daß wir schon gar nicht die Neigung und das Bedürfnis haben, ihm erst dadurch eine besondere Würde beizulegen, daß wir uns von seinem angeblichen moralischen Wert überzeugen. Uns ist die Kunst eine besondere Domäne des menschlichen Geisteslebens, mit eigenen Aufgaben, Gesetzen und Normen, und wir gestehen ihr eine Bedeutung zu und lassen uns von ihren Schöpfungen entzücken und beglücken, selbst wo wir eine Beziehung darin zum Sittlichen entweder gar nicht, oder gar in negativer Weise vorfinden. So haben wir schon gar nicht mehr ein so großes Interesse, das Schöne in den Dienst der sittlichen Kultur zu stellen; wir verstehen schon fast gar nicht mehr, wie man so viel Mühe und Scharfsinn wie Schiller aufwenden konnte, das Schöne sittlich legitimieren zu wollen. Wir halten das gar nicht für n ö t i g! Und wir halten es in der Tiefe unseres Herzens am Ende auch gar nicht für m ö g l i c h! Und es ist eine durch nichts aus der Welt zu schaffende oder zu vertuschende Tatsache, daß nun einmal eine hohe ästhetische Kultur mit sittlicher Minderwertigkeit Hand in Hand gehen kann, in ganzen Zeitaltern und Gesellschaftsschichten, wie auch bei einzelnen Individuen; und auch Schillers Ausweg, daß in solchen Fällen immer nur einseitig die schmelzende Schönheit gepflegt worden sei, erscheint uns Heutigen nicht mehr recht gangbar. Was soll man z. B. sagen, wenn ein Künstler von der Be-

deutung des englischen Landschaftsmalers William Turner, der ganz offenbar das Erhabene bevorzugte, der uns bald ein „Feuer auf See“, bald ein „Dampfschiff im Seesturm“, bald einen „Eisenbahnzug in Regen und Sturm“, dann wieder den „Tod des Admirals Nelson bei Trafalgar“ malte, und alles in einer Großartigkeit der Komposition und einer Wucht der Empfindung, der auf diesem Gebiete nur Weniges gleichkommt, — was soll man dazu sagen, wenn man das Privatleben dieses Titanen der Malerei kennen lernt? Er war (nach Muther) ein spießbürgerlicher, prosaischer, plumper Gesell, sparsam bis zum Geiz, unbeleckt von aller Kultur. Er hauste in einer ärmlichen Wohnung, verzichtete aus Geiz auf ein Atelier, führte bei seinen Ausflügen sein Mittagessen in Papier gewickelt bei sich und war sehr dankbar, wenn ihm jemand ein Glas Wein dazu anbot. Bei seinem Tode hinterließ er außer zahlreichen Werken ein Vermögen von 3 Millionen, das er dem Staate vermachte; und doch tat er beim Verkauf seines Liber studiorum Dinge, die eng an Betrügerei grenzten. Niemals verheiratet, hatte er von verschiedenen Frauen Kinder und lebte in seinen letzten Jahren mit einer alten Haushälterin zusammen, die ihn scharf unter der Fuchtel hielt und der er weis machte, er reise Studien halber nach Venedig, wenn er eine seiner Maitressen in der Vorstadt Chelsea besuchte. In der Wohnung einer derselben, in einer ärmlichen Mansarde, ist er dann auch gestorben.

Wahrlich, wenn man Schillers Meinung von der moralischen Wirkung des Schönen gründlich widerlegen wollte, es gäbe wohl kein beweiskräftigeres Beispiel als diesen William Turner: Im Schaffen ein gewaltiges Genie von phänomenaler Schöpferkraft, und im Leben von einer Laxheit der Sitten und einer Niedrigkeit des geistigen Niveaus, mit der kaum die einzige Tugend, die er hatte, versöhnen kann, seine beispiellose Arbeitsamkeit! Solche schöpferischen Geister haben eben das ästhetische Organ so einseitig in sich entwickelt, daß darüber alle anderen Organe, mit denen sonst der Mensch Stellung zur Welt nimmt, verkümmert sind. Wir haben hier im geistigen Leben dieselbe Erscheinung vor uns, die wir im leiblichen als Hypertrophie bezeichnen: eine Überernährung, ein Wuchern eines einzelnen Organs auf Kosten der übrigen. Und das ist sicher auch die plausibelste Erklärung für die oft mit Verwunderung bemerkte Tatsache eines Widerspiels zwischen ästhetischer und sittlicher Bildung bei Völkern und Individuen: Eben weil bei ihnen der Schönheitssinn eine so hochgradige Entwickelung erfahren hat, ist der moralische Sinn verkümmert, — wie es ja umgekehrt ebenso oft zutrifft, daß sittlich hochstehende Völker (die Römer der Republik, die Spartaner, Perser, Germanen usw.) künstlerisch nichts geleistet haben. Bekanntlich waren es eben diese Beispiele, auf die Rousseau in seinem „Discours sur les Arts et les Sciences“ seine Behauptung stützte, daß die Künste und Wissenschaften in erster Linie an der Verderbnis der Sitten schuld seien. Dies ist nun freilich das andere, ebenso unhaltbare Extrem. Das Schöne muß nicht notwendig

einen Rückschritt im Guten zur Folge haben; beides kann vielmehr sehr gut neben einander bestehen, und Schiller selbst ist in seinem Schaffen wie in seinem Leben eins der leuchtendsten Beispiele für die Harmonie beider Sphären.

Und eben in diesem Sinne ist es, daß wir eine Rückkehr zu Schiller fordern! Wenn wir seine Abhandlungen lesen — und sie sind wahrlich auch heute noch lesenswert, schon hinsichtlich ihrer Form, denn sie sind klassische Muster der deutschen abhandelnden Prosa —, so sind es doch am Ende nicht die logisch geschlossenen Gedankenreihen derselben, welche uns in ihren Bann ziehen, sondern es ist vielmehr die große Persönlichkeit mit ihrem felsenfesten Glauben an eine ethische Mission des Schönen, welche sich darin ausspricht. In allen geistig-sittlichen Dingen ist es ja doch ebenso: Wir können ein Heer von Gründen für und wider ins Feld führen, — den Ausschlag gibt schließlich unser Wille. Ob wir uns auf diese oder jene Seite stellen werden, daß ist letztlich doch weit weniger das Ergebnis einer Überzeugung unseres Verstandes, als vielmehr ein freier Akt unserer autonomen Persönlichkeit. In allen großen entscheidenden Fragen gilt schließlich das:

„Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
An das schöne Wunderland!"

Und so war es auch ein Wunder, das Wunder einer sittlich-ästhetisch harmonisierten Persönlichkeit, welches Schiller an das schöne Wunderland getragen hat, wo ihm die Kunst als des Menschen treueste Führerin zum Guten erschien. Schillers ästhetische Reflexion nahm ja nur deswegen diese entschiedene Richtung auf das Sittliche, weil der Urheber selbst nicht nur ein großer Künstler, ein dichterischer Genius, sondern auch eine eminent ethische Natur war. Und so könnte man, wollte man die Sache auf die Spitze treiben, sagen: Schiller hätte alle diese Abhandlungen ungeschrieben sein lassen können, er hätte bloß auf sich selbst, auf sein Leben und Dichten hinzuweisen brauchen und zu sagen: „Seht mich an, prüft jede Zeile meiner Dichtungen und seht, wie auch in meinem Leben das Gemeine in wesenlosem Scheine hinter mir blieb, und dann versucht, einen innigen Kausalzusammenhang zwischen dem Schönen und dem Guten, zwischen Kunst und Sittlichkeit zu leugnen! Ihr könnt es nicht!" Aber freilich, eben in seinen Abhandlungen sprach sich ja die ästhetisch-sittliche Harmonie seines Wesens auf eine zweite (oder, wenn man will, dritte) nicht minder wirkungsvolle Art aus; und wenn wir Heutigen, die wir in hundertjährigem Abstand viel freier zu jenen Schriften stehen, auch klar einsehen, daß das eigentlich Überzeugende derselben nicht sowohl die zwingende Logik ihrer Beweisführung, als vielmehr die energische, große Persönlichkeit des Verfassers ist, welche wir wie eine innere Glut durch die dialektische Hülle überall hindurchschimmern sehen, so möchten wir sie doch darum nicht missen.

Zurück zu Schiller! Das heißt demnach nicht: Fassen wir ein blindes Vertrauen, daß das Kunstschöne, sei es beschaffen, wie es wolle, moralisch

wirke, suchen wir uns weiszumachen, etwa durch die Scheinlogik hohler Begriffsspekulationen, durch die ästhetische Kultur werde auch die moralische beiläufig mitbesorgt; noch viel weniger heißt es: Schafft Kunstwerke von direkt moralischer Tendenz, macht die Kunst zur dienenden Magd außerkünstlerischer, wenn auch noch so notwendiger und heilsamer Zwecke! Sondern es heißt: Werdet solche Menschen, wie Schiller einer war, vergeßt über dem Streben nach dem Schönen niemals, daß die letzte Entscheidung über den Wert des Menschen nicht auf dem ästhetischen, sondern auf dem ethischen Gebiete gefällt wird, durchdringt euch, ihr Kunstschaffenden, mit dem höchsten Begriff vom Wesen und der Würde der Menschheit, nehmt teil an ihren Lebensfragen, erwägt die Probleme der Denker mit in eurem Geiste und gebt euch mit Ernst an die sittlichen und sozialen Konflikte hin, an denen gerade unsere Zeit so überreich ist, und seid auch, ihr Kunstgenießenden, immer eingedenk, daß es sich auch in der Kunst und Dichtung um eine ernste Sache handelt, nicht um ein müßiges Spiel des Augenblicks, daß das Res severa verum gaudium nirgends vollere Geltung hat als hier. Dann werden wir endlich wieder loskommen von der noch herrschenden einseitigen und fragmentarischen Auffassung der Kunst, wonach schon das eingehend und liebevoll Dargestellte an sich ein Kunstwerk ausmachen soll und wobei die Gefahr immer naheliegt, einem äußerlichen Virtuosen- und Artistentum zu verfallen, dann werden wir wieder lernen, die Würde des Gegenstandes auch in der Kunst zu respektieren, und verlernen, in der photographisch-treuen Darstellung von Blödsinnigen, erblich Belasteten und Wahnsinnigen, von Düngerhaufen, Kalbsvierteln und abgetriebenen Droschkengäulen höchste künstlerische Befriedigung zu finden, dann wird man wieder ungescheut und laut fordern dürfen, daß nichts für wahre Kunst ausgegeben werde, mit dessen Genuß sich nicht innere Erhebung und Befreiung verbindet, dann werden wir zurückkehren von dem extremen Realismus unserer Tage zu dem echten Idealismus Schillers und Shakespeares, der den Realismus als Moment in sich befaßt, der aber niemals das Wort des größten sittlichen Idealisten aller Zeiten vergißt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebe.

Glauben wir wieder an eine sittliche Bedeutung der Kunst, so wird diese auch wieder eine solche erlangen, denn dann werden wir wieder Schönes schaffen, das in jedem Zuge Zeugnis davon ablegt, daß sein Urheber eine sittliche Persönlichkeit ist. Das Zolasche Wort, das der ganzen Kunstauffassung und Kunstübung der Gegenwart ihr Gepräge gegeben hat, muß dahin umgebogen werden, daß es lautet: Kunst ist ein Stück Natur, gesehen und geadelt durch eine Persönlichkeit! Nicht darauf kommt es an, das gewählte Objekt bloß individuell wiederzugeben, sondern so, daß sich darin das ganze persönliche Sein des Kunstschaffenden (das freilich auch danach sein muß), sein Fühlen, Denken und Wollen, sein Hoffen und Kämpfen, sein Leiden und seine Lust, sein Ernst und seine Laune, seine Sehnsucht und sein Frieden getreulich abspiegeln. Den Künstler mitten hinein zu stellen in den großen

geistigen Zusammenhang der Kulturmenschheit, wie er selber darin stand, das war doch am Ende Schillers, des Kunsttheoretikers, großes Anliegen und das stehende Thema seiner Predigt. Wir haben bisher immer bloß von einem Verhältnis von Schön und Gut gesprochen, so wie es Schiller sah; wir dürfen aber darüber nicht vergessen, daß er für das Verhältnis von Schön und Wahr das gleiche warme Interesse und den gleichen genialen Tiefblick besaß. Kommt dies vielleicht in seinen Prosaschriften weniger klar zum Vorschein, so in desto überwältigenderer Weise in dem gigantischen Gedicht „Die Künstler", das sich nach Stoff, Tendenz und Stimmung eng an jene Prosaschriften anschließt und das uns durch seine vollendete, erhabene Form einen Genuß gewährt, wie wohl kein zweites „Lehrgedicht" in deutscher Zunge.

Darin wird der Dichter nicht müde, die Kunst als die Anfängerin aller Kultur, als die Wegbereiterin der Wissenschaft und aller höheren staatlichen und sittlichen Ordnung zu preisen. Die Kunst war es,

„Die an des Lebens ödem Strand
Den weinenden, verlassnen Waisen,
Des wilden Zufalls Beute, fand,
Die frühe schon der künftgen Geisterwürde
Dein junges Herz im stillen zugekehrt
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
In hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhabnen Tugend
In leichten Rätseln dich erraten ließ."

Derselbe Gedanke, der uns aus den Briefen über ästhetische Erziehung schon vertraut ist, daß nämlich der Mensch im ästhetischen Zustande die Nezessität des Gesetzes nicht mehr empfinde, wir begegnen ihm auch hier:

„Das Herz, das sie an sanften Banden lenket,
Verschmäht der Pflichten knechtisches Geleit;
Ihr Lichtpfad, schöner nur geschlungen, senket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit."

Daneben findet sich der Gedanke, daß wir im Schönen die Wahrheit ahnend voraus erfassen, in mannigfachster Weise variiert, — am herrlichsten an der Stelle, wo er sie als Urania in göttlicher Erhabenheit erschaut und mit Seherlauten von ihr weissagt:

„Die, eine Glorie von Orionen
Ums Angesicht, in hehrer Majestät,
Nur angeschaut von reineren Dämonen,
Verzehrend über Sternen geht,
Geflohn auf ihrem Sonnenthrone,
Die furchtbar herrliche Urania, —
Mit abgelegter Feuerkrone
Steht sie — als Schönheit vor uns da!"

In vollen Tönen finden wir dann auch den ästhetischen Genuß selbst geschildert, — eine dichterisch-anschauliche Parallele zu jener abstrakten Darstellung in den Briefen, wo das Wesen desselben als Herrschaft des „Spieltriebs" gedeutet und die ästhetische Freiheit als ein Symbol der moralischen gefeiert wird. Da hören wir von dem Sänger,

„Der von Titanen sang und Riesenschlachten
Und Löwentötern, die, so lang der Sänger sprach,
Aus seinen Hörern Helden machten.
Zum erstenmal genießt der Geist,
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine Gier nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden."

Zum Schluß aber lenkt der Dichter seinen Blick auf das Ende der Zeiten; und da findet er, daß auch dann noch die Kunst nicht entbehrlich geworden sein wird. Durch alle Zeitalter hindurch muß sie den Menschen begleiten; denn alles, was die Wissenschaft nur ergründet, was die Kultur auf irgend welchen Gebieten hervorbringt, wird erst durch die Schönheit geadelt. Und so führt die Kunst den Menschen zu immer reineren Formen und immer schönerer Schöne

„Der Dichtung Blumenleiter still hinauf;
Zuletzt, am reifen Ziel der Zeiten,
Noch eine glückliche Begeisterung,
Des jüngsten Menschenalters Dichterschwung,
Und — in der Wahrheit Arme wird er gleiten."

Wir können und wollen selbstverständlich das erhabene Gedicht hier nicht bis ins Einzelne zerlegen und betrachten, — das wäre einmal eine Aufgabe für sich, und eine sehr lockende noch dazu! — sondern wir wollten uns nur soviel davon vergegenwärtigen, daß wir sahen, wie hier die Gedanken des Dichterphilosophen über den Zusammenhang von Schön, Gut und Wahr gleichsam in einen einzigen herrlich duftenden Strauß zusammengebunden sind. Und auch das ersehen wir daraus, daß es durchaus keine enge, philiströse Auffassung von Moral ist, welcher der Freund Goethes hier wie auch sonst überall huldigt. Nietzsche hat, mit Bezug auf Schiller, das bitterböse, schmählich ungerechte Wort geprägt: „Der Moraltrompeter von Säckingen". Demgegenüber muß betont werden, daß Schiller eine durchaus hohe, schwungvolle Auffassung auch vom Sittlichen hatte, insofern ihm dasselbe niemals in diesen oder jenen zeitlich bedingten positiven Moralvorschriften bestand, sondern in der Gesamthaltung und Führung des Menschen, die in jedem Augenblicke von der Überlegenheit des reinen Dämons in ihm über das Tier Zeugnis ablegen sollte. Schon in seiner Auffassung des Ethischen bewährte Schiller seinen ästhetischen Genius; und eben deshalb durfte er es auch wagen, in seiner Auffassung des Schönen und der Kunst sich getrost seiner erhabenen ethischen Natur zu überlassen.

Vom neuen deutschen Drama.

Von Hans Franck. (Hamburg).

I. Zu Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stand es schlimm um das deutsche Drama. Die beiden großen nachklassischen dramatischen Erneuerer, Hebbel und Ludwig, die beide zu dem gleichen Vorbild, zu Shakespeare, aufblickten und mit der ganzen Energie ihres Wesens über das klassische Drama, wie es Schiller verkörperte, hinauszukommen suchten, wobei Ludwig seine Kraft zerrieb und Hebbel zum unverstandenen Einsamen wurde, bedeuteten der Zeit nichts. Man hatte sie, obwohl immer klar denkende charakterfeste Männer, ich erinnere nur an den kürzlich heimgegangenen Adolf Stern, auf sie mit allem Nachdruck hingewiesen hatten, fast völlig vergessen. Der, der zum Eckstein für das neue, große Drama bestimmt war, Friedrich Hebbel, ward von den beschränkten Bauleuten verworfen. Sie wollten von Grund aus neu bauen und haben es daher erleben müssen, daß ihr scheinbar so stolzes Gebäude schneller in sich zusammengestürzt ist, als selbst die klarsten Köpfe es vorherzusagen wagten.

Da aber die Jugend nie ganz aus Eigenem gestaltet, so wurden die großen Vorbilder von außen geholt. Zola, Tolstoi, Ibsen, das waren die Männer, auf die man schwur. Die Pioniere Conrad, Bleibtreu, die Brüder Hart bereiteten den Boden. Die alten Götter wurden gestürzt, neue auf die leeren Postamente gestellt. Die beiden Freunde Holz und Schlaf arbeiteten nach der neuen Theorie das erste naturalistische deutsche Drama. Man verkündete, glaubte und befolgte das neue Evangelium „die Kunst hat die Tendenz wieder die Natur zu sein." Gebildete und talentierte junge Leute nannten sich mit Stolz Schillerhasser. Man fing an, sich mit Kleist zu beschäftigen, wußte von Hebbel so gut wie nichts und schrieb im übrigen Stücke nach dem neuen Rezept. 1889 wurde unter großem Getöse der Mann auf den Schild gehoben, in dessen Namen die neue Richtung siegen sollte: Gerhart Hauptmann. Eine Fülle junger Talente drängte zu Anfang der neunziger Jahre nach. Halbe, Hirschfeld, Sudermann, Fulda, Schnitzler kamen und errangen Erfolg über Erfolg. Ein Taumel ergriff selbst die langsamen Gemüter. Man wähnte fast überall das neue Drama gekommen. Wer damals aufgestanden wäre und verkündigt hätte, daß wir einem neuen großen Drama, mit einem neugewachsenen Pathos zutrieben, daß alles nur eine nutzbringende Vorstufe und Vorstudie für die neue kommende Tragödie sei, der wäre als ein Schwachkopf nicht ernst genommen, als ein Narr verlacht worden. Und heute? — Schon lange weiß jedermann, daß der Naturalismus eine Sackgasse war, daß wir, um vorwärts zu kommen, auf Hebbel zurückgreifen mußten, und in den Herzen unserer Besten ist ein Sehnen nach großen Dramen, in denen der Kampf wieder um gewaltige Lebensmächte geht. Mit großem Eifer haben sie Tag und Nacht über die Wege nachgesonnen, die zum erträumten Ziele führen,

und schon beginnen die Hände, noch unsicher, aber voll guter Hoffnung an den neuartigen Werken zu formen.

Wahrlich, sie tun uns not. Denn was ist uns von der vielversprecheden Generation um 1890 geblieben? Sudermann, Fulda — von Geringeren zu schweigen — zählen lange nicht mehr zu den Dichtern, sondern zu den Leuten, die Stücke fürs Theater schreiben. Halbe, Hirschfeld, Dreyer haben nicht gehalten, was ihre Anfänge versprachen. Der letzte ist längst ein Stückemacher, der darum nicht besser ist, weil er einst Talent hatte. Jene bemühen sich krampfhaft, mit leeren Händen zu geben. Es ist traurig zu sehen, wie Halbe nur noch von sich und seinen Poetenschmerzen zu dichten versucht. Hartleben, der Kecke, der gleichfalls beim erfolgbringenden Theaterstück gelandet war, ist tot. Wer kennt die eindringlichen Stücke Schlafs?*) Schnitzler, gewiß eine der feinsten und reichsten Begabungen jener Generation, ist viel zu sehr ein Mann der leisen Worte, ein Ausleger verzwickter psychischer Zustände, viel zu sehr Wiener, als daß er für die Erneuerung unseres Dramas etwas bedeuten konnte. Es handelt sich bei ihm selten um mehr, als um feindialogisierte Novellen und nur in einer niederen dramatischen Gattung, der Burleske, schuf er etwas ganz Eigenes. So bleibt nur Hauptmann. Auch um den ist es seit Jahren stille geworden. Die Erfolglosigkeit ist lange schon sein steter Begleiter. Daß das für den Wert seiner neueren Werke nicht ausschlaggebend ist, versteht sich. So will ich auch keinen Hehl aus meiner Meinung machen, daß ich nichts von einem Nachlassen seiner Kraft, sondern weit eher etwas von einem Anwachsen, jedenfalls aber von künstlerischer und menschlicher Festigung bei ihm bemerke. Aber so unumwunden zugestanden werden muß, daß er der Größte, die reichste Begabung und durch Selbstzucht der reifste Künstler jener Generation ist, so bestimmt muß betont werden, daß er nicht der Große ist, auf den wir warteten. Dessen müssen wir weiter harren von Tag zu Tag. Gerade der Umstand, der seine stärkste Kraft als Dichter ausmacht, das Hervorwachsen aller seiner Werke aus tiefstem Mitleid, die Fähigkeit Leiden zu gestalten, wie es nur wenigen vergönnt ist, mußte dem Dramatiker verhängnisvoll werden. Die Passivität, die Schwäche, die ein durchgehender Zug aller seiner Männer ist („Helden", wie man sonst zu sagen pflegte, muß man ja umgehen) ist durchaus antidramatisch. Nicht, daß dem Künstler ihre Gestaltung verwehrt sei, wohl aber ist es dem Dramatiker nicht gegeben, sie uns voller Glaubwürdigkeit vor Augen zu stellen. Die Kraft nimmt man auf der Bühne weit

*) Ich möchte ausdrücklich betonen, daß Männer, die aus der früheren Generation herüberragten, wie Wildenbruch, den ich sehr schätze, und auch die reinen Stückeschreiber, selbst wenn sie halbwegs literarische Erfolge zu verzeichnen haben, wie von Späteren Otto Ernst, mich in diesem Zusammenhang nichts angehen. Überhaupt kommt es mir ja nicht darauf an, die Männer des neuen Dramas zu charakterisieren, als vielmehr an ihnen die hauptsächlichsten Richtungen, die eingeschlagen sind, so daß also das Fehlen dieses oder jenes selbst bedeutenden Namens durchaus, ohne daß sich darin ein Urteil ausdrückt, in der Absicht liegt.

eher als selbstverständlich hin, als die Schwäche. Diese soll immer erst aus etwas Besonderem, der Anlage, dem Schicksal entwickelt werden. Diese Entwickelung aber ist nur in epischer Darstellung, nicht in einem Drama möglich. Daher sind fast alle Werke Hauptmanns in falsche Form gebracht. Wo es ihm trotzdem gelingt, die Schwäche glaubwürdig zu machen (und es gelingt ihm oft, wenn auch nicht immer) da bleibt doch die tragische Wirkung aus, die letzten Endes immer über den Wert eines Dramas entscheidet. Tragik kann nur da aufkommen, wo Stärke unterliegt, wo gleichgroße Gewalten gegeneinander ankämpfen und nach der Vorbestimmung einer größeren, des Schicksals, sich in machtvollem Kampf für etwas Großes, Heiliges zerfleischen, da es keine in seiner Totalität, also schuldlos, vertritt. Nicht aber ist die Tragik da, wo Schwäche an äußerem Leiden zu Grunde geht. In den Hauptmannschen Männern ist wohl einen Augenblick Sehnsucht, gegen das Leiden anzukämpfen. Aber das Mögen wird nicht zur Tat. Nach einem einzigen Versuch, oft gar schon vorher, laufen sie aus der Welt. Das gilt für alle. Man hat nicht nötig, gleich bis zum Johannes Vokerat zu gehen, sondern kann beim ersten besten anfangen. Alle machen höchstens einen schwächlichen, aus Sehnsucht oder Verzweiflung kommenden Anlauf. Nirgends wird der Kampf mit ganzer Energie geführt. Man kann einwenden, die Energielosigkeit war so allgemein, daß Hauptmann nichts anderes darstellen konnte. Gewiß. Aber gerade dadurch ist bewiesen, daß er nichts war und ist als ein Talent, das über die Zeit nicht herauskonnte, das reichste, bewunderungswürdigste seiner Generation, aber doch ein Talent, nicht ein Genie, das vorausschreitet und darum aufleben wird, wenn seine Zeit gekommen ist, und weiterleben darüber hinaus, daß Hauptmann nicht „der Schaufler war, der den Damm zerreißt."

Das war ja der große Irrtum des Naturalismus, zu wähnen, daß sich durch Darstellung der leidenden, der passiven, der energielosen Menschen in der ihrem Wesen gemäßen Form, ein neues, dem alten großen ebenbürtiges Drama schaffen ließe. Darum ist er, weil man notgedrungen wieder auf die uralte Weisheit zurückkommen mußte, daß auf der Bühne kraftvolles Ringen starker Energien, das Aufeinanderprallen mächtiger Willen, der Kampf großer gleichberechtigter Lebensmächte unentbehrlich sei, weit unfruchtbarer für das Drama als die Erzählung geblieben. Diese hat er so befruchtet, daß sie in verhältnismäßig stetiger Entwickelung, eine neue Ernte ergeben hat. Für das Drama wies er sich als eine Sackgasse aus. Und wenn auch der Weg nicht umsonst gegangen zu sein braucht, wenn er auch gegangen werden mußte (und es war der Fall, obwohl er sich weit leichter hätte abmachen lassen) so galt es doch, um zu einem neuen Drama zu kommen, wieder von vorne anzufangen.

II. Es galt, wieder einen neuen, unserer Zeit gemäßen Stil, ein neues Pathos zu gewinnen, an neuen großen Inhalten natürlich, denn eins ist nicht ohne das andere. Es galt, eine neue Formung der Sprache zu finden, ein

Pathos zu schaffen, ungeistiger, träumerischer, sinnlich-schöner als das letzte, das uns ward, das Hebbelsche, erdiger, plastischer, weniger hohl, farbiger als das vorletzte, das Schillersche. Es galt, messerscharfe Antithesen, tragische Epigramme, dramatische Kraftworte neuzubilden und das Erbe des größten Urahnen unter den Plastikern der Sprache, Shakespeares, anzutreten und doch auch zugleich der sinnlichen Schönheit, der Lieblichkeit, des Glanzes, der Anmut nicht zu entbehren, die den anderen Heros unseres Stammes, Goethe, auszeichnete. Es galt, die beiden nur selten vereinten Eigenheiten des dramatischen Stils in eins verwachsen zu lassen, den adäquaten, notwendigen Ausdruck für das veränderte, gesteigerte Fühlen zu finden. Doch Schiller, der beides (wenn auch nur unvollkommen) vereinte, stand der Zeit noch immer fern. Und Hebbel, der in seinen letzten Dramen auf dem richtigen Wege war, war der Zeit noch immer nicht in seiner Größe, seiner Eigenart aufgegangen.

So fing man denn, ganz wie beim Naturalismus, wieder einmal von vorne an und holte sich die Vorbilder abermals von außen. – Man ging, da das Talent, das Beides in sich faßte, fehlte, getrennte Wege. Zwei Säulen hat diese junge Generation (die nun freilich auch schon wieder im vollsten Mannesalter steht): Hofmannsthal und Wedekind.*)

Hofmannsthal ist für viele unter den jungen Künstlern und Kunstschriftstellern der Schöpfer des neuen Pathos. Er schuf, sagen sie, die neue gesteigerte Sprache als Lyriker und machte dann beharrlich den Versuch, sie in den Dienst des Dramas zu stellen. Ich muß gegen diese Anschauung, obwohl ich den Lyriker Hofmannsthal und den Dramatiker in seinen ersten Werken schätze, Front machen. Nicht, daß ich den Inhalt gegen die Form ausspielen wollte. Das lebt, wie gesagt, eins mit und an dem andern. Auch ich rechne mich zu denen, die der episch gefügten, episch gedachten und episch vorgetragenen Dramen müde sind. Auch ich bin weit lieber Zeuge der großen wildbewegten Kämpfe übermenschlicher Geistes- und Willensmächte, als der Wunden, die das Elend armen, hilflosen Schächern schlägt, kurz der Tragödien als der Dramen. Und es sei ferne von mir, zu leugnen, daß die neue Inhaltssteigerung eine neue oder besser ihre Wortsteigerung gebieterisch verlangt, unserm Drama also eine neue große Form zusamt neuen großen Inhalten nötig tut, daß von dieser Form vieles, wenn auch lange nicht alles, abhängt. Aber was ich nicht zugeben kann, ist die Behauptung

---

*) Ich folge hier, wie an einigen anderen Stellen, Julius Bab. Um dessen kleine Schrift „Wege zum Drama" (Berlin 1906, Oesterheld & Co.) kommt man nicht herum, wenn man über die Neugestaltung unseres Dramas sprechen will. Denn Bab ist der Erste, der, sobald man auf die Entwickelung des neudeutschen Dramas sieht, wirklich etwas Eigenes zu sagen hat im Gegensatz zu Lothar, Kienzl, Schönhoff u. a., während man, sobald man über die Theorie seiner Gestaltung Bedeutsames hören will, zu den Schriften von Wilhelm von Scholz und Paul Ernst greifen muß.

der Hofmannsthalverkünder, daß ihr abgöttisch verehrter Meister bereits der Schöpfer des neuen dramatischen Stiles sei. Ich will noch ganz davon absehen, daß die Wortfluten, die Hofmannsthal aus immervollen, schöngeformten Schalen auf uns niederprasseln läßt, je länger desto mehr ihrer Wirkung völlig verlustig gehen, daß sie nicht – wie sie doch müßten, wenn Hofmannsthal der Erfüller wäre – uns im Innersten erzittern, erbeben lassen, nicht uns kühlend, stählend überrieseln, sondern uns höchstens wollüstig peitschen, sodaß wir ermattet, statt erquickt dem Wortbade entsteigen. Das mag fortbleiben, da man es auf unseren Zustand, dem die Empfänglichkeit mangele, schieben könnte. Das aber steht fest, daß diese „gewichtlosen Gewebe aus Worten", wie er selber einmal gesagt hat, unmöglich das neue, harte, dramatische Pathos sein können, dessen wir bedürfen. Mit dem neuen Drama haben diese geilen, wildwuchernden Worte nichts zu tun. Von der Lyrik ist Hofmannsthal hergekommen, über die Lyrik ist er, gerade wo er sein Bestes gibt, nicht wesentlich hinausgekommen. Neuerdings kommt er ja nicht einmal mehr hinan. Wenn Hofmannsthals Wortverbindungen die Sprache unseres künftigen Dramas abbildeten, dann stünde es (ganz abgesehen von den Inhalten, die ja bei ihm fast nie Eigenes darstellen, sondern meistens in der psychologischen Ausmalung alter, nicht etwa ungenügend, sondern hervorragend gestalteter Stoffe bestehen) schlimm um das neue deutsche große Drama. Kraft, Schwere, Schärfe, Knappheit, Wucht, kurz das spezifisch Dramatische, fehlt dieser sich selstgenießenden Sprache ganz. Daß Hofmannsthal mit keinem Tropfen Shakespeareschen Öls gesalbt ward, ist das Schwerste, was man von ihm sagen kann. Ein Mann, von dem das gilt, kann trotzdem vieles leisten, aber er kann unser Drama keinen Schritt weiterbringen auf den Weg zu neuer Größe.

Der zweite Neuerer auf dem Gebiete unseres nachnaturalistischen Dramas ist Wedekind. Er hat es uns gewiß selber schwer gemacht, über ihn unbefangen zu urteilen. Daß er heute auf der einen Seite in den Himmel gehoben, auf der anderen verachtet, angespieen wird, das ist zum großen Teile seine Schuld. Aber nur zum Teile. Als er mit seinen ersten Werken auf den Plan trat, da nahm ihn niemand ernst; erst als er seinen Schmerz zum Himmel schrie, als er sein Innerstes schamlos entblößte, als er wieder und immer wieder händeringend versicherte, daß er kein Clown sondern ein Künstler sei, beachtete man ihn. Und nun nahm man die Verfallprodukte eines ruinierten Künstlers als das, was sie nicht sind, als große Kunst und schlug für ihn die Lärmtrommel. Ich denke im folgenden immer nur an die wenigen frühen Werke, in denen, wenn auch die krankhafte Anlage schon vorgedeutet ist, künstlerisches Ringen unverkennbar ist, so sehr auch die Stoffe manchen hindern mögen. Wir kommen einer Gestalt wie Wedekind am Besten bei, wenn wir an die unglücklichen Talente der Sturm- und Drangzeit denken. Sie sind dazu da, den Boden für kommende Genies zu berei en. Sie gehen künstlerisch und menschlich bei ihrer nötigen Arbeit

zu Grunde. Denn sie können sich nicht, wie das Genie, das anfangs das traurige Schicksal der Stürmer und Dränger teilt, aus dem Sumpfe retten, weil ihre künstlerische und menschliche Kraft dazu nicht reicht. So ein unglückseliger Wegbereiter ist Wedekind. Eine wenig modernisierte Wiederkehr eines alten Typus, den es immer gegeben hat und immer geben wird. Er knüpft gleich den Stürmern und Drängern, die unseren Klassikern voraufgingen, in seinem Stil durchaus an Shakespeare an. Er vergröbert, übertreibt, wie sie die nur halb verstandene Art des Briten. Das mag manchem auf den ersten Blick paradox erscheinen, ist aber doch, falls man genauer und vorurteilsfrei die Sache prüft, nicht von der Hand zu weisen. Wedekind suchte wieder nach dem spezifisch dramatischen Ausdruck. Man muß es, was man auch sonst einwenden mag, zugeben, daß er in seinen Frühwerken „Frühlings Erwachen" und „Erdgeist", sich in starkem Maße als Herrn des dramatischen Ausdrucks erweist. Messerscharf sind die Worte, die fast immer „sitzen", blendend die Antithesen, wuchtig die tragischen Epigramme. Von dieser Form, die ohne den Inhalt nicht denkbar, wenn auch nicht mit ihm identisch ist, führt der Weg über die Stürmer und Dränger zu Shakespeare. Daß der Künstler dann bald zerbrach und zu dem wurde, wofür man ihn zu Anfang mit Unrecht hielt, und uns schwerlich noch etwas Reines geben wird, ist nur zu wahr. Bleibe ununtersucht, ob seine unglückselige Anlage allein die Schuld daran trug und ob und wie große Mitschuld das Nichtverstehen der Zeitgenossen daran trägt.

III. Durch Hofmannsthal und Wedekind ist für die jüngste Generation für die Kommenden unter den Dramatikern, der doppelte Weg gewiesen, den sie nach ihrer Anlage gehen müssen und werden. Vorausgesetzt, daß es nicht-allesumfassende, einseitig begabte Talente sind, nicht aber das allseitig begabte Genie schon unter uns wandelt. Denn das geht stets seine eigenen Wege, die ihm niemand vorher zeigen kann. Für die jungen Talente unter uns aber wird es sich darum handeln, soweit es von der Lyrik herkommende Pathetiker sind, sich das spezifisch Dramatische der Gestaltung und des Ausdrucks zu erringen. Für die aber, denen die dramatische Wucht und Knappheit gegeben ist, daß sie von der charakteristischen zur sinnlichen Schönheit vordringen und der Lyrik so nahe kommen als es ihre Begabung zuläßt und die Höhen des Dramas erfordern.

Und es ist eine ganze Fülle von jungen, vielverheißenden Talenten unter uns. Talent ist, wie Alfred Lichtwark einmal sagte, immer da. Niemals aber so reichlich als dann, wenn sich ein Großes, Neues anbahnt. Es mögen nur einige wenige Namen genannt werden. Im Einzelnen wird auf sie teils durch Einzelbesprechungen neuer Werke, teils durch umfassende Charakteristiken ihres Gesamtschaffens zurückzukommen sein. Die Hofmannsthalschüler, die Freunde vom Kreise der Blätter für die Kunst: Vollmoeller, Ernst Hardt, Julius Bab, auch Eduard Stucken ist in gewissem Sinne, obwohl eine äußerliche Abhängigkeit nicht nachzuweisen ist, hierherzurechnen. Überhaupt kommt

es ja nicht auf die direkte Nachweisbarkeit eines Einflusses an, sondern, da dergleichen sich auf tausend unkontrollierbaren Wegen verbreitet, da es sozusagen in der Luft liegt, auf die tatsächliche Geistesverwandtschaft. Die Wedekindverwandten: Herbert Eulenberg, Eberhard König, Otto Hinnerk, Franz Dülberg. Die weniger ausgesprochen, mehr umfassend Begabten: Richard Beer-Hoffmann, Wilhelm Schmidtbonn, Emil Ludwig. Die Hebbeljünger: Otto Erler, Karl Rößler, Wilhelm von Scholz, Paul Ernst.

Ja, es gibt Hebbeljünger unter den Schaffenden. Das ist wohl das erfreulichste Zeichen für die Weiterentwickelung unseres Dramas, daß Hebbel uns erstanden ist. Das langjährige unermüdliche Wirken von Männern wie Adolf Stern und Adolf Bartels, die eminente Gelehrtenarbeit R. M. Werners, die sich in der großen historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke, Tagebücher und Briefe dokumentiert und insbesondere in der Neuausgabe der beiden letzten etwas schuf, das zu etwas ganz Neuem, Überraschendem wurde, das Versagen des Naturalismus und manche andere tiefer liegende, nur in einer eingehenden Untersuchung klarzulegende Zeitumstände wirkten zusammen, daß Hebbel uns endlich aufging (auferstand kann man nicht sagen, da er ja niemals den Deutschen gewesen war, was er ihnen sein konnte), daß er mit einem Schlage zum modernsten aller Künstler wurde. Er ist noch nicht den Genießenden, wohl aber den Schaffenden voll aufgegangen. Mit welcher beispiellosen Energie haben neben anderen Wilhelm von Scholz und Paul Ernst sein Riesenwerk zum Besitz ihres Lebens gemacht, mit welcher Ehrfurcht wandeln sie in ihrem Schaffen auf seinen Wegen. Und wenn sie naturgemäß in ihren Werken auch weit hinter ihm zurückbleiben, schon der Wille, der überall vorhanden ist, zu ihm zu dringen, um dann über ihn hinaus zu gelangen, stählt unsere Hoffnung. Über ihn hinaus, sage ich, denn alle wollen (ob sie es können, ist ein Ding für sich) über die Geisteshypertrophie in Hebbel hinaus vordringen zu der tiefen, scheinbar absichtslosen und doch über alles zweckvollen Kunst Shakespeares. Hebbel zeigte uns mit seinen Spätwerken (die früheren waren zu sehr aus dem Persönlichen herausgewachsen, als daß sie in die Zukunft weisende Kunstwerke werden konnten) die Richtung des Weges, den unsere jungen Talente zu wandeln haben (und vielfach schon wandern) zum neuen deutschen Drama, das — wie Julius Bab sagt — uns wieder zum Punkte Shakespeare bringen wird, nur ein Stockwerk höher.

Wir schreiten, das ist die erhebende Erkenntnis, mit der wir von dieser Betrachtung scheiden können, wieder von engen einseitigen Dramen zur großen, alles umfassenden Tragödie.

Über Gefangenenbibliotheken.

Von Wilhelm Speck.

Die Frage, welche Bücher man den Gefangenen zu lesen geben solle und dürfe, ist oft in den Versammlungen der Gefängnisbeamten, Geistlichen und Lehrer behandelt worden. Auch der große Verein der deutschen Strafanstaltsbeamten hat sich in einer seiner letzten Versammlungen damit beschäftigt und als Ergebnis seiner Beratungen eine Kommission zur Herstellung und ständigen Fortführung eines Musterkatalogs eingesetzt. Dieses Bücherverzeichnis ist denn auch im vorigen Jahre erschienen. Daß es nicht allenthalben und in allen Einzelheiten Beifall finden würde, hatten seine Verfasser vorausgesehen. Die Meinungen über den Wert und Unwert eines Buches laufen eben weit auseinander. Dazu enthalten zweifellos wertvolle Bücher nicht selten Stellen, die namentlich, wenn es sich um ihre Aufnahme in eine Gefangenenbibliothek handelt, nach irgend einer Seite hin Bedenken erregen können. Während nun der eine um des Gesamteindrucks willen und in der Erinnerung an das viele Gute und Schöne, das ihm beim Lesen durchs Herz gegangen ist, seine Bedenken schließlich fallen läßt, haftet eines andern Auge unablässig ängstlich an den anstößigen Punkten, und es geschieht dann wohl, daß ein unbedeutendes Buch, weil es nirgends zu Beanstandungen Veranlassung gibt, siegreich aus der Prüfung hervorgeht, während vielleicht ein wirklich bedeutendes und gedankenreiches Buch als ungeeignet bei Seite gelegt wird.

Der Bücherbedarf der einzelnen Anstalten ist nun auch sehr verschieden. Das Bücherverzeichnis einer Anstalt, die hauptsächlich Gefangene aus einfach ländlichen Kreisen zu verwahren hat, wird anders aussehen müssen, als der Katalog einer Anstalt, worin viele gebildete oder wenigstens an vieles Lesen gewöhnte Gefangene ihre Strafe verbüßen. Für langzeitige Gefangene muß ein reicheres Büchermaterial, und es müssen auch tiefere und wertvollere Werke zur Verfügung stehen, als für Gefangene, deren Haft nur wenige Tage oder Wochen dauert. Auch die Altersunterschiede der Gefangenen, sowie die Besonderheiten der Volks- und Landesart sind in Betracht zu ziehen, und endlich bereiten die konfessionellen Rücksichten der Aufstellung eines für das ganze Gefängniswesen gültigen Musterkatalogs Schwierigkeiten. Es kann immer nur Stückwerk herauskommen, und die einzelnen Verwaltungen werden sich niemals der Pflicht entziehen können, die Entscheidung der Kommission noch einmal nachzuprüfen, manches, was deren Zustimmung gefunden hat, zu streichen, aber auch anderes, was ihr unbekannt geblieben zu sein scheint, dem Verzeichnis einzufügen. Wichtiger als das Bücherverzeichnis selbst ist mir die Beobachtung gewesen, daß die Kommission des einflußreichsten Gefängnisvereins unter Zustimmung der Behörden mit gewissen engen Anschauungen, die das Bibliothekswesen von alten Zeiten her beherrschten, ge-

brochen zu haben scheint, und daß sie sich den Grundsatz zu eigen gemacht hat, daß das beste für die Anstaltsbücherei gerade gut genug ist.

Es muß ja wunderlich erscheinen, daß hier etwas rühmend hervorgehoben wird, was sich doch eigentlich ganz von selbst versteht. Aber bei der Ergänzung der Gefangenenbibliotheken, wie übrigens auch anderwärts, ist man in der Tat lange nach anderen Grundsätzen als dem verfahren, den Gefangenen das wertvollste, sie wirklich fördernde aus der Bücherwelt zur Lektüre zu geben. Am wenigsten fragte man wohl nach dem künstlerischen und dichterischen Wert, dagegen war der Preis von allergrößter Bedeutung. Die Bücher mußten billig sein, sonst konnte der erforderliche Büchervorrat mit den geringen zur Verfügung stehenden Mitteln nicht angeschafft werden. So mußte oft gerade auf das schönste und beste der neueren Literatur verzichtet werden, die herrlichsten Blüten des deutschen Dichtergeistes blieben den Gefangenen versagt. Sie waren nicht billig zu beschaffen, mancher würde sie auch unter die Luxusware gerechnet haben, deren Anschaffung sich für eine Gefangenenanstalt von selbst verbietet.

Ferner mußten die Bücher vollkommen harmlos sein. Es ist mir oft auf meine Frage, ob ein Buch wohl zum Ankauf geeignet sei, geantwortet worden: „Es ist geeignet, es steht nichts darin". Ohne Zweifel wird es sich immer empfehlen, bei der Wahl der Bücher für Gefangene mit Vorsicht zu verfahren, da man es bei ihnen vielfach mit Personen zu tun hat, die auf ein Buch anders reagieren, als der normale Leser, mit überspannten, nach der einen oder andern Seite hin übermäßig reizbaren oder überhaupt krankhaft veranlagten Menschen. Aber allzu ängstlich braucht man doch nicht zu sein, und man soll sich davor hüten, Gespenster zu sehen. Wir haben doch nicht kleine Kinder vor uns, sondern erwachsene Menschen, denen ein auf einer gesunden und edlen Weltanschauung ruhendes Buch, auch wenn es einmal heikle Dinge berührt, nicht schaden wird. Ja vielleicht ist es ihnen gerade nützlich, diese Dinge, die doch ihrer Erfahrung und ihren Gedanken nicht fremd sind, mit den Augen eines Menschen, zu den sie hinaufzuschauen gezwungen sind, zu betrachten. Viele guten Bücher sind der Furcht zart besaiteter Seelen zum Opfer gefallen. Auch unsere klassischen Dichter blieben, bis etwa auf einige wenige Werke, von den Gefängnisbibliotheken ausgeschlossen. Erst die Beratung des Vereins der deutschen Strafanstaltsbeamten über die Frage, ob es zulässig sei, die deutschen Klassiker in die Gefangenenbibliotheken aufzunehmen, hat ihnen die Gefängnistore geöffnet. Goethes Werke in einer Auswahl von H. Düntzer, Schillers Werke und die Dichtungen unserer großen Meister überhaupt, dürfen nun angeschafft werden, auch lyrische Dichtungen, darunter auch Rückerts Liebesfrühling, sind den Gefangenen zugänglich geworden.

Die Ängstlichkeit, mit der man von Alters her die Lektüre der Gefangenen umgrenzte, steht wohl im Zusammenhang mit den Anschauungen vom Wesen und Zweck der Strafe. So lange der Strafvollzug unter der

Herrschaft des Abschreckungsgedankens stand, oder unter dem Vergeltungsgedanken, war für die Bibliothek eigentlich im Strafhause nicht Raum vorhanden, höchstens konnte man sie als geduldeten Gast bei sich aufnehmen. Wer durch die Strafe hauptsächlich abschreckend wirken, oder in ihr dem Verbrechensübel ein gleichschweres Strafübel entgegenstellen will, muß den Büchern im Herzen gram sein, da sie ihm die Rechnung verwirren und die Pläne verderben. Sie verringern ja sicher, wenn auch nur für Stunden, das von Rechts wegen zuerkannte Gewicht der Leiden, sie lassen den Gefangenen der dunklen Gegenwart für eine Weile vergessen, versetzen ihn aus seinen engen Mauern in eine schönere und freiere Welt. So werden also die Absichten der Abschreckungs- und der Vergeltungstheorie auf Stunden und Tage in ihrer Wirksamkeit gehindert, die Gewichte fallen aus den Wagschalen, die Schrecken verschwinden.

Erst als der Erziehungsgedanke im Strafwesen mehr und mehr wirksam wurde, konnte auch die Anstaltsbibliothek die ihr zukommende Stellung zu erringen hoffen. Es bestand aber freilich nunmehr die Gefahr, die erziehlichen Absichten allzudeutlich hervortreten zu lassen und den stillen Hintergrund der Gedanken und Ziele, die hohen Berge, zu denen man langsam emporsteigt und von deren Schönheit man sich höher und höher hinauflocken läßt, in den Vordergrund zu versetzen. So schreibt ein Schweizer Gefängnisschriftsteller: Da die Zeit, in der die Gefangenen lesen könnten, so sehr kurz bemessen sei, sei es notwendig, sich allein auf religiöse und moralische Schriften zu beschränken. Es gibt eben auch unter den Erziehungskünstlern unkluge und ungeduldige Menschen, die die Bäume mit Gewalt zum Wachsen bringen wollen und sie aus lauter Eifer zu Tode begießen. Ich glaube, man muß es auch heute noch sagen: Der nächste Zweck der Gefangenenbibliothek besteht nicht darin, an den Gefangenen herumzuerziehen und die korrigierenden Eigenschaften der Strafe zu verstärken, sondern die Bibliothek soll in erster Linie eine Quelle der Freude sein. Sie soll aus den eigenen, oft so unerquicklichen und verderblichen Gedanken herauslocken, so wie uns die Frühlingssonne aus den engen vier Wänden und aus dem unruhigen Treiben und Drängen des alltäglichen Lebens hinaus in Wald und Wiesen und reine Luft lockt. Da geht nun mancher so für sich hin, und nichts zu suchen, das ist sein Sinn, er will zunächst nichts anderes als sich zerstreuen und kehrt doch nicht selten reichbeladen, erquickt, gestärkt, ermutigt, die Seele voll Licht und Duft und Weite, wieder nach Hause zurück. Die Anstaltsbibliothek soll die Seele des Gefangenen frei machen, sie in eine höhere und bessere Welt hinaufheben, ihr Anteil geben an dem Geistesleben des Volkes und sie in der Berührung mit einem weiteren und freieren Geist auch selber weiten und entfalten. Das Gute wächst von selbst, wo Freude, Sonne und Schönheit ist.

Man hört ja oft genug, es ginge den Gefangenen ohnehin zu gut und es sei nicht wohlgetan, die Strafe ihrer Stacheln zu berauben. Aber den Gefangenen geht es durchaus nicht gut. Gewiß lebt mancher von ihnen

draußen weit armseliger als in der Gefängniszelle. Zu welchem Elend muß ein Mensch aber herabgesunken sein, wenn ihm die Freiheit nichts mehr bedeutet? Mancher Gefangene weiß es sehr wohl, daß ihn draußen große Entbehrungen erwarten, und dennoch sehnt er sich hinaus und zählt die Tage und Stunden bis zu seiner Entlassung. Man denke sich nur eine größere Anzahl von Menschen in gemeinschaftlicher Haft zusammengesperrt, Tag und Nacht, vielleicht Jahre lang, vielleicht bis ans Lebensende, in Gemeinschaft, und doch ohne eigentlichen Verkehr miteinander, und man bedenke, daß unter ihnen viele mit einem eigentümlichen Charakter und mit ausgeprägtem Selbstgefühl sind, nicht gerade umgängliche und liebenswürdige Menschen, wie sie ja auch nicht wegen ihrer gesellschaftlichen Talente gefangen sind, sondern weil sie sich der menschlichen Gesellschaft und deren Ordnung nicht einzugliedern vermochten. Oder man stelle sich einen Zellengefangenen vor in seiner kleinen, engen, unerfreulichen Welt, worin die Zeit langsam dahinschleicht, an der der Strom des Lebens fern vorüberfließt, und in die von der Außenwelt nur ein Stück Himmel hineinblickt, viele Monate grau und wolkenschwer. Rechnet man nun noch das bedrückende der dunkel verschleierten Zukunft dazu, die schweren Eindrücke mißlicher Familienverhältnisse, an denen der Gefangene nichts ändern kann, und das Verworrene, Ungeklärte und Unharmonische seines Seelenzustandes, dann muß man sich sagen: Wohl kann sich der Gefangene jedenfalls nicht fühlen. Niemand wird es wünschen dürfen, daß die Strafe ihres Ernstes beraubt werde. Entbehrungen liegen nun einmal in ihrem Wesen. Aber der Strafe wohnen ganz offenbar neben heilsamen Eigenschaften auch solche bei, die höchst unerwünscht sind, abstumpfende, entnervende und verödende Wirkungen, die den ethischen Absichten der Strafe durchaus zuwiderlaufen. Der moderne Strafvollzug strebt danach, diese üblen Eigenschaften der Strafe möglichst abzuschwächen, und er bedient sich zu diesem Zweck auch der Bibliothek und der Lektüre. Es leuchtet daher ein, daß man bei den Gefangenenbibliotheken alle anderen guten Absichten und Ziele vorerst bei Seite lassen muß und sich auf den Standpunkt zu stellen hat: die Bücher sollen dem Gefangenen zunächst nichts anderes bringen als Freude. Sie sollen ihn unterhalten, seine Gedanken beschäftigen und beleben, sie sollen ihm behülflich sein, die immer mehr der Stagnation verfallenden Wasser seiner Seele in lebendigem Fließen zu erhalten.

Die Hauptmasse einer Gefangenenbücherei werden also die Unterhaltungsbücher ausmachen. Früher nahmen die religiösen und moralischen Bücher die erste Stelle ein, denen sich dann die Biographien frommer Menschen anreihten, später auch Lebensgeschichten vaterländischer Helden und Staatsmänner, womit dann der Übergang zu den eigentlichen Unterhaltungsbüchern geschaffen war. Unter den Unterhaltungsbüchern erhielt nun die Jugendliteratur einen bedeutenden Platz zugewiesen. Dies ließ sich dadurch rechtfertigen, daß viele Gefangene, obwohl erwachsene Menschen, über die Schulbildung des Kindes nicht hinausgekommen sind. Außerdem hatte man bei diesen für die Jugend geschriebenen

Büchern die Sicherheit vor moralischen oder politischen Entgleisungen. Von einfachen Leuten sind diese Jugendbücher auch gern gelesen worden, andern haben sie statt Freude Verdruß gebracht. Sind auch etwa die Schulkenntnisse eines Gefangenen gering, so ist er doch, wenn er die Kindheit hinter sich hat, über die kindliche Anschauung hinausgewachsen, und Bücher, von denen sich ein Kind noch herzlich angezogen fühlt, vermögen ihn nicht mehr zu fesseln und innerlich zu befriedigen. Nun ist uns überdies neuerdings gezeigt worden, daß unter der Flagge der Jugendlitteratur eine große Menge unbrauchbarer, minderwertiger, ja schlechter Literatur auf den Büchermarkt geworfen wird. Die Jugendschriftenvereine haben Gericht gehalten über die Lektüre, die dem Kinde dargeboten wird, und sie haben manchen Schriftsteller, der früher ohne Einrede das junge Herz mit geistiger Nahrung versorgen durfte, seines Ruhmes beraubt. Ihr Warnruf muß auch in den Gefangenenanstalten gehört werden. Gerade die Jugendbücher müssen genau daraufhin geprüft werden, ob sie sich für Gefangene eignen. Es muß verlangt werden, daß ihnen eine reife Lebensanschauung zu Grunde liegt, und daß sie soviel Gehalt haben, nicht nur eine müßige Stunde auszufüllen, sondern auch einen von gar vielem bedrückten Geist zu beleben und zu erquicken. Die Jugendschriftenvereine haben nun auch eine Auswahl von Büchern getroffen, die dem jugendlichen Alter verständlich sind, die, ohne im üblen Sinne schulmeisterlich zu werden, erziehlich wirken, in schöner Form einen edlen Inhalt bieten und also auch nach der künstlerischen und dichterischen Seite hin vollauf befriedigen. Darunter befinden sich Bücher unserer besten Dichter und Meisterwerke der deutschen Erzählungskunst, die darum auch von den Gefangenen, auch den Erwachsenen unter ihnen, mit Genuß und Freude gelesen werden können.

Neben den Jugendschriften waren früher besonders die religiös gehaltenen Erzählungen in den Anstalten wohlgelitten. Nun hat sich aber gerade auf dem Gebiete der religiösen Erzählung der ödeste Dilettantismus breit gemacht. Bei vielen dieser Bücher war nichts zu loben, als der gute Wille, aber um ihrer guten Absichten willen wurden sie dennoch gelobt und empfohlen. Die Gefangenen aber nahmen sie mit Mißtrauen, innerlichem Widerstreben und großem Unbehagen auf und befanden sich, wenn sie sie überhaupt lasen, in einer dem ruhigen und genußreichen Lesen nicht eben günstigen Stimmung. Die Erzählungskunst eines solchen Buches mußte schon sehr groß sein, um den Widerstand dieser Leser zu überwinden.

Von solchen Einseitigkeiten ist man jetzt glücklicher Weise mehr und mehr zurückgekommen. Jetzt will man den Gefangenen Bücher geben, an denen sie Freude haben und die ihnen innern Gewinn bringen, ohne es sie immerfort merken zu lassen, daß sie der Gegenstand erziehlicher Bemühungen sind. Wir haben gerade in den letzten Jahren eine große Anzahl gehaltvoller, auch dichterisch bedeutender Bücher empfangen, die den Gefangenen zugänglich gemacht werden müssen. Der Musterkatalog hat unter ihnen mit anerkennungswerter Unbefangenheit gewählt, er empfiehlt sogar Sudermanns Frau Sorge, Frenssens

Jörn Uhl und die Seldwyler Geschichten von Gottfried Keller, der freilich auch noch andere, nicht weniger würdige Bücher geschrieben hat. Ich nenne diese drei Werke, weil sie für den, der danach sucht, mancherlei Steine des Anstoßes enthalten, über die man früher wohl schwerlich hinweggekommen wäre.

Es ist ein Gewinn, daß man sich aus der ehemaligen Angst und Gespensterfurcht herausgelöst hat. Daß die Bücher einer Gefangenenbibliothek in einer edlen und reinen Weltanschauung wurzeln sollen und daß der Schmutz in der Litteratur, alles, was der guten Sitte, der vaterländischen Gesinnung, der Religion widerspricht, in einer Gefangenenbibliothek keine Stätte finden darf, versteht sich von selbst. Vielleicht darf man dazu noch die Einschränkung machen, daß pessimistisch gefärbte Bücher, Werke voll dunkler Schwermut und voll trüber müder Gedanken mit großer Vorsicht gewählt werden sollten, und daß mit noch größerer Achtsamkeit bei ihrer Ausgabe verfahren werden muß. Es ist nicht gut, die niederdrückenden Eindrücke der Strafe noch weiter zu vermehren und das ohnehin umnebelte Gemüt noch tiefer zu umschleiern. Das Augenmerk sollte vielmehr auf sonnige Bücher gerichtet sein oder wenigstens auf ermutigende und stählende Lektüre, auf Werke, in denen die Dissonanzen in einem die Seele befriedigenden Ausklang gelöst und die äußern Hemmungen des Daseins, wenn auch nur in innerlicher Überwindung, siegreich bezwungen werden. Auch der Humor sollte als ein sehr willkommener Gast begrüßt werden, man ist ihm aber unbegreiflicher Weise lange mit Mißtrauen begegnet. Als ich vor 20 Jahren die Stromtid und einige Bücher von Wilhelm Raabe zur Anschaffung vorschlug, sah man mir bedenklich in die Augen. Aber der echte Humor ist ein Born der Freude und ein Quell der Genesung, und der tiefsinnige Wilhelm Raabe gehört mit seinem wunderbaren Herzensreichtum ganz besonders in die Gefangenenbibliothek. Er hat zu geben, was so vielen fehlt, eine Fülle von Güte und überlegener Weisheit, sittliche Kraft, eine goldne Phantasie, ein sinniges Gemüt und lichte strahlende Augen, deren Glanz die Augen, die dahineinschauen, hellaufschimmern macht. Der Musterkatalog nennt einige seiner Bücher, er dürfte sie alle aufzählen, wie er denn noch manchen andern Namen nennen sollte und manches Buch nachtragen müßte, das in der gebildeten Familie mit Freude und Gewinn gelesen wird.

Die amerikanischen Anstalten, die den Erziehungsgedanken weit mehr, als es bei uns geschehen ist, durchgeführt haben, verfahren bei der Auswahl von Büchern ohne viel Umstände, sie weisen auch die gewöhnlichste Unterhaltungsliteratur nicht zurück. Der amerikanische Standpunkt ist der, wie Paul Herr in seinem Werk über das amerikanische Besserungssystem berichtet, daß selbst das Lesen an sich nicht wertvoller Durchschnittsliteratur insofern sein Gutes an sich habe, als es in dem jungen Manne den Geschmack für die Unterhaltung durch Lektüre entwickele und ihn so dahin bringe, sich auch an besseres heran zu machen und daran Freude zu empfinden. Es ist nach dort weit verbreiteter Anschauung die Aufgabe einer gut geleiteten Gefängnis- und Volksbibliothek, den Leser in dieser Richtung zu fördern und ihn, der zunächst

nur zum Amüsement las, dahin zu bringen, an der besten Literatur und an bildenden und belehrenden Schriften Geschmack zu gewinnen. Man glaubt, ein so geleiteter Gefangener werde auch nach seiner Entlassung den Weg zur nächsten Volksbibliothek finden und seine Zeit bei guter Lektüre verbringen, anstatt sie in Schanklokalen und schlechter Gesellschaft totzuschlagen.

Mag man sich nun in diesen Hoffnungen häufig getäuscht sehn, so ist, wie ich glaube, der amerikanische Weg dem bei uns üblich gewesenen vorzuziehn. Wir haben den Gefangenen gern das letzte Wegstück zuerst machen lassen, statt ihn langsam den Berg hinauf zu führen, haben ihn, wie in einem Luftballon, aus seinem tiefen Tal emporgehoben und ihn angewiesen, nunmehr die letzten Felsenklippen hinauf zu klettern, anstatt ihm Zeit zu geben, seine Kraft nach und nach entfalten zu lernen. Die einfache Unterhaltungslektüre – sie braucht nicht seicht und am allerwenigsten leichtfertig zu sein – muß den Anfang bilden. Sie bereitet zum Lesen ernster und gedankenschwerer Bücher vor und verwandelt den anfänglichen bloßen Genuß nach und nach in eine heimliche Arbeit, unter der sich der Horizont des Lesers mehr und mehr erweitert und seine geistigen Kräfte wachsen. Er ist zuletzt nicht mehr bloßer Zuschauer, sondern einer, der im stillen die Figuren des Dichters nachbildet und dessen Gedankenarbeit in sich wiederholt. Die Kämpfe, die er miterlebt, die Schwierigkeiten, die er teilnehmend überwindet, regen in ihm das Gefühl der Energie an, der Widerstreit der menschlichen Meinungen und Bestrebungen schärft sein Urteil und stellt ihn vor Entscheidungen, die auch für die Beurteilung seiner eignen Lebensgänge nicht ohne Bedeutung sein können. Schopenhauer führte einmal die fühlbare Erleichterung, die uns beim Lesen zu teil wird, auf den psychologischen Vorgang zurück, daß uns beim Lesen die Arbeit des Denkens zum größten Teil abgenommen werde. Ohne Zweifel zwingt uns ein wirklicher Denker und Dichter zunächst in den Bann seines Geistes, und wir folgen ihm, wie der Schüler dem Meister, aber schließlich rufen die fremden Gedanken, die uns aufgedrungen werden, doch auch die eignen Gedanken hervor. Man legt das Buch, worin man gelesen hatte, nieder und hört nicht mehr auf die Stimme, die bis dahin zu uns sprach, sondern lauscht der Stimme der eignen Seele, die mit einemmal aus ihrem Schweigen und Schlummern aufgeweckt worden ist. So fließt mit der Freude, die wir beim Lesen empfinden, zugleich ein Strom der Geistesbildung und Willensstärkung entgegen.

* * *

Der Bildungswert der Anstaltsbücherei wurde sonst gern an erster Stelle genannt. Man erwartete von der Geistesbildung eine Abschwächung der schlechten und der verbrecherischen Triebe und konnte somit die Gefangenenbibliothek mit ihrem Reichtum an belehrender Lektüre als ein bedeutsames Kampfmittel für den Feldzug gegen das Verbrechen empfehlen. Dann aber zeigte Lombroso, daß Bildung die verbrecherischen Triebe keineswegs abschwäche,

sondern daß sie ihnen die Mittel leihe, sich stärker und mit größerer Verschlagenheit zu betätigen. Lombrosos Folgerung war dann: „Der den Gefangenen erteilte Unterricht vermehrt die Zahl der rückfälligen Verbrecher." Die so ins Gedränge geratenen Anwälte der Bildung untersuchten nun, um einen Ausweg aus diesem Dilemma zu finden, das Wesen der Bildung. Es war der rechte Weg. Kenntnisse allein schützen ganz gewiß nicht vor der Begehung übler Handlungen, auch die Beherrschung der feinen Lebensformen bewahrt nicht vor moralischem Verfall. Aber unter wahrer Bildung verstehen wir doch mehr als eine Summe von Kenntnissen und etwas anderes als bloßen äußern Schliff, wir nennen stets Herzensbildung und Verstandesbildung zusammen oder setzen ihre Vereinigung im stillen voraus. Auch solche wahre Bildung bietet kein untrügliches Schutzmittel gegen moralische Infektionen, aber sie bedeutet doch eine starke Hemmung, wenn Leidenschaften und Herzensstürme das Schifflein fassen und ins Weite treiben wollen: das Schiff liegt dann in einer starken und festgeschlossenen Persönlichkeit verankert. Wer sich in den Lebensgang und die Lebensansichten vieler Gefangenen vertieft, der sieht, daß die Behauptung, die verbrecherischen Verfehlungen seien auf Bildungsmängel zurückzuführen, ihre große Berechtigung hat. Es kann sein, daß irgend ein Zweig ihres Geisteslebens sich weit hinaus entfaltet hat, dafür sind andere Zweige verkümmert oder niedergebrochen. Es ist alles unausgeglichen, es stimmt das eine nicht zum andern. Neben bedeutender Geistesschärfe zeigt sich eine merkwürdige Beschränktheit und Benommenheit des Blicks, neben bewundernswerter Energie die größte Schlaffheit. Sie wenden große Kräfte an geringe Dinge und versagen, wo es sich um Wichtiges handelt. Sie sehen weit in die Ferne und bemerken den Stein nicht, der vor ihren Füßen liegt, oder sie studieren ihre nächsten Schritte aufs genaueste, merken aber nicht, daß bald darauf der Weg in einen Abgrund abstürzt. Sie beobachten das Leben und ihre Lebenslage mit Aufbietung alles möglichen Scharfsinns, es entgeht ihnen aber, daß sie die Dinge in einem Winkel sehn, der ihnen alle Linien in einer Verkürzung zeigt, daher ist ihr Urteil so wunderlich einseitig und schief und offenbaren ihre Handlungen unglaubliche Torheiten. Paulsen hat das Wesen der Bildung in einem Aufsatz der Grenzboten und anderorten in trefflicher Weise bestimmt und sie dahin definiert, daß sie in einer klaren, zum Wesen der Dinge dringenden Erkenntnis der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit bestehe, in einem sichern Urteil über die eigenen Verhältnisse und Aufgaben, einem starken, gegen alle Schwankungen der eignen Neigungen gesicherten und durch die höchsten menschlichen Ziele bestimmten Willen, einem feinen Gefühl für das Geziemende und einer disziplinierten Sinnlichkeit. Paulsen wollte, wenn ich mich recht erinnere, zeigen, daß auch der einfachste Mensch, der sich innerhalb der Grenzen seines Lebens mit Sicherheit zu bewegen weiß, auf den Titel eines gebildeten Menschen Anspruch erheben darf. Legt man aber seinen idealen Maßstab an, dann zeigt es sich, daß die Zahl der Gebildeten recht klein ist und daß mancher, der sich

und uns zweifellos als gebildeter Mensch erschienen ist, seiner Länge eine Elle zusetzen müßte, um den vorgeschriebenen Maßen einigermaßen zu entsprechen. Bei dem auf verbrecherische Verfehlungen verfallenen Menschen aber würde sich, auch wenn er etwa über eine Fülle von Kenntnissen und Fertigkeiten verfügte, die völlige Unzulänglichkeit seiner Bildung zweifellos herausstellen. Das Idealbild mag in einzelnen Teilen klar herausgekommen sein, andere Teile sind unfertig geblieben oder verwischt oder verzeichnet, und über das Ganze hin ziehen sich Brüche und Sprünge.

Wir werden also nach wie vor an dem Werte der Bildung auch für die sittliche Lebenshaltung festhalten dürfen und, wie auch auf andere Weise, durch die Anstaltsbibliothek belehrend, aufklärend und erziehlich auf die Gefangenen einzuwirken haben. Die Aufgabe wird nicht darin bestehen, die Leser vor schwierige Probleme zu stellen, an deren Lösung sie verzweifeln müssen, sondern wie der moderne naturwissenschaftliche Unterricht vor allem deutlich und verständlich machen will, was in unserer nächsten Umgebung lebt und webt, am dunklen Tannenbühl, auf der Wiese und im rauschenden Laubwald, im Bach, der unter Weiden und Erlen murmelt, und im Teich, der seine Wellen mitten im Dorfe kräuselt, so sollte auch die Gefangenenbibliothek in erster Linie die Mittel bieten, die nächsten Dinge zu begreifen und die nächsten und wichtigsten Beziehungen und Pflichten des Lebens zu übersehen, damit so die Richtung zu einer vertieften und einheitlich gefügten Erkenntnis der Wirklichkeit gewiesen werde. Der natürliche Drang des Menschen, sich weiter auszudehnen und immer weiter in die Welt hinauszusehen, wird dann schon ganz von selbst dazu anregen, den Umkreis des Verstandenen zu erweitern. Dies Vorwärtsdringen wird jetzt aber nicht mehr ein unsicheres Tasten sein oder ein flüchtiger Husarenritt, sondern ein wirkliches Ergreifen und In-Besitznehmen: Die neugewonnenen Bildungselemente werden sich organisch angliedern, jeder weitere Kreis wird einen engern fest umschließen, und die so gesuchten Elemente werden sich, mit Goethe zu reden, mit Liebeskraft zu stets erneuter Einigkeit umfangen.

* * *

Die höchste Bildung wird sich immer aus jenen Elementen zusammensetzen, die aus den Quellen der Religion in die Menschenseele einströmen. Überblickt man die Geschichte im großen Ganzen, sagt Lange in seiner Geschichte des Materialismus, so scheint es mir kaum zweifelhaft, daß wir der stillen, aber beständigen Wirkung der christlichen Ideen nicht nur unseren moralischen, sondern selbst den intellektuellen Fortschritt größtenteils zuschreiben dürfen. Die Religion hebt auch den einfachsten Menschen über das alltägliche Leben und über den Kreis der gewöhnlichen Gedanken empor und läßt die höchsten und erhabensten Ziele des Menschen sichtbar werden, so wie sich dem Wanderer in der Ebene oder auf niedrigen Erhebungen der Erdscholle etwa zwischen Wolken und Sonne die lichtstrahlenden Alpengipfel zeigen und sein

Herz mit der Sehnsucht erfüllen, da oben einmal stehen zu dürfen. Die Religion rührt die innersten und tiefsten Kräfte der menschlichen Seele und des menschlichen Willens an, weckt sie aus ihrem Schlummer auf und befähigt sie zu dem größten, das ihr möglich ist, nämlich dazu, sich selbst zu überwinden und die göttliche Idee im Menschenbilde in die Erscheinung treten zu lassen. So werden wir also einem innerlich armen, mit sich selbst und der Welt entzweiten und von niederen Trieben beherrschten Menschen niemals etwas besseres bringen und ihn auf keine andere Weise stärker für den Kampf des Lebens ausrüsten können, als wenn wir ihm die Lebensquellen der Religion wieder zugänglich machen. Aber die Ernährung einer Seele, die bisher noch nie religiöse Luft eingeatmet hatte, oder die lange Jahre in anderer Atmosphäre lebte, ist so schwierig wie die Ernährung eines neugeborenen Kindes und dessen Gewöhnung an die frische Luft der Straße und des freien Feldes. Man kann sein Wachstum nicht dadurch beschleunigen, daß man immerfort an ihm herumfuttert, es würde an der besten und an und für sich heilsamen Nahrung sterben.

Die Erkenntnis der einzigartigen Bedeutung der religiösen Bildung hatte aber in den alten Gefängnissen dahingeführt, die Gefangenen mit einem wahren Platzregen religiöser Anregungen zu überschütten. Am frühen Morgen wurden sie etwa zu einer Andachtsstunde versammelt, das tägliche Leben wurde in Gebete eingefaßt, dazu kamen besondere Religionsstunden, Wochengottesdienste und zuweilen mehrmaliger Sonntagsgottesdienst. Auch die Bibliothek enthielt große Mengen religiöser Bücher, die den Gefangenen zu ihrer Unterhaltung, Belehrung und Besserung aufgedrungen wurden. Ein Gefängnisschriftsteller, A. M. Kleß, klagt darüber, daß die Gefangenen zahllose Stunden mit dem Lesen religiöser Bücher zubringen müßten, wodurch sich dann bei ihnen Verstellung, Melancholie, ja Wahnsinn einstellten. Die Schilderungen des den Gefangenen angetanen religiösen Zwanges oder, wie man sagte, des Gewissenzwanges, enthalten sicherlich viel Übertreibung, aber leugnen läßt es sich nicht, daß die Religion in dem Wunsche, die Gefangenen zu einer ernsten religiösen Anschauung zurückzuführen, vielen aufs äußerste verleidet worden ist. Es waren nicht so sehr die Anstaltsgeistlichen, die diese Überschüttung der Gefangenen mit religiösem Lern- und Lehrstoff verschuldet haben, eher noch weltliche Beamte, und unter diesen wieder nicht sowohl die eigentlichen Gefängnisbeamten, als dem Gefängniswesen mehr oder weniger fernstehende Personen, die sich die Behandlung der Gefangenen nur theoretisch vorzustellen vermochten. Die Geistlichen haben oft genug gewarnt, wenigstens gar mancher von ihnen, der aus Erfahrung reden konnte, sie haben geraten, die religiösen Einwirkungen wesentlich einzuschränken, obwohl sie sich damit dem Verdacht aussetzten, sie sprächen im Interesse der eigenen Bequemlichkeit. Auch in Beziehung auf die religiöse Pflege haben sich die Verhältnisse gebessert. Sie fehlt jetzt nicht mehr, wo sie früher angeblich nicht zu beschaffen war oder für überflüssig gehalten wurde,

in den kleinen Gefängnissen, und sie ist in den großen Anstalten von allzu-reicher Fülle auf ein verständiges Maß zurückgeführt worden.

Die religiöse Pflege bedarf überall, besonders aber in den Gefangenen-anstalten einer zarten, kunstgeübten Hand. Die Religion erträgt keinen harten Zwang, sie gedeiht nur in freier Luft. Auch im Gefängnis entfaltet sie sich nur da schön und fröhlich, wo der Gefangene das sichere Bewußtsein hat, daß er in seinem innersten Leben nicht anders behandelt wird, als jeder andere Mensch. Ich habe manche schöne Glaubensblüte im Schatten des Gefängnisses aufgehen sehen, und nicht wenige dieser Blüten haben nachher den Sturm und Kampf und den Frost jahrelangen Ringens überstanden. Bei allen, die ich aus schweren Verirrungen den Weg zu Gott wieder ein-schlagen sah, ist das religiöse Leben scheinbar ganz von selbst entsprungen und außer in der Predigt und im Schulunterricht nur ganz wenig in sein Werden und Wachsen hineingesprochen worden. Auch bei der Austeilung religiöser Bücher müssen wir uns der größten Vorsicht befleißigen. Religiöse Lektüre soll vorhanden sein, aber es wird stets auffällig erscheinen müssen, wenn einer, der aus einer dem religiösen Leben so weit entfernten Welt ge-kommen ist, plötzlich starke fromme Triebe sehen läßt. An und für sich ist ja das Hervorbrechen des religiösen Lebens nicht unnatürlich. Die schweren Erschütterungen des Daseins können lang verschüttet gewesene Quellen plötzlich wieder aufdecken, und die ernste Strafzeit mit ihrer Einsamkeit und Stille und ihren tiefen Eindrücken kann das Ohr wieder auf den Glockenton der ewigen Welt lauschen lassen. Zuweilen mögen heuchlerische Motive wirksam sein, obwohl man sich gewöhnlich von der Heuchelei der Gefangenen, namentlich der Männer, sehr übertriebene Vorstellungen macht. Wo man religiöses Leben unvermittelt und mit starken Trieben hervorbrechen sieht, wird man, jeden-falls viel eher als an Heuchelei an eine beginnende Geisteskrankheit zu denken haben. Die Benutzung der religiösen Abteilung einer Gefängnisbibliothek macht also die größte Umsicht und Vorsicht zur Pflicht. Die religiösen Bücher, auch solche, die der Erbauung nicht geradezu dienen wollen, sollten im allgemeinen nur auf besonderen Wunsch hin und niemals als eigentliche Bibliotheksbücher, sondern immer nur neben der sonstigen Lektüre ausgegeben werden. Wichern, der ehemalige Leiter des preußischen Gefängniswesens der Ver-waltung des Innern, spricht sich in ähnlicher Weise warnend aus. Er sagt: Am wenigsten werden in den Gefängnisanstalten der Zahl nach die erbaulichen Schriften begehrt. Im Ganzen betrachte ich das als ein Zeichen der inneren Gesundheit. Dem religiösen Bedürfnis wird durch die Predigt, den Unterricht, die Seelsorge, Bibel und Gesangbuch und durch den Geist, der durch das Ganze hingeht, zur Genüge entsprochen. Etwas anderes ist es mit der Be-nutzung derjenigen Schriften, die, wie z. B. die Gerlachschen, Liscoschen Bibelwerke und ähnliche, den Geist zum Forschen, also zur Aktivität, herausfordern.

* * *

Die Freude an ernster bildender Lektüre, und bei dieser wieder die Freude an Büchern, die sich mit dem tiefsten aller Probleme befassen, dem Suchen der Seele nach Gott und dem Hinwenden der vergänglichen Erdenblume nach dem ewigen Licht, ist die höchste Stufe, zu der die rechte Benutzung einer guten Büchersammlung hinaufführen kann. Auf jeder Stufe aber wird sie lebendige Quellen aufschließen und den Geist des Gefangenen vor Verkümmerung bewahren helfen, ja, ihn besser, als es vorher der Fall war, entfalten.

Es hat jemand gesagt, der eine Hilfe von anderswoher nicht zu bedürfen glaubte: „Wenn ich mein Lebenlang wie eine Spinne auf eine Speicherecke angewiesen wäre, so würde, so lange ich meine Gedanken bei mir habe, die Welt gerade genug für mich sein." Dieser einsiedlerischen Natur ist aber mit Recht geantwortet worden: Würdest Du jetzt, wo Du Dich reich an Gedanken weißt, in eine Speicherecke eingesperrt, so könnte Dir deine Welt eine zeitlang, nicht viele Jahre lang, groß genug erscheinen. Wärest Du aber von Kindheit eingesperrt gewesen, oder müßtest Du auf lange Jahre in Deinem dunklen Winkel sitzen, dann hättest Du nicht mehr Gedanken als die Spinne, nämlich gar keine, oder lediglich Raub und Magengedanken.

In der Gefangenschaft wird das Leben des Menschen arm und leer. Wenn ihm nicht neue Nahrungsquellen eröffnet werden, so steht es bald wie ein verdürstender Baum mit welken, schlaff und müde herabhängenden Blättern vor unsern Augen. Wichern erklärte einmal im Abgeordnetenhause: der der Verwaltung vorschwebende Gedanke ist der, daß der Richter nach dem Gesetz den Gefangenen zwar verurteilt, aber zu nichts anderm verurteilt hat, als daß ihm die Freiheit genommen werde, außer der Freiheit aber nichts anderes, so daß also alles, was der Gefangene für sich außer der Freiheit als Mensch besitzt, ihm soll erhalten und in ihm und an ihm soll gefördert werden. Mit diesem Satz rechtfertigte er die Notwendigkeit aller Neuerungen in der Behandlung der Gefangenen, der großen Reformen, die das Gefängnißwesen mit einem Schlage vor eine neue lebensvolle Entwicklung gestellt haben. Der Förderung der geistigen, moralischen und religiösen Besitztümer des Gefangenen, ja der Erhaltung seiner Lebenskraft überhaupt, dient nun mit andern Einrichtungen in hervorragender Weise auch die Anstaltsbücherei. Darum soll man sie pflegen und nach Kräften mehren, und man sollte mit den Mitteln zu ihrer Instandhaltung und Weiterführung nicht kargen, sie sind nicht verloren, sondern segensreich angelegt.

Die besonderen Verhältnisse lassen es nicht zu, dem Gefangenen die Wahl seiner Lektüre ohne Beschränkung frei zu geben, der Quell soll rein sein, aus dem er schöpft, destilliertes Wasser aber soll man ihm doch nicht reichen. Die Lektüre hat nicht den Zweck, in den Stunden, in denen er sich selbst angehört, das Werk der Erziehung noch weiter im Betriebe zu erhalten, sondern die Lektüre soll ihn unterhalten und sie soll ihm, wie der Sonnenschein ein dunkles Zimmer plötzlich hell und freundlich macht, Freude in

sein verdunkeltes und getrübtes Leben bringen. Hat er solche Freude einmal erlebt, so wird er sie wieder suchen, und es wird ihn leise, aber mit immer stärkerer Gewalt aus seiner Welt zu einer schöneren Welt hinziehen, und von geringern Geistern zu wertvolleren locken. Er wird nicht mehr allein nach Unterhaltung begehren, sondern Bereicherung seines Innenlebens suchen, und er wird sie nicht umsonst suchen. Und vielleicht gelangt er endlich dahin, nur noch an dem allerbesten und schönsten und tiefsten Freude und Genuß zu haben, und also die Stufe der Bildung zu erreichen, daß er fähig ist der Gesellschaft unsrer besten und größten Geister froh zu werden, und ganz und gar unfähig, die Gesellschaft niedriger Menschen und schlechter Bücher zu ertragen. Das wird ja wohl nicht sehr häufig vorkommen, aber einige Male habe ich es doch erlebt einen Menschen von der untersten Stufe bis zu Höhen der Geistes- und Herzensbildung aufsteigen zu sehen.



Aus: Herm. Anders Krüger: „Der Kronprinz". Eine dramatische Historie in 5 Aufzügen. Hamburg, A. Janssen 1907. (161 S.) 8° [F.] 2 Mk.

Vierter Aufzug.

Saal des Tabakskollegiums zu Wusterhausen.

Rote Wände mit vielen Geweihen, einigen alten Porträts und Stilleben daneben. Zur Seite zwei schwere Barockschränke und Ständer für Gewehre. In der Mitte ein langer schwarzer Tisch mit zwölf schwarzen dreibeinigen Eichenschemeln ohne Lehnen. Auf dem Tische, nach und nach von Eversmann gestellt: Zwei große zinnerne Bierkannen und zwölf weiße Porzellanhumpen, desgleichen in zwölf hölzernen Futteralen lange weiße holländische Tonpfeifen, endlich zwei große Tabakskasten und Fidibusse. Im Kamin brennt ein Feuer, sonst stehen Talglichter auf dem Tisch, Talglichter auch auf den Leuchtarmen an den Wänden. Die hohen Fenster in der Mitte gehen auf einen düstern Heidewald, über dem noch volles Abendrot liegt. Im Zimmer zunächst Dämmerung, später zündet Eversmann die Kerzen an und legt alles zurecht.

1. Auftritt.

Eversmann, Grumbkow und Seckendorff.

Grumbkow: Wo Majestät nur bleibt?

Seckendorff: Nun eben? Da steckt am Ende wieder etwas dahinter.

Grumbkow: Ihr vermutet gern zuviel, lieber Seckendorff. Sag Er mal, Eversmann — sollte es nur die gewöhnliche Sauhatz sein, die Majestät so lange da draußen hält?

Eversmann (der ein bischen den König kopiert): Gewöhnliche Sauhatz — wer weiß, Exzellenz, vielleicht gehts auch um einen königlichen Keiler.

Grumbkow: Hm — ich verstehe.

Seckendorff: Seht Ihr, seht Ihr, lieber Grumbkow! Ihr wißt doch, heute fällt das neue Urteil!

Grumbkow: Na ja — doch nicht da draußen.

Eversmann (wichtig): Es dürfte wohl allein bei uns hier — ich meine bei Seiner Majestät, dem Könige, fallen.

Grumbkow: Na — das ist ja sicher — nur sind die Richter keine Jäger.

Eversmann: Wer weiß! Sie glauben das Wild zu retten und hetzens erst recht vor die Hunde.

Seckendorff: Die werden diesmal schon klüger sein und Seine Majestät nicht durch abermaligen Widerspruch reizen, mit Recht und Trotz ist garnichts bei ihm zu erreichen, man muß an seine Gnade, an seine Größe appellieren — ah ja — ich kenne Majestät seit 21 Jahren — ich weiß ihn auch zu nehmen, lieber Freund.

Grumbkow: Weiß ich, weiß ich, allein, mein Lieber, was soll das alles — da draußen auf der Jagd, nicht dran zu denken.

Eversmann: Sie werden ihm schon den Rapport gebracht haben.

Seckendorff: Natürlich!

Grumbkow (der sich unbemerkt an Eversmann heranpirschen will): Schwerlich. Sag Er mal, Eversmann, war noch niemand hier?

Eversmann: Gundling schnarcht draußen. Ist schon jetzt sternhagel besoffen, das alte Schwein!

Seckendorff: Da kanns heute wieder lieblich werden, etwa wieder Jaucheduschen und Kartaunenschüsse! Der arme Kerl, es ist auch bei ihm 'ne Sauhatz! beim Kollegen Freiherr!

Eversmann: Das ist ein saubrer Freiherr und auch der andre Narr, der Nessig, der sitzt schon daneben — wohl um ihn zu lausen, wie unsere Bären im Hofe unten.

Grumbkow (verlegen): Hm — was ich sagen wollte — sag Er mal — war sonst wer da?

Eversmann: Ich wüßte niemand von Belang — die Königin und Hoheit Wilhelmine, nun ja! — Exzellenz, Ihr wißt ja, was so Weiber sind — und gar die unseren hier, die sind halt neugierig.

Seckendorff: So, so, haben sich also schon erkundigt, mehrfach wohl gar?

Eversmann: Erkundigt? (Lacht.) Das Haus mir eingelaufen! So alle zehn Minuten kam die Ramon, als ob ich selber der König wäre, die Weiber! (Lacht.)

Grumbkow (nahetretend): Natürlich nur des Kronprinzen wegen, oder — sag Er — mal ganz vertraulich — vom englischen Gesandten war wohl noch niemand hier?

Seckendorff (argwöhnisch herzutretend): Hm, ja, das interessiert mich auch.

Eversmann: Nee, von dem Engelsmann war keiner da, ich wenigstens habe keinen durchgelassen und ein andrer darfs nicht, na also.

Grumbkow (greift in die Weste): Hier — 'nen Taler, Freund.

Seckendorff (eifersüchtig desgleichen): Auch zwei, mein Lieber.

Eversmann: Na — auf mich können sich die Herren verlassen, und was an mir liegt, da — ists mit England alle.

Seckendorff (klopft Eversmann auf die Schulter): Sehr gut, mon cher! Ihr seid ja ein bijou.

Grumbkow: Äh — sag Er, lieber Eversmann — wo ist denn der Fürst?

Eversmann: Der Dessauer — na, der is doch mitten mang da draußen, ohne den geht keine Sauhatz.

Grumbkow: So, so — ich bin beruhigt, da ist er ganz am Platze. (Lärm draußen.)

Seckendorff: Holla — ich höre Stimmen, und Hunde bellen.

Eversmann (fort): Pardon, die Herren — wohl der König!

Grumbkow: Na endlich — nun, Seckendorff, wirds Ernst.

2. Auftritt.

Die Vorigen, König Friedrich Wilhelm in Jägertracht und hohen Stiefeln, ziemlich erhitzt, hinter ihm Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, ebenfalls im Jagdhabit und drei andere Herren im selben Kostüm, alle unbedeckten Hauptes, nur der König bleibt bedeckt.

König (auf Seckendorf und Grumbkow zugehend): Ah, meine Herren, (Seckendorff und Grumbkow verneigen sich) freue mich, Sie wieder in der Tabagie zu sehen, wars nicht zu weit von Potsdam, mein lieber Seckendorff?

Seckendorff: Es ritt sich gut bei dem stillen Wetter. (Begrüßung mit den andern Herren.)

König: Eversmann, mach Er Licht! Aber'n bißchen holla! Und nehme Er die Pfeifen in acht, sind kostbar.

Eversmann: Zu Befehl, Majestät! (Zündet an.)

König: Eversmann! Noch kein Rapport vom Kriegsgericht Berlin?

Eversmann: Nein, Majestät, noch nicht. Ihre Majestät, die Königin, haben auch schon ein dutzendmal nachgefragt. (Später ab.)

König: Das glaub ich, wirds noch früh genug zu hören kriegen, daß ihren Lieblingssohn der Profoß holt.

Grumbkow: Der Kronprinz soll geständig sein und ganz zerknirscht.

Dessauer: Wenn den der Profoß holt – hol mich der Deubel!

König: Der holt Euch schon, mein Fürst, braucht keine guten Worte ihm zu geben. (Lachen.)

Seckendorff: Der Kronprinz hat gewißlich den Tod verdient!

König: Na also – einer wenigstens, ders einsieht.

Seckendorff: Allein des Königs Gnade ist ja so groß, ist väterlich und liebreich wie die Gnade Gottes.

König: Hm, davon später! Was sagt der Kaiser? (Nimmt eine Pfeife.)

Seckendorf: Er hat Bedenken, Majestät, schwere Bedenken sogar, die vielleicht –

König (grob): Soll er sie haben, ich hab sie nicht, ich bin ein Souverän so gut wie er und köpfe meine Deserteure genau wie er und, wenn es ihm etwa nicht paßt, daß ich das Urteil hier in Brandenburg vollstrecken lasse, so gehe ich kurzerhand nach Preußen hinauf, nach Memel oder Nimmersatt, da oben ist das heilge römsche Reich eine fromme Sage.

Dessauer: Ungefähr wie die Güte preußischer Fürsten, daher der schöne Name Nimmersatt.

König (setzt sich – dann die andern.): Wir sind nicht auf der Sauhatz mehr, mein Fürst.

Dessauer (setzt sich zum König): Nein, in der Tabagie, wo jedem kraft Eures Königlichen Wortes die freie Meinung und freies Wort verbürgt ist, (stark) auch wenn der Redner nicht souveräner Fürst von Anhalt-Dessau wäre wie ich.

König: So redet, schreit, brüllt Euch meinetwegen hier aus, so laut Ihr könnt – in Dessau könnt Ihrs ja nicht.

Dessauer: Warum nur nicht, das möchte ich wissen?

König: Weil jedes Wort die Nachbarfürstchen hören. (Lachen.)

Dessauer (lacht auch): Na ja, groß ist der Braten nicht, wenn Preußen eben Appetit hat, dann läßt es nie viel übrig. (Lachen.)

König: Jawohl, Euch Askaniern kann man volle Schüsseln hinstellen, Ihr wißt doch nicht zu essen.

Dessauer: So seid doch froh, Ihr hungrigen Hohenzollern — daß wir uns den Magen in der Mark verdorben haben, sonst säßet Ihr noch heut in Nürnberg und handeltet mit Spielwaren und Lebkuchen. (Wildes Lachen.)

König: Dein Maul, Dessauer, ist nicht tot zu kriegen.

Dessauer: Das glaub ich gern — umsonst lebt man nicht neunzehn Jahre am Hofe zu Berlin. (Stürmisches Gelächter.)

König (außer sich vor Vergnügen.): Bravo, Dessauer, nun erkläre ich mich für geschlagen.

Dessauer (fein): Die erste Niederlage Eurer Majestät. (Allgem. Ah!)

König: Und hoffentlich noch lange nicht der letzte Sieg des braven Leopold von Dessau. (Klopft ihm die Schulter. Man raucht allgemein, nur Grumbkow markiert mit kalter Pfeife.)

Eversmann (tritt schnell ein): Rapportiere gehorsamst und alleruntertänigst: Die Herren Feldmarschälle von Wartensleben, von Natzmer, General von Buddenbrock und der Präsident von Münchow zur Stelle.

König (erregt): Sofort eintreten lassen.

Eversmann: Zu Befehl, Eure Majestät. (Ab.)

3. Auftritt.

Die Vorigen (sitzen bleibend), Wartensleben, Natzmer, Buddenbrock und Münchow (Stellung nehmend).

König (hält gewaltsam an sich): Guten Abend, Ihr Herren. (Winkt ab.) Erst den Rapport, dann kommt die Tabagie — ich denke, wir werden uns darum nicht lang stören lassen, (Entsetzen der Herren) ich wünsche es wenigstens nicht, daß ein Deserteur uns unsere Ruhe nimmt. Verstanden meine Herren? Nun den Rapport!

Wartensleben (zitternd lesend): Im Namen des Königs (schluchzt) . . .

König (steht auf): Mein lieber Feldmarschall (stützt ihn liebreich). Es ging mir — Gott weiß es — nahe mit Eurem Enkel Katte, allein, er hatte den Tod verdient.

Wartensleben: Erst den Hans Heinrich — nun den Fritz, Eure Majestät verzeihen, ich habe schon 80 Jahre.

König: Und wurdet weiß in Ehren, ich erlaß es Euch gern, mein lieber Graf, kommt, setzt Euch! (Geleitet ihn.)

Wartensleben (gibt das Schreiben ab): Hier, Natzmer, lest, mir tanzt es vor den Augen! (Setzt sich.)

König: Feldmarschall Natzmer — laßt ihn sein, den langen Salm — nur kurz das Urteil, es lautet? (Stille.)

Natzmer (leise): Zum Tode, Majestät! (Alles fährt auf, dann lautlose Stille.)

König (leise): 's ist gut — ich habe es nicht anders erwartet, es gibt also noch Richter in Brandenburg, die sich nicht fürchten vor der öffentlichen Meinung.

Dessauer: Doch um so mehr vorm König.

König (ernst): Durchlaucht, laßt mich jetzt in Ruhe! Das Urteil trifft mich schwer, allein es fiel! Mit wie viel Stimmen?

Natzmer: Mit einer Stimme Mehrheit.

König (heftig): Mit einer nur — wer waren die fünf.

Natzmer: Lepel, der Kommandant.

Dessauer: Ah, Grumbkows guter Freund!

König: Und die andern?

Natzmer: Die Kammerräte außer Münchow, dem Präsidenten, hier.
König: Bloß Lepel und die vier bürgerlichen Räte? Und Ihr drei Generäle? (Fixiert sie.)
Natzmer (fest): Wir sind dagegen, Majestät, kraft unsrer richterlichen Überzeugung und als getreue Soldaten Eurer Majestät!
Münchow: Auch ich — des Königs getreuster Untertan, bin dagegen!
König: So, so, Ihr vier — drum kommt Ihr wohl selbst hierher, hm — ich verstehe. Doch Ihr irrt Euch, Herren, — gebt Euch keine Müh — gesprochen ist gesprochen! Der Fritz muß sterben — so nah mirs selber geht — nun, da es ganz entschieden ist, ich fühl es auch — 's ist furchtbar! (Setzt sich kopfschüttelnd.) Furchtbar!
Dessauer (setzt sich): Das ist so Tigerart — erst lechzen sie nach Blut und saugen sich recht satt und voll — dann tut es ihnen auch noch leid.
König (springt auf): Dessauer — wahrt Eure freche Zunge!
Dessauer: Hab ich nicht nötig in der Tabagie des Königs.
König: Auch hier in Wusterhausen bleib ich der König — und wohl ein Mensch, der seine Schmerzen fühlt wie jeder andre! (Setzt sich.)
Dessauer: Man merkt es, Majestät.
Grumbkow (tritt dazwischen): Fürst, Fürst — ich bitte Euch, seid besonnen —
Dessauer: Warum denn, Grumbkow, der König ist nicht wie du, der gibt auch Rechenschaft, der ist nicht feige. (Man setzt sich allgemein.)
Seckendorff: Majestät — ich meine alleruntertänigst: Dem Rechte ist Genüge geschehen. Nun laßt die Gnade walten.
König (fest): Ich kann nicht, meine Herren, ich kann das Landesrecht nicht zugunsten meines eignen Sohnes beugen, so wenig wie Feldherr Manlius kann ichs, der König!
Buddenbrock (bescheiden und ernst): Ihr habt das Recht der Gnade, beugt nicht dieses!
König: Ich wills beschlafen, Ihr Herren — nun aber, bitte, laßt mich — reden wir wir von andern Dingen.
Eversmann (stürzt herein): Ihre Majestät die Königin will in persona — sie ist nicht mehr zu halten!
König (schlägt auf den Tisch): Zum Donnerwetter — das fehlte noch — Frauenzimmer hier in der Tabagie! — Eversmann! Melde Er sofort der Königin: Es ginge nicht.

4. Auftritt.

Die Vorigen, die Königin mit Gefolge, das der Rauch geniert. Prinzessin Wilhelmine und zwei Hofdamen.

Königin: Es geht doch, für meinen Fritz geht alles — auch in die Hölle würd ich mich wagen! (Die Herren erheben sich alle wie auf Kommando.) Puh! (Weht den Rauch ab.)
König (erstaunt sich auch erhebend): Es ist zwar nicht Sitte, sich in der Tabagie zum Gruße zu erheben — doch Damenbesuch — ist auch nicht Sitte. Drum bitte, macht es kurz, Madame — Ihr seht wir sind nicht in Toilette — und (drohend) — auch, um es gerade heraus zu sagen — auch nicht in Laune!
Königin (beugt ein Knie, desgleichen Wilhelmine): Ich flehe als völlig gebrochene Mutter noch einmal, schmachvoll hier in Staub und Wehmut, um meines Kindes Leben.

Wilhelmine: Vater, auch ich bitte: seid barmherzig – ich will in allem Euch gehorsam sein, wirklich! – will zum Gemahl nehmen, ich schwöre es, wen Ihr wünscht, und wäre es der Weißenfelser – nur bitte, bitte, schenkt Fritz das Leben!

König (hebt sie beide auf): Madame, Prinzessin – nicht hier vor dieser Runde!

Königin: Warum nicht hier – es sind die besten Männer Preußens – nicht einer ist darunter, der nicht mit mir flehte. N'est ce pas, messieurs?

Alle (murmelnd): Ja, wir alle, ja!

König (drohend): Will man sich hier wider seinen König verschwören?

Wilhelmine: Wir bitten, Majestät, wir bitten nur um Gnade, nicht um Recht!

König: Der Kronprinz ist gerichtet und muß sterben, ich habe das Urteil nicht gefällt.

Königin: Doch auch noch nicht bestätigt –

König: Das wird sich finden – später!

Königin: Nein, jetzt – übt Gnade, Majestät, noch einmal flehe ich – ich weiche nicht von der Stelle, bis Ihr den Fritz begnadigt habt.

Wilhelmine (ängstlich): Mutter, nicht so!

König (scharf): Madame – ich rate Euch im Guten – ich sagte Euch schon – ich bin heut nicht in Laune.

Königin: Der Laune – Majestät – bedarf es dazu nicht, es bedarf nichts weiter als der väterlichen Liebe.

König: Die hab ich jahrelang umsonst verschwendet, jetzt waltet das Gesetz – und nun Madame – Prinzeß – geht schlafen.

Königin (drohend): So wollt Ihr wirklich nicht einmal schenken – was ich als Mutter meines Kindes von Euch zu fordern habe, Majestät?

König (tritt vor): Madame – noch einmal – seht Euch vor – ich bin auch Euer König.

Königin: Ihr ein König – ein Wüterich, ein feiger Mörder seid Ihr –

Wilhelmine: Mutter, um Gottes willen, reizt jetzt den Vater nicht, kommt fort, bitte. (Winkt. – Die Herren treten vor.)

Königin (wild): Nein – nun ists genug! – Gelitten und stumm getragen habe ich das tausendfache Unrecht all die langen Jahre – ich, eines Königs Tochter, eines Königs Schwester! – Von nun an aber hört es auf. Und wenn ich jetzt zu Fuße – mit bloßem Haupte durch diese wilde Heide da draußen flüchten müßte – ich bleibe in diesem Joch der Schande nicht eine Stunde länger! Ich sag Euch auf das Bündnis – das Ihr zerschlagen habt mit einem Henkersbeil, adieu Messieurs! (Will ab, hält dann inne.)

König (kommandiert): Feldmarschall Natzmer, Ihr begleitet die Königin und die Prinzessin und steht mir mit Eurem Kopfe für sie ein. Eversmann, die Schloßwache besetzt sofort mit Doppelposten die Türen der Gemächer der Königin und ihrer Damen. (Eversmann ab.)

Wilhelmine: Ah – nun ists zu Ende!

Königin (wild): Das ist Gewalt, brutale schändliche Gewalt – (tückisch) doch mein liebwerter, galanter Herr Gemahl – ich habe das vermutet – ich kenne ja Eure chevalereske Art bereits – und meine Boten – sind auch schon unterwegs zu Pferde nach Hannover wie zu Schiff nach England, um Hilfe zu holen für Georgs Schwester. (Mit großer Verbeugung samt ihren Damen ab, Natzmer folgt schweigend.)

König (ruhig): Tut, Madame, was Ihr nicht lassen könnt, Welfin bleibt Welfin und würde sie zehnmal Preußens Königin. (Kehrt zu seinem Schemel zurück, steckt sich langsam seine Pfeife in Brand, während ihn die andern schweigend ansehn.) Nun bitte — nach diesem bittern Intermezzo — gilt es doppelt eifrig sich den Ärger hinunterzuspülen. (Trinkt hastig.) Nehmt Platz, meine Herrn — zum Wohlsein!

Grumbkow: Zum Wohlsein, Majestät! (Man setzt sich langsam.)

Dessauer: Mir ist nicht gerade wohl.

König: Drum trinkt, daß es Euch werde, mein werter Fürst! (Trinkt wieder.) Es lebe Eure gute Frau, die Anna Liese — was macht sie und der Moritz — ein schmucker Junge?

Dessauer: So schmuck wie Euer Fritz, den Ihr nun köpfen laßt.

König (fährt auf): Wenn Euch das Leben lieb ist, laßt das Spotten, Fürst, ich bin nun bald genug gereizt, um toll zu werden.

Dessauer: Um toll zu werden — ich meine —

König (drohend): Leopold, halts Maul!

Dessauer: Na ja — 's ist besser, am Ende — man ändert doch wohl nichts bei einem solchem Wirte, der seine guten Freunde zu freiem Worte zum Lichten einlädt und ihnen statt der Pfeife nur das Maul stopft.

König (lacht gezwungen): Du sollst nicht darben, Leopold — hier ist der Tabak (zeigt ihn), da ist das Bier — so, tu mir auch Bescheid — zum Wohlsein aller! (Trinkt.)

Dessauer: Profit! (Schweigen.)

König (ärgerlich): Die Stimmung ist zum Teufel.

Seckendorff (höflich): Ich glaube es auch — wie wäre es mit Verlaub — wenn Majestät geruhten uns Urlaub zu geben?

Münchow: Ich bäte auch herzlichst darum.

Einige: Ich auch —

Grumbkow: Ich sehr sogar.

König (herzlich): Nichts da, Ihr Herren. Ich bitte Euch ehrlich und im Guten, laßt mich heute abend nicht allein. Ich fürchte, mich würden finstere Gedanken quälen. Ja — glaubt Ihr mir denn so garnicht, daß — ich den Fritz (stockt) nicht auch ein bischen lieb gehabt — auf meine Weise — (Pause.)

Grumbkow: Wir glauben es Eurer Majestät. (Man sieht Grumbkow höhnisch an.)

Buddenbrock (ernst): Nein — ich weiß es sogar bestimmt, ja, ich weiß auch vielleicht, warum gerade heute abend Majestät mit ruhigem Gewissen vor unsern Herrgott — nicht treten können.

König (heftig): Da schlag ein Wetter drein — was weiß Er, Buddenbrock? Gar nichts weiß Er! Oder hat Er vielleicht besondere Beziehungen zu unserm Herrgott — he?

Buddenbrock: Das ist nicht nötig — Majestät! Jedenfalls habe ich ein gut Gewissen — und kann darum auch ruhig vor ihn treten, falls Majestät geruhen sollen — mich etwa mit dem Fritz hinaufzusenden.

König (gereizt): Er soll mir den Fritz aus dem Spiel lassen — ich vertrage das heute abend nicht mehr. Verstanden? Im übrigen hab ich so viele Generale von seinem Schlage nicht hier unten, daß ich sie unnötigerweise zur oberen Armee abkommandieren möchte. Er hat mir manchen Dienst geleistet, Buddenbrock,

von Malplaquet bis vorgestern — in Küstrin, ich danks ihm und — trinke auf Sein Wohl. (Trinkt hastig.)

Buddenbrock (trinkt erst): Ich danke gehorsamst, Majestät — doch einen Dienst blieb ich Eurer Majestät noch schuldig — wie leider alle diese Herren hier.

Alle: Nanu — da laßt mal hören, Buddenbrock. Das möchte man aber wissen.

König (gnädig): Laßt ihn reden — hier hat ein jeder freies Wort.

Buddenbrock (stark): Man hat es leider nicht — wir durften ja alle bis dato nur reden, was Majestät hören wollten und nichts anderes.

Dessauer (fröhlich): Da hat Er recht, Buddenbrock — Donnerwetter, ich trink ihm zu. Bravo, General!

König (trotzig): Rede Er nur weiter — ich will Ihm schon zeigen, daß Er doch Unrecht hat — (launig) zum Donnerschlag — so rede Er doch meinetwegen mal, was ich nicht hören will.

Buddenbrock (prüfend): Und wenn es auch den Fritz beträfe, Majestät?

König (Pause): Auch dann meinetwegen — ich gab mein Wort.

Alle: Hört, hört!

Buddenbrock (steht auf): Ich danke gehorsamst, Majestät, und will nicht mehr tun als meine Pflicht. Man soll nicht dereinst von diesen Zeiten sagen, es fand sich in ganz Preußen nicht ein Mann, der seinen Herrn und König so geliebt hätte, daß er es gewagt — ihm frank und frei die Wahrheit zu verraten.

König: So sag Er nur — was Er für Wahrheit hält — will sehen, ob ichs auch dafür halte. War ich vielleicht ein ungerechter Richter?

Buddenbrock: Soll einer richten, der die Tat begangen? Soll Vater sein, der selbst sein Kind verdorben hat?

Alle (entsetzt): General!

König (mühsam an sich haltend): Ich sage — laßt ihn reden — der Mann hat nicht so unrecht.

Buddenbrock: Ich rede hier nicht als einer — ich rede für Hunderttausende und spreche aus Liebe zu Brandenburg und seinem Herrscherhaus — und darum darf ich, ja, muß ich fragen, Majestät: Habt Ihr ein Recht — den Kronprinz dieses Landes aufs Schafott zu schicken? (Aufregung.) Der Kronprinz hat schwer gefehlt, doch ich frage: wer hat ihn dazu gebracht, wer hat ihn gequält, wer hat das Vertrauen zu seinem besten Freund und Vater ihm erst geschändet und besudelt? Wer hat ihn mißhandelt und ihn schließlich noch verhöhnt mit Worten: Wäre ich wie du — doch du hast keine Ehre — ich lief davon. (Der König springt auf.) Ich frage in aller Ehrfurcht vor der Wahrheit: Wer hat des Prinzen Kindesliebe, seine Soldatenehre fast zum Atom zerfetzt, ihm den Respekt vor Land und Leuten Tag für Tag gestohlen — ihm seinen Mannesstolz wie seine Fürstenhoheit zerbrochen in tausend Scherben? Wer hat ihn mit Spionen umsponnen, mit feilen Kammerdienern ihn ausgehorcht, ihm die Kunst, sein einzig Jugendglück, sein bißchen Liebe beschmutzt, ihm Mutter, Schwester, Freund um Freund entrissen, den besten gar gemordet, ihm seinen schönen wilden Wagemut und all sein Hoffen herzlos geknickt, zur feigen Lüge ihn herabgezwungen und wie einen Wurm in den Staub getreten? Und so — vor diesen Männern wie vor meinem Volke frage ich noch einmal und zum letzten Male Eure Majestät: Habt Ihr ein Recht vor uns und unserm Herrgott, die Königliche Gnade zu weigern diesem Kronprinz? (Pause. Dem König

zerbricht die Pfeife zwischen den Händen.) Und damit leg ich alter Mann — der seine letzte, schwerste Pflicht erfüllt — geduldig meinen Kopf zu Füßen Eurer Majestät. (Stille.)

König (heiser): Der Kronprinz — ist begnadigt und Er — General von Buddenbrock (lauter) — scher Er sich nach Küstrin! (Alle springen auf.) Ruhe!

Buddenbrock: Als Eurer Majestät Gefangener — zu Befehl.

König (ernst): Nein — Buddenbrock! Er soll dem — (zittert leise) dem Fritz so ins Gewissen reden wie mir — und nun gute Nacht — Ihr Herren! (Geht hastig unter respektvollen Verbeugungen ab.)

Dessauer (Buddenbrock gratulierend): Solch einen Sturm bin ich noch nie gelaufen. Bravo, Kamerad!

Buddenbrock (erschüttert); Das war auch schlimmer als bei Malplaquet! (Alle umringen jubelnd Buddenbrock.)

Vorhang fällt.

Kritik.



Max Haushofer †. In Gries (Tyrol), wo er zur Erholung weilte, ist am 10. April der Münchener Professor der Nationalökonomie und Dichter Max Haushofer gestorben. Vielen, ach, wohl den Meisten, wird diese Todesnachricht wenig zu besagen haben; denn sie haben ihn ja nicht gekannt, den seltsam tiefen und einsamen Poeten, der die Welt mit seiner Person nie behelligte und es immer verschmähte, dem Erfolg des Tages nachzujagen.

Es gibt für Einen, der als Kenner der Literatur gelten will, nichts Unangenehmeres, als wenn er nach einem angeblich hervorragenden Autor gefragt wird, den er noch nicht gelesen hat. Gerade so erging es mir mit Haushofer.

„Was, Sie haben Haushofer noch nicht gelesen?“ Ich glaubte versinken zu müssen und konnte doch die Tatsache nicht leugnen, ohne mich der Gefahr einer neuen und womöglich noch größeren Bloßstellung auszusetzen. Aber in jenem Augenblicke faßte ich den Entschluß, das Versäumte unverzüglich nachzuholen.

Und ich habe es nicht bereut. „Die Verbannten“ waren das erste, was ich von Haushofer las. Es ist ein großes, phantastisches Epos, das teils am Bodensee, teils unter den Wassern, teils im Weltenraum spielt und einen langen, wunderlichen Zug von buntem, schimmerndem Zauberspuk an uns vorübergleiten läßt. Kein Bild, das nicht von einer verschwenderischen Dichterphantasie erdacht wäre, kein Gedanke, der nicht wie ein Blitz in große, ferne Tiefen zündete. — Und die Form ist ein einziger, ununterbrochener Perlenkranz poetischer Schönheit; Verse und Strophen schließen sich, wie von Zauberhand gewoben, wunderbar zart und kunstvoll zu großen, herrlichen Gesängen zusammen, deren einzelne Töne wie Gold- und Silberfäden glitzernd durcheinanderlaufen, aber stets wieder zwischen ihren Maschen geheimnisvoll dunkle Tiefen ahnen lassen, aus denen die Sprache fremder Sphären flüsternd emporklingt.

Man kann es nicht erzählen, was alles in den „Verbannten“ vorgeht, man kann es nicht schildern, wie der Dichter dieses große Lied der heimatlosen Seelen, an denen die ewige Sehnsucht zehrt, in die schönste Musik der gebundenen deutschen Sprache umgesetzt hat! Man muß es ge-

lesen haben, und man wird seinen Schöpfer lieben.

Max Haushofer hat noch ein zweites (dem Erscheinen nach das erste) Epos geschaffen, „Der ewige Jude", ebenso gedankenschwer und bilderreich wie „Die Verbannten", ebenso erfüllt von all den Wunderschöpfungen einer mächtigen Dichtergestaltungskraft, aber weit ernster, tiefer, grübelnder als der durch Tränen lächelnde Sehnsuchtsgesang der „Verbannten".

Und endlich haben wir einen Band Erzählungen von ihm, vielleicht das Seltsamste, was unsere neuere Erzählungsliteratur hervorgebracht hat, Bilder und Szenen voll eines weltfremden, rätselhaften Inhalts, der anzieht und fesselt und doch auch hin und wieder uns mit leisem Grauen erfüllt. Es sind die „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits".

Mit dem Tod hat sich Haushofer gern beschäftigt. Er war ihm das Problem seines Lebens und Dichtens, von dem er nicht loskam, zu dem er immer wieder zurückkehrte. Und er hat manches seiner verborgenen Geheimnisse entschleiern dürfen und manchen großen Blick in verhüllte Tiefen getan.

Er war ein Dichter des Todes und der Traurigkeit, ein Freund der Heimatlosen und Verirrten, ein gütiger Geist, der armen, suchenden Seelen die Wege wies in ein schönes, herbstlich sonniges Fabelland, das er selbst entdeckt und mit den wehmütig lächelnden Zauberwesen seiner unerschöpflichen Phantasie bevölkert hatte. Schade nur, daß ihm so wenige dahin gefolgt sind!

Haushofer war ein viel zu vornehmer Dichter, um für sich selbst Reklame zu machen oder sich seine Herolde selbst zu wählen. Und so ward er ein Beispiel dafür, daß auch der Beste übersehen wird, wenn er sich nicht vor den Leuten in Szene setzen kann oder will. Sehr wenige lasen seine Bücher, die literarische Welt hat nichts von ihm gewußt, und selbst in großen Literaturgeschichten ist er totgeschwiegen oder mit bloßer Namensnennung abgetan worden. Die Nachwelt aber, wenn sie begangenes Unrecht gutmachen will, muß Max Haushofers Dichtungen endlich in das Licht setzen, das ihnen gebührt.

Der Dichter war 1840 als Sohn eines bekannten Landschaftsmalers in München geboren. Er studierte in Prag und seiner Vaterstadt Nationalökonomie, habilitierte sich 1867 als Privatdozent in München, wurde ein Jahr später Professor der Staatswissenschaften an der dortigen neugegründeten technischen Hochschule und war auch eine Zeit lang Mitglied der bairischen Kammer. Außer seinen beiden Epen und Erzählungen hat er Gedichte, Reisebücher, geographische Schriften, sowie eine große Zahl sehr geschätzter nationalökonomischer Arbeiten herausgegeben. Seine poetischen Meisterwerke schuf er mitten aus seiner anscheinend so trockenen volkswirtschaftlichen Lehrtätigkeit heraus.

Daß man diesen bedeutenden Dichter als einen Unbekannten dahinsterben ließ, daß man den vielen herrlichen Schönheiten seiner Erfindung und poetischen Sprache so völlig kalt gegenüberstand, daß man sogar den „Verbannten", dieser einzigartigen, hinreißenden Verkörperung sehnsuchtsvoller Seelen, den verdienten Kranz nicht gab, hat mir immer weh getan. Mögen diese Zeilen ein später Hinweis sein auf ein paar Meisterwerke der Poesie, die allzu lang im Dunkel gelassen wurden, und zugleich ein später Dank für einen reinen und reichen Genuß, den mir Haushofers Gesänge gewährten.

Charlottenburg. Leo Wirth.

Gerhart Hauptmann: Gesammelte Werke in sechs Bänden. S. Fischer, Verlag. Berlin 1906. Einband und Titelvignetten von E. R. Weiß. In Halbpergament 30 Mk., in Ganzpergament 36 Mk.

Hauptmanns Weg stellte sich bisher, da man genötigt war, der Chronologie der Veröffentlichung seiner Werke zu folgen, abgesehen von der zielbewußten Anfangszeit, den Meisten als ein stetes Zickzack dar. Er schien mit dem nachfolgenden Werke immer das voraufgehende zu verleugnen. Diese scheinbare Sprunghaftigkeit hat sicher viel dazu beigetragen, die Zahl der Enttäuschten von Jahr zu Jahr zu mehren. Daß sie nur scheinbar, nicht wirklich, seinem Schaffen eigen war, zeigt die neue Gesamtausgabe seiner Werke, die es jedermann ermöglicht, aufs Bequemste eine Überschau über das Werk Hauptmanns zu gewinnen. Das Prinzip ihrer Anordnung drängt geradeswegs dazu, den Blick über das Ganze schweifen zu lassen. Die Werke sind nämlich nicht chronologisch angeordnet, vielmehr wurden die zusammengestellt, die sich in ihrer Art ähneln. So enthalten die ersten beiden Bände die sozialen Dramen und als Anhängsel die vereinzelt gebliebenen epischen Versuche; der dritte bringt die Familiendramen. Dem Florian Geyer, der ganz für sich steht, ist ein besonderer Band zugewiesen; nicht wie es naturgemäß gewesen wäre, der vierte, sondern der fünfte, sodaß die Märchendramen, die auf den vierten und sechsten verteilt sind, in zwei Stücke gerissen sind. So schließt sich, was auf den ersten Blick verwirrend schien, leicht, mit der erwähnten Ausnahme, zu zwei Gruppen zusammen. –

Die Wirklichkeitsdramen kamen alle aus einem leicht erregten Herzen. Das Mitleid ist der Quell der Kraft. Das Elend ihr immer wiederkehrender Gegenstand. Den Frühdramen, vielleicht dem Friedensfest und den Einsamen Menschen noch mehr als trotz aller Kraßheiten dem Erstling hat die Zeit viel genommen, während die humorvolleren College Crampton und besonders der Biberpelz sich ihre Frische bewahrt haben. Der rote Hahn steht freilich nicht auf der gleichen Höhe. Über jene ersten ist Hauptmann dann mit seinen späteren, tragisch ausgehenden Werken um einen bedeutsamen Schritt hinausgekommen. Michael Kramer, der freilich im letzten Akt sich allzu krampfhaft müht, Geist zu geben, Fuhrmann Henschel und Rose Bernd zeigen uns einen Dichter, dessen Gestaltungskraft wir unsere Bewunderung nicht versagen können. Das überragende Werk sind und bleiben die Weber, in denen die Leidensdarstellung bis zu einer einzigartigen Monumentalität gesteigert ist. Wie ich über den Ewigkeitswert, insbesondere aber die Tragik dieser Elendsdramen denke, das lege ich in anderem Zusammenhange in diesem Hefte dar und kann mich daher an dieser Stelle damit begnügen, darauf zu verweisen.

Die Überleitung zur zweiten Gruppe, den wirklichkeitsfremden Dramen, bildet Hanneles Himmelfahrt. Die Traumdichtung bildet das Tor zu den reinen Märchendramen. In ihr gibt der Dichter zum erstenmal eine Verklärung des Leidens und kommt mit den Engelsversen der reinen Lyrik so nahe, wie niemals wieder. Die Anregungen zum Armen Heinrich und der Elga, die sich, insbesondere gilt das von der letzten, nur schwer den Märchendramen einfügen, sind allzu sehr von außen gekommen, als daß sie, soviel Eigenes Hauptmann auch hinzugetan hat, aus den Dramen herausragten. Da Schluck und Jau nicht mehr als einer flüchtigen Laune Kind sein will und ist, so bleibt für die Bestimmung der Art der Hauptmannschen Märchendramen nur die Versunkene Glocke und Pippa tanzt. Ein Vergleich beider zeigt den Fortschritt Hauptmanns. Freilich zum Denker reicht die geistige Kraft dieses reinen Herzmenschen ja nicht aus, aber in dem Lied von der Vergänglichkeit und der Macht der Schönheit, als das man Pippa ansprechen muß, ist viel mehr

das zusammengefaßt und Gestalt geworden, was Hauptmann ergrübelte, als in dem unklaren symbolisierenden Gedicht vom Meister Heinrich. So ist Hauptmann, bei allen unverkennbaren Grenzen seiner Begabung, doch ein Eigener geworden, dem unsere Zeit keinen Ebenbürtigen auf seinem Gebiete an die Seite zu stellen hat. Freilich will das, wenn man über sie hinausblickt, nicht allzuviel sagen.

Dem Verlag aber gebührt aufrichtiger Dank, daß er uns das bisherige Werk des Dichters in einer in jeder Weise mustergiltigen Ausgaben vorlegte. Bringen wir ihn mit der Tat, nicht nur mit Worten.

Hamburg. Hans Franck.

Der Kronprinz. Eine dramatische Historie in fünf Aufzügen von Herm. Anders Krüger. Alfred Janssen. Hamburg 1907. 2 Mk.

Die Hausgeschichte unserer deutschen Fürstenfamilien ist kein dankbares Feld für den Dramatiker. Politische Rücksichten wirken hier auf das Urteil ein, bereiten dem Werke vielfache Hemmungen und verschließen ihm in der Regel von vornherein eine Anzahl einflußreicher Bühnen, unsere Hoftheater, ganz. Wenn sich Herm. Anders Krüger dadurch nicht hat abschrecken lassen, ein Stück Hausgeschichte der Hohenzollern dramatisch zu bearbeiten, so zeugt das von der Macht, mit der dieser Stoff auf den Dichter wirkte und zur Gestaltung drängte. Es ist das Jugenddrama Friedrichs des Großen, das in Krügers Schauspiel „Der Kronprinz" vor uns aufersteht, geschaut und nacherlebt von einem, der ebenso moderner Dichter wie geschulter Historiker, in diesem Stoffe noch mehr fand als nur ein Stück Geschichte, nämlich ein tief erschütterndes Stück eigenes Leben.

Der Konflikt zwischen Sohn und Vater, der Zwiespalt zwischen väterlichem Machtgebot und kindlichem Eigenwillen lauert in jeder Familie; er vertieft sich mit dem Maß von Willensstärke, das sich in der Familie forterbt; er kompliziert sich, je höher die Familie steht, je größer der Machtbereich ihres Willens ist. Darum ist dieser Konflikt in der Hohenzollernfamilie besonders tragisch und weittragend geworden. Das allgemeine Gefühl steht dabei unverkennbar mehr auf Seiten des Sohnes als des Vaters, und der Dichter brauchte nicht erst lange um Sympathien für seinen Helden zu werben; aber er hat es sich darum nicht etwa leicht gemacht. Licht und Schatten sind in dem Drama gleich verteilt; man könnte fast finden, der Vater sei mit noch größerer Liebe gezeichnet als der Sohn. Wohl ist er der alte Soldatenkönig geblieben in seiner Derbe und Schwere, seiner Langsamkeit und blinden Wut, aber den Zug der Kleinlichkeit hat der Dichter gemildert und dadurch immer den Eindruck der königlichen Würde gewahrt. Der Kronprinz gewinnt uns vor allem dadurch, wie er sich innerlich wandelt vom liederlichen Don Juan und Schuldenmacher zum ernsten, seiner Pflicht bewußten Thronerben. Diese Wandlung geht durch alle fünf Akte; mit Geschick wird uns der Prinz zu Anfang als leichtsinnig, aber nicht als verdorben gezeigt, er ist guten Regungen leicht zugänglich und läßt sich nur zu sehr von seinen Neigungen und Abneigungen leiten, statt von seinem Gewissen. Neben ihm steht am stärksten belichtet sein Freund Katte, eine innerlich edle Natur, aber ein Zyniker, der nicht nur mit allen Vorurteilen, sondern auch mit allen sittlichen Grundsätzen und Idealen längst fertig ist, ein schlecht gewählter Umgang für den frühreifen Prinzen; so wirkt sein Tod als eine schwere, aber nicht unverdiente Sühne für die Schwäche, mit der er die Abwege des Prinzen begünstigt und geduldet hat. In der Charakterzeichnung ist Krüger ausnahms-

los recht glücklich. Alle Personen, selbst die nur wenig oder gelegentlich auftretenden, haben ihre besondere Note, wirken als Individuen und nicht als Figuren.

Schwächer erscheint mir die Führung der Handlung. Das Stück beginnt im Sommer 1730 mit einer Szene im königlichen Schlosse zu Berlin. Hier wird die zur Tyrannei ausgeartete väterliche Erziehung, die ihre Wirkung gänzlich verfehlt, an einer Reihe von Beispielen anschaulich; schließlich fällt aus dem königlichen Munde das Wort: „Weißt du, wenn mich mein Vater so behandelt hätte, davon gelaufen wäre ich ihm!“ und weckt den Fluchtgedanken in der Seele des Jünglings. Der zweite Aufzug bringt die Vorbereitungen zur Flucht im kursächsischen Lustlager zu Zeithain; nach einer tätlichen Beleidigung seitens des Vaters vor dem gesamten sächsischen und preußischen Hof entschließt sich Fritz und schickt Katte nach Berlin, um dort die nötigen Mittel zur Flucht aufzubringen. Nun folgt eine unbegreifliche Lücke; man erwartet in der nächsten Szene die Ausführung der Flucht, ihre Vereitelung und die Festnahme des Prinzen, aber — nichts von alledem! Krüger gleitet schweigend darüber hinweg und führt uns im dritten Aufzug nach Küstrin: Fritz im Gefängnis, seines Schicksals ungewiß, muß die Hinrichtung Kattes mit ansehen. Daran schließt sich im vierten Akte (dieser ist oben unter den „Lesefrüchten“ vollständig abgedruckt) die Umstimmung des Königs zugunsten des Prinzen, und im fünften folgt die äußere Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Nach meinem Gefühl klafft dabei in der Mitte des Stückes, zwischen dem zweiten und dritten Akte, eine unüberbrückte Kluft. Der Übergang aus dem Lustlager in das Gefängnis ist zu unvermittelt und der Dichter hat es auch anscheinend ganz absichtlich unterlassen, den Leser oder Hörer anderweitig, etwa durch den Bericht eines Dritten, über das inzwischen Vorgefallene zu unterrichten. Er setzte die mißlungene Flucht bei Mannheim wohl als ein geschichtlich bekanntes Ereignis voraus, dessen Einzelheiten für das Stück und den Konflikt belanglos sind; ich fürchte aber, der Durchschnittsmensch wird sich auf diese Weise nicht abspeisen lassen und mit Recht. Ferner erscheint mir der fünfte Aufzug nach dem gewaltigen Aufeinanderplatzen der Leidenschaften im vierten als ein matter und zu schleppender Ausklang. Man ist über den Ausgang nicht mehr im Zweifel, und das retardierende Element, das der Dichter einflicht, die Weigerung Friedrichs, seine Schwester Wilhelmine im Stich zu lassen, erhöht die Spannung nicht, da der Dichter bisher von dem innigen Verhältnis der Geschwister nichts hat verlauten lassen, wie denn das weibliche Element, bis auf das einmalige Hervortreten der königlichen Damen im vierten Aufzug, im Stück überhaupt keine Rolle spielt. Es lohnt sich, Krügers Kronprinz hinsichtlich des Schlusses mit Kleists Prinz von Homburg zu vergleichen, an den man bei diesem Preußen- und Prinzendrama natürlich öfter denken muß. Wozu Krüger zwei Aufzüge braucht, Umstimmung des Fürsten und Begnadigung des Prinzen, das drängt sich bei Kleist in zwei Szenen des letzten Aktes zusammen; diese Kürze ist jedenfalls dramatisch wirksamer.

Vortrefflich und zündend ist der Dialog. Die Sprache ist bewußt modern, nirgends altertümelnd; in den Reden Kattes und des Kronprinzen sind Wendungen im Kasinoton nicht selten. Indessen bleibt der Ausdruck trotz aller Natürlichkeit kraftvoll und edel. Dazu trägt auch der heimliche Rhythmus bei, der dem geübten Ohre aus jeder Seite entgegentönt; offenbar war das Drama zuerst in Blankversen gedichtet, und Krüger hat sich — nach klassischem Muster — nach-

träglich entschlossen, die Verse in Prosa umzuschreiben.

Dem Drama voraus geht eine Widmung an Gerhart Hauptmann; Krüger ruft dem Dichter des Florian Geyer ein Quousque tandem zu und meint, da die literarischen Feldhauptleute das historische Drama nicht weiterpflegten, so müßte die junge Feldmannschaft ihm „eine Gasse hauen". Dennoch wagt er es nicht, den Namen des historischen Dramas für sein Werk in Anspruch zu nehmen und nennt es nur eine dramatische Historie; das ist bescheiden: ich glaube doch, das Werk ist mehr. Es ist wirklich ein Stück Leben, das wir mit leben, ein Kapitel Geschichte, das uns ein Dichter zur Gegenwart umgeschaffen hat. Ob es bühnenfähig ist, kann nur die Aufführung erweisen; hoffentlich findet sich bald ein gutes Theater, das die Probe macht. Aber selbst wenn es Buchdrama bleiben sollte, — für den Leser wird es immer ein Erlebnis sein.

Karl Credner.

Wildenbruch, Ernst von: Die Rabensteinerin. Schauspiel in vier Akten. Berlin, G. Grote 1907. 2 Mk.

Vielleicht liegt die Hauptbedeutung dieses Werkes darin, daß uns Wildenbruch mit ihm ein deutsches Volksschauspiel im edelsten Sinne dieses Wortes geschenkt hat. Wir feiern zu viel bei wohlgemeinten, ad hoc zurechtgemachten „Festspielen". Hier gab ein Künstler ein wahres Weihespiel; einer, der vor allen andern Lebenden dazu berufen ist, ja, dessen Schwächen Liebenswürdigkeiten sind und ihn dem Volke um so näher bringen. Im Berliner Königlichen Schauspielhause, an der Stätte manchen Erfolges seines dramatischen Schaffens, in Gegenwart eines königlichen Prinzen fand am 13. April die Uraufführung statt, nachdem der Kaiser bereits der Generalprobe beigewohnt hatte. Das mag als ein fröhliches Zeichen für das weitere Schicksal dieses Dramas gelten. Das Volk, dem Wildenbruchs Kunst gehört, reicht vom König bis zum letzten Mannen. Vielen ist an jenem Abend heiß ums Herz geworden, und Rufe jubelnden Dankes kamen über sonst schweigsame Lippen. Aber am hellsten klangen doch die Stimmen der Jugend von den oberen Rängen. Nach dem glänzenden zweiten Akte huldigte man dem geliebten und verehrten Dichter und, als der Vorhang zum letzten Male gefallen war, gab es einen herzlichen Austausch der Rufe und Winke zwischen jauchzender Jugend und froh bewegtem Poeten. Es mag eine stolze Stunde für Wildenbruch gewesen sein. Schon einmal war er der Heros der Jugend. Unbeirrt ist er durch graue Tage gegangen. Die Jungen, die nun an der Reihe sind, ein kräftig deutsches Geschlecht, stehen in froher Treue zu ihm.

Gewiß, das Stück hat seine Schwächen, spezifisch Wildenbruchsche Unvollkommenheiten. Die geschichtlichen Aufgaben der Vergangenheit und der Gegenwart werden gleichartiger dargestellt, als sie es in Wahrheit sind. Darin liegt ein Moment starker, aber nicht künstlerischer Spannung. Die räumliche Entfernung wird um der dramatischen Effekte willen naiv mißachtet. So klingen die Hohnworte der Nürnbergerin, die sich des Vergnügens halber bei den Belagerern der Burg befindet, laut und deutlich in das Burggemach hinein. Zuweilen ist die Handlungsweise der Personen psychologisch schwer verständlich. Das macht, der Dichter sieht bereits einen Ausweg, den er aber nicht zu früh verraten darf. So quält der junge Welser die Rabensteinerin ein weidliches, bis er sie auf Grund Augsburger Rechts im letzten Augenblick vom Schaffot befreit, indem er sie zum Weibe begehrt. Hin und wieder sind die Charaktere lediglich auf äußere Wirkung angelegt. So ist die Melberin, des jungen Welsers

von den Eltern bestimmte Braut, ein ganz abscheulicher, fast unglaublicher Bösewicht. Und dann und wann tritt ein leiser Zug zum Opernhaften hervor; so, wenn am Schluß die gesamten Welserschen Reisigen sich für den Zug nach Venezuola begeistern.

Aber das alles huscht im Zuschauer nur auf, um schnell zu verfliegen. Dem Leser kommt es noch weniger zum Bewußtsein. Der reflektierende Verstand sucht es nachträglich zusammen und legt doch dem Gefundenen kaum Gewicht bei. Zu stark ist die Stimmung, die von der Dichtung ausgeht, als daß man den kleinen Bedenken gern Raum gäbe. Es ist im ganzen so sehr wahrhaftige Kunst und echt dramatisches Temperament, wodurch wir fortgerissen werden, daß das freudige „Ja“ alle anderen Stimmen übertönt.

Einesteils ists eine Rittergeschichte, die uns vorgeführt wird. Eine Historie, die in der Nacherzählung nicht sonderlich original klingen würde. Eine Geschichte von den dem Untergange geweihten Rittern, die um des Hungers willen zu Wegelagerern werden. Von dem kecken Ritterfräulein, das den zum Tode wunden Patriziersohn beim ersten Blicke liebt und von ihm geliebt wird. Das in wilder Rache die unwerte Nürnberger Braut, menschgewordenen Nürnberger Tand, erschießt. Von der Maid, die dem Henker verfallen ist und vom Geliebten gerettet wird.

Aber wie wird uns das alles nahe gerückt, wie leben wir mit den Gestalten mit! Wie lernen wir das Empfinden des Rabensteiners, seiner Tochter und seiner Gesellen verstehen! Und nicht minder das der Großkaufleute in Augsburg und den freien Sinn des jungen Geschlechtes, das trotzig und edel wie die Ritter und weitsichtig wie die Patrizier ist. Wie enthüllen sich uns die knorrigen Charaktere des Nunnenmachers, des Westphalen und des Schwarzen! Welch ein Bild der Treue, da diese rohen Knechte der verwaisten Tochter ihres Herrn huldigen! Das ist erhabener Humor. Und darin liegt ein Zeichen eines reifen und gütigen Dichters. Dieser feinste Humor umspielt den alten Bartholome Welser und Frau Felicitas mit dem mütterlichen Herzen. Aus ihm heraus wurde auch die männliche Gestalt des Stadtvogts gebildet. Und dann das echte Pathos, mit dem endlich einmal wieder große Leidenschaften dargestellt werden! Wir sind der kleinen Schicksale und der jämmerlichen Empfindungen müde. Kampf für eine große Idee, reine Liebe, Aufopferung, Mut sind doch für Welt und Kunst wichtiger und interessanter als Pubertätsjammer und erotische Gefühlchen.

In der Art des sechzigjährigen Dichters liegt etwas wunderbar Jugendliches. In einem solchen Sinne naiv kann nur ein Edler und Großer sein. Das ist die volkstümliche Kunst, deren wir bedürfen. Ein festliches Werk; so wollen wir uns in Feierstunden seiner freuen. Man sollte es der deutschen Jugend, auch der der Schulen, in guten Aufführungen zugänglich machen und nicht vergessen, es in die Haus-, Volks- und Schulbibliotheken einzustellen.

Emil Müller.

„Meroë.“ Tragödie in 5 Aufzügen von Wilhelm von Scholz. Berlin 1906. Dr. Wedekind & Co. Geb. 3,50 Mk.

In eine Königsstadt des vorgeschichtlichen Asiens sind wir versetzt. Wie „ungeheure Felsen“ ragen die Paläste der Königsburg empor. Im Stile etwa assyrischer Bauten. Geschmackvoll gegliedert, doch scharf herausgeschnitten, stolz und kalt. Man hört in Marmorbecken Plätschern – doch leise, monoton. Symbole sind zu schauen, heilige Tiere, Vögel, Schlangen, Löwen, doch frostig, ernst, abstrakt. Des Abends mögen

Feuer sich erheben aus Opferbecken, aber „säulenstill". Geheimnishauch mag uns umweben, wenn dumpfe Tritte durch die Stille klingen, doch wie ein banger Traum, gespensterhaft. Hier walten Priester, wissen auch zu sagen von Göttern, Wunderländern der Erlösung, doch alles ist so eingestellt auf Macht, drängt sich so schroff dem Harten, Starren zu, daß jeder Glaubenstraum gleichsam wie Mondenglanz auf steinernen Terrassen ruht . . . Sobald der Morgen naht, muß er zerrinnen. Die Priester müssen hier zu Lügnern werden. Auch sie verlangen schließlich nur nach Macht. Das einzige Ideal ist hier Erhabenheit, die Liebe hat hier keinen Raum. Die Kraft ist Gott, der Machtgebietende nimmt alles Menschliche in seinen Dienst. Das Herrentum der Mannheit ist das Absolute. Dies ist die Welt der „Meroë", einer ganz seltsam packenden Tragödie von Wilhelm von Scholz. Sie ist so fern von allem „Aktuellen", so losgelöst von aller Tagesnot, daß man wie ein Verzauberter in diese Sphäre tritt. Man zögert, horcht, man schrickt zusammen, doch man ist angezogen, kann nicht mehr zurück und plötzlich ist man mitten in Geschicken, die jede Faser unseres Herzens spannen. Da ist ein König, dessen Machtgelüste sich völlig sättigten, er steht am Ziel. Nun möcht' er seine Feinde selbst zum Aufruf führen, nur um zu tun zu haben. Aus purer Kampfeslust wagt er daher die Götter und die Priester herauszufordern. Nun stellt sich ihm sein Sohn entgegen, der die Idee des priesterlichen Königs im Herzen trägt. Die Königin ist auf des Sohnes Seite. Es wird der Sohn verbannt, er kehrt zurück, um an der Spitze eines Heeres der Feinde sein Vaterland zu unterwerfen. Schon dringt er siegreich vor, da muß er hören, daß seiner Mutter Segen nun mit dem Vater ist. Er weicht zurück, er wird entwaffnet und gefangen. Die Priester, die mit ihm im Bunde sind, versuchen ihn vergeblich zu befreien. Ein Meuchelmörder, der als Warner sich dem König nähert, wird im letzten Augenblick gepackt. Der Vater läßt dem Sohne von den Kriegern das Todesurteil sprechen. Die Priester intriguieren fort. Die Mutter reicht nach furchtbaren Konflikten dem König einen Becher mit vergiftetem Wein. Der König stirbt. Nun aber wird sein Ideal lebendig. Es faßt den Sohn, der in den Kerkerängsten die Priesterränke immer mehr durchschaut. Es faßt die Mutter selbst, die sich ermordet und vorher noch dem Gatten das Opfer bringt, auf alle Jenseitsträume zu verzichten. „Ganz ohne Hoffnung" will sie scheiden, die doch von priesterlichem Stamme ist. „Eine eherne Pforte schlägt hinter mir das Diesseits dröhnend zu, dahinter alles Leben wie sinnloser Wirbel verhallt und stumm wird." So triumphiert der Gedanke der konkreten Macht, der ehernen Männlichkeit, die keine Götter braucht, noch nach dem Tode ihres konsequenten Trägers. Ganz wie's dem Geiste, der um die Paläste weht, entspricht. Kalt, steinern, stolz, erhaben. — Es liegt gewiß eine ganz originelle Wirkung in den unausgesetzten Spannungen in diesem starren Milieu. Die Tragödie ist aus einer Stimmung geboren, sie ist ein Organismus mit eigenem Gesetze. Der Genius der Zeit allerdings wird sie nicht aufnehmen. Ihre Typen sind doch zu schattenhaft. Sie legt sich wie ein Alpdruck auf die Seele. Wie ein Fiebertraum wirkt sie, den man nur unter Ruinen erleiden kann. Man wird erschüttert, reibt sich noch die Augen, wenn man nach all dem Graus erwacht. Man muß den Künstler aufrichtig bewundern. Jedoch man denkt nicht gern an den Gespenstertanz zurück. Die Gegenwart ist doch nun einmal mit dem christlichen Geist so durchtränkt, auch da, wo sie es leugnen möchte, daß die Ästhetik krasser Machtidole ihr nicht zusagt. Daran kann selbst ein so berufener Künstler wie Wilhelm von Scholz

nichts ändern, wie folgerecht auch der Aufbau seines Werkes sei. Es steht turmhoch über all den Erzeugnissen, die trotz alles Übermenschentums der Phrase dem weichlichen Geschmacke der Zeit entgegenkommen. Es zeigt einen Dichter resolut wie Hebbel, erquickend keusch und herb. Aber der König, der nur Machtdrang, der Priester, der nur Lüge, das Weib, das nur Verehrerin des Starken ist: das sind doch recht buchhafte Gestalten. Es sind Schemen, die keine Größe der Gesinnung beleben kann, die daher für ein Bühnenwerk sich am wenigsten eignen. Man sollte sie in der Welt Voltaires und, was das Weib betrifft, in der naiven Romantik spuken lassen. Sie passen nicht zu unserer Geschichtserkenntnis. So völlig darf kein Dichter die Entwicklung ignorieren, daß er seine Personen in gänzlich ausrangierte Garderoben steckt. Wilhelm von Scholz hat dies am wenigsten nötig.

Willy Schlüter.

Hugo von Hofmannsthal: Kleine Dramen (Das Bergwerk zu Falun. Der Kaiser und die Hexe. Das kleine Welttheater). Leipzig, Im Inselverlag. 4 Mk., geb. 6 Mk.

Von den in diesem Bande vereinigten Dramen sind „Kaiser und Hexe" und „Das kleine Welttheater" seiner Zeit nur in teuren, seitdem längstvergriffenen Luxusausgaben in kleiner Auflage hergestellt worden, während „Das Bergwerk zu Falun" vor Jahren einmal in einer Zeitschrift stand. So waren die Dichtungen bisher einem größeren Kreis nicht zugänglich. Man kann es dem Inselverlage nur Dank wissen, daß er diese Sachlage durch die Vereinigung zu diesem prächtigen Bande ins Gegenteil veränderte. Denn gerade in diesen kleinen Formen offenbart sich Hofmannsthals Kraft am reinsten und darum am gewinnendsten. Denn was man bei ihm finden kann, sind, so sehr er sich auch darum müht, nicht große, wohlgefügte Werke, nicht Kämpfe um gewaltige Lebensmächte, nicht Gestalten von Fleisch und Bein, die fähig sind, die Wirklichkeit zu begreifen und durch Taten zu wandeln, sondern Verse. Verse, gebettet in taubem Gestein, die mühsam nach langer Fahrt durch Dunkelheiten zu erringen sind unter vielem Suchen, Klopfen und Horchen, die aber, wenn sie dem schon Verzweifelnden plötzlich entgegenblinken, das Auge durch ihren unerhörten Glanz zu blenden drohen und das willige Herz beseligen. So sucht man auch in diesen drei kleinen Dramen Gestalten, Schicksale, Erkenntnisse, reine Formen vergebens, aber der Reichtum an schönen Versen ist größer denn je, gerade weil Hoffmannsthal hier nicht mehr geben will, als seiner Natur gemäß ist.

Im Mittelpunkt des Bergwerks zu Falun steht ein grüblerischer Fischer, der andere Augen hat als das gemeine Volk, das sich am Leben ergötzt. Ihm ist alles schal geworden. Er möchte sich, heimverlangend, in die dunkle Erde einwühlen. Doch sie kann ihn, als ihm durch ein Wunder seines Herzens Wunsch erfüllt wird, noch nicht halten, da er (obschon er's nicht weiß) die Welt noch nicht ganz überwunden hat. Aber gerade diese Fahrt in die Tiefe bewirkt es. Und so tritt er von Neuem, über das gemeine Schicksal der Welt hinweggehoben, die Fahrt nach der Pforte, die zur großen Mutter führt, an. In dem zweiten Drama ist das Ringen gegen die Macht des Weibes dargestellt. Der Kaiser ist wund vom immer gleichen Bild seiner offnen weißen Arme und nur von dem einen Gefühl erfüllt, loszukommen. Nach schwerem Kampfe wird ihm der Sieg. Es gelingt ihm, sich dem Teufel, der seine Kräfte zu vernichten drohte, zu entwinden und den Weg zu sich selber wieder zu gewinnen. Am losesten in der Form ist das dritte Stück „Das kleine Welttheater oder die Glücklichen". Die Verse werden nur durch

folgende Fiktion zusammengehalten: Über eine gewölbte Brücke schreiten nacheinander, jeder im Schritt, der mit seinem Lebensgefühl zusammenklingt, der Dichter, der Gärtner, der junge Herr, der Fremde, das junge Mädchen, der Wahnsinnige mit Arzt und Diener und sprechen Verse vom Sinn und Widersinn des Lebens. Die des Arztes, die alles, was in diesen Dramen ringt, zusammenfassen, mögen als Ausdruck des Empfindens und Dokument des Könnens hier stehen.

Ich sehe einen solchen Lauf der Welt:
Das Übel tritt einher aus allen Klüften;
Im Innern eines jeden Menschen hält
Es Haus und schwingt sich nieder aus den Lüften:
Auf jeden lauert eigene Gefahr,
Und nicht die Bäume mit den starken Düften
Und nicht die Luft der Berge kühl und klar
Verscheuchen das, auch nicht der Rand der See.
Denn eingeboren ist ihr eignes Weh
Den Menschen: ja, indem ich es so nenne,
Verschleir' ich schon die volle Zwillingsnäh,
Mit der's dem Sein verwachsen ist, und trenne,
Was nur ein Ding: denn lebend sterben wir.
Für Leib und Seele, wie ich sie erkenne,
Gilt dieses Wort für Baum und Mensch und Tier.

Hamburg. Hans Franck.

Vorwerk, Dietrich: Wipfelrauschen. Gedichte. Verlag: Cotta 1906. 238 Seiten. Geb. 4 Mk.

Ich habe bei dem „Wipfelrauschen" den Eindruck, als habe der Verfasser wahllos alle mit Versen beschriebenen Zettel in seinem Schreibtische zusammengesucht und sie nach dem Inhalt in je eins der entsprechenden Fächer „Aus Süd und Sonne", „Kunst und Künstler", „Von meinen Bergen", u. s. w. eingeordnet. Diese Wahllosigkeit verrät einerseits eine ziemlich große Unkenntnis dessen, was alte und moderne Lyriker geleistet haben, und andrerseits eine bedeutende Unterschätzung des Leserkreises, der überhaupt Lyrik liest, besonders Lyrik in solchen Ansammlungen. Vorwerk handhabt ohne Zweifel seine Sprache mit großer Leichtigkeit, er besitzt ein gewisses Gefühl für Rhythmus, und der Reim kommt ihm ohne die geringste Schierigkeit. Man ahnt auch bisweilen hinter seinen Versen ein starkes Gefühl, aber das Gewand, das er ihm umhängt, ist uns schon so altbekannt, daß ein Wiedersehen durchaus keine Freude mehr macht, oder er hat es ihm in der Eile nur liederlich und flüchtig übergeworfen, und es schlägt Falten, wo es glatt sitzen sollte. Geradezu unangenehm wirkt in dieser Hinsicht der erste Teil „Aus Herz und Haus", 29 Gedichte, von denen ich mit wenigen Ausnahmen wünschte, daß sie nie über die Schwelle des Harzer Pfarrhauses gekommen wären. Wenn diese Gedichte der, der sie gelten, eine Freude gewesen sind, und das ist sicherlich der Fall gewesen, denn es ist meist erfreulich, sich als Konzentrationspunkt für lebhafte Empfindungen zu fühlen, so haben sie damit ihren Daseinszweck vollkommen erreicht, eine Berechtigung zur Veröffentlichung, erwarben sie sich damit aber noch nicht. Ich greife eine Probe heraus:

Deinen Namen stickst du ein mit rotem Faden
In die weiße Wäsche, die der Hochzeit harrt,
Und den gleichen Namen in der gleichen Farbe
Stickst du mir ins Herz durch deine Gegenwart.

Schon allein die Vorstellung, daß Dietrich Vorwerk in seinem Herzen ein großes, rotes Monogramm trägt, weckt in mir die peinlichsten Gefühle. Im ge-

wöhnlichen Leben läßt sich der Mann von „lieben Händen“ wohl ein Monogramm für seinen Überzieher sticken, aber schwerlich wird er einer so unnötigen schmerzvollen Operation an seinem Herzen standhalten. Bin ich vielleicht zu boshaft gewesen bei der Auswahl? Man lese Seite 18 „Ringlein“, ein Lied in mißglücktem Volkston, Seite 37 „Holzwurm“ oder Seite 46 „Die Eine“; da ist die Liebe zuerst ein Dominospiel und dann ein Bratäpfelchen,

Darin schmoren die schönen Fräulein und ihre Zofen;
Die einen verzehrt man in ihrer süßen Glut,
Andre verbrutzeln, und zischend verspritzt ihr Blut.

Darin liegt weder Geschmack noch Witz. Geschmacklos ist überhaupt der größte Teil dieser Schlafrockpoesien, und es ist im höchsten Grade bedauerlich, daß dergleichen geschrieben, gedruckt und gelesen wird, doppelt bedauerlich, wenn es von jemand kommt, der Besseres kann. Daß der Verfasser, auch im Hausrocke, nicht geschmacklos zu sein braucht, beweist ein Gedicht aus demselben Teil, Seite 33 „Zu zwein“, dessen zweite Strophe ich anführe:

Wir wandern zu zwein und umschlingen uns dicht
Und schauen der Sonne ins frohe Gesicht.
Und sie lächelt so lind und so schalkhaft zugleich,
So mütterlich wissend und mütterlich weich,
Als wollte sie sagen: Nicht lange mehr,
Dann sind die Nester von Vögelchen schwer,
Und ihr wandert zu drein.

In den Reise- und Harzliedern findet Vorwerk bisweilen Töne, die die antwortende Glocke in des Lesers Seele zum Klingen bringen; aus ihnen spricht ein lebhaftes Naturempfinden und liebevolles Beobachten des Naturlebens. Allerdings sieht der Theologe dabei dem Dichter häufig über die Schulter. Das Geschaute bleibt nicht einfach das, was es ist, sondern wird ihm zum Gleichnis, und da passiert es wohl auch, daß ihn die Theologie mit ihren übertragenen Anschauungen aus dem Naturbilde gründlich herauswirft. — Nicht jeder dichtende Pfarrer ist eben ein Mörike! Die „religiösen Sonette“ scheinen mir am einheitlichsten, auch in den „erzählenden Gedichten“ ist der Ton oft gut getroffen, wenn auch hier und da entschiedene Mißgriffe vorkommen. So auf Seite 159 in „der Tod und die Tödin“, in dem viel hohles Pathos in der Art unserer gangbaren Sedangedichte steckt. Auch (auf S. 161) den „Dichter“ hätte ich mir gern geschenkt, die feine, elegante, espritvolle Satire liegt dem Verfasser nicht und wirkt infolgedessen gewollt. Er spricht übrigens erstaunlich viel über Kunst und Künstler.

Vielleicht überrascht uns Vorwerk später einmal mit einer gründlich gesiebten Auswahl seiner Gedichte, und vielleicht könnte ihm die äußere Schlankheit von Hans Böhms Gedichtband, an den ich beim Lesen des „Wipfelrauschen“ manchmal wehmütig dachte, dabei vorbildlich sein.

E. v. Dorer.

Kurze Anzeigen.

Arnold, Hans: „Herbstsonne.“ Neue Novellen. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart. A. Bonz & Co. 1907. 244 S., brosch. 3 M., geb. 4,20 Mk.

Das kleine Buch enthält 6 Novellen, bis auf eine alle mehr oder weniger humoristischen Inhalts, welche auf hohen literarischen Wert zwar keinen Anspruch machen können, als harmlose, erheiternde und erfrischende Lektüre aber warme Schätzung verdienen. Man kann dabei ab und zu herzlich lachen, und das ist etwas, wonach man nach der Lektüre vieler neuerer Bücher eine wahre Sehnsucht empfindet. So sei das Buch empfohlen für Stunden, in denen der Mensch ein geistiges Ausruhen von schwererer Tätigkeit nötig hat.

J. F.

Erffa, Burkhart, Freiherr von: Reise- und Kriegsbilder von Deutsch-Südwest-Afrika. Halle a. S. 1905. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 85 S. mit 43 Abbildungen. — Brosch. 2 Mk., geb. 2,50 Mk.

Das Büchlein besteht aus Briefen, die ein junger Rechtsgelehrter auf der Reise nach und von Südwest-Afrika an seine Eltern in Deutschland schreibt. — Schon der Titel des Buches und vielleicht noch mehr die Bemerkung auf dem Titelblatte, daß der junge Verfasser am 9. April 1904 bei Onganjiro im Kampfe gegen die Eingeborenen als Offizier gefallen ist, läßt uns mit einigem Interesse an die Reise- und Kriegsbilder herantreten.

Allerdings entsprechen die Reisebilder weniger den Erwartungen als die Kriegsbilder. Freilich bieten auch jene hier und da interessante Bemerkungen über Land und Leute, sie geben ab und zu ganz feinsinnige Schilderungen von Naturschönheiten, aber im Ganzen können die Bilder der afrikanischen Landreise kaum von monotoner Einförmigkeit freigesprochen werden. — Anders verhält es sich mit den darauffolgenden Kriegsbildern, welche ungefähr die letzte Hälfte des Büchleins ausmachen. Hier erlebt man wirklich etwas mit, indem man die Begeisterung des jungen Offiziers fühlt. Die Gefechte werden höchst lebhaft geschildert.

Aus vielen Stellen der Briefe leuchtet uns die Persönlichkeit des Briefschreibers entgegen: Er ist ein liebevoller Sohn, ein guter Kamerad, ein leidenschaftlicher Jäger, ein des Lebens sich freuender junger Mann, ein tapferer, todesmutiger Soldat, dabei ein Mann, der sein Leben in der Hand Gottes und sich von ihm abhängig weiß. Das alles gefällt. Nur eins hat mir an ihm nicht gefallen, das ist sein Urteil über die Eingeborenen. Sie sind für ihn „schwarze Teufel", „elendes Gesindel", „Bestien". Man kann sein Urteil verstehen, ja, man kann es verzeihen, nachdem er die Greueltaten der Eingeborenen gesehen hat, billigen kann man es trotzdem nicht. Wollen wir über Wilde herrschen, müssen wir gelegentlich auf wilde Taten von ihrer Seite gefaßt sein.

Es erübrigt noch kurz die Bildnisse und Abbildungen des Büchleins zu erwähnen. Sie sind nicht schlecht, illustrieren auch manchmal den Text gut, doch scheinen sie mir nicht den Wert des Büchleins um soviel zu erhöhen, als es teurer geworden ist (früher 0,80 Mk., jetzt 2 Mk). Aber wer sich für Deutsch-Südwest-Afrika interessiert, wird sich auch für dies Büchlein interessieren. Vielleicht könnte es auch Interesse erwecken, wo noch keines ist.

A. B.

Lang, P.: Das deutsche Schullesebuch und Christoph von Schmid. Eine kritische Studie als Beitrag zur Lesebuch- und Jugendschriftenfrage. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1906. 175 S. Preis 2 Mk., geb. 2,50 Mk.

Die Jugendschriften Schmids haben sich einer Verbreitung zu erfreuen gehabt, die selten ist. Die deutschen Lesebücher sind es sonderlich gewesen, die die Kenntnis und Verbreitung der Schmidschen Schriften vermittelt haben. Man kann wohl behaupten, daß die moralisierenden, meist erdachten Lesestücke mit ihrer stark aufgetragenen Tendenz der Geschichte angehören, und wir stimmen dem Verfasser in der Ablehnung derselben bei. Doch müssen wir bei der Beurteilung derartiger literarischer Erzeugnisse, ihres Eindruckes, den sie auf uns machen, der Befürchtungen, die wir für das sittliche und ästhetische Urteil der jugendlichen Leser hegen, uns hüten, unsere Auffassung einfach der kindlichen gleichzusetzen. Wir kommen dann leicht dahin, daß wir — und hiervon hat sich auch Lang nicht allenthalben ferngehalten — die von uns vermuteten üblen Folgen der Lektüre bei jugendlichen Lesern übertreiben.

Dresden. Vetter.

Lingg, Hermann: Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von Paul Heyse. Mit Porträt nach F. v. Lenbach. Stuttgart und Berlin 1905. J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 268 S. 8°. Preis geb. 4 Mk.

Dem jungen Lingg hob im Jahre 1854 Emanuel Geibel die Erstlingskinder seiner Muse aus der Taufe und stellte ihn als einen Ebenbürtigen neben sich. Ganz hat

freilich Lingg nicht gehalten, was er damals versprach; insonderheit fehlte ihm wohl die Gabe der Selbstkritik, die die Fülle des Geschaffenen ordnet und sichtet.

Da ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß jetzt Paul Heyse dem am 18. Juni 1906 heimgegangenen Freunde mit der Herausgabe seiner „Ausgewählten Gedichte" einen ähnlichen Liebesdienst geleistet hat wie einst Geibel. Daß die Auswahl selbst mustergültig ist, dafür bürgt des Herausgebers Dichtername; daß sie wertvoll ist, wird jeder empfinden, der sich in sie vertieft: die Auswahl der Gedichte zeigt unwiderleglich, daß wir in H. Lingg einen Dichter besitzen, der nicht vergessen werden darf; der durch die Eigenart seiner Töne, die Kraft seiner Sprache, den edlen Tiefsinn und die Wärme seiner Empfindung sich den Besten anreiht; dem wir unvergängliche Gaben der Muse verdanken. Die Ausstattung, Druck, Einband rc. sind vorzüglich, der Preis entsprechend.

W. F.

Müller, Gust. Ad., „Im Zauber der Wartburg." 398 S. Leipzig. Müller-Mannsche Verlagsbuchh. Geh. 6,50 Mk., geb. 8 Mk.

Von dem Verfasser der „Nachtigall von Sesenheim" wieder ein historischer Roman, der nicht breitspurig auftritt mit dem schweren Rüstzeug der Altertumswissenschaft, sondern im duftigen, vielleicht nur allzu luftigen Kleid der Poesie einherschreitet! Ein Stück Wartburg-Vergangenheit ersteht vor unsern Augen: Eine Hofhaltung voller Liebe und Zucht unter Elisabeths frommem und reinem Sinn mitten in der Zeit der weltlichen Staufenherrlichkeit und der wachsenden Weltflüchtigkeit der römischen Kirche! Um ihr weiches Herz werben auf der einen Seite die Liebe ihres Gatten, die Verehrung eines Walter von der Vogelweide und die Vasallentreue eines Welsbach und auf der andern Seite der unerbittliche Beichtvater Konrad, der die Raben der Inquisition über das Land schickt, nachdem die besten Männer ihrem Fürsten in den Kreuzzug gefolgt sind. Wie sollte sie seiner eisernen Konsequenz wohl widerstehen, sie, „ein himmlischer Seraph, der sich unter Menschen verirrte und der die Erde nicht kannte! — Und in diesen aussichtslosen Kampf zwischen Lebensbehauptung und Entsagung tönt nun das „Lied vom Leben", die Erzählung von jener feinen Henkerstochter von Eisenach, die, tapferer selbst als ihre huldvolle Fürstin, todesmutig den Sprung in das Leben wagt, allen blinden Standesvorurteilen der Menschen und ihrer grausen Verfehmung entflieht, um auf dem Tannenhofe des Welsbach unter dem Hörselberg „Seelenland" zu suchen. Die Freundlichkeit der Menschen und die Minne des ritterlichen Ruhl überwinden schließlich ihren menschenscheuen, verzagten Sinn: Auch sie, die verachtete Henkerstochter, hat ein Recht zu leben. Mit einem Siegeslied der Befreiung begrüßt sie wieder ihre Vaterstadt. Unter der Hut der Elisabeth und des treuen Ruhl gewinnt sie jenen Lebensmut, der selbst der aus der Wartburg verstoßenen Fürstin noch einen Halt zu geben vermag.

Ein vielgestaltiges historisches Leben entwickelt sich vor unsern Augen, und doch fehlt der einheitliche große Zug. Wir hören wohl das Kreuzheer wie rollenden Donner aus den Toren ziehen, aber von der Flammenglut dieser zweiten Völkerwanderung sehen wir nur ein schwaches Wetterleuchten. — Wir gewinnen wohl eine ganze Anzahl von Personen lieb, und doch fehlt jene Wahrheit der Charakterzeichnung, die Licht- und Schattenseiten neben einander sieht und dadurch gerade die einzelnen Personen uns menschlich nahe bringt und glaubhaft macht. Es ist, als ob man hier die ganze Welt in Nachkommen Abels und Nachkommen Kains einteilen könnte! — Und wir haben in diesem Buche endlich eine poetische, im üppigen Bilderreichtum geradezu schwelgende Sprache, aber es fehlt jener kernhafte Realismus, der als Feind aller Verschwommenheit uns die Dinge auch wirklich greifbar vor die Augen stellt. Wer wird z. B. von der Wartburg wohl aus diesem Buche ein Bild gewinnen, wenn nicht die Zeichnung auf dem Umschlag ihm etwas zu Hilfe kommt oder er nicht selber vielleicht noch unter dem Zauber einer Wartburgerinnerung steht! —

G. Gr.

Sommer, Fedor, „Am Abend." Roman. Leipzig. Arthur Cavael. 1907. 304 S. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Das Buch will die Entwicklung eines Mannes schildern, der am Abend seines

Lebens aus einem optimistischen Gesellschaftsmenschen zum grübelnden Einsamkeitssucher und endlich zum sozialen Helfer und Mitarbeiter am Wohle des Volkes wird. Das unverkennbare Streben des Verfassers, ein gehaltreiches und fesselndes Werk zu schaffen, ist nicht von Erfolg gekrönt worden. Zwar finden sich erfreuliche Natur- und Volksschilderungen, und Stil und Sprache sind, von einigen Geschmacklosigkeiten abgesehen, klar und durchsichtig. Die psychologische Grundlage des Buches aber, die Behandlung der Charaktere und sozialen Probleme lassen außerordentlich viel zu wünschen übrig und können in keiner Weise befriedigen. So ist das Buch ein Durchschnittsroman geworden, den man wohl ganz gern einmal, kaum aber noch einmal lesen wird. J. F.

Stern, Adolf: „Maria vom Schiffchen." Römische Novelle. Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze, Hamburg. Geb. 2 Mk.

Der Sonderabdruck dieser Novelle aus der Sammlung „Aus dunklen Tagen" rechtfertigt sich jedem Leser, der die feste, stille und ernste Art des feinsinnigen Dichters und Literarhistorikers lieben gelernt hat. Sie ist in ihrer Schlichtheit und ihrem halb herben, halb milden Ernst wohl eine der klarsten dichterischen Kundgebungen des liebevollen Otto Ludwig-Biographen. H. U.

Wilde, Oskar: „Ballade vom Zuchthause zu Reading". Übers. und aus dem Zusammenhange seines Lebens erklärt von O. A. Schröder. Mit einem Bildnis des Dichters. Leipzig, Hesse (1906), (72 S.), geb. 1,20 Mk.

Wilde hat wie kein anderer durch seine Werke und sein Leben bewiesen, daß auch ein hochbegabter Dichter letzten Endes unfruchtbar bleibt, wenn er, ohne ein ethisches Ziel anzuerkennen, lediglich dem ästhetischen Genusse lebt. Nur einmal hat er wahre, ursprüngliche und darum ergreifende Herzenstöne gefunden: in seiner Ballade vom Zuchthaus zu Reading. Der Hessesche Verlag hat sich ein wirkliches Verdienst erworben, indem er sie in der Übersetzung von O. A. Schröder und mit dessen trefflicher Einleitung einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht hat. Schröder hält sich ebenso fern von blöder Verhimmelung wie von selbstgerechter Verurteilung des Dichters. Er zeigt mit ruhiger Sachlichkeit, wie Wilde, „der als Prophet der neuen Lehre l'art pour l'art begann, aus rein persönlichen Motiven die Kunst zur Eskamotage der Moral mißbraucht", wie sein Leben immer mehr zu einer „Tragödie der Phantasie" wird, wie er selbst noch in „De profundis" mit seinem Schicksal kokettiert, bis er dann endlich, einsam und verlassen, in seinem letzten Werk, der Zuchthausballade, alle persönliche Eitelkeit ablegt und ganz wahr gegen sich selbst wird. Ich wünsche dem Büchlein eine recht weite Verbreitung. Es wird allen denen ein willkommener Schlüssel sein, die sich fern vom literarischen Parteigezänk in das Schaffen des seltsamen Dichters vertiefen möchten.

Dr. Erwin Ackerknecht.

Zeitschriftenschau.



Mit tiefer Wehmut übermitteln wir unseren Lesern die letzte Arbeit Otto von Leixners († 12. April). Der Aufsatz ist am 2. März in der „Täglichen Rundschau" unter dem Titel „Dämmerzeiten" erschienen:

„Hochsommer. Sturm und Gewitter. Unter mir in abgründiger Tiefe der Königssee mit St. Wolfgang. Die ganze Sinfonie des Naturzorns scheint losgelassen: es saust und pfeift, wettert und kracht; der Wind reißt den Atem vom Munde fort; ich halte mich an den Arm des Führers. Aber trotz aller entfesselten Schrecken, welche Schönheit und Kraft! Der Geist schwebt wie ein Sieger mit unbeschreiblichem Wohlgefühl über der zitternden Seele; ihn schreckt nicht der Abgrund unter seinen Füßen, wo die noch vollkommen glatte Fläche des Sees wie ein großes, tückisch glitzerndes Auge von unten hinauf lauert. Mein Ewiges weiß, daß es einem Schauspiel beiwohnt; dort, wo das Selbst weilt, kann kein zündender Blitz hingelangen; und erschütterte der Sturm die Grundmauern des Urgesteins,

bis ins Reich des Geistes reichen die Kräfte der Zerstörung nicht. Da kann auch meine Seele nicht mehr zu feiger Angst sich ducken, und auch sie jubelt über die Fülle der Schönheit, die sich in Schreck und Toben vermummt. — Da hält der Sturm den Atem ein. In der Zeit weniger Herzschläge ist es, als sänke er erschöpft zurück, dann aber beginnt es unten in den Gewässern zu rauschen, stark und stärker, zornig und zorniger und zuletzt wütend, daß ihr Gebrüll bis hinauf zur Höhe fliegt. — Mühsam war der Aufstieg, mühsamer noch der Abstieg, aber bei aller Mühe des Leibes ein seliges Bewußtsein jugendlicher Kraft. Das Herz schlug ungehemmt; tief und voll ging der Atem und die Fluten des Lebens kreisten durch den Körper und jede enthielt in sich Lust und Freude.

Fast 36 Jahre sind seitdem vergangen; alle Freuden, jedes Leid, jede Arbeit haben ihre Spuren hinter sich gelassen; sie hoben und drückten nieder, sie stärkten und sie schwächten. Jener Leib, der einstens die Anstrengung mit Freude begrüßte und auf sich nahm, wo ist er hingekommen? Langsam, nicht sichtbar näherte sich das Alter. Es dämpfte die Wärme der Lebensregungen. Es schwächte die einst stählernen Muskeln; es ließ den Herzschlag sich schwächen. Unsichtbar, aber plötzlich kam eine Zeit, die mit unbegreiflicher Schnelle die Folgerungen all der Atemzüge der Lust und des Leids, aller Freuden und Sorgen zog und erklärte: nun bist du ein alter Mann. War dir in deiner Jugend Übermut kein Baum zu hoch — du mußtest in den Gipfel — kein Graben zu tief — du mußtest hinüber: heut versagen die Kräfte. Heute scheust du jedes neue Leid, jeden neuen Kampf, ja selbst die Freuden aus der äußeren Welt haben für dich etwas Unheimliches, als könnten sie den Faden, der Leib und Geist zusammenhält, plötzlich zerreißen.

Eine große Trösterin ist aber dem Menschen gegeben in der Arbeit. Es ist wohl sicher eine tiefe Wahrheit in der Ansicht Schillers, daß sie die Weihe der Neigung bedarf. Dennoch gibt es Zeiten im Menschenleben, wo das eherne Bewußtsein der bloßen Pflicht dem Menschen Kraft zu geben vermag. Sie stellt ihn in den Zusammenhang der Dinge; sie zwingt ihn, alle sittlichen Kräfte aufzubieten, um nicht in völlige Schlaffheit zu verfallen. Mögen geistige und leibliche Schmerzen sie erschweren, mögen Kummer und Sorgen sich täglich von neuem drohend erheben: Arbeit ist die große Befreierin, die uns für Stunden und Tage vergessen läßt, was sich zermalmend auf die Seele wälzen will. Wir fühlen uns durch sie der Außenwelt verbunden und empfangen auch von ihr neuen Antrieb, wir verlernen es, den Blick unseres Ichs stets nur auf die Wirrnisse und Bedrängnisse zu richten, und verschaffen dem Selbst den Sieg. Und so lang noch dieses frei in der Innenwelt zu atmen, aus ihr heraus im Schaffen mitzutun vermag, sei es an der bescheidensten Stelle, so lang leben wir.

Aber es kann auch kommen, daß die Hemmungen von Tag zu Tag zunehmen. Die Werkzeuge beginnen zu versagen: Das Herz arbeitet wie im Fieber und kann zuletzt nicht mehr mit; die Gefäße verlieren ihre Geschmeidigkeit; der Atem wird flacher von Tag zu Tag; so arbeiten unheimliche Kräfte in dem Leibe, mit dessen Hilfe wir unser Inneres herausgestalten müssen, und machen ihn zum Schluß fast unfähig. Noch immer ertönt jeden Morgen das Gebot der Pflicht, noch immer peitscht es den Willen auf, aber sie arbeiten nicht mehr mit den Erträgen des Besitzes, sondern zehren vom Vermögen. Mit voller Klarheit schaut das Selbst auf den Vorgang der Zerstörung. In sich versenkt, in schmerzfreien Stunden ist es noch Herr der inneren Welt. Es schaut noch mit leuchtenden Augen in sie, in den Spiegel der Erscheinungen, in das Werden und Vergehen der Gefühle, in die wunderbare Freiheit innersten Seins, die sich so seltsam mit Notwendigkeit verkettet. Aber es ist, als zöge es sich leise und unmerklich von Tag zu Tag mehr zurück aus dem Wirbel, als schwebe es über den Dingen und ihren Bildern und wolle nicht mehr mit ihnen im regen Wechsel und Bluttausch leben. Der Leib beginnt in seiner Tätigkeit immer mehr zu stocken und kündigt die Hemmungen als Schmerzen an, bis diese zuletzt sich an bestimmten Teilen festsetzen und Krankheit ausbricht. Bis zum letzten Reste der Kraft wehrt sich verzweifelt die Pflicht; sie will nicht erliegen und bäumt sich auf. Aber auch sie muß es erleben, daß über sie Ermattung sich senkt, und sie in stumpfer Gebrochenheit mit stetig verminderter Kraft vom Tage in den kommenden Tag hineinblickt. Zuerst ist diese Erschöpfung etwas namenlos Erregendes; das Bewußtsein, sich fügen zu müssen, verwundet tödlich den Stolz des

Ichs und bringt ihm Stunden der Verzweiflung. Es steht vor einem Abgrund, der ihm ein Rätsel ist. Weil sich im Leibe aus äußerer Notwendigkeit Atome anders gelagert, Zellen anders zusammengesetzt, Gefäße verengt haben; weil der Blutumlauf nicht genügend rasch und kräftig vor sich geht, sich hier und dort Rückstände angelagert haben, soll ich auf einmal ausgeschaltet sein aus dem Buche des Lebens? Soll wochen-, monatelang in stetem Kampf mit dem Leibe, in stets sich erneuernden Schmerzen dahinsiechen, ein Nichts für die Welt, ein Gegenstand der Sorge und der Qual für meine Umgebung? Manchmal ringt sich dann in schlaflosen Nächten, die alle Schmerzen verhundertfachen, ein dumpfes Stöhnen aus der Seele.

Seltsam aber: auch über den Qualen des Ichs schwebt in der Helligkeit das Selbst. Wohl weiß es, daß es mit diesem gequälten Leibe lange Jahre in Einheit gelebt, gearbeitet, gestrebt hat, und dennoch, kaum ein leichtes Gefühl von Mitleid bewegt es. Das Selbst kennt nicht den Schrecken des Todes: es fürchtet nicht den Augenblick, wo es sich von der Hülle und dem Werkzeug wird scheiden müssen. Unerschütterlich überzeugt, daß es einer zeitlosen Welt angehört, kann es auch nicht einen Augenblick zittern vor dem Vergehen. Aber es ist dennoch, als stünde es an dem Sarge eines Freundes, mit dem gemeinsam es gejubelt und geweint, geirrt und gestrebt hat. Es war mit ihm so verbunden, daß es jede seiner Regungen kannte und seiner Hilfe gewiß war in allen Lagen. Indem es nun in seine eigene Fülle blickt, die Menge dessen erschaut, was es nun im Zusammenhange mit diesem Ich nicht wird denken und fühlen, sagen und tun können, taucht in ihm ein Gefühl der Wehmut auf. Aber diese kann nicht zum Schmerze werden; denn es weiß, daß alle Kräfte, die in ihm angelegt sind, alle Bestrebungen, die keimartig in ihm wurzeln, einmal von neuem sich irgendwo in den Welten der Erscheinungen Form bilden werden, denn keine Kraft geht verloren, weil alle von dem Vater stammen.

So kann auch das leidende Ich sanften Trost empfangen. Mitten in seinen Schmerzen, in endlosen schlafgeflohenen Nächten haucht über die Seele ein Atemzug des Friedens. Kein Mensch ist unersetzlich, überall warten verwandte Kräfte, um Begonnenes fortzusetzen, es vielleicht in noch viel veredelterer Kraft, mit noch größerem Willen aufzunehmen.

Leise beginnt sich wieder Leben zu regen. Es scheint, als sei die zugemessene Aufgabe noch nicht erfüllt, als ob das Selbst wieder heimkehren wolle zu dem Ich; damit ein neues Leben der Arbeit zu beginnen vermag. So leuchtet in der Ferne ein Schimmer auf, der Schimmer der Hoffnung auf einen neuen Tag der Arbeit. Unglückselig der Mann, der dahinsiechen muß, ohne Pflichten genügen zu können; beglückt und gesegnet, der bis zum letzten Atemzug arbeiten darf, wie es sein Selbst vorschreibt.

Und es kommt Frühling nach langem Winter. Hoffentlich auch in mir, damit ich wieder mit dem Kreise meiner Freunde und Leser in innigere Gemeinschaft treten kann."



Bibliotheksnachrichten.



Dr. Arthur Schildt †.

Levium metallorum fructus in summo est: illa opulentissima sunt, quorum in alto latet vena adsidue plenius responsura fodienti.

Seneca.

Ein arbeitsreiches Leben ist zu Ende gegangen: am Ostermontage dieses Jahres verstarb der in Fachkreisen rühmlichst bekannte Bibliothekar Dr. Arthur Schildt. Eine lange Reihe von Jahren hatte er seine Kräfte und Kenntnisse dem Ausbau und Gedeihen der Bücherhalle zu Hamburg gewidmet, wo er sich sowohl bei Vorgesetzten und Kollegen, als auch im Publikum hoher Schätzung und Beliebtheit zu erfreuen hatte. Begleitet von den wärmsten Empfehlungen und vermißt von Freunden und Angestellten seines Instituts — bis in die letzten Zeiten hinein stand der Verstorbene in ununterbrochenen Beziehungen und freundlichem Gedankenaustausch mit seinen dortigen Kollegen und dankbaren Lesern — siedelte Dr. Schildt im April des Jahres 1905 nach

Straßburg i. E. über, um die fernere Leitung der vom Bibliothekar Dr. Albrecht Kalisch tatkräftig ins Leben gerufenen Volksbibliothek zu übernehmen. Leider war es dem Verstorbenen nur kurze Zeit beschieden, unserer rasch emporblühenden Anstalt mit seinen wertvollen Erfahrungen dienlich zu sein. Zunächst in größeren Zwischenräumen, dann öfter und öfter klopfte das Leiden an seine Tür, bis es ihn endlich, nach einem halbjährigen Krankenlager, jäh und unerbittlich dahinriß.

Was jener Teil der wissenschaftlichen Welt, der der Verstorbene angehörte, was insbesondere unsere Bibliothek an ihm verliert, das wurde vom Vorstande dieses Instituts mit all der Betrübnis festgestellt, die diese Vernichtung einer segensreichen Arbeitskraft bei allen hervorrief, das wurde von denen, die ihm als Untergebene nahe standen, herzlich bedauert, das wurde endlich von denen hervorgehoben, die ihn zu Grabe geleiteten. Und doch betrafen alle diese ehrenden Worte nur das, was sozusagen vor Augen liegt: Amt, Kenntnisse, Wirkung, Erfolg. Das intime Bild dieses liebenswürdigen Menschen jedoch trat dabei nur zuweilen und schwach hervor, konnte auch, gemäß dem öffentlichen und generellen Charakter unserer Trauerfeierlichkeiten, nur leise gestreift werden. Und doch fühlt man bei der Erinnerung gerade an dieses Menschenleben das Bedürfnis, der Anerkennung der Außenwelt einige Charakterzüge des Entschlafenen, wie sie sich nur im engeren Verkehr und bei einigermaßen liebevollem Eingehen auf sein Wesen enthüllten, gleichsam als Ergänzung hinzuzufügen. Denn, wenn irgendwo, so gilt in diesem unsern Falle das Philosophenwort: „Leichte Metalle kann man gewinnen, ohne tief zu graben; das aber sind die Besten, deren Adern tief liegen: sie geben reichlich aus, wenn man tief gräbt".

Es ist ein Wort des Seneca, das wir soeben niederschrieben und das an der Spitze dieser bescheidenen Aufzeichnungen steht. Und wir wüßten nichts, was diese Blätter der Erinnerung besser zierte, als ein Ausspruch eines altklassischen Philosophen. Der Entschlafene war Philologe, Gelehrter. Aber einer von jenen Gelehrten, wie sie da zustande kommen — nicht durch den schnurgeraden, wohleingefriedeten Studiengang der Vielen — Allzuvielen, sondern wie sie heranreifen durch stilles Sichversenken, durch selbständiges Suchen und den nimmermüden Drang nach innerem Ausbau und vielseitigem Wissen. Der Heimgegangene war ein Mann der leisen, nur in der Zurückgezogenheit gedeihenden Arbeit. Er war es von Natur und wurde es mehr und mehr, je enger sich der Bewegungskreis zusammenzog, in den ihn ein hinfälliger Körper hineinzwang. In einer freundlichen Naturumgebung aufwachsend, sah er sich gerade in den Jahren, die dem Spiel und dem Umhertollen gehören, an den Krankenstuhl, an „den Platz am Fenster", gefesselt. In diesen einsamen Jugendtagen, deren er später stets mit versöhnter Heiterkeit gedachte, legte er wohl den Grund zu seinen späteren umfassenden Kenntnissen. Die Ersparnisse des Schülers, so erzählte er scherzend selbst, pflegten in jenen unglücklich-glücklichen Zeiten in Ankäufen von vergilbten römischen und griechischen Klassikern, von Werken längst versunkener Literaturperioden, von Memoiren und Biographien draufzugehen. Als dann die Schule hinter ihm lag und sein auf der Besserung begriffener Gesundheitszustand ihm die Hoffnung auf die Durchführbarkeit eines Studiums eröffnete, machte sich der Suchende auf in jenes Land der Schönheit, wohin von je die Sehnsucht suchender Geister gestanden hat: nach Hellas und Rom. Freilich, nicht in Wirklichkeit; denn dazu reichten die Mittel nicht. Sondern aus Büchern und Kunstsammlungen begann die Herrlichkeit entschwundener, glänzender Zeiten der schöpferischen Menschheit zu ihm zu sprechen und sein geistiges Auge zu füllen und zu bilden. Auf diese leider rasch entflohene Zeit seiner klassischen Studien — denn Kränklichkeit und versiegende Mittel zwangen gar bald zur Umkehr — blickte der Heimgegangene oftmals und gern zurück, ohne Bitterkeit, wie auf ein fernes gelobtes Land, das zu erreichen ihm nicht bestimmt war. Ohne Bitterkeit: denn er gehörte zu den feinsinnigen Geistern, die sich lächelnd Glück um Glück vom Schicksal aus der Hand nehmen lassen und das entschwundene mit unbegreiflichem Zauber zu vergolden wissen.

In diesen finstern Tagen jedoch, als ihm für sich selbst nichts mehr übrig zu bleiben schien, eröffnete ihm das Leben einen neuen Weg, auf dem er Ersatz und Befriedigung finden durfte: er, der jetzt für seine Person leer dastand, warf seine Wünsche hinter sich und beschloß — andern zu geben. Und er betrat die Laufbahn

des Volksbibliothekars. Nur scheinbar war es ein Widerspruch, daß der zurückgezogene, etwas menschenscheue Mann eine Tätigkeit übernahm, die der Öffentlichkeit und ihrem lauten Gewirr zuzugehören scheint. Gerade er, bescheiden und schweigsam wie er war, lieferte den erlösenden Beweis, daß auch auf unserm Arbeitsfelde, auf dem des Lärmens zuweilen mehr denn genug ist, stille, anspruchslose Wirksamkeit segenbringend sein kann.

So trat er in unsere Mitte. Was ein entbehrungsreiches, nach innen gewandtes Leben in ihm zur Reife hatte heranwachsen lassen, das enthüllte sich uns nach und nach. Es liegt ja im Wesen einer allseitig durchgebildeten Innerlichkeit, daß sie sich der Erkenntnis nach außen nur langsam erschließt. Wenn wir aber an dieser Stelle, wo wir uns das Bild des Mannes auf der Höhe seiner innern Entwicklung ins Gedächtnis zu rufen trachten, nach Farben suchen, um hierbei sozusagen den Ton richtig zu treffen, so müssen wir unwillkürlich gewisser uns teuer gewordener Gestalten einer der tiefsten und reichsten Dichternaturen der Gegenwart gedenken — Wilhelm Raabes. Gehörte nicht auch dieser zu den verborgenen geistigen Besitztümern, die der Verstorbene zuweilen in einer stillen Stunde wie einen geheim gehaltenen, köstlichen Schmuck hervorzuholen und auszubreiten wußte? Und mußte nicht auch die Gedankenwelt dieses Poeten, dessen Art allem Schein und aller Prunksucht so abhold ist, daß er nur dem tiefer Grabenden seine Goldadern weist, mußte nicht Wilhelm Raabes Kunst, in der sich Wehmut, Humor und tiefe Menschenkenntnis, allverstehende Güte und harmonische Weltbetrachtung so innig die Hand reichen — mußte nicht gerade sie die zweite geistige Heimat eines Mannes werden, dessen ganzes Leben ein ewiges Hinter-sich-bringen, ein immerwährendes lächelndes Entsagen war? Es steckte denn auch ein gut Teil Raabe'scher Lebensweisheit, ein gut Teil von dessen gediegenem Humor und nicht zum wenigsten ein gut Teil von dessen Menschenliebe in der Philosophie, die sich der oft Einsame, zur Selbstbetrachtung neigende und zur Selbstbetrachtung gezwungene, erworben hatte. Auch um ihn war das seltsame Halbdunkel, in ihm das gleichmäßig Abgetönte Raabe'scher Menschen; auch in seiner Welt spielte das Erleben, das liebevolle Sichversenken und Sich-zu-eigenmachen eines guten Buches eine große Rolle, und das Regal mit den alten Freunden seiner Jugend und den griechischen und römischen Klassikern, es war ihm mehr, als eine bloße Zierde seines Zimmers. Er, der Vielbelesene, verstand es, ein Buch zu genießen und andere dieses Genusses teilhaftig werden zu lassen. — Indem ich dieses niederschreibe, tritt mir die Erinnerung an einen sommerhellen Nachmittag entgegen, da er mich zum ersten Male zur Lektüre eines Buches anregte, das mir seitdem zum unverlierbaren Besitztum geworden ist: ich meine den prächtigen, im Klang seiner Sprache unvergeßlichen „Freund Hein" von Emil Strauß. In solchen Augenblicken, da er von Herz zu Herzen reden wollte, nahm seine Stimme einen eigenen warmen Ton an. Es stammt aber jenes mir noch heute in lebendiger, dankbarer Erinnerung gebliebene Gespräch aus dem letzten Sommer seines Lebens. Der neue, hereinbrechende, wird ihm nicht mehr leuchten.

Wir sind am Ende. Es lag nicht in unserer Absicht, das Werk, den Erfolg, die Arbeit des Entschlafenen, die anderweitig ehrend anerkannt wurden, abermals hervorzuheben und im einzelnen zu würdigen. Nur sofern die Arbeits- und Schaffensfreude zum Bestandteile auch seiner intimeren Persönlichkeit gehörte, fügen wir sie hier als letzten, hervorstechenden Charakterzug seinem Bilde hinzu. Und da gilt denn auch von ihm, daß sein Leben Mühe und Arbeit gewesen. Wer ihn öfter aufzusuchen Gelegenheit fand, wird sich kaum erinnern, ihn jemals untätig, ohne Arbeit, gefunden zu haben. Nicht ein einziges Mal aber spielte der rastlos Tätige, wenn man ihn überraschte, den Gestörten. Die Arbeit war ihm das Selbstverständliche, das, was keines Rühmens, keiner Erwähnung bedurfte. Zur Arbeit kehrte er zurück, sobald es ihm seine Krankheit nur irgend erlaubte, von der Arbeit hinweg riß ihn der Tod. Wie aber lauten Senecas Worte im achten seiner Briefe? Kein Tag vergeht mir in Untätigkeit; selbst einen Teil der Nächte widme ich den Studien; ich überlasse mich nicht dem Schlafe, sondern ich unterliege ihm; meine Augen sind oft müde vom Wachen und wollen mir zufallen, aber ich bleibe doch an der Arbeit: „nullus mihi per otium dies exit. partem noctium studiis vindico. non vaco somno, sed succumbo et oculos vigilia fatigatos cadentesque in opere detineo".

Straßburg, im Mai 1907.

Walther König.

Vom Volksbibliothek-Verein in Straßburg i. E. liegt der 5. Jahresbericht vor. Der Verein hat am 31. Dezember 1906 durch den Tod seines Gründers und stellvertretenden Vorsitzenden, des Kommerzienrats Salomon Jacobi, einen schweren Verlust erlitten. Am 8. März 1906 starb die Assistentin Fräulein Margarete Friderici. Nun ist auch der Bibliothekar, Dr. Arthur Schildt heimgegangen (vgl. oben). Die Bibliothek hat ihre Daseinsberechtigung bewiesen; sie könnte heute nicht mehr entbehrt werden. Freilich sind mit den höheren Leistungen und den vermehrten Ausgaben die Einnahmen nicht in gleicher Weise gewachsen. So war im abgelaufenen Jahre ein Ausgleich zwischen Einnahmen und Ausgaben uur dadurch möglich, daß auf das Stammkapital zurückgegriffen wurde. Eine außerordentliche Beihilfe durch die städtischen Behörden steht in Aussicht. Zudem war das Jahr 1906 zugunsten der nachfolgenden außergewöhnlich belastet. Der Bücherbestand betrug am Schlusse des Jahres 12 286 Bände. Von 1000 Lesern waren 72 weniger als 15 Jahre, 319 16—20 Jahre, 256 21—25 Jahre, 131 26—30 Jahre, 68 31—35 Jahre, 56 36—40 Jahre, 57 41—50 Jahre und 41 über 50 Jahre alt. Die meisten Leser gehören also dem Lebensalter an, in dem Bildungstrieb und Bildungsfähigkeit am größten sind. 110 962 Bände wurden das Jahr über ausgeliehen. Von den 5247 aktiven Lesern hat durchschnittlich jeder 16 mal die Bibliothek besucht und 21 Bände entliehen, während er im Vorjahre in 14 Fällen 18 Bände entnahm. Die Bücher wurden zum großen Teile auf vier Wochen und länger entliehen, oft wurde auch nachträglich um Verlängerung der Leihfrist gebeten, schriftlich in 530 Fällen. Von dem Rechte, ein Buch für sich zurückstellen zu lassen, wurde ziemlich reger Gebrauch gemacht, 772 Vorbestellkarten wurden abgefertigt.

59,8 Prozent der Benutzungen entfällt auf deutsche Unterhaltungslektüre, 5,3 % auf deutsche Klassiker, Gedichte, Dramen, 7,9 % auf schöne Literatur in französischer Sprache, 0,4 % auf solche in englischer Sprache, 6 % auf Zeitschriften, 4,9 % auf Jugendschriften, 15,7 % auf belehrende Literatur.

Der Ausleihedienst erfuhr auf Anregung der Stadtverwaltung eine gewisse Erweiterung. Diese erwarb durch Leistung eines Beitrags an die Zentralbibliothek für die Blinden Deutschlands in Hamburg das Recht, Lektüre von dort für Straßburger Blinde zu beziehen. Auf Anfrage erklärte sich die Verwaltung der Volksbibliothek gern bereit, die Vermittlung zu übernehmen. Infolge einer entsprechenden Mitteilung in der Presse meldeten sich zehn Blinde beiderlei Geschlechts, die seit dem Frühjahr 127 Bücher entliehen.

Eine Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen ist zu Berlin ins Leben getreten. Sie veranstaltete unlängst im Saale des Klubs der Landwirte eine von etwa 60 Damen besuchte Zusammenkunft. Nach Begrüßungsworten von Fräulein Bona Peiser legte Fräulein Anna Harnack Gründe und Zweck der Vereinigung dar. Sie verkannte nicht die Schwierigkeiten, die sich einem Zusammenschluß ganz verschiedenartig vorgebildeter und auch verschiedenen Zielen nachstrebender Frauen in den Weg stellen würden, gab aber der Hoffnung Ausdruck, daß eine Vereinigung, wenn sie sich vor starrer Form hüte, allen etwas werde bieten können. Als die Hauptaufgaben der Vereinigung bezeichnete Fräulein Harnack: 1. Die Vertretung der Standesinteressen, 2. die Förderung beruflicher Fortbildung und Schaffung persönlicher Beziehungen unter einander, 3. die Anbahnung einer Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage. Es klinge zwar kühn, schon jetzt von Standesinteressen bei einem Berufe zu sprechen, bei dem noch so vieles ungeordnet, ungeklärt und willkürlich sei, und dem, wie jedem neuen Frauenberuf, noch fortwährend zahlreiche Kräfte zuströmen, die sich über ihre künftige Arbeit nicht hinreichend klar seien. Erst allmählich, wenn Angebot und Nachfrage etwas mehr geregelt seien, wenn die Frauentätigkeit im Bibliothekswesen noch festeren Fuß gefaßt habe, werde die Vereinigung versuchen können, auf die Regelung der beruflichen Ausbildung, der Gehalts- und Urlaubsverhältnisse usw. Einfluß zu gewinnen. Die beiden Gebiete aber, auf denen man schon jetzt zu arbeiten beginnen wolle, seien die Förderung der beruflichen Fortbildung durch Vorträge, Besprechung von Fachgegenständen, Büchern usw. und die Anbahnung einer Stellenvermittlung. Die von Fräulein Bona Peiser geleitete Erörterung beschränkte sich im wesentlichen auf den zweiten Punkt: berufliche Fort-

bildung, und brachte eine Reihe von Vorschlägen für die nächste, Ende Mai stattfindende Zusammenkunft. Nach dem Bericht der Kassiererin zählt die Vereinigung schon 82 Mitglieder, darunter 16 auswärtige. Von ihnen sind 53 an wissenschaftlichen Bibliotheken, die übrigen an Volksbibliotheken beschäftigt.



Mitteilungen.



Adolf Grimminger. Zu seinem 80. Geburtstage. Wenn ich dem Leser von dem Schwaben Adolf Grimminger erzählen soll, dann muß ich einen wundersamen Dreiklang anschlagen.

Es war einmal — so muß ich beginnen, denn es ist wie ein Märchen — es war einmal ein Bub, dessen Eltern in einem kleinen rebumlaubten Häuschen ein bescheiden-glückliches Dasein führten. Der war seinen Eltern untertan und hütete ihnen die Ziegen droben auf der Feuerbacher Heide; heimlich aber lebte in ihm der Drang zum Schönen und in verborgener Dachkammer modellierte er in schlechtestem Gips. Zuletzt litt es ihn nicht mehr beim verborgenen Bilden, er wollte lernen, wie man die weiche Masse meistert, schauen, was andre geschaffen haben, und dann hingehen und selbst groß werden in der geliebten Kunst. Und er drang durch zur Freiheit des Lernens trotz mancher grämlichen Miene des Vaters, der allem Brotlosen abhold war. Mutteraugen zuerst lobten den strebenden Jünger der Kunst, ein Mutterherz hoffte alles vom Sohn und duldete viel Zweifelrede vom Vater. Schließlich lobten den Schüler auch die Augen des Meisters, der im Loben niemals wortreich war, und wenn der Jüngling von damals heut mit seinen achtzig Jahren von jener knospenreichen Werdezeit erzählt, dann geschiehts strahlenden Auges, und wer zuhört, glaubt jenes Glück des Hindurchdringens miterleben und segnet jene stillen, liebenden, wartenden Mutteraugen.

Es war einmal auf deutschen Bühnen ein Sänger, der nicht nur Klangfülle, Sauberkeit des Tones und reich abgestufte Register aufweisen konnte, sondern auch seine verschiedensten Rollen geistig durchdrang und plastisch gestaltete. Und das tat er nicht nach berühmten Mustern oder nach den modischen Wünschen eines liebwerten Publikums, sondern kraft eigenster künstlerischer Überzeugung und ursprünglichster poetischer Phantasie. Lange und an vielen Orten hat ihn der Jubel getragen, der aus den ergriffenen Herzen seiner Hörer kam.

Es war einmal ein schwäbisch Herz, das in der Fremde bei den Mynheers Heimweh fühlte, nicht jenes kranke, müde, aufdringliche Heimweh schwächlicher Seelen, sondern das verschwiegene, gesunde Heimweh, das von bodenständiger Kraft Zeugnis gibt. Und dies Herz ward mit seinem Heimweh fertig, indem es in schwäbischen Lauten von der Heimat sang. Wie man im Schwabenlande liebt und neckt, wie man dort lacht und weint, säet und erntet, denkt und betet, das ward in lieblichen Liedern heimatlichen Klanges lebendig, und wenn der Dichter dann seine Lieder um sich versammelte, dann stand allerorten die Heimat vor ihm. Und als sein schwäbisch Herz so glücklich geworden war, da durften viele Schwaben in Heimat und Fremde an seinem reinen vollen Glücke teilnehmen.

Der zum Höchsten strebende Jünger der Plastik, der lorbeergewohnte Sänger, der gemütvolle schwäbische Dichter — sie tragen alle drei einen Namen: das ist der wundersame Dreiklang in Adolf Grimmingers Leben. Die Harmonie dieses Lebens aber finde ich darin, daß der Glückliche jetzt an derselben Stätte in erquickender Frische des Geistes und ungebrochener Gesundheit seinen achtzigsten Geburtstag feiert, umgeben von allem Schönen, wo einst seine Kinheitsträume und das erste Erwachen des göttlichen Funkens ihn beseligten.

Was muß es jetzt für den Achtziger ein buntbewegtes Erinnern sein! Da erzählt er von der Kunstschule der vierziger Jahre und seinem Lehrer, Professor Wagner, der ein intimer Schüler Danneckers gewesen war; dann führt er uns in eine geweihte Ecke seines Hauses, wo eine Schillerbüste von Danneckers eigener Hand steht, die eben durch Wagner in seinen Besitz gelangt ist. Fröhliche Scherze der Kunstjünger wachen dann

wiederum auf, wie sie in des Herrn Professors Abwesenheit im großen Saal der Gipsabgüsse Antiken „gestellt“ haben — den borghesischen Fechter im Modelleurkittel usw. — und dann vom Gestrengen überrascht wurden.

Bewegter noch sind begreiflicherweise die Reminiszenzen aus den Sängerjahren (50er und 60er Jahre). Hört man den jugendlichen Greis erzählen, dann sind es nicht in erster Linie die Lorbeerkränze, die er aufzählt, sondern seine Seele haftet heute noch an dem geistigen Gehalt dessen, was er geben und erleben durfte. Trifft man aber auch ja in unsern Tagen einen Lohengrindarsteller, der in der Nacht vor der Hauptprobe das ganze zu Grund liegende mittelhochdeutsche Gedicht — nicht die Übersetzung — durchliest, um sich nur quellrein auf diesen einen Ton zu stimmen? Als Eleazar in der Jüdin hat Grimminger manchen Triumph gefeiert; aber am liebsten war ihm doch der Dank, den ihm einst für seine edle menschliche Wiedergabe dieser Rolle der Rabbiner der Karlsruher Judengemeinde im Namen seiner Glaubensgenossen aussprach, weil er dabei alle billigen Effekte des üblichen Judenzens verschmähte. Wanderjahre sinds gewesen, die er als Sänger erlebte, reich an Beziehungen zu vielgenannten Größen der Kunst- und Literaturgeschichte dieses Zeitraums. Wie liebenswürdig gedenkt unser Jubilar einer Rheinwanderung mit Viktor Scheffel, nicht ohne auch einiges von dessen Schwester zu erzählen, deren sonnige, jede Dissonanz ausgleichende Natur in der Praxedis des „Ekkehard“ sich abspiegelt! Kommt auf Wien die Rede, so ist man bald beim alten biederen Nestroy, dessen Witze Minister fürchteten. Von Operngrößen wie Roger und Ander, von gefürchteten Kritikern wie Hanslick, von Poeten wie Wilhelm Herz, Komponisten wie Vinzenz Lachner, Frauen wie Louise Otto erfährt, wer lange genug zuhört, sowohl Großes als Menschliches. Gehts aber an ein Urteilen, dann hört man aus allem wieder den treuherzigen, geraden Schwaben heraus. Und dann dürfen wir allerlei Raritäten sehen, urkundliche Nachweise einer begünstigten Sängerwanderung. Aber mehr als bloß Raritäten findet man im „Lerchennest“, wie Grimminger sein lauschiges Poetenheim in der Militärstraße zu nennen liebt; eine Bibliothek, wie sie im Besitz eines Sängers selten zu treffen ist, reichhaltig namentlich an Lyrik, Märchen und Sagen; eine Sammlung von Werken der Plastik und Malerei, die ebenso von auserlesenem Geschmack, wie von liebevoll bewahrender Pflege zeugt.

Das Geheimnis der ungebrochenen Frische des Achtzigers ist das Letzte, was wir beim Gehen erfragen möchten. Der Dichter wird uns gern die Antwort geben: er wird ernst werden und sagen, daß er solchen Segen des Gesundbleibens der schlichten Natürlichkeit und Mäßigkeit seiner Lebenshaltung danke, in welcher er aufgewachsen und trotz Bühne und Sängerruhm geblieben ist. Er wird dann beim Abschied noch auf seinen Garten deuten, der, von des Meisters liebender Hand gepflegt, ihm dankbar alljährlich die schönste Geburtstagsfreude bereitet. Ist doch sein Geburtstag in der Blütenzeit.

Aber ich wollte von dem Dichter in erster Linie schreiben, den mancher unserer Leser wohl nicht so recht kennt, zumal außerhalb des lieben Schwabenlands! Drum sei mir's noch erlaubt, von den drei Bändchen schwäbischer Gedichte, die wir ihm verdanken, in zwangloser Weise dies und das beizufügen. Ihre Titel heißen: Meî Derhoîm. (6. Auflage 1896. Stuttgart, Cotta.) Lug-ins-Land. (2. Auflage 1889 ebenda.) Aus 'em Lerche-Nescht. (1895. Stuttgart. Adolf Bonz.) Dazu kam 1894 ein Band hochdeutscher Gedichte unter dem Titel: Sprossen und Blüten (ebenfalls bei Ad. Bonz erschienen. Die Mundart Grimmingers ist die der Stuttgarter Gegend, und das hat den Dichter bei Verständnislosen in den Ruf gebracht, Salondichter zu sein. Dabei wird aber nicht immer bedacht, daß in seiner Jugend und noch in der Zeit seiner ersten Lieder das Stuttgarter Tal längst nicht vom Häusermeer ausgefüllt war, und dem Fernerstehenden muß noch gesagt werden, daß bei uns auch in akademisch gebildeten Kreisen ungeniert schwäbisch gesprochen wird.

Meî Derhoîm — 1867 erstmals erschienen — enthielt sofort eine Reihe von Perlen der Dialektdichtung. Das Büchlein gibt in der Tat ein allseitiges Bild des Volkslebens in unserer schwäbischen Heimat, gemalt mit ihren ureigensten Farben.

Wer vor Grimmingers literarischem Auftreten Gedichte unsrer Mundart las, der fand viel Späße, und zwar zumeist von saftiger Derbheit, und dagegen wenig echte Lyrik. Hier aber trat Einer auf

mit der gleich anfangs klar erfaßten Überzeugung: „Zum Volkslied brauchts Meister.“ So finden wir in diesem ersten Band viel Zartes, in der Stille prächtig Ausgereiftes, finden vor allem darin das wohl bekannteste und geliebteste Gedicht Adolf Grimmingers „'s Wörtle Du“ mit seinem treuherzigen Anfang:

„Du“ ischt gar a herzig's Wörtle,
Wie der Lieb koî anders frommt,
B'sonders ama schtillen Örtle,
Wenn's so recht von Herze kommt.

„Du und Du“ gilt allerwege,
Dô, wo d'Lieb ihr Wunder tut,
Und a ganzer Gottessege
Liegt im: „Du, i bî D'r gut!“

Wer will da sagen: so etwas ist zu lyrisch, um volkstümlich zu sein. Es fragt sich eben, ob man einen Vorwurf gegen den Dichter damit begründen darf, daß unser Volk nicht so zart rede; meines Erachtens handelt es sich für den Kritiker nur darum, ob dies Volk so zart fühlt, — und wer wagt's, unsrem Volk das abzustreiten? Daß der Dichter in seinen Ausdrucksmitteln nicht allezuweit sich von dem Anschauungskreis des Volkes entfernen darf, ist ebenso selbstverständlich, wie das Andre, daß er sagen darf, was herauszusagen einem andern nicht gegeben ist. So begegnen wir denn in unsrem Büchlein noch mancher Blüte feinster Lyrik, und oft ist's allerdings, als würde hier die Probe darauf gemacht, wie weit man in der Feinheit der Empfindung gehen dürfe, ohne aus den Grenzen der Dialektpoesie herauszufallen. Bestanden ist diese Probe z. B. in dem Gedicht „Uf e welks Rösle“, von welchem eine hübsche Komposition von Zumpe in dem bekannten Volksliederheft der Woche mitgeteilt ist.

„Neckar und Mosel“ ist ein lustiges Beispiel, wie graziös Grimminger im Ton des echten Volkslieds singt, bei dem man vergißt, dem Verfasser nachzufragen. Melancholie von der Art alter Volkslieder weht uns auch hier zuweilen an; das unvergängliche Thema vom Scheiden gibt Anlaß genug dazu, und wie innig klingt das Lied des vereinsamten Kindes in „Weder Glück noch Stern“. Auf die Dauer volkstümlich zu sein vermag aber bei uns nur ein Dichter, dessen Grundzug frohgemuter Glaube ist.

„Denn solang's nô' mait allwärts,
Blüete schneit uf Erde,
Braucht au's ärmschte Menscheherz
Net zum Kloschter z'werde.“

Wie aus diesen vier Zeilen hervorgeht, ist des Dichters Optimismus nicht ersonnen, sondern naturwüchsig, wie ihm überhaupt die Natur viel mehr Seelisches enthüllt als der Mehrzahl unserer Dialektdichter. Vorzüglich gelingen ihm Naturbilder als Hintergrund für gemütliches Menschentreiben in schlichtesten Verhältnissen, zumal Kinderszenen, wie sie uns Ludwig Richter so lieb gemacht hat. Man vergleiche mit dessen Bildern die beiden Grimmingerschen Gedichte „Kinderhimmel“ und „Nôch'ma Maig'witter“, oder das hübscheste dieser Gattung, das der Verfasser dieser Zeilen schon in der Kleinkinderschule auswendig gelernt hat: „Kleî' Dorles Geheimnis“.

Ein wahrer Volksdichter ist immer auch ein Stück von einem Prediger; so lesen wir auch hier nicht wenige treugemeinte Predigten an das Volk. Doch nicht so, daß der Freund seines Volkes sich in langen moralischen Lehrgedichten erginge; vielmehr versteht er sich auf den kurzen meist vierzeiligen Spruch. Ein Beispiel:

„Bleib', wer d'bischt, in Ernscht und Scherz,
B'hüet vor Winkelzüg' deî Herz;
Nimm, wo's gilt, koî Blatt vor's Maul —
Überklug macht g'wisse-faul.“

„Luginsland“, 1873 zum erstenmal auf die Fahrt geschickt, schlägt zunächst dieselben Töne an, die uns aus dem vorigen Buch bekannt sind. Zwei echt Grimmingersche Naturbilder finden wir in „Gwitterôbed“ und „Gwittertroscht“. Im ersten mischt sich echt volkstümlich allerlei uralter Wetterglaube mit schlichter Gottvertrauenspredigt; im zweiten tröstet eine Mutter ihr durch den Donner verscheuchtes Kind:

„Sodele Kind, komm raus uf's Bänkle,
's blitzt und donnert nemmemêh',
Berg und Tal hôt jetzt seî' Tränkle,
Dôrum laß d'r d' Angscht vergeh'.

Echt poetisch ist aber der diesem Gedicht mühelos eingefügte symbolische Zug. Die Mutter zeigt dem Kind den Regenbogen, den die Engelein zwischen Himmel und Erde gestellt haben, und die letzten Strophen lauten:

„Wärscht mer so net lieber ebe,
Als wenn du druf drobe schtändscht,
Bät i's, die môl 'nüber z'hebe,
Daß d' in Himmel gucke könntscht.

Gucke nôch dei'm sel'ge Schweschterle,
Des schô lang dô drübe-n-ischt
Und für des du mir als Tröschterle,
Gott sei Dank, verbliebe bischt."

Dasselbe nicht Nebeneinander sondern Ineinander von Popularität und überlegter Kunst tritt uns entgegen, wo sich Grimminger seine ausgebreitete und zugleich vertiefte Sagenkenntnis zu nutze macht. Ein Beispiel von unvergänglicher Schönheit ist das Gedicht „Muederthräne", das den ganzen Gemütsgehalt der Sage vom Thränenkrüglein ausschöpft; niemand liest das Gedicht ohne Bewegung. Grimminger weiß überhaupt die manchmal etwas lückenhaft überlieferten Volkssagen durch freierfundene oder mit Glück aufgegriffene Motive zu bereichern und künstlerisch dermaßen abzurunden, daß kein Leser dahinterkäme, was eigene Zutat ist. So stammt z. B. im „Bau vom Reißeschteî'", einer humorvollen Burgsage von der schwäbischen Alb, das eingefügte und gegen die Derbheit des Burgriesen hübsch kontrastierende Liebesmotiv nicht aus der gedrukten Vorlage, sondern aus mündlicher Überlieferung. Eine ebenso hübsch ausgestattete Blumensage liegt vor in dem Gedicht „Wie's Blümle Wegwart entschtande-n-ischt". Die lustigste aller Sagen in diesem Bändchen erzählt, „warum der Mond trauert". Fortwährend läuft der Verliebte der Sonne nach und doch gelangt er nie zum Ziel.

„Zwôi Woche lang von Hôffning g'nährt,
Und wieder zwôi von Lôid verzehrt:
So treibt's der arme G'sell ufs Hôr
Wohl schô' gar viel viel dauset Jôhr;
Denn d' Sonn ischt übertriebe schpröd,
Und er vor lauter liebe z'blöd.
Kôi Wunder drum bei so Getu,
Nimmt Oiner immer ab und zu;
Nô muß i sa und des sag i:
So z'liebe wär net meî Scheni.

Daß auch dies Bändchen trefflich geprägte volkstümliche Weisheit bietet, möchte ich nur gewissermaßen im Vorübergehen mit etlichen Überschriften belegen: „Hell und trüb ischt gut für d' Lieb", „Lügesaat find't leicht a Furch", „Zungedresche hôißt net bette", „Schimpf net uf d' Hôimat", „Wo's not tut, muß mer d' Wôhret sa".

Wo Adolf Grimminger patriotische oder religiöse Töne anschlägt, da ist's doch nicht jener übliche Patriotismus, der mit dem undeutschen Hurra sich genügend charakterisiert, oder trockene Kirchlichkeit oder gefühlvolle Salbung. Sein Patriotismus ist Heimatliebe und seine Frömmigkeit das schlichte Vertrauen, daß dem geraden tapferen Sinn Gott hilft. Eine kräftige Dosis eines ethischen Rationalismus ist in beidem enthalten, und manchmal wird des Dichters Rede zum ehrlichen Schelten über alles, was ihm als unecht erscheinen muß. Reine Religiosität, an der jede Konfession und jede kirchliche Partei ihre Freude haben kann, ist der Lebensatem in „Der Weihnachtsôbed" und „Weihnachte-n-ischt um Äller wille."

1895 erschien „Aus em Lercheneschst", eine ziemlich späte Nachlese, aber aus mehr als einem Grund bedeutsam. Der Dichter hat seine Erfahrungen mit seinen Beurteilern gemacht — wie jeder andre. Er fühlt das Bedürfnis, sich auch einmal prinzipiell auszusprechen. Wer seine Grundsätze kennen und ihn mit dem von ihm selber dargereichten Maßstabe messen will, der lese die paar Strophen, welche überschrieben sind: „Zum Volkslied brauchts Môischter." Man hatte namentlich seine Lieder ein paar Linien „zu hoch" gefunden, weil's eben echte Lyrik war. So giebt er denn hier gerade noch ein paar Lieder von dieser Feinheit der Komposition und des Gedankens; sie sollen weiter für sich selber werben. Hier hat er jedoch auch bewiesen, daß ihm das Verständnis für den lustigen Schwank nicht abgeht; man lese nur nach, wie „Der Büttel im Himmel" sich einen Platz gewinnt. Auch sage man nicht im Tone der Geringschätzung, Grimminger suche das Volk nur beim Sonntagsspaziergang, nicht bei der Arbeit auf. „Wengerters Herbschtgedanke" belehrt uns eines Bessern. Da hat der Dichter sich so vertraut gezeigt mit der Mühsal des hart arbeitenden Winzers, daß, als er einst in der Stuttgarter Liederhalle dies Gedicht öffentlich vortrug, einer von diesen Leuten ganz erstaunt fragte: „Hôt denn der au en Wengert?"

Endlich bietet dieses dritte Bändchen eine Reihe Gelegenheitsgedichte. Gewiß kann man darüber streiten, in welchem Maß solche dem Lesepublikum unterbreitet werden sollen. Wer aber einen Dichter lieb hat, wird gerne auch diese Gedichte von ihm lesen. Es ist aber nicht bloße Neugier, daß wir uns gern eine Antwort geben lassen auf die Frage: Sage mir, mit wem du umgehst? Wer

in seiner übrigen Produktion sich als wahrer Dichter erweist, wird in der Regel auch hier etwas darbieten, was über die zufällige, flüchtige Gelegenheit hinausgreift.

Nun wird Adolf Grimminger seinen 80. Geburtstag feiern und denen, die ihm persönlich Glück wünschen können, beweisen, daß er noch bei seiner Regel bleibt, die in den „Sprossen und Blüten“ zu lesen ist:

„Besser doch ist lustig psaltern,
Keck das Glück im Flug erfassen
Und um keinen Preis aufs Altern
Sich vorzeitig einzulassen.“

Wir aber grüßen ihn dankbaren Herzens und wünschen ihm, daß sein Schaffen nicht bloß am 2. Mai, sondern lange noch ein kräftiges Echo finde. Möge er jetzt mit 80 Jahren fühlen dürfen, daß seine Schwaben ihn von Herzen gern haben und daß außerhalb Schwabens ihn viele verstehen!

Backnang (Württemberg)

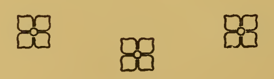
Ernst Günther, Stadtpfarrer.

„Der Kronprinz“, das Krügersche Drama, dessen 4. Akt unsre Leser in diesem Hefte kennen lernen, wird im September dieses Jahres am Koburg-gothaischen Hoftheater zur Aufführung gelangen.

Jugendliteratur. Eine Probenummer der so betitelten, von der Jugendschriften-Kommission des Vereins Berliner Volksschullehrerinnen herausgegebenen Blätter liegt unserm Maiheft bei. Dieselben sollen von nun an 2–4 mal jährlich erscheinen und dem „Eckart“ beigegeben werden. Zusammen mit der „Jugendschriften-Rundschau“ erhalten unsere Leser somit 6–8 mal im Jahre eine der Jugendliteratur besonders gewidmete Beilage.

Versammlung Deutscher Bibliothekare. Für die Versammlung Deutscher Bibliothekare (8. Bibliothekartag und Ordentliche Mitgliederversammlung des Vereins Deutscher Bibliothekare) in Bamberg, 23.–25. Mai 1907, ist folgender Einteilungsplan festgesetzt worden: Mittwoch, den 22. Mai, abends von 8 Uhr ab: Begrüßung im „Bamberger Hof“. — Donnerstag, den 23. Mai (Vor- und Nachmittag) und Freitag, den 24. Mai (Vormittag): 8. Deutscher Bibliothekartag. Die Verhandlungen finden in der Aula des Königlichen Alten Gymnasiums, gegenüber der Königlichen Bibliothek, statt. Beginn am 23. Mai vormittags 9 Uhr, am 24. Mai vormittags nach Schluß der Mitgliederversammlung des Vereins Deutscher Bibliothekare. Über die Reihenfolge der Vorträge und Referate entscheidet die Versammlung. — Verhandlungsgegenstände: 1. Die Königliche Bibliothek in Bamberg und ihre Handschriften. Referent: Bibliotheksvorstand H. Fischer-Bamberg. Im Anschluß daran Besichtigung der Bibliothek und der für die Versammlung veranstalteten Ausstellung der Handschriften usw. 2. Bamberger Privatbibliotheken aus alter und neuer Zeit. Referent: Assistent Schottenloher-Bamberg. 3. Über Mißstände im Dissertationenwesen. Referent: Oberbibliothekar Geiger-Tübingen. 4. Das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken und seine Suchliste. Referent: Oberbibliothekar Fick-Berlin. 5. Berichte der Kommissionen (besonders der Kommission für offizielle Drucksachen). 6. Mitteilungen und Besprechungen über technische und Verwaltungsfragen. — Freitag, den 24. Mai, vorm. 8½ Uhr: Ordentliche Mitgliederversammlung des Vereins Deutscher Bibliothekare. Tagesordnung: Geschäftsbericht und Rechnungsablage; Entlastung des Vereinsausschusses. — Freitag, den 24. Mai, nachm.: Gemeinsames Essen im „Bamberger Hof“. Für die sonstige verhandlungsfreie Zeit ist die Besichtigung der übrigen Sehenswürdigkeiten von Bamberg oder der Besuch der Umgebung in Aussicht genommen. — Sonnabend, den 25. Mai. Gemeinsamer Ausflug entweder nach Banz-Staffelberg oder nach Schloß Pommersfelden.

Unsere Leser seien freundlichst auf die Beilagen der Verlagsbuchhandlungen E. Avenarius, G. J. Göschen und H. Haessel, sämtl. in Leipzig, aufmerksam gemacht. Insbesondere wird der Bartelssche Aufsatz „Deutsche Literatur. Einsichten und Aussichten“ als wertvolle Zugabe zu dem Inhalt der Nummer willkommen sein.



Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 13.



Jahrgang 1906/7 Nr. 9. Juni

Friedrich Theodor Vischer.

Eine Jahrhunderterinnerung von Rudolf Schaefer.

Es war am 28. Juni 1887, — in den prächtigen königlichen Anlagen und in den Privatgärten Stuttgarts blühten und dufteten die Rosen um die Wette, und die herrliche Umgebung der Residenzstadt lockte die Einwohner hinaus und hinauf auf die Rebenhügel und zum Dämmerschatten der Buchenwälder. Trotzdem zogen ganze Scharen, Jung und Alt, hinein in einen der größten Säle der Stadt, und was zur geistigen Bildung gehörte, strömte in die Liederhalle, dem Friedrich Vischer-Bankett anzuwohnen. Umgeben von den Männern der Kunst und Wissenschaft, von den Studierenden der Technischen Hochschule, zahlreichen Verehrern und Freunden, stand der Gefeierte, ungebeugt von der Last der achtzig Jahre, nahm die zahlreichen Glückwünsche und seine von Donndorfs Meisterhand geschaffene Marmorbüste als Zeichen der Verehrung milde lächelnd an und hielt dann eine ebenso einfache wie von Herzen zu Herzen gehende Ansprache, darin er das Glück seines Lebens pries, daß es ihm vergönnt war, für das Vaterland und die Wissenschaft so lange Jahre wirken zu können. In bewundernswerter Frische hielt er trotz geistreicher Erwiderung auf unaufhörliche Glückwünsche und Anreden bis in die Morgenstunde bei den fröhlichen Festgästen aus, und als am 30. Juni das Haus, darin er seine bescheidene Junggesellenwohnung hatte, sich mit der ganzen Nachbarschaft im Glanze festlicher Ausschmückung zeigte, da nahm der Jubilar, der sonst allen lärmenden Veranstaltungen und Ruhmesfeiern aus dem Wege ging, nicht bloß die zahlreichen, Adressen und Glückwünsche überreichenden, Besucher an, sondern beteiligte sich, umgeben von einer glänzenden Festversammlung, an der fröhlichen Studentenfeier auf der

Silberburg, dem großen, schattenspendenden Gesellschaftsgarten in Stuttgart. Wahrlich, was er ein Halbjahrhundert früher in jugendlicher Begeisterung auf der Akropolis von Athen ausgerufen hatte: „Ich werde nie alt werden!", das durfte sich an ihm in beneidenswerter Weise bewahrheiten. Sein Lebensabend war verschönt und vergoldet von der Liebe und Verehrung der besten Kreise seiner Stammesgenossen, und die Heimat, die ihn einst mit den bittersten Gefühlen in seiner Seele hatte nach Zürich ziehen lassen, hatte längst ihren hochbegabten und gefeierten Sohn mit allen Ehren zurückgerufen und ihn festgehalten.

Allein derselbe Sommer, darin an seinem Jubeltage Tausende seiner Schüler und Freunde teilnahmen, sollte der letzte für sein schönheitsempfängliches Auge sein: nach kurzer Krankheit entschlief er am 14. September in Gmunden am Traunsee, und in weihevoller Bergesherrlichkeit wurde seine leibliche Hülle in Österreichs Erde versenkt. Dort erhebt sich über seinem Grab das schlichte Denkmal, das ihm die Deutschen der Ostmark und des Neuen Reiches in vereinter Dankbarkeit gesetzt, als ein Symbol geistiger Zusammengehörigkeit und ein Zeichen, daß sein Genius Spuren gezogen hat, soweit die deutsche Zunge klingt.

Zwanzig Jahre sind seit jener Leichenfeier im Salzkammergut hinab gezogen, Zeit genug, um zahlreiche Größen ihrer Tage der Vergessenheit zu überliefern; die Bedeutung Friedrich Vischers bestand fort, und sein Name wird in den Tafeln der deutschen Geistesgeschichte mit unverwischbaren Buchstaben eingetragen bleiben. Wie ihn selbst, den Unermüdlichen, die Pflege der Geisteskultur frisch und jung erhielt, so bildet das Beste an seinem poetischen und literarischen Lebenswerk für die Geschlechter der Zukunft einen Jungbrunnen für Seele und Geist. Jene machtvolle Wirkung, die einst von ihm, dem Lehrer und Vortragsmeister, auf die Tausende seiner lauschenden Schüler und Zuhörer mit magnetischer Gewalt überging, hat mit dem Verstummen seines beredten Mundes geendet und gehört seiner und seiner Zuhörer Lebensgeschichte an. Nicht verhallt ist dagegen seine Lehre, sein Lied und sein Forschen, wie sie sich in seinen Werken fortpflanzen.

Man darf wohl sagen, daß es möglich ist, jetzt ein abschließendes Urteil über Friedrich Vischer zu bilden, obwohl von seinem umfassenden und hochbedeutsamen Briefwechsel noch wenig veröffentlicht ist und das deutsche Volk noch eine Geschichte der deutschen Dichtung nach Vorlesungen von ihm erwarten darf, darin seine geschichtliche, religiöse, sittliche und ästhetische Anschauung zu Tage tritt wie kaum in seinem Roman „Auch Einer". Es wäre auch eine Übertreibung, in Friedrich Vischer eine Größe ersten Ranges zu schildern, die auf ein ganzes Zeitalter einen bestimmenden Einfluß ausgeübt und den weitesten Kreisen einen Hauch ihres hohen Wesens zu fühlen gegeben hätte. Bei der Art seines Schaffens und seiner Gedankenwelt ist es naturgemäß, daß er mehr in die Tiefe als in die Breite gewirkt hat, und obwohl es grundfalsch wäre, in ihm einen jener Aristokraten des Geistes zu er-

blicken, wie sie gern aus der Philosophie und der Ästhetik hervorgehen, so wird sein Name doch nur da einen Klang behalten, wo bereits eine Grundlage höherer Bildung vorhanden ist. Gewiß trug Vischer auch das Zeug zu einem Volksmann in sich, und seine Verehrung Martin Luthers ging nicht, wie mehrfach glauben zu machen versucht wurde, nur auf die niederreißende, kühn rücksichtslose Natur des Reformators, sondern auf dessen ungebrochene, naturfrische und urkräftige Geistesart zurück. Wie Vischers erste dichterische Versuche als Seminarist mit 18 Jahren in „Moritaten" im Bänkelsängerton auf die Hinrichtung des Stuttgarter Mörders Datpheus und des Reutlinger Diakonus Brehm bestanden: wie sich der bereits vielgenannte Professor im Revolutionsjahre noch zum Major der Bürgerwehr wählen ließ und eine Broschüre über dieses volkstümliche Institut verfaßte, wie er, obwohl nicht zum Staatsmann geboren, seinen Parlamentssitz als Volksabgeordneter in der Paulskirche und im Stuttgarter Rumpfparlamente nicht tatenlos einnahm; wie er als „Schartenmayer" wieder zur Leier griff und 1873 den im alten Ton gedichteten Sang „Der deutsche Krieg" dichtete als eine Arbeit, die von der ganzen Dichtung jener Tage trotz ihres komischen Gewandes sich erhalten hat; wie also aus diesen einzelnen Zügen hervorgeht, daß Vischer auch mit dem Volke im weitesten Sinne denken und auch die niedere Sphäre der Poesie betreten konnte, so war es ihm gerade so wohl im persönlichen Verkehr mit dem Mann aus dem Volke und er freute sich seiner Tracht und seiner Sitte. Dennoch gilt sein Lebenswerk dem „Kultur"menschen, obwohl Vischer die Kultur und die höhere Bildung, die das Naive des Lebens zerstört, verflucht und in ihrem Unsegen durchschaut.

Überaus schwierig ist es, das Doppelwesen seiner Persönlichkeit, die sich in den scharfdenkenden Philosophen und in den phantasiebegabten Dichter, den Forscher und Poeten, teilt, auf Einen Begriff zu bringen. Er brachte von Hause Beides mit; sein Vater, ein angesehener Geistlicher in Ludwigsburg, der im Dienste des Vaterlandes bei Pflege der Verwundeten am Lazaretfieber im besten Mannesalter starb, war poetisch begabt und verfügte über eine tüchtige philosophische und theologische Bildung, wie das im Schwabenlande mit dem Tübinger „Stift" Herkommen war. Einer alten Familienüberlieferung nach war auch der berühmte Erzgießer Peter Vischer ein Vorfahre der Familie, und in einem Gedichte an seine Ahnen (in den „Lyrischen Gängen") bringt auch der Dichter dieses Doppelwesen an sich zum schmerzlichen Ausdruck. Wollen wir ein großes Wort, das leider oft genug zur Phrase erniedrigt wird, über ihn formen, so könnte man ihn einen Priester des Wahren und Schönen nennen, zu dem sich oft genug noch der Kampf um das Gute als Sittlich-Schönes gesellte. Dem Geheimnis der Wahrheit in ihrer philosophischen, dem Grunde der Dinge nachforschenden Gestalt, und der Schönheit in allen ihren Einzelerscheinungen mit heißem Bemühen nachgegangen zu sein und ein ganzes Menschenleben dieser Arbeit in heiligem Drange gedient zu haben, durfte wenigstens den berechtigten Stolz seines

Daseins bilden. Er selbst wußte freilich am besten, daß seine verschiedenen Anlagen, die wie in Prismen leuchteten, sich gegenseitig im Wege standen, wenn sie sich auch wiederum ergänzten. So ist er kein Volldichter geworden, da die Naivität der Empfindung von der denkenden und betrachtenden Richtung seines Innern durchkreuzt wurde, während immerhin dem Gelehrten und Forscher sein malerisch gebildetes Auge, seine nachschaffende Phantasie und seine künstlerische Sprache und Diktion zu Hilfe kam, um Meisterwerke der Darstellung hervorzubringen, wie sie dem bloß wissenschaftlichen Gelehrten nicht gelingen. Vor allem aber nimmt Vischer nach seiner Persönlichkeit wie nach seinem literarischen Lebenswerk eine entscheidende Stellung in einem der heißestumstrittenen Probleme unserer ganzen Kultur und Bildung ein, in der Frage nach der ethischen oder ästhetischen Weltanschauung, die unsere Zeit in zwei Heerlager trennt. Hie Ethik! Hie Ästhetik! so tönt es feindlich und verständigungsunmöglich durcheinander. Und wenn dann ein besonders Kluger kommt, um die Harmonie zwischen beiden Anschauungen herzustellen oder eine höhere Vereinigung etwa in der ideal-religiösen Lebens- und Weltanschauung zu entdecken, so sehen wir immer wieder, daß das alte Problem in seiner ganzen Schroffheit weiter besteht. Wie wurde Schiller als der Vertreter einer ästhetischen Lebensbewertung ausposaunt — bis Nietzsche als konsequenter Vorkämpfer des Schönheitskultus auftrat und in Schiller den „Moraltrompeter von Säkkingen" verhöhnte, weil der Künstler Nietzsche in tausend Punkten den unbequemen Sittlichkeitspriester in Schiller witterte und klarlegte! Gerade so steht es, streng genommen, bei Vischer. Ja, er ist und bleibt „der Ästhetiker Vischer", wie er nun einmal nach dem Volksurteil heißt; er führt den Ehrentitel eines „Altmeisters der Ästhetik", der tiefgründiger als die Andern und mit einer erstklassigen philosophischen Ausrüstung an die Geheimnisse der Schönheit herantrat und das Wesen der Kunst erforschte. Sein monumentales Werk, die in den Jahren 1847—1857 in vier großen Bänden erschienene „Ästhetik", die in der vorzüglichen und feinsinnigen Untersuchung „Über das Erhabene und Komische" (Stuttgart 1837) einen Vorläufer besitzt, wird seinem Namen in der Geschichte der Geisteswissenschaften einen ehrenvollen Platz für alle Zeiten bewahren. Es hat ihn auch sein ganzes Leben und besonders sein letztes Jahrzehnt die Ästhetik als Wissenschaft vom Schönen beschäftigt, so daß er eine Umarbeitung des großen Werkes plante, darin er wohl radikal in einzelnen Teilen aufgeräumt hätte. Sein Sohn, Professor Robert Vischer in Göttingen, gab dann auch nach Nachschriften und Stenogrammen von Schülern, als ersten Band der Vorträge seines Vaters, den Band „das Schöne und die Kunst" als eine Einführung in die Ästhetik heraus (Stuttgart, Cotta), und wer sich mit der wissenschaftlichen Werkstatt im Geiste Vischers und seiner nie rastenden, bohrenden Denkkraft vertraut machen will, muß auch diese Psychologie des Schönen kennen lernen, ein Buch, darin zwar Vieles aus der früheren groß angelegten „Ästhetik" aufgehoben ist, während immerhin die Lehre vom

Naturschönen ihren bleibenden Wert behält und besonders die Lehre von der Phantasie in unangerührter Geltung aufrecht erhalten wird. Nehmen wir dann gleich noch hinzu, daß das vielverschrieene und heute besonders vor Kant erbleichte Hegeltum unseren großen Ästhetiker zwar lange genug stark in der Gewalt hatte, ihm aber doch auch bei der dialektischen Methode seiner Darstellung nicht wertlos war, da es eine straffe Anordnung und Durchführung verlangte, so haben wir Vorzüge und Nachteile des Werkes anzuerkennen. Vischer selbst fühlte sich im Laufe seiner Ausarbeitung durch den Panzer der einzelnen, ganz methodisch sich entwickelnden Paragraphen beengt; er legte aber in den Erklärungen und Erläuterungen so viel Leben, Anschauung und Geist um das Gerippe, daß das Werk eine unerschöpfliche Fundgrube bleibt; es ist auch von Autoren, die sich mit fremden Federn schmücken, so ausgeschrieben und, ohne daß Vischers Name und Verdienste genannt worden wäre, ausgenützt worden wie vielleicht kein ähnliches Werk der wissenschaftlichen Literatur. Als kaum weniger bedeutsam müssen die an die Theorie seiner Ästhetik sich anschließenden Werke aus dem Reiche der angewandten Kunst, der literarischen, philosophischen, religiösen Kritik gelten, welche in bunten Essays die sechs Bände der „Kritischen Gänge“ und die drei Hefte „Altes und Neues“ füllen. Hier enthüllt sich das reiche Wissen, das tiefgründige, aufs Zentrum der Erscheinungen dringende Forschen, das poetische Sensorium Vischers. Sein gereiftes Urteil hat ebenso seinen Freunden Eduard Mörike und Gottfried Keller Bahn gebrochen, wie es die Deutung Shakespeares unternahm. Auch sein im Jahr 1875 erschienener Kommentar oder besser seine Erklärung von Goethes Faust gehört in diese Reihe von Schriften, wie sie nur eine Persönlichkeit ausarbeiten kann, die den Denker und den Dichter unmittelbar in sich vereinigt. So werden wir eigentlich weitergeführt und können Vischer nicht nur mit dem Titel eines Ästhetikers abmachen. Vielleicht kommen wir der Wahrheit näher, wenn wir ihn einen Humanisten des 19. Jahrhunderts nennen, eine Geistesnatur, welche die Wissenschaften, so weit als möglich, zu einer harmonischen Bildung in sich vereinigt. Es gibt, mit Ausnahme der Naturwissenschaften, wohl keine Disziplin, der Vischer nicht Interesse entgegen gebracht hätte, wenn er auch Übertreibungen, z. B. die Goethephilologie mit ihrer Interessantmacherei und Unfruchtbarkeit, verhöhnte und in dem Gedichte „Die Exakten“ dem gerechten Spott preisgab.

Und doch! Die Hauptsache haben wir noch nicht bloßgelegt. Ist überhaupt Vischer, „der große Ästhetiker“ ein progammatischer Vertreter der ästhetischen Weltauffassung, wie es unter den Dichtern ohne Zweifel Goethe und Lenau waren? Können denn unsere modernen Ästheten, die ästhetisierenden Weiblein und Männlein unserer „Kulturzentren“, die literarischen und schöngeistigen Zirkel unserer Kunststädte mit ihren problematischen Naturen und oft auch problematischen Existenzen, die „in Schönheit leben“ und in Schönheit wenigstens — Andere sterben lassen wollen, — kann mit Einem Wort unsere moderne Dekadenz sich auf Vischer als ihren Meister berufen?

Ohne Zweifel neigte Vischer in seiner Jugend, als er mit dem Kirchenglauben und dem Stande, dem seine Familie angehörte und in den er notgedrungen eintreten sollte, zerfallen war, einer einseitigen ästhetischen Weltanschauung zu, wie sein Freund Friedrich Strauß. Es ist auch gar nicht wegzuleugnen, daß manches in den Äußerungen und Werken seiner Jugend pietätlos und unbedacht war, und Vischer, der wahrheitsliebende Mann, hat in späteren Jahren eingestanden, daß er in der Hitze des Gefechtes über die Stränge geschlagen habe. Sein Kampf mit dem Pietismus Schwabens war scharf, und auch in Christof Hoffmann, dem späteren Bischof der schwäbischen Tempelgemeinde in Palästina, befehdete er nicht, wie es darzustellen beliebt wird, einen bornierten Banausen, sondern eine geistesmächtige, auch dichterisch begabte Persönlichkeit, die freilich ebenso eigensinnig, einseitig und unnachgibig sein konnte wie der Vischer von damals. Aber wie der Politiker Vischer, der lange Großdeutscher war, sein politisches Glaubensbekenntnis „korrigierte", so näherte sich der Ästhetiker Vischer, nachdem er seinen Gesichtskreis in der Welt erweitert und die Mächte des menschlichen Daseins mehr kennen gelernt hatte, der ethischen Anschauung. Die Versenkung in die Werke Shakespeares, der im reiferen Mannesalter sein ausgesprochener Liebling wurde, mag das ihrige dazu beigetragen haben. Da, wo sein Herz am schnellsten schlägt, sein Zorn am heißesten aufwallt, seine Sprache die Töne der Leidenschaft, des Pathos, unerschrockenen Eiferns, herbster Satire annimmt, da handelt es sich nicht um Fragen der Ästhetik, der Kunst und des Schönen, sondern um strittige Punkte der Religion, des Glaubens und Unglaubens, der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit, der Zucht und Ordnung, der Schonung und des Mitleids, der Tierquälerei und Tierfreundlichkeit, des Anstands, der Schamhaftigkeit oder Schamlosigkeit in Tracht und Kleidung, — kurzum um sittliche Fragen. Daher ist nichts unrichtiger, als über dem Ästhetiker Vischer den Ethiker und Soziologen zu übersehen. Wer so um seine Ideale kämpft, einen heiligen Krieg gegen alles Niedrige, Schlüpfrige, Schamlose, gegen Korruption jeder Art führt, mag er sie nun auf dem Throne des damals noch umschmeichelten Napoleons III. oder in den Spielsälen Baden-Badens sehen; wer so der Lüge, Heuchelei, der konventionellen Moral, dem Schwindelgeist, der Afterbildung und Kultur zu Leibe geht, wie Vischer, der steht auf dem Boden der ethischen Weltanschauung. Aus diesem Boden stammt so manches in seinen „Kritischen Gängen", stammt seine packende Rede zur hundertjährigen Feier der Geburt Schillers, die er in den ehrwürdigen Hallen der Peterskirche in Zürich gehalten hat. „Ja, das ist ein Mensch, straff, gespannt, kämpfend, ringend, strebend, unablässig fortschreitend, sich erneuend; lang von Not verfolgt und heimatlos irrend, nie weich gebettet, früh gebrochen an Leibeskraft, und doch immer frisch, dem gedrückten Nerv Schwung abzwingend, — ein Mensch an dem Tausende sich aufgerichtet haben und Tausende sich aufrichten werden. Er ist der Liebling der Jugend, weil er selbst jung, männlich und doch jung ist. Wir treten in die Mannesjahre, die Er-

fahrung droht uns, einen Ring von Eis ums Herz zu legen, uns will zu Mute werden, als ob nur Gewalt und List, Gold und Jagen nach Gold die Welt beherrschen, es kommt eine Zeit, wo wir meinen, uns von ihm abkehren zu müssen, weil man bei ihm die Welt nicht finde wie sie sei; aber wir werden noch reifer, wir kehren zu ihm zurück, er behält Recht und er reicht uns die Fackel, um das Feuer auf dem Herd unsers innern Heiligtums zu neuer Glut anzufachen." — Auf dem Boden einer Weltanschauung, die einer sittlichen Entrüstung über die Oberflächlichkeit der gebildeten Stände fähig ist und in heiligem Drang rücksichtslos die Wahrheit sagt, ist seine Schrift „Mode und Zynismus", sind einzelne gepfefferte Partieen in seiner Faustparodie, seine Epigramme aus Baden-Baden vom Jahre 1867, sein Nachgesang zum „Deutschen Krieg" mit dem scharfen Spiegel für den grassierenden Materialismus, viele Partieen in „Auch Einer" und in den „Lyrischen Gängen" erstanden. Eine ästhetische Natur ist weich und weicht dem Kampfe aus; Vischer ist auf der Höhe seines Lebens eine Kampfnatur, wenn sich diese Natur auch im Alter mäßigt oder ausgleicht. Um was er kämpft, sind aber fast lauter Ideale, die im Gefolge der christlichen Lebenskultur einherschreiten, und so ist es nicht zuviel gesagt, wenn ihm einer seiner treuesten Freunde, ein Österreicher, den Ehrentitel eines „treuen Eckart" gibt. Mag Vischer, trotzdem er aus der evangelischen Kirche hervorgegangen war, ihr bei einseitig-kritischem Sinn nicht ganz gerecht gewesen sein — die Reformation und Luther hat er stets hoch gehalten und ein Vertreter des Protestantismus mit seinem Appell ans Gewissen und der Forderung sittlicher Zucht ist er doch gewesen.

Viel ist von seinem Humor gesprochen worden; ja man hat schon gefolgert, als Stock- und Kernschwabe müsse er Humor gehabt haben. Sein schwäbisches Lustspiel „Nicht Ia" bildet unbestritten den Erweis, daß er über eine starke Gabe Humor verfügte. In seiner Faustparodie, seinem Deutschen Krieg lächelt der Humor oft hindurch; aber noch ein kleines Zucken, und er nähert sich bedenklich dem Witz, der Satire, selbst dem Sarkasmus. Der spezifisch Vischersche Humor ist gerne ein wenig grimmig und gallig, und das kann garnicht anders sein, da der Schluß seiner Weltanschauung eben doch nicht Harmonie, sondern Resignation ist. Wir haben von Vischer das wunderbar schöne Wort: „Religion ist das Tauwetter des Egoismus". Aber weiter ist er nicht gekommen; volle Freudigkeit hat er nicht in ihr gefunden, und sein höchstes Seelengut wurde die Ruhe des Stoikers, mit der er auch in den Tod ging. Die Beschäftigung mit Goethe und Shakespeare zog sich wie ein roter Faden durch sein Leben; das große Werk seiner Vorlesungen über den britischen Dichter, das von Macbeth und Hamlet geradezu eine Neuübersetzung enthält, hat Robert Vischer in 6 Bänden herausgegeben (Stuttgart, Cotta). Aber weder die sonnige Harmonie des Deutschen, noch die schwer erkämpfte des Briten hat er erreicht. Ohne von Weltschmerz und Pessimismus angekränkelt zu sein, steht er doch den letzten Fragen des Lebens

stumm gegenüber; er erwartet nicht fröhlich, wohl aber tapfer das Dunkel des Todes.

Diese Resignation bildet auch den Grundakkord der beiden Dichtungen, die ihn am längsten überdauern werden, seines Romanes, oder wie er ästhetisch genau ausführt, seiner Novelle „Auch Einer" und seiner im Bande „Lyrische Gänge" gesammelten Gedichte. (Beide in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienen.) Mit „Auch Einer" überraschte der schon Siebzigjährige die Welt; die Kritik war einig, daß man in diesem Buche das Lebensbekenntnis des Autors habe, ein Werk, das trotz seiner Formlosigkeit und seines oft barocken Inhaltes zu den gedankenreichsten und geistig hervorragendsten der deutschen Literatur gehört. Nachdem es zuerst nur von einer kleinen Minderheit angenommen war, fand es plötzlich, mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts eine unvorhergesehene Verbreitung und erlebte trotz seines schwerverdaulichen Inhalts 25 Auflagen. Es hat viel Humor, aber ein humoristischer Roman ist dieses Capriccio nicht. Den Autor, seinen ihm wesensverwandten Helden August Einhart und das ganze Buch muß man schon wegen des Lebensmottos der Hauptpersönlichkeit: „Das Moralische versteht sich immer von selbst!" lieb gewinnen. Die Lösung des Romans mit seinen bei allen humoristischen Szenen doch schweren Konflikten befriedigt nicht ganz; ein fröstelnder Hauch zieht durch den Schluß. Und dasselbe gilt von den „Lyrischen Gängen". Ein reicher Geist, der Reim und Sprache souverän beherrscht, hat hier sein Denken und Fühlen niedergelegt. Hier begegnen wir ihm in seiner Jugend denn doch etwas auf pessimistischen und lebensüberdrüssigen Pfaden; aber mit dem Eintritt ins Mannesalter schwinden diese Wolken. Der Pantheismus, mit dem Hegeltum verwandt und einer dichterischen Neigung so wie so zusagend, gibt ihm das tief poetische Wort ein:

Wie hoch die Welt sich bäumt,
Wie laut auf breiter Spur
Das Leben schäumet,
Uns alle träumet
Der Weltgeist nur.

Das könnte Goethe gesagt haben! Sein kirchlich-religiöses Bekenntnis legt er in einem Distichenzyklus „Konfession" nieder, daraus ganz besonders die Verse bezeichnend sind:

Wohl mir, daß ich, im altprotestantischen Lande geboren,
Stärkende Ketzerluft durfte schon atmen als Kind!
Freilich es ist gesorgt, daß nicht in den Himmel die Bäume
Wachsen; des Heidentums wahrte noch Luther genug!

mit dem gegen den Katholizismus gerichteten Schluß:

Ja, ich vernehme ihn gern, den altsprichwörtlichen Ausruf —
Schad wärs, käme er ab, hoffentlich bleibt er im Brauch,
Öfters hört man ihn noch, wenn einer so recht desperat ist
Und die verrückteste Tat wütend für möglich erklärt — :
„Wetter! da möchte man ja vor Zorn katholisch noch werden!"
Ruft er und schlägt auf den Tisch, hat sich entlastet und lacht.

Germanischer, deutscher Geist mit stark schwäbischem Einschlag weht aus den dichterischen Hauptwerken Vischers, trotz gelegentlicher Verherrlichung der Antike und Beibehalten des antiken Schicksalsbegriffs in einigen Gedichten, uns entgegen. Von einem wohltuenden sittlichen Idealismus getragen wirken die besten seiner Werke reinigend und läuternd und fordern zum Kampfe im Leben auf, wie auch auf sein eigenes Leben des Dichters Wort geprägt ist, daß Mensch sein Kämpfer sein heißt.

Heinrich Lilienfein.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Jeder Tragödiendichter ist im Grunde seines Wesens — Optimist. Vorausgesetzt freilich, daß seine Tagödien eben Tragödien sind und keine bloßen Miseren, und daß andererseits das Wort Optimismus nicht etwa nur im Sinne eines gedankenlos-leichtblütigen Temperamentes verstanden wird, sondern als eine Möglichkeit gedankenvoll-gläubiger Weltbetrachtung. Indem nämlich der tragische Held seine innere Existenz auf Kosten seiner äußeren durchsetzt, indem er seinen Lebensglauben rettet oder wiedergewinnt auf Kosten seines Lebens, bekennt er und durch ihn der Dichter sich zu einer höheren Betrachtung irdischen Geschehens. Was dem profanen Auge als ein Unglück, als eine Niederlage erscheint, das wandelt sich dem Auge des tragischen Sehers in einen erhebenden Sieg. Was den gewöhnlichen Menschen, wenn er überhaupt zu ernstem Nachdenken fähig ist, pessimistisch stimmen muß, daraus schafft der Dichter kraft seines tiefgegründeten Optimismus' eben eine Tragödie und wird so für uns andere ein Erlöser vom Pessimismus.

Was vom Künstler überhaupt gilt, das gilt also im höchsten Maße vom Tragödiendichter: Er muß, wenn auch keiner neuen, so doch einer eigenen, wenn auch keiner fachwissenschaftlich ausgebauten, so doch einer sicher emfundenen Weltanschauung Herr sein.

Durch diese Leitgedanken möge der Leser von vornherein darauf hingewiesen sein, von welchem Standpunkt aus meiner Ansicht nach das Schaffen des Dichters Heinrich Lilienfein gewürdigt und mit welchem Maß es gemessen werden muß.

Es ist unerläßlich, mit einem Wort wenigstens die erste Druckschrift zu erwähnen, die Heinrich Lilienfein seinen dichterischen Werken vorangeschickt

hat, seine historische Dissertation*), die der Heidelberger philosophischen Fakultät mit Recht des höchsten Lobes würdig erschien. Sie zeigt uns, wie energisch schon der Zweiundzwanzigjährige die gegebene Wirklichkeit zu durchdringen und wie großzügig er sie zu gliedern wußte. Sie zeigt uns insbesondere, wie selbständig und klar er die Wechselwirkung von Taten und Anschauungen im Geistesleben der Menschheit erfaßte.

Neben dieser umfangreichen, streng wissenschaftlichen Arbeit her war ihm aber auch schon sein erstes Drama erwachsen, die „Kreuzigung".**) Es wird eine Zeit kommen, wo man fast mit Rührung auf dieses knapp zwei Bogen starke Heftchen zurückblicken wird: Sieh, wie schlicht und ernst und unerbittlich streng ist dieser Dichterjüngling zu Werke gegangen. Sicher fehlte es ihm nicht an Phantasie und Kombinationsfähigkeit, um sich mit einem „abendfüllenden" Stück einzuführen. Aber er spürte: „Jetzt hab ich nur dies zu sagen, jetzt muß ich diese meine Kreuzigung schreiben, ein Drama und kein Theaterstück." Es ist ein gutes Zeichen für unsere zünftige Kritik, daß doch mancher getroffen wurde von dem Ernst des künstlerischen Wollens und von der Kraft des dramatischen Könnens, das sich hier so ohne alle Reklame und Effekthascherei ankündigte.

Die Fabel des Stückes ist sehr einfach: Ein junger Maler, Heinz Howa, hat sich mit einem schlichten, gemütvollen Mädchen verheiratet. Aber während er sich mit dem naiven Egoismus des Künstlers ganz in seine Arbeit, eine Darstellung der Kreuzigung Christi, vertieft, darbt ihr Gemüt und ihr Glaube an seine Liebe kommt ins Wanken. Endlich wird Howa darauf aufmerksam gemacht, daß er ahnungslos seinem „Sonnenkind" die Sonne geraubt hat, und sein Freund Marx, ein Nietzschejünger im edelsten Sinne des Wortes, sucht ihn auch davon zu überzeugen, daß er sie fortschicken muß, um mit voller Kraft und freier Seele schaffen zu können. Aber Howa läßt sich „nicht zwingen, anders zu sein, als er kann." Wohl gibt er zu, daß er sich selbst nicht genügend kannte, als er ein Weib nahm. Aber diese Schuld durch eine neue zu überbieten, das geht ihm gegen seine innerste Natur. „Als Menschenseele, die ich an mich glauben hieß, ist sie mir heilig." Dabei bleibt er und es wird ihm immer klarer, daß er nur durch eine Tat ihr den Glauben an seine Liebe wiedergeben kann. „Malst du nur eine Kreuzigung?" hört er den Herbstwind flüstern. „Lebe sie, lebe sie!" So vernichtet er das beinahe vollendete Bild.

Aber vor Marx, dem unerbittlichen Freunde, kann dieser Sieg nicht bestehen: „Heinz Howa, sagt er, du belügst dich selbst und dein Weib! Ihr und dir lügst du vor, ein Opfer gebracht zu haben. Nicht um ihretwillen hast du die Kreuzigung in Fetzen gerissen; nicht weil du nicht zu Ende malen

*) „Die Anschauungen von Staat und Kirche zur Zeit der Karolinger." Heidelberger Abhandlungen. Heft 1. Heidelberg 1902.

**) Heidelberg, C. Winter, 1902.

wolltest – weil du nicht konntest. – – Seit Wochen schau ich dir zu, seit Wochen ringst du und ringst, deines Bildes Krone zu erraffen, des Erlösers Haupt auf die Leinwand zu bannen. – Du kannst's nicht! Nicht nur, weil dein Bild wider deine tiefste Natur ist – weil du flügellahm bist – flügellahm – gebunden!" Da macht sich Howa von neuem an die Arbeit. Er muß seiner Erna und – sich beweisen, daß er auch das vor Frieden, vor überwundenem Leiden sieghaft leuchtende Haupt des Erlösers malen und – opfern kann. Er schließt sich ein und in drei Tagen und Nächten übermenschlicher Anstrengung ist das Bild neu gemalt und fertig gemalt. Und als er es nun abermals vor den Augen seiner erschütterten Frau vernichten will, stürzt er, vom Nervenschlag getroffen, tot nieder.

Schopenhauer hat über Nietzsche gesiegt: Nicht die Selbstbehauptung um jeden Preis ist der tiefste Sinn seelischen Lebens, sondern die Treue gegen sich selbst, die vor keinem Opfer zurückscheut. Nur die selbstverneinende Liebestat, so rätselhaft sie dem menschlichen Verstand ist, vermag den schwersten und letzten Sieg über Menschenherzen zu erringen.

Man tut also dem Dichter gewiß Unrecht, wenn man etwa meint, die Frage der „Künstlerehe" oder sonst eines der beliebten „Gesellschaftsprobleme" solle hier abgehandelt werden. Bei ihm geht es vielmehr immer auf das Zentrum menschlichen Erlebens. Der Einzelfall ist ihm stets nur Mittel zum Zweck oder besser: die notwendige, künstlerisch-spontane, individuelle Gestaltung innersten Erlebens.

Freilich hat der Dichter in der „Kreuzigung" noch nicht den rechten Abstand gewonnen zu dem innerlich Geschauten. Nicht als ob die Gestalten oder gar die Handlung des Dramas in der Skizze stecken geblieben wären. Vielmehr sind Gestalten und Handlung zu stark gesättigt von ihrer ideellen Bedeutung. Diese erste künstlerische Selbstbefreiung des Dichters geschah gewissermaßen in so heftiger, akuter Weise, daß die Idee gar nicht Zeit gehabt hatte, ein umfangreicheres Stoffvolumen zu durchdringen. Darum erreicht die Handlung mit wenigen, mächtigen Schritten ihr Ziel. Darum sprechen die Handelnden in so hochgespanntem, rythmischem Pathos und in „geflügelten Worten". Darum erscheinen ihre Gestalten beinahe stilisiert.

Im Herbst 1902, also nur ein halb Jahr später als die „Kreuzigung", erschien Lilienfeins zweites Drama, die „Menschendämmerung"*). Schon ein flüchtiger Blick auf die Handlung zeigt uns, wie sehr das Schaffen des Dichters an „empirischer Weltbreite" – um mit Goethe zu reden – gewonnen hat.

Dr. Rolf von Kirnheim kehrt nach Abschluß seiner Universitätsstudien ins Elternhaus zurück, das er seit Jahren gemieden hat. Er hat sich in seiner stillen Studierstube eine tiefe und schöne Weltanschauung erdacht, den Glauben an eine Menschendämmerung. „Wer mahnender Zeichen kundig ist,

*) Heidelberg, C. Winter 1902.

fühlt, wie sie naht im bangen, pochenden Geist unsrer Zeit! Ich fuhr durch die großen Städte; andächtig stand ich still vor der Wucht ihrer nahenden Stimme; tausend und tausend Hände schüren in geschäftiger Hast die mächtigen Kessel, zischend spannt sich des Dampfes Wunderkraft, sausend jagen die Räder und donnern die ehernen Hämmer. Wie im Spiel zeugen sie des Zauberfunkens Allgewalt, der leuchtet und wärmt und treibt und zieht: und aus Räderhast und Hammerwucht und Funkengeknister ringt sich ein einziger gellender Schrei und pflanzt sich fort vom leblos-geschwungenen Metall zum lebendigen, heißatmigen Menschen und bricht hervor, allen vernehmlich, von allen geschrieen: Vorwärts! Vorwärts! — „Fortschritt“ nennen wir nüchtern den brünstigen Schrei der Menschheit. Fortschritt — sie rast dahin, die trunkene, fortschrittheisere Menschheit — aber ach! nicht ein einziger, zielbewußter, jubelgeschwollener Strom — nein ein Knäuel, wirrgeschlungen, zwieträchtigen Wegs und — blutig!! Der Starke schiebt den Schwachen zur Seite, drängt ihn, stößt ihn, wirft ihn zu Boden und schreitet über Wunde und Tod — sie nennen's den „Kampf ums Dasein“. Und der Strom stockt, der Schrei verwirrt sich; die Losung fehlt, die allversöhnende, zielverkündende Menschheitslosung! — — Einer wird sie finden, muß sie finden, wenn das buntfarbige Spiel der Menschengeschichte mehr ist als Spiel: sinn- und zielvolles Wachstum. — — Sind wir nicht alle eines Gottes Flammengeburten? Wohnt nicht zehrender Schmerz und jauchzende Wonne gleich in uns allen? Aber noch kennen wir uns nicht; in tausend und abertausend Funken hat sich des einen Gottes Flammenseele versprüht; Vielheit ist des Einen Herrlichen dunkle Verdammnis — wir kennen uns nicht! mehr noch! Wir dünken uns fremd, einer dem andern, und feind und zum Kampf geschaffen! So umnachtet ein düsterer Wahn den Gott. Wenn er fällt! Wenn der Seher die Binde der Vielheit zerreißt! Wenn die Losung erdröhnt, ein einziger, jäher, sehnsuchterfüllender Donnerschlag — — dann lösen sich alle, alle die schlummernden Gottesfunken, sie brechen hervor und züngeln zusammen zu einem glühenden Feuerschwall; erlöst ist der Gott, in allen erkannt, aus allen sich einend — und sieghaft brandet gottgewordener Menschheit entfesselter Strom über sich selbst empor! Sie ist da — nimmer sich kehrende, ewig errungene, allbefreiende Menschendämmerung!!“

Dieser Sonnenglaube Rolfs soll sich nun der Wirklichkeit gegenüber bewähren und was für einer Wirklichkeit gegenüber! Der Vater, Guts- und Fabrikherr Major von Kirnheim, ist ganz anders geartet als sein Sohn, den er von Kind auf abwechselnd verachtete oder verlachte. Er ist ein brutaler Kraft- und Genußmensch; Spiel, Weiber und Pferde machen ihm das Leben „der Mühe wert“. Kaum ist Rolf ein paar Tage zu Hause, so kommt es auch schon zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn. „Es gibt ein Gewächs, das nennen die Leute „Gemüt“ oder so was. Wenn einer davon zuviel bekommen hat, dann verwirren sich seine

fünf gesunden Sinne; er sieht die ganze Welt durch eine Brille von überspanntem Edelmut und schwindsüchtigem Idealismus; nur die Wirklichkeit sieht er nicht, die nüchterne Wirklichkeit. Und die anderen, die wirklich sind und vernünftig, die quält er mit seinen eingebildeten Empfindeleien zu tot — wenn sie nicht bei Zeit einsehen, mit wem sie's zu tun haben. Das ist die Krankheit deiner Mutter — und die deine." In diesen cynischen Worten gipfelt das Urteil des Vaters. Aber Rolf läßt sich durch sie nicht beirren. Auch nicht durch die Erkenntnis, daß seiner Mutter Lebensglaube in ihrer „Ehe" gebrochen ist. Der wird sich ja sicher wieder aufrichten, wenn sie sieht und wieder sieht, daß in ihm, ihrem Sohn, derselbe Drang jung und ungebrochen fortlebt, durch den sie sich einst berufen fühlte, dem Major von Kirnheim den Reichtum ihrer reinen, gläubigen Mädchenseele hinzugeben und ihm damit eine höhere, göttliche Welt zu erschließen. Schwerer schon bedrückt ihn die Wahrnehmung, daß seine Schwester Melanie im Begriffe ist, sich von ihrem Vater und ihrer Erzieherin ganz und gar „herzblind" machen zu lassen. Schon erwägt er den Gedanken, die flehentliche Bitte seiner Mutter zu erfüllen und dem Kampf mit der „Wirklichkeit" dieses Elternhauses zu entfliehen. „Draußen las ich den Gottesfunken aus allen Augen und hier verbirgt er sich? Sind denn die Menschen hier anders als sonstwo? Schlafen sie tiefer? — Daran erstick ich, an eurem „hier!" — — Ich muß fort, bevor mich dieser bleierne Schlaf tatscheu macht." Da findet er zu seinem freudigen Erstaunen einen Bundesgenossen — eben in jener Erzieherin, Martina Stolbe. Sie bittet ihn, dazubleiben und ihr „die Ahnung seines Glaubens zur Gewißheit zu machen", und hilft ihm dadurch, das Vertrauen zu sich selbst und seiner idealen Mission auch im Elternhause zu behaupten. So scheint für diesmal die Krisis überstanden, der Sonnenglaube gerettet ohne eine entscheidende T a t seines Propheten. Da, bei einem Maifest, das der Major den Freunden seines Hauses gibt, erfährt Rolf, daß Martina — die Geliebte seines Vaters ist. „Die Lust ist das Geheimnis der Welt! Die Arme weit und die Lippen gesträubt und Glut, freche, rote Glut in die Augen! Schmiege dich um mich, Frau Lust! Dein Liebster tanzt mit dir! Wir tanzen und tanzen und tanzen bis zur Menschendämmerung." Mit diesem verzweifelten Aufschrei reißt er Martina an sich und schwingt sich mit ihr wie toll unter die Tanzenden.

Aber nur einen Augenblick „steigt ihm die braune Sumpfwoge bis an die Brust; sofort findet er sich wieder und sie weicht zurück." Vierzehn stille, trübe Tage gehen hin. Rolf ringt um einen neuen Glauben, den ihm keine Wirklichkeit mehr niederwerfen kann. „Laß mich an der M e n s c h h e i t verzweifeln, am M e n s c h e n nicht!" In diesem Wort liegt seine letzte Hoffnung beschlossen. Wohl weiß er jetzt, daß es eine Illusion war, in a l l e n Menschen den Gottesfunken zu suchen, auf die M e n s c h h e i t seinen Glauben zu gründen. Aber er weiß auch, daß keiner so fest auf sich selbst steht, daß er ganz ohne G l a u b e n s g e f ä h r t e n glauben kann und daß es einer

Tat bedarf, um solche Gefährten zu gewinnen. „Immer einer baut auf den anderen, ob nicht die Flamme doch emporschlägt: wenn keiner zur Leuchte sie faßt, ist der Glaube tot."

Er steht am Bett seiner Mutter, in deren Befinden nach Aussage des Arztes diese Nacht noch die Krisis eintreten soll. Der Major ist in die Stadt gefahren zu seinem Skatabend und Melanie — schmückt sich zu einem Kostümball. Da faßt Rolf den entscheidenden Entschluß. „Soviel Falten um deinen Mund, soviel Träume zerschlugen sie dir. Nun siehst du so todmüde aus, als hättest du keinen mehr — keinen. — Einen hab ich noch: mein Erbe von dir; den schmied ich zur Tat: mein Gewissen." Er geht hinüber in das Zimmer, wo Martina „in hellem, fließendem Gewand" auf die Heimkehr des Majors wartet, und befiehlt ihr, sein Haus in dieser Stunde noch zu verlassen. Keine Bitte, keine Kunst der Verführung rührt ihn. „Ich werde der Dienerschaft klingeln; man wird Ihre Sachen fortbringen, und schließlich, wenn Sie einen Auftritt vorziehen, Sie selbst." Da, unter der Türe, wendet sich Martina noch einmal um. „Wissen Sie denn überhaupt, was Sie tun? Wissen Sie, daß es nichts ist als eine große Kinderei, was Sie mit mir aufführen? — — Wo lebt denn außer Ihnen das Gesetz, zu dessen Anwalt Sie sich aufwerfen?" Und mit vernichtender Beredsamkeit mahnt sie ihn daran, daß Melanie, die einzige, auf die er noch seine Hoffnung gesetzt habe, vom Krankenbett ihrer Mutter weg auf den Kostümball geeilt sei. „Sie glauben an ein Phantom, das die Probe der Wirklichkeit nicht besteht! — Wagen Sie nun noch, mich fortzuschicken? Wagen Sie noch, den Stein wider mich aufzuheben? — — Rolf, Sie suchten ein letztes Mal mit Ihrer grauen, bleichen Theorie sich gegen die gesunde pochende Wirklichkeit zu stemmen! Mit der Verzweiflung eines Asketen rangen Sie wider lachendes, frisches, quellendes Leben, aber das Leben läßt Sie nicht, Sie segnen es denn! Aus Weibesauge lodert sein heiligster, sein einziger Funke, sein lustvoll-tiefstes Geheimnis: es ist doch die Lust! und nur die Lust! und ewig die Lust!!" Schon schwankt sein letzter Glaube vor dem Glutrausch dieses Weibes, da hört er draußen im Flur die Stimme seiner Schwester, die sich dem zurückkehrenden Vater in den Weg geworfen hat, um von ihm Gewißheit zu fordern über sein Verhältnis zu Martina. Nun weiß Rolf, daß Melanie nicht zum Tanz gefahren, sondern, endlich von furchtbarer Ahnung erschüttert, bei der kranken Mutter geblieben ist. „Der Gottesfunke lebt!" ruft er triumphierend und reißt die Türe in den Flur hinaus auf. Da dröhnt ein Schuß durchs Haus, den der Major in blind-rasender Eifersucht auf den Sohn abgegeben hat. Aber die Kugel trifft Melanie, die sich zwischen sie geworfen hat. Während der Major und Martina fassungslos hinausschleichen, ist plötzlich die Mutter von ihrem Krankenlager herbeigeeilt und wirft sich bei ihrem wiedergewonnenen Kinde nieder mit dem Aufschrei: „Menschendämmerung!"

Wie in der „Kreuzigung" so finden wir auch diesmal als Hintergrund der Handlung den Kampf zweier Weltanschauungen. Aber während es dort zwei ideale Weltanschauungen, ja man kann beinahe sagen, zwei idealistische Systeme waren, die um den Sieg rangen, sind es diesmal ganz allgemein die beiden Grundrichtungen menschlicher Lebensauffassung, der Materialismus und der Idealismus. Wie in der „Kreuzigung" so zeigt weiterhin auch hier der Dichter, daß ein solcher Kampf nur durch eine Tat entschieden werden kann. Aber während diese dort vor allem durch ihren selbstverneinenden Charakter Wert und Bedeutung gewann, wird sie hier überhaupt durch die Hoheit des sittlichen Empfindens, dem sie entspringt, geadelt.

Ich bin überzeugt, daß der Dichter damit tiefer gegriffen hat und so noch bedeutsamere Typen aus der Fülle menschlichen Erlebens bilden konnte. Indem er das Opfer als Sonderfall sittlichen Handelns erkannte, die Frage nach der subjektiven Möglichkeit idealer Lebensanschauung überhaupt dagegen als die Vorfrage aller anderen, legte er die Grundmauern frei, auf die alle menschliche Persönlichkeit gebaut ist. Und ich habe das starke Gefühl, daß dieses Drama, als künstlerische Selbstbefreiung, die entscheidende Grundlegung von Lilienfeins eigener Persönlichkeit dokumentiert. „An der Menschheit laß mich verzweifeln, am Menschen nicht!" Diese Worte seines Helden sind des Dichters eigenstes Bekenntnis. Es bedeutet negativ, daß sein Lebensglaube auf eine kollektivistische Grundlage verzichtet: Der Glaube an ein zielvolles Ende der Menschheitsentwickelung hält der Wirklichkeit gegenüber nicht stand. Es bedeutet positiv, daß sein Lebensglaube sozusagen einer „unsichtbaren Menschheit" (vgl. Luthers „unsichtbare Kirche") bedarf: Der Glaube an die zielvolle Entwickelung einzelner Persönlichkeiten trügt nicht. Diese Menschendämmerung erlebt, wer nicht müde wird, solchen Glauben durch die Tat zu bekennen.

Und wie ist es dem Dichter gelungen, diese tiefsten Gedanken, dieses persönlichste Bekenntnis in Menschen von eigenem Fleisch und Blut künstlerisch zu gestalten! Freilich macht sich auch diesmal noch ein Rest ideeller Übersättigung geltend. Aber sie äußert sich nicht mehr in der Anlage der Gestalten selbst und ihrer Handlungen, sondern nur in der rhetorischen Prägung des Dialogs an einigen Stellen, besonders in den ausführlichen philosophischen Reden von Martina und von Rolf. (Darum wäre eine Bühnenbearbeitung, die allerdings nicht bloß kürzen, sondern vielmehr komprimieren müßte, ebenso dankbar wie erwünscht.)

Gleich der erste Akt zeigt, mit welch instinktiver Sicherheit schon der dramatische Anfänger Lilienfein die Kunst einer knappen, spannenden Exposition beherrscht, wie er jedem der Handelnden gleich von Anfang an seinen eigentümlichen dramatischen Stimmungswert zuzuteilen weiß. Und wie tief und rein sind die lyrischen Töne, die uns aus dem Morgengespräch zwischen Mutter und Sohn (Anfang des 2. Aktes) entgegenklingen! „Weißt du, der

Lenz ist noch so jung, eben erst über unsere Berge gefahren, und wenn er des Morgens aufwacht, kann er nicht recht glauben, daß er schon da ist; reibt sich die Augen und schüttelt die Gräser und fängt zu flimmern und zu glitzern an, hell und grell, ungebärdig vor Freude, weil er wahrhaftig Herr im Land ist!" So jubelt des jungen Dichterphilosophen sonnenfrohe Hoffnung. Und dagegen dann das wehmütige Märchen von der „Prinzessin aus Traumland", in dem die Mutter, halb widerstrebend, ihr Schicksal wie einen schweren Traum auf des Sohnes hoffnungsstarke Seele legt. Gerade an solchen Kontrastwirkungen ist übrigens das Drama reich, besonders die erste Hälfte des dritten Aktes (Das Maifest), die der Dichter in prächtigem Humor durch eine Handvoll Kavalierstypen belebt hat. Doch dies sind schließlich alles nur Einzelheiten, wie sie wohl auch einem geschickten Theatermann zuweilen gelingen. Der Dramatiker zeigt sich unzweideutig erst im Aufbau des Ganzen, in der Gliederung und Steigerung der Handlung. Und da ist für den tiefer Blickenden kein Zweifel: Die „Menschendämmerung" ist trotz aller Rederanken von hoher architektonischer Schönheit. In dreigeteiltem Rythmus schreitet die Handlung aufwärts. Am Ende des zweiten Aktes entscheidet sich die erste Krisis im Kampf des Helden um seinen Lebensglauben, mit rascher Steigerung folgt am Ende des dritten Aktes (äußerlich betrachtet zwischen dem dritten und vierten Akt) die zweite Krisis und endlich wiederum nach zwei Akten die dritte, in der er seines Glaubens Läuterung und Sieg endgültig erringt. Eine Aufführung des Dramas würde die Schönheit dieser Maße, die ich hier nur andeuten konnte, deutlich fühlbar machen.

Doch des Dichters Seele fühlte sich noch nicht ganz frei. Wohl hatte er seinen eigenen Kampf um eine Weltanschauung, um die Geltung seines tragischen Optimismus' entschieden, indem er die „Menschendämmerung" geschaffen hatte, aber es drängte ihn, den Abschluß dieses Kampfes noch in anderer, nicht-dramatischer Form künstlerisch zu objektivieren. So entstand im Sommer 1903 sein Roman „Modernus. Die Tragikomödie seines Lebens".*)

„Es war ein Mensch, der hatte ein gefühlvolles, empfindsames Herz. Das hegte er und pflegte er und um es zu schirmen, gab er ihm keine anderen Gefährten als seine Gedanken. Die waren willige Gesellen und bauten eine bunte Welt, deren Farben sie nicht aus der Wirklichkeit nahmen, sondern aus Gefühlen und etlichen anerzogenen Begriffen. Zwischen ihnen flog das Herz hin und her, bald hoch und jauchzend, bald tief und klagend – nach seiner Stimmungen Laune. Nichts fürchtete er aber so sehr als das reißende Tier, das er das Leben nennen hörte."

Diese Worte eröffnen am Schluß des Romans die selbsterkennende Rückschau des Helden und bilden recht eigentlich den Schlüssel zum Ver-

*) Heidelberg, C. Winter 1904, 2. Aufl. 1905.

ständnis dessen, was der Dichter will: Nicht darauf kommt's ihm an, eine oder mehrere einzelne Weltanschauungen in künstlerischer Form zu „widerlegen", sondern der „modernen Seele" als solcher soll ihr Spiegel vorgehalten werden. Die eine große Gefahr unserer Zeit, mit rein theoretisch erlebten „Weltanschauungen" sich über die Welt und sich selbst zu täuschen, und so zum „Hanswurst seiner Stimmungen" herabzusinken, wird in der Gestalt des Modernus, aus dessen Tagebuchblättern der Roman besteht, künstlerisch veranschaulicht.

Obwohl nun der Natur der Sache nach in diesem Tagebuch die lyrischen Töne vorwiegen, so ist es doch meines Erachtens gerade die dramatische Begabung Lilienfeins, die sich in den großen Zügen dieser Konzeption deutlich offenbart: Nicht nach Art des Lyrikers gibt er uns in seinem Roman eine stilisierte und episch ausgeschmückte Schilderung seines eigenen inneren oder gar äußeren Entwickelungsganges, sondern nach Art des Dramatikers hat er die Gestalt des Modernus aus sich hinausprojiziert und ihr selbständiges Leben gegeben. Nicht das Spiel des Schattens, den die eigene Gestalt im Lichte der Reflexion wirft, hat er uns abgeschildert, sondern er hat wirklich eine Tragikomödie geschrieben, deren „Held" für ihn im selben Sinne inneres Erlebnis ist wie die Helden seiner späteren Dramen. Weiterhin erkennen wir aber auch in der Gliederung des Stoffes den Dramatiker. „Wie ich Gott verlor," „Wie ich die Welt verlor," „Wie ich mich verlor," in diesen drei gewaltigen Akten spielt sich das Drama seelischer Entwickelung ab, das wir im „Modernus" vor uns haben. Und endlich ist es noch ein drittes Moment, das den Roman als dramatisch empfunden kennzeichnet: Die organische Entwickelung des Stils. Unter all den ungezählten Ich-Romanen unserer modernen Literatur dürfte sich wohl kaum einer finden, in dem die Sprache so meisterhaft allen seelischen Wandlungen des Erzählenden angepaßt ist. Nur dem Dramatiker konnte es gelingen, einen und denselben Menschen vor unseren Augen vom Wertherstil zum Zarathustrastil sich auswachsen zu lassen. Doch nun zum Gang der Handlung!

Wir lernen Modernus als jungen Studenten der Philologie kennen. Die ganze unbestimmte Sehnsucht seines Alters spricht sich in Ton und Inhalt der ersten Tagebuchblätter aus. Die wenigen Bemerkungen über seine strenge Erziehung im nüchtern-frommen Elternhaus, die er gelegentlich einflicht, genügen, um gleich von vornherein verständlich zu machen, daß er seiner jungen akademischen Freiheit nicht froh wird. „Man hat mich nur Pflichten gelehrt, Rechte nicht." Anstatt durch den gesunden Rhythmus von Arbeit und Erholung Leib und Seele zu erfrischen, anstatt die Ungeselligkeit seines Temperaments nach Kräften zu bekämpfen, wühlt er sich immer mehr i weltverlorene Einsamkeit und sucht sein Heil in Selbstbeobachtung und -lbstzergliederung. Die erste Berührung, die er mit einem Studiengenossen ih- veranlaßt ihn, über seinen Kinderglauben nachzudenken. „Mir kommt frei Denken in diesen Dingen so kindlich vor. Ist's, weil ich bisher an all

das nur glaubte und nicht darüber nachdachte?" Unter dem Einfluß seines neuen Freundes werden seine religiösen Zweifel immer dringlicher und greifbarer. Aber er hat nicht Mut und Kraft genug, sie durchzukämpfen. So möchte er sie wenigstens unterdrücken und bricht den Verkehr mit Baumann ab. Doch nun nimmt sich das Schicksal selbst der Sache an. In wundervollen Prosagedichten erzählt uns Modernus, wie die Liebe, ihm selbst noch nicht klar bewußt, zum erstenmal in sein Leben tritt. Marianne, dem sechzehnjährigen Töchterchen seiner braven Hauswirtin, gilt seine Neigung. Aber, wie er der Freiheit nicht froh ward, so läßt ihn nun seine Grübelei der Liebe nicht froh werden. Erst als es zu spät ist, als Marianne todkrank darniederliegt, gesteht er sich's rückhaltslos ein: „Ich habe sie lieb — lieber als mich — als alles." Ehe er's ihr sagen kann, wonach sie sich gesehnt hatte, stirbt sie und — mit ihr sein Kinderglaube. In seiner verzweifelten Stimmung schließt er sich wieder an Baumann an, für dessen Weltanschauung, den Pessimismus Schopenhauers, er nun eben reif ist.

Drei Jahre später treffen wir Modernus wieder als Hauslehrer auf einem Rittergut bei Berlin. Er ist einsamer denn je. Da er, um seine Überzeugungen nicht verleugnen zu müssen, keine Staatsprüfung gemacht hat wie der skrupellosere Baumann, sind nun auch die „zufälligen Bande der Natur vollends zerrissen." Für seine Mutter ist er ein verlorener Sohn. Aber die wehmütige Stimmung des ersten Herbstabends, den er in der neuen Umgebung verlebt, mit seinem „eintönig-silbernen, singenden Tropfenfall" zerstört mit einem Mal die künstliche Ruhe, in der er die letzten drei Jahre verlebt hatte. Er sieht, daß er der alten Täuschung zum Opfer gefallen ist: „Weil ich Natur und Menschen mied, glaubte ich sie überwunden." Wieder „steht er, ein Fremdling in fremdem Leben." Aber noch ist es nicht so weit, daß ihm diese „gedachte Welt" endgültig zerbricht: im Gegenteil! Die Gräfin, eine junge, geistreiche Witwe voll fremdartigen Reizes, erschließt ihm den Zauber Wagnerischer Musik und Weltanschauung.*) So glaubt er, jetzt erst, „vom Verstand erlöst zum Gefühl", die ganze Tiefe des Ideals der Weltverneinung erfaßt zu haben. „Nicht mehr ein Weltverzweifelter — ein Welterlöster begrüße ich euch, ihr abendroten Wolken des Nirwana!" Aber in grimmigem Hohn endet schließlich die Geschichte dieser „Erlösung". Eines Tages muß er erkennen, daß er den Tristan geben sollte und nicht den Parsifal. Der Mann, der ihm zu dieser Erkenntnis vollends hindurchgeholfen hat, Skarpina, nimmt sich nun des Verzweifelten an. In ihm hat der Dichter eine Gestalt von geradezu unheimlicher Originalität geschaffen. Plötzlich steht er vor uns, nur durch eine kurze, geheimnisvoll klingende Andeutung angekündigt, und fasziniert uns durch seine knappen, treffenden Kernworte. Und er bleibt für Modernus und für den Leser der Rätselhafte

*) In der „Kreuzigung" hat der Dichter selbst aus solcher „Wagnerstimmung" heraus das Wort geprägt: „Leiden und Kunst sind Wurzel und Frucht".

Wortkarge, auch nachdem er Modernus mit sich nach Berlin genommen und in seinen Kreis, den Kreis der „Bacchen“, aufgenommen hat. Durch seinen Schönheitssinn und seine grenzenlose Freigebigkeit, wird hier das Leben zum Dionysosfest und Modernus sein begeisterter Sänger. Die Dithyramben, die nun seinem Tagebuch eingestreut sind, atmen die Stimmung glühender, schönheitstrunkener Sinnenfreude. Meisterhaft redet er „die hüpfende, tiefe Sprache“ Zarathustras. Doch das Leben zerschlug ihm auch diese Welt wie seine Kinderwelt. Als Skarpina plötzlich, des unwahren Festjubels überdrüssig und durch undankbaren Neid der Bacchen beleidigt, ebenso geheimnisvoll vor unseren Augen verschwindet, wie er gekommen war, da verbraust gar bald der Bacchenreigen, und Modernus muß bitter erkennen, daß es auch mit dieser „gedachten Welt“ nichts ist. Jetzt endlich sieht er, daß das Leben weder ein finsterer Hexenkessel, noch ein sonnentrunkenes Bacchanal ist, sondern eine nüchterne „Felsenwirklichkeit“.

„Da hatte ihn aber schon einer bei der Hand und zog ihn empor, aller gedachten Welten Aus- und Endgeburt: „Der gedachte Mensch,“ der sich Zarathustra heißt. Den hatten seine Gedanken gerufen, bevor sein Herz untröstlich würde über die verlorene Welt — die treuen, argen Gesellen. Zarathustra lächelte über die Furcht und sprach: „Du kennst dich selber nicht, Freund! Du bist viel stärker als das Leben! Du selbst sollst das reißende Tier sein und nicht das Leben! Du sollst es anbrüllen und nach ihm schlagen mit zorniger Pranke — dann sieh, was es ist, was dich aus allen Welten warf!“ Die „gedachten Welten“ hatten ihn über die „Wirklichkeit“ betrogen; nun betrog ihn „der gedachte Mensch“ — auch noch über sich selbst.“

Der dritte Akt hebt an. Modernus' Bruder, ein würdiges Gegenstück zu jenem Bruder des „verlorenen Sohnes“ im Gleichnis, hat den Gescheiterten und hilflos Darniederliegenden nach Hause geholt und ihm dort eine Stelle an einer Privatschule verschafft. (Die Mutter ist inzwischen ungetröstet gestorben.) Je mehr ihn aber nun das Gefühl der Kläglichkeit seiner äußeren Stellung niederzudrücken droht, desto ungeheuerlicher wächst sein Selbstbewußtsein. Und als er in seines Bruders Weib eine verkümmerte „sternensüchtige“ Seele kennen und lieben lernt, da will er gewissermaßen die Probe aufs Exempel machen: Wer zum Übermenschentum heranreifte, durfte keine Schranken der Moral mehr kennen. So vergeht er sich an seines Bruders Weib. Aber die arme Frau bricht unter der Last ihrer Schuld zusammen und wird irrsinnig. Da wird's fürchterlich klar in des „Übermenschen“ Seele: „Keine Lüge mehr. Ich bin todwund! Keine Lüge mehr! Ich habe keine Saiten von Erz — sondern ein Gewissen. Und wenn's Erbärmlichkeit ist und ein Betrug von Jahrtausenden und eine Eiterbeule am Leib der Menschheit: — — ich habe ein Gewissen, das todwund ist.“ Und nun hält er schonungslose Abrechnung mit sich. „Nun wußte er freilich, was ihn aus allen Welten warf! — Ein kleines, weiches Herz, das

wohl Gefühle, aber keinen — Willen hatte. Vor dem Leben wollte er es schützen. Damit tat er sich und ihm den schlechtesten Dienst; denn er schützte sich damit — vor der Wahrheit!" Hammerharte Worte von befreiender Klarheit sind es, die auf diesen letzten Tagebuchblättern stehen, und sie lassen uns vollkommen glaublich erscheinen, daß Modernus Mut und Kraft in sich erwachen fühlt, noch einmal von vorn anzufangen, nun nicht mehr mit Worten, sondern mit Taten. Und wir müßten keine modernen Menschen sein, wenn die Worte nicht in uns Widerhall fänden, in die sein Gebet an die aufgehende Sonne ausklingt: „Mache mich zum niedrigsten deiner Knechte, der um dich ringen muß, Tag um Tag, ringen mit blutigem Schweiß — — und ich will ringen mit dir um einen Willen, ringen um eine wirkliche Welt, ringen um einen lebendigen Gott!"

Damit schließt der Roman und wir verstehen nun, warum ihn sein Verfasser „aus Bruchstücken ein Bruchstück" nannte. Aber wir verstehen auch, daß er ein tief-inneres Recht hat, sein Werk als „Tragikomödie" zu bezeichnen: Sein Modernus zählt nicht bloß einen Werther, sondern auch einen Don Quixote zu seinen Ahnen. Freilich erkennen wir rascher das tragische als das komische Moment. Aber damit beweisen wir eben, wieviel von diesem Modernus in uns selbst steckt, wie richtig der Dichter die „moderne Seele" erkannt hat. Daß es eine Komödie ist, „mit Worten das Leben zwingen" zu wollen, den unabhängigen Herrenmenschen zu spielen, während man der erbärmlichste Milieusklave ist, dafür kann uns also die Lektüre des „Modernus" den inneren Sinn schärfen. „Nur ein Narr kennt das Leben, bevor er sein Leben kennt."

Endlich noch eins! Man ist, eben unter dem Einfluß jener „Modernusstimmung", vielfach sehr empfindlich geworden gegen die Einführung gewaltsamer Schicksalswendungen in den Gang der Handlung. So könnte man auch in den äußeren Katastrophen, an denen unser Roman nicht arm ist, Äußerlichkeiten, technische Notbehelfe sehen wollen. Aber damit täte man sicherlich dem Dichter Unrecht. Seine Absicht ist es, wenn ich ihn recht verstanden habe, keineswegs, eine (konventionell-äußerliche) Steigerung des tragischen Moments durch jene Unglückshäufung zu erzielen, sondern sie findet ihre innere Berechtigung darin, daß sie die Komödie in der Tragödie zu ihrem vollen Recht kommen läßt. Sie mußte um so grotesker, um so wahnwitziger erscheinen, je mehr das Leben selbst vergeblich mit Keulenschlägen den Flüchtling und Träumer zurechtzutrümmern suchte. Darum konnte sich der Dichter nicht mit einer — wenn ich so sagen darf — subjektiven Tragik begnügen, sondern mußte zur objektiven greifen.

Es gibt wohl kaum ein literarisches Schlagwort, das von Autoren, Verlegern und Rezensenten ärger mißbraucht wird als die Bezeichnung „moderner Zeitroman". Man scheint ganz vergessen zu haben, daß ein solcher vor allem dadurch sich ausweisen muß, daß er zu den Worten und Werten unseres heutigen Lebens eine klare, selbständige Stellung einnimmt.

Es ist mehr und mehr üblich geworden, irgend ein „Milieu“ mit allem, was darin kreucht und fleucht, abzukonterfeien, vielleicht da und dort ein wenig zu karikieren und ein dekoratives Schnörkelchen anzubringen, Personen und Orten andere Namen zu geben und die durch jene bescheidenen Zutaten der eigenen „schöpferischen“ Phantasie leicht verhüllte Wirklichkeit als künstlerische Wahrheit, als „modernen Zeitroman“ dem verehrlichen Publikum zu präsentieren. Von einer Idee, die doch jedes echte Kunstwerk belebt wie die Seele den Leib, ist gar nichts zu spüren oder — ihr blutloser Schatten, eine Tendenz, die nur Automaten aber keine Organismen „beleben“ kann.

Demgegenüber verdiente der „Modernus“, in dem sich philosophischer Tiefblick und künstlerische Gestaltungskraft zu einem so neuartigen und bedeutenden Ganzen verbinden, im vollen Sinn des Wortes ein moderner Zeitroman zu heißen. Freilich ein Zeitroman, der alle die bitter enttäuscht, die nur lesen, um nicht denken zu müssen. Ein Zeitroman, der überhaupt bloß Menschen interessieren kann, denen die Frage nach dem Sinn des Lebens mehr ist als eine müßige Erfindung von Grüblern oder als ein „ernstes Gesprächsthema“, ja der selbst von solchen Menschen viel mutiges Nachdenken und liebevolles Nachfühlen verlangt. Ein Zeitroman, der aber auch, aus dem reinen und kraftvollen Willen zum Ideal entsprungen, dem ernstlich Suchenden an wirklichen Lebenswerten mehr bieten wird als hundert andere.

(Schluß folgt.)

Über Fortschritt und Rückschritt.

Einsame Betrachtungen von Heinrich Lilienfein.

Fortschritt und Rückschritt sind beliebte Unterscheidungen der Gegenwart. Sie durchziehen nicht nur mit lautem Kampfruf unser politisches Leben, sondern beginnen nachgerade das gesamte Gebiet geistiger Betätigung auseinanderzureißen.

Man würde sehr irren, wollte man glauben, die Bestimmtheit, mit der diese Scheidung sich Geltung verschaffen will, entspräche ihrer inneren Klarheit. Der „moderne“ Mensch hält es für mehr oder minder selbstverständlich, daß er auf Seiten des Fortschritts zu stehen hat, und Leute von abhängiger, auch von gar keiner Meinung stellen sich getrost unter jede Flagge, die die Bannerschrift „Vorwärts“ trägt — was auch immer das Ziel ihrer Träger und Korybanten sein möge.

Um keinen Preis möchte ich den seligen Wahn all dieser Blindgläubigen stören. Auch verbitte ich mir schönstens, daß man mich nach diesen einleitenden Worten schnurstracks unter den Rückschrittlern einreiht. Nur eine bescheidene Erkenntnis, eigentlich eine Binsenwahrheit wollte ich allen Vor- und Rückschrittsfanatikern, so gewissermaßen als Lesezeichen in ihr neues Dogmenbuch, verehren. Sie lautet recht und schlecht: Weil es absolute, unbedingte Werte

in unserem Bewußtsein und damit in unserer Erscheinungswelt überhaupt nicht gibt, sondern nur bedingte, so werden eben in Gottesnamen auf dieser unvollkommenen Welt auch Fortschritt und Rückschritt bedingte, ja sogar unter sich bedingte Größen sein, mit anderen Worten —: man macht keine zwei Fortschritte ohne nicht irgendwo einen Rückschritt zu machen.

Ein furchtbarer Satz, der mir da entglitten ist! Seit ich ihn geschrieben sehe, erschrecke ich ordentlich selber darüber: Aber ich bitte zu bedenken, daß die zwei Fortschritte natürlich den einen Rückschritt reichlich aufwiegen können. Dann gut! Andrerseits jedoch braucht der eine Rückschritt mit den zwei Fortschritten gar nicht in ein und derselben Schrittlinie zu liegen: er kann auf einem scheinbar weit abseits gelegenen Gebiet auftauchen.

Obgleich ich weiß, daß alles Beweisen im Grund auch nur ein Behaupten ist, muß ich doch wohl noch einige Erwägungen hinterdreinschicken, wenn ich mit meiner haarsträubenden These ernst genommen werden soll.

Wir tun uns viel darauf zu gut, ein kritisches Geschlecht zu sein. Wohin man blickt, wird mit scharfen, spitzigen Waffen zerschnitten, zerlegt, kurz- und kleingesägt. Optimisten nennen das eine herzerfrischende Regsamkeit unserer schönsten aller Zeiten. Sie klatschen vergnügt in die Hände, so oft wieder einige von den hochragenden, altertümlichen „Vorurteilen" in Kunst, Religion oder Wissenschaft gefallen sind. Es ist herrlich! Es ist erhebend! Nichts, rein nichts vermag sich zu halten vor der Ätze unsrer ausbündigen Vernunft! Einfach herrlich und erhebend!

Der Wissenschaftler bringt diese moderne Stärke schnell und schön auf den Ausdruck: er nennt sie Analyse.

Und es hat seine Richtigkeit: wir sind unheimlich fortgeschritten in der Kunst der Analyse, der Kunst des Zerlegens und Zersetzens. Wir stehen, wenn wir so fortschreiten, in der Tat demnächst vor dem Nichts.

Man pflegt auf diesen — nicht eben neuen — Vorhalt meistens zu erwidern: Einreißen ist auch eine Kunst, ist eigentlich auch positive Arbeit; man muß erst einreißen, um neu aufbauen zu können. Sehr schön. Wie aber wäre es, wenn zufolge andauernder und einseitiger analytischer Arbeit der menschliche Geist an Fähigkeit zur Synthese, zur Kunst des Auf- und Zusammenbauens einbüßte? Oder gar schon recht merklich eingebüßt hätte?

Täuschen wir uns doch nichts vor! Wir müßten uns ja mit Augurenaugen ansehen. Lassen wir uns auch von dem bischen Technik nicht immer wieder blenden! Seien wir ehrlich: wir haben keine Ganzgroßen unter uns, in keinem Bereich unserer Tätigkeit! Einfach deshalb, weil schöpferische Arbeit synthetisch ist; weil wir keine synthetischen Geister großen Stils haben, sondern nur analytische!

Wohl verstanden, ich rede von Genies und nicht von Talenten. Und Genies haben wir keine unter uns, werden sie auch nicht wieder haben, wenn wir nicht einsehen, daß unsere analytischen Fortschritte bedingt waren und sind — durch einen synthetischen Rückschritt.

Oder sollte es doch anders sein? Ergreifen wir ein Beispiel: das Umfassendste, das der Weltanschauung. Will jemand ernsthaft behaupten, die durchsichtigen Weisheiten des modernen Monismus seien ein Beleg dafür, daß wir synthetische Denker besitzen? Ich meine eher das Gegenteil! Hätten wir sie, so wäre es unmöglich gewesen, daß nach Kant und Schopenhauer deutsche Köpfe sich von neuem zu Verkündern der mit Recht einst verspotteten materialistischen „Barbiergesellenphilosophie" hergegeben hätten! Oder haben wir sie in der Kunst? In der Religion? Oder gar vielleicht in der Politik?

Ich werde mich hüten, sie suchen zu helfen. Vielmehr möchte ich ganz ergebenst bitten, diesmal auch einem Gegenteilsgläubigen den schönen Satz als Feigenblatt zuzubilligen: Man muß erst einreißen, um neu aufbauen zu können. Einzureißen gilt es nämlich dann zuerst — die Einreißer!

Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen.

Eine leider zeitgemäße Betrachtung von Karl Reuschel.

Die Anforderungen, die man an eine allgemein verständliche Darstellung der Geschichte unseres Schrifttums stellt und stellen darf, sind immer schwieriger zu erfüllen, seitdem die Methoden der Wissenschaft sich verfeinert haben, seitdem die literaturhistorische Forschung zu schärferer Beobachtung der Kultureinflüsse und der zwischen den dichterischen Persönlichkeiten und Erzeugnissen bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse, sowie der Beziehungen zwischen Charakter (Lebensschicksalen) und Dichtung gelangt, seitdem neben der philologischen die ästhetische Betrachtungsweise in ihr Recht getreten ist und seitdem endlich auch die neuesten Entwicklungsglieder der langen geschichtlichen Kette nicht mehr von literarhistorischer Beschreibung und Würdigung ausgeschlossen bleiben. Man fordert von der Gesamtschilderung unserer Literaturgeschichte, daß sie eine gute Anleitung zum Verständnis der gegenwärtigen Literatur gebe, und sieht den Literaturhistoriker als den berufenen Richter über die Zukunft eben erst emporgekommener Talente an. Jede, auch die beste Darstellung des ganzen Verlaufs unseres Schrifttums bietet demnach zahlreiche Angriffspunkte und selbst das tüchtigste Werk kann, sobald der Beurteiler auf anderem Standpunkte steht als der Verfasser, der einschneidendsten Kritik nicht entgehen. Findet sich, daß die Arbeit mit Fleiß und Gründlichkeit geleistet worden ist, daß sich das Bemühen erkennen läßt, den vielseitigen Aufgaben gerecht zu werden, und daß eine festgegründete Anschauung vom Wesen und Werte der Literatur die Feder geführt hat, so erwächst dem Kritiker die Pflicht, über Bemängeln hinaus bis zur Anerkennung des Geleisteten vorzuschreiten.

Wird es schon den gesteigerten Anforderungen unserer Tage gegenüber jedem neu auf den Plan tretenden Werke schwer, sich Geltung zu verschaffen, so hemmen seinen Einfluß noch manche ältere Erscheinungen, die sich des Vertrauens weiter Kreise erfreuen. Das einmal Geltende ist dem Ungewohnten, dem Unbekannten noch stets im Wege gewesen; allerdings nicht das wahr=

haft Bedeutende, das immer wieder sein Recht auf Dasein erweist, aber jene Bücher, die nach dem Trägheitsgesetz ihre Schätzung unverdient lange behaupten. Zu diesen Werken gehört die Geschichte der deutschen National-Literatur von A. F. C. Vilmar gewiß nicht. Auf sie dürfen wir das Wort anwenden: Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. Nicht die stattliche Zahl der Auflagen beweist das, sondern der innere Wert. Mögen Hunderte von Kleinigkeiten jetzt in anderem Lichte erscheinen als im Jahre 1845, wo der vielbelesene, sicherstellige Mann seine Arbeit zum ersten Male einer größeren Öffentlichkeit zugänglich machte, mögen grundsätzliche Bedenken gegen die Behandlung gewisser Persönlichkeiten und dichterischer Erzeugnisse vorhanden sein, was verschlägt das gegenüber der feinsinnigen Charakteristik, der warmen Empfindung für das vaterländisch Volkstümliche, der unbestechlichen Geradheit des alten Vilmar! Bei seinen Lebzeiten hatte er dafür gesorgt, daß die Brauchbarkeit des Werkes durch Vervollständigen der Anmerkungen erhalten blieb, ja erhöht wurde, aber es war ihm — der sicherste Beweis für die Trefflichkeit des Buches — seit langem unnötig erschienen, im Texte selbst größere Änderungen vorzunehmen. Nach seinem ausdrücklichen Wunsche sollte die letzte von ihm selbst veranstaltete Ausgabe in der Darstellung maßgebend sein, dagegen wollte Vilmar in künftigen Auflagen die Anmerkungen ergänzt und, wenn nötig, verbessert wissen. Damit war den künftigen Herausgebern seiner Literaturgeschichte der Weg vorgezeichnet. Zuerst hat Karl Goedeke diese Ehrenpflicht erfüllt, und die reichen Schätze seines Wissens sind den Noten am Ende des Buches zu gute gekommen. Noch glücklicher erwies sich die Tätigkeit Adolf Sterns an dem Werke, weil er seit der zweiundzwanzigsten Auflage ihm eine selbständige Weiterführung von Goethes Tode bis zur Gegenwart angedeihen lassen durfte. Die ungeheuren Hindernisse, die ein Hineinbeziehen von Personen und Verhältnissen, deren Nähe einer geschichtlichen Betrachtung zu spotten schien, in die literarhistorische Perspektive mit sich brachte, haben Stern nicht abgeschreckt. Niemand konnte wie er diese Fortsetzung liefern. Mit sicherem Takte hatte er in der eben abgeschlossenen siebenbändigen Geschichte der neueren Literatur die Perioden abgegrenzt und es gewagt, aus den Erscheinungen der Gegenwart die bedeutungsvollen herauszuheben. So trat die notwendige Ergänzung ans Licht, und nicht bloß als Anhängsel zum ‚Vilmar', in immer steigendem Maße auch als besonderes Buch eröffnete sie Tausenden den Zugang zu jenem Teile der Literaturgeschichte, bei dem ein kundiger Führer hochnötig sein mußte, weil es nur wenigen beschieden ist, sich durch die oft dem Erfolge nachjagende Afterkritik und durch die Tagesmode nicht verwirren zu lassen. Noch die letzte von Stern besorgte Ausgabe des ‚Vilmar' zeigte, namentlich in der selbständigen Fortsetzung, wie der Unermüdliche die Ergebnisse einer unvergleichlichen Belesenheit zu verwerten wußte. Auf dem Schreibtische des so jäh und doch so schön aus dem Leben Geschiedenen lag ein Zettel, der Vorarbeiten für eine neue Ausgabe der Fortsetzung enthielt. Es wird hoffentlich möglich sein, der testamentarischen Verfügung des

Heimgegangenen zu entsprechen und die Sorge um das fernere Schicksal des Doppelwerkes den treuen Händen des Freundes anzuvertrauen, den Stern für dazu berufen ansah. Dem künftigen Herausgeber möchte anempfohlen werden, besonderes Augenmerk auf die in den letzten Jahren etwas zu konservativ behandelten Noten zu richten, die Stern selbst zweifellos einer sehr gründlichen Durchsicht unterzogen haben würde. –

Aber wozu, könnte man fragen, diese Abschweifungen in einem Aufsatze, der Literaturgeschichten beleuchten will, die, im Gegensatze zum ‚Vilmar' und seiner Fortsetzung, nicht sind, wie sie sein sollen? Die Antwort ergibt sich durch die Tatsache, daß die eine dieser historischen Darstellungen unseres Schrifttums unter dem Namen Vilmars in die Welt hinausgegangen ist. Der Marburger Theologe starb im Jahre 1868. Seine „Geschichte der deutschen National-Literatur" ist also beinahe ein Jahrzehnt „frei", und obwohl es sich die Verlagshandlung hat angelegen sein lassen, das Werk auf der Höhe der Zeit zu erhalten, so vermag sie eine anderweitige Benutzung des größeren, von Vilmar stammenden Teiles durch einen findigen Nachdrucker nicht zu verhindern. So sehr man um des ursprünglichen Verlegers willen, der keine Mühe und keine Kosten gescheut hat, einen Nachdruck des Vilmarschen Textes bedauern müßte, das Publikum hätte nichts verloren, wenn der ‚Vilmar' anderswo erschiene. Voraussetzung bliebe natürlich, daß man die Anmerkungen selbständig bearbeiten ließe, denn Karl Goedekes und Adolf Sterns Anteil bliebe vorerst gesetzlich geschützt, und daß man das Werk sonst genau nach dem Texte der Ausgabe letzter Hand, womöglich mit einer neuen Fortsetzung, veröffentlichte. Das wäre wenigstens ein Verfahren, das noch nicht die Kennzeichen völliger Pietätlosigkeit aufwiese. Nach wie vor würden vermutlich einsichtsvolle Leser die Elwertsche Ausgabe benutzen, weil ihr Sterns Weiterführung einen lange dauernden Wert verleiht, und die minder einsichtsvollen bekämen doch den unverfälschten ‚Vilmar' zu Gesicht. Über literarischen Anstand hat freilich die Verlagsdruckerei Merkur G. m. b. H., Berlin SO. 16, andere Begriffe. Sie bringt zu einem erstaunlich billigen Preise einen ‚Vilmar' auf den Markt, dessen Vorzüge der Titel wie folgt anpreist: Neubearbeitet und fortgesetzt von Goethe bis zur Gegenwart von Professor Dr. K. Macke. Mit vielen Kunstbeilagen, Textbildern, Porträts und Faksimiles, zusammen 370 Illustrationen.

Der Kürschnersche Literaturkalender (daß auch ein in literarischen Dingen nicht ganz Unbewanderter Herrn Professor Dr. K. Macke nicht kennt, mag entschuldbar sein) nennt den Herausgeber einen seiner Richtung nach katholischen Schriftsteller. Daß gerade ein solcher sich zu Vilmar hingezogen fühlt, erregt vielleicht Erstaunen, bringt doch Vilmar seinen protestantischen Standpunkt durchweg sehr deutlich zum Auskruck. Aber warum sollte nicht die ehrliche orthodoxe Überzeugung des wackeren Marburger Theologen bei einem strenggläubigen Katholiken Anerkennung finden!? Warum könnte nicht eben ein ausgesprochen katholischer Mann eine weitgehende innere Übereinstimmung

mit einem überzeugten Protestanten entdecken!? Genug, Herr Macke verehrt Vilmars Werk. Nun sind eigentlich Verehrung und Pietät sehr nahe verwandt. Bei dem neuesten Herausgeber der Vilmarschen Literaturgeschichte vereinigen sich dagegen Verehrung und Pietätlosigkeit. Denn Professor Dr. K. Macke „bearbeitet" den ‚Vilmar'. Daß er damit gegen den letzten Willen des von ihm geschätzten Literaturhistorikers verstößt, macht ihm nichts aus. Aber vielleicht hat er die Bearbeitung mit schonender Hand vorgenommen und seine Änderungen auch äußerlich als solche zu erkennen gegeben? Vielleicht hat er nur einiges gestrichen, was tatsächlich heutzutage überflüssig erscheint und was Vilmar selbst getilgt haben würde, hätte er länger gelebt? Nein, selbst bis zu diesem nicht gerade bedeutenden Grad von Pietät schwingt sich Macke nicht auf. Seine „Bearbeitung" ist eine Verballhornung schlimmster Art, und das von Berliner Warenhäusern als ‚Vilmar' verkaufte Buch entweiht den guten Namen Vilmars geradezu. Ein gewisses Verdienst könnte in der Beigabe von Bildern liegen. Diese sind jedoch von recht ungleichem Werte. Zum Teil haben sie überhaupt keinen Zweck, weil der Zusammenhang mit dem Texte fehlt, zu einem andern Teile findet man sie bei Könnecke im Bilderatlas schärfer, und bei einer besonderen Art, bei den „Kunstbeilagen", erscheint die Bemerkung des Vorworts: „für welche der Verlag keine Kosten gescheut hat" in sehr merkwürdigem Lichte. Namentlich die von H. Tischler (Berlin) herrührenden sind so vollendet unkünstlerisch, daß sie unfreiwillig komisch wirken. Eine größere Zahl von Abbildungen machen jedoch einen ganz leidlichen Eindruck. Notgedrungen müssen wir etwas breiter werden, um die Jämmerlichkeit des Buches zu erweisen. Für diese Untersuchung ergeben sich zwei Hälften: Wie ist Vilmars Text behandelt? Wie stellt Prof. Dr. Karl Macke die Entwicklung der deutschen Literatur seit Goethes Tode dar? Es ist nicht unsere Schuld, daß wir uns auch eingehender mit der ersten Frage zu beschäftigen haben.

Schon das Vorwort Vilmars mag für den Bearbeiter bezeichnend sein. Man erfährt nicht, daß es aus denen der ersten und der vierten Auflage zusammengestellt ist. Wohlweislich hütet sich Macke, auch ein Stück aus Goedekes Vorrede zur 21. Auflage aufzunehmen, denn dort liest man, daß sich Vilmar gegen Umänderungen seines endgiltigen Textes entschieden verwahrt hat. Aus dem weiteren Vorwort des Herausgebers Prof. Dr. K. Macke, das mehr als einen Angriffspunkt darbietet, sei wenigstens das Holzschnittbild dieses Literaturgeschichtenverbesserers hervorgehoben. Wie kann nur ein so gutmütig dreinschauender Mann so böse Bücher schreiben!? Und daß das Buch böse, sehr böse ist, läßt sich leicht genug erkennen.

Die Anmerkungen sind bis auf einzelne Fälle, wo Macke sie für den Text mit benutzt hat, nicht verwertet worden. Da die Neuausgabe auf keinen wissenschaftlich gebildeten Leserkreis zu rechnen scheint, wie sie ganz gewiß auf einen solchen nicht rechnen darf, soll dem Herausgeber daraus kein Vorwurf gemacht werden. Aber es wäre wohl nicht zu viel verlangt, wenn man

wünschte, wenigstens zu erfahren, welche Auflage dem Texte zu Grunde liegt. Im echten Text nach Vilmars Fassung letzter Hand findet sich beispielsweise die Bemerkung (26. Auflage S. 94), daß die Gudrun im Jahre 1815 wiederentdeckt worden ist. Bei Macke (S. 93) steht: „vor etwa 50 Jahren", also, da man natürlich vom Erscheinungsjahre des Pseudo-Vilmar, 1907, aus zurückrechnet, barer Unsinn. Für die Sorgfalt des Umarbeiters spricht die Umschreibung des gotischen Textes von Marcus 7,3, in der sich auf zwei Zeilen drei Druckfehler zeigen. Nicht besser steht es bei der Transskription und Übertragung eines Stückes aus dem Hildebrandsliede. Es lohnt sich nicht, die Flüchtigkeitsfehler fernerhin aufzuzählen, aber bemerkt möge doch sein, daß „ur lante" einfach weggelassen wird und Herr Macke eine sehr unrühmliche Unkenntnis des Althochdeutschen erweist, wenn er übersetzt: „so man mir in einiger Burg (den) Tod nicht festhielt. Nun soll mich (mein) eignes Kind (mit dem) Schwerte hauen." Die „Bearbeitung" streicht zuweilen ohne rechten Grund und verändert nicht an Stellen, wo gebessert werden müßte, wenn man sich einmal für berechtigt hält, Vilmar zu schulmeistern. Wie soll man es sonst verstehen, daß S. 131 als letzter, der den Stoff von Tristan und Isolde gestaltet hat, Karl Immermann genannt wird? Aber es empfiehlt sich doch wohl, der Reihe nach die hauptsächlichsten „Vorzüge" des Mackeschen Vilmar hervorzuheben. Während der echte Vilmar sowohl S. 147 wie S. 153 (26. Auflage) die Verfasserschaft Wernhers von Tegernsee für die „Driu liet von der maget" mit Recht bestreitet, schreibt Macke, der Dichter Wernher sei Mönch zu Tegernsee gewesen. Tüchtig gekürzt wird beim Pfaffen Amis und bei manchen Minnesingern. Daß Walther auch gegen das Treiben zu Rom gewettert hat, sollen die Leser des verhunzten ‚Vilmar' nicht erfahren. Wirklich köstlich ist Herrn Mackes Streben, ja kein gläubig katholisches Gemüt zu verletzen. So hat sich Vilmar S. 207 zu der Bemerkung verstiegen: „wurde doch [im 15. Jahrhundert] die Kirche mehr und mehr durch dieselbe Vielgeschäftigkeit und dieselbe Tatenlosigkeit, durch denselben Egoismus und dieselbe Roheit geschändet, welche auch das politische Leben befleckten; verloren doch die Träger des Evangeliums je mehr und mehr das Bewußtsein ihres Berufes." Solche Kühnheiten des Ausdrucks erträgt Macke nicht, darum mildert er S. 205: „litt doch die Kirche mehr und mehr u. s. w.; verloren doch selbst manche Träger des Evangeliums u. s. w." und vergißt nicht hinzuzufügen: „Es handelt sich hier aber nicht um die Kirche selbst, sondern nur um die Vertreter der Kirche nach außen hin." Wenn sich aber Vilmar weiterhin gar erkühnt zu behaupten, die Geistlichen seien den Weltleuten noch in der Verwilderung der Sitten vorangegangen, so macht der Herr Gymnasialprofessor einen dicken roten Strich durch. Das mögen ein paar besonders bezeichnende Beispiele für Mackes pietätvolle Textbehandlung sein. Daß die Leser des „gereinigten Vilmar" von dem Schauspiel über die Päpstin Johanna nichts erfahren dürfen, verdient kaum Erwähnung. Leider erregt der eifrige protestantische Literaturgeschichtsschreiber

noch recht oft das Mißfallen seines Verballhorners. Da spricht er bei Geiler von Keisersberg wieder von dessen Eifern gegen die Verweltlichung des geistlichen Standes, Grund genug, ihm dieses Vergehen anzukreiden. An anderen Stellen mußte für die schönen Bilder Raum geschafft werden, und so wurde unbarmherzig ein Zensurgericht abgehalten. Brauchen wir aber noch zu erwähnen, daß die Bedeutung der Reformation herabgedrückt wird, daß selbst das Wort „evangelisch" wenig Gnade vor Herrn Mackes Augen findet? Dabei läßt der Herr Zensor doch mancherlei durchschlüpfen, und falls seine verbesserte Ausgabe beim Warenhauspublikum Erfolg hat, so würde für eine zweite Auflage nicht wenig zu tun übrig bleiben. Man kann auch nicht alles auf einmal anmerken! Des wackeren Fischart „Bienenkorb" und „Jesuiterhütlein" müssen natürlich ausgemerzt werden. Das hindert nicht, daß später eine Anspielung auf den ersteren mit einem „wie ich bereits bemerkte", steht. Wozu indes alle diese Einzelheiten? Macke kürzt, wo er kann, und bessert nicht, wo auf seinem in Sachen der Pietät etwas freien Standpunkte aus Rücksicht auf Ergebnisse der Wissenschaft Besserungen am Platze gewesen wären. Es würde die Zeit nicht lohnen, die ganze Sammlung von Änderungen, die der Beurteiler sich wohl oder übel anlegen mußte, abzuschreiben. Ergötzlicher sind andere Vorzüge des Buches. Nach dem Muster von „Pontius und Pilatus" wird bei Gelegenheit Lessings von „Simon und Lemnius" gesprochen (S. 374). Gleich hinterher folgt der Satz: „Es ist darum Lessings Prosa seit neunzig Jahren das unerreichte Muster u. s. w." Von 1907 ab zurückgerechnet? Eine andere Seite von Mackes Verfahren zeigt sich erst später: das Bestreben, es mit den Juden nicht zu verderben. Daß Ephraim Kuh ein Jude war, stört Herrn Macke (S. 386) und, um dies gleich vorweg zu nehmen, in seinem eignen Werke erwähnt er einmal bei Besprechung eines großen epischen Gedichts (S. 555): es erbaue nicht bloß jeden Christen; „selbst der gläubige Israelit muß sich befriedigt fühlen" u. s. w. Auch das Wort „Jesuit" darf kaum ausgesprochen werden. Denis, Bronner und Alxinger müssen es büßen, daß sie der Gesellschaft angehörten, die Inhabern von Warenhäusern wenig sympathisch sein mag. Wirklich konservativ verfährt Herr Macke, der sich genötigt fühlt, Klopstock, Wieland, Goethe, Schiller ganz bedeutend zu verkürzen, der streicht, ohne genau darauf zu achten, daß der Zusammenhang nicht gestört wird, nur bei der romantischen Schule. Im Vergleich zu seinen sonstigen Zensurleistungen erregt das Verwunderung. Selbst das verkehrte Urteil Vilmars über die Dramen Tiecks bleibt stehen. Vielleicht sagte sich Macke: „Ach, ich bin des Streichens müde!" Wahrscheinlicher aber paßte ihm die katholisierende Richtung der Romantik, und so ließ er Milde walten.

Bisher war zumeist von Kürzungen die Rede. Zusätze sind aber viel häufiger, als sich aus dem bis jetzt Erörterten hat merken lassen. Beigefügt werden zuweilen bei Vilmar fehlende Vornamen, und das ist ganz dankenswert. Beigefügt werden aber auch reklamehafte Anpreisungen von Dichter-

ausgaben, und das ist geschmacklos, zumal alle diese Ausgaben bis auf eine von — Prof. Dr. Karl Macke besorgt sind. S. 378 lesen wir: „Eine vorzügliche, reich illustrierte, sehr preiswerte Lessing-Ausgabe in einem Bande, herausgegeben von Professor Dr. K. Macke, ist in gleichem Verlage erschienen." In genau der nämlichen Weise belehrt Herr Macke über die Vorzüge einer Ausgabe von Goethes, Schillers, Eichendorffs, Chamissos, Uhlands, Grillparzers, Hauffs, Kleists, Körners, Rückerts Werken und einer Doppelausgabe (plattdeutsch und hochdeutsch) der Dichtungen Fritz Reuters. Der ungemein rührige Mann hat wenigstens Heine verschont, dessen im nämlichen Verlage herausgekommene Ausgabe Gustav Karpeles' Namen auf dem Titel trägt. Welcher deutsche Literaturhistoriker könnte sich rühmen, eine solche Fruchtbarkeit als Herausgeber bewiesen zu haben wie Professor Dr. Karl Macke? Ob die Sorgfalt der Textbehandlung ebenso groß ist wie beim Vilmar? Ist es wohl leichtfertig, wenn man nach den bisherigen Proben diese Frage bejaht und die Klassikerausgaben der Verlagsdruckerei Merkur G. m. b. H., Berlin SO. 16, ohne Prüfung ablehnt? Sind das vielleicht die „gereinigten", „versittlichten" Klassiker, vor denen kürzlich in den Zeitungen gewarnt wurde? „Ich kenne die Mackeschen Klassiker-Ausgaben nicht, aber ich mißbillige sie", dürfen wir wohl sagen, ohne wie jener sächsische Landtagsabgeordnete uns einen Platz im „Büchmann" zu verschaffen.

Also, Macke der Vilmarbearbeiter taugt nichts. Vielleicht leistet Macke der Literarhistoriker der Zeit von Goethes Tode bis zur Gegenwart ein wenig mehr. Viel Hoffnung ist ja nicht vorhanden, aber ordentlich nachgeprüft soll trotzdem werden.

Von vorn herein müssen wir die „entschieden katholische" Richtung des Verfassers, die das Gegenteil von Objektivität bedeutet, mit in Kauf nehmen und auf der anderen Seite daran denken, daß, wie Proben der bisherigen Darstellung erweisen, auch den vielleicht nicht einmal ausgesprochenen Wünschen der nichtchristlichen Inhaber von Warenhäusern Rechnung getragen wird. Gute Vorbilder für seine Arbeit hatte Macke nur wenige. Aber die Sternsche Fortsetzung zum ‚Vilmar' — sie wird übrigens ganz totgeschwiegen — und für den größten Teil der behandelten Zeit Adolf Bartels' ‚Deutsche Dichtung der Gegenwart', schließlich auch Carl Weitbrechts ‚Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts' (Sammlung Göschen) konnten trotz wesentlich anderer Anschauungen ihrer Verfasser als Wegweiser dienen. Bei der wirklich nicht leichten Aufgabe der Anordnung des ungeheuren Stoffes versagt Macke völlig, trotzdem hier Stern und Bartels viel geboten haben. Es werden nur zwei große Abschnitte gemacht, die durch das Jahr 1870 getrennt sind. Aber selbst in diese beiden Perioden weiß unser katholischer Warenhausliterarhistoriker die Dichter nicht einzuordnen. So steht beispielsweise Rosegger im ersten Teile und Grillparzer im zweiten. Arno Holz gehört der Zeit vor 1870 an, Hebbel, der bekanntlich 7 Jahre vor dem Kriege gestorben ist, und Otto Ludwig, den 1865 der Tod erlöste, sind dichterische Gestalten der zweiten Periode. Und genau so

ist das Verhältnis zwischen Fontane und Willibald Alexis. Wir begnügen uns mit diesen Feststellungen, die allein berechtigen würden, das Buch beiseite zu schieben. Innerhalb der wahrhaft weiten Fächer fehlt beinahe immer eine einigermaßen verständliche Anordnung. So kommt [nach den Österreichern Lenau, Anastasius Grün, von Zedlitz, Mor. Hartmann, Stifter, Rosegger und Hamerling – das junge Deutschland! Aber ist trotzdem nicht mitunter ein auffallend richtiger literarhistorischer Blick vorhanden? Ungern müssen wir das zugeben, tut es uns doch doppelt leid um so viel Flüchtigkeit. Aber wer Herrn Macke nur für leichtfertig hielte und ihm ursprüngliche Befähigung zum Literarhistoriker zusprechen wollte, hätte eine viel zu gute Meinung von ihm. Wo die Sicherheit literarhistorischen Blickes überrascht, gebührt Adolf Stern die Ehre. Prof. Dr. K. Macke, der diese vorzügliche Weiterführung des ‚Vilmar' nicht zu kennen scheint, benutzt sie trotzdem ausgiebig. Zuweilen dürfte Stern seine einzige Quelle gewesen sein. Statt langer Aufzählung diene eine beliebig herausgegriffene Tatsache zum Beweis. Stern nennt S. 640 (S. 152 der selbständigen Ausgabe seiner ‚Deutschen Nationalliteratur vom Tode Goethes bis zur Gegenwart', 5. Auflage) nacheinander Hermann von Gilm, August Wilhelm Corrodi, Adolf Schults, Peter Cornelius, Karl Stieler, Ludwig Pfau, J. Georg Fischer, Adolf Pichler. Macke bringt sie alle mit Ausnahme von Schults in derselben Reihenfolge. Daß er Adolf Pichler in Adolf Kühler umtauft, kann nichts besagen. Es würde zu weit führen, wollten wir zeigen, wie gewisse treffende Urteile ebenfalls nur aus Sterns Arbeit stammen, wenn sie auch meist ein wenig umgeändert auftreten.

Die Form der Darstellung entspricht sonst durchaus den Erwartungen, die man nach dem bisher Gesagten hegen konnte. Sie verdient im allgemeinen die Bezeichnung „schnoddrig". Faule Wortwitze („Georg Herwegh" war „natürlich ein Schwabe, seiner Streiche wegen"), schiefe Vergleiche (S. 494: „Wenn dem Roman [nämlich „Münchhausen" von Immermann] dieses Doppelspiel [d. h. die doppelte Handlung] zum Vorwurf gemacht wird, so können wir uns demselben nicht anschließen, ebensowenig, wie wir Shakespeares „Hamlet" verurteilen können), unmögliche Übergänge sind nichts Ungewöhnliches.

Aber ist nun wenigstens der tatsächliche Inhalt, also von der unglaublichen Anordnung abgesehen, einigermaßen richtig? Auch das vermögen wir Herrn Macke nur in sehr bedingtem Maße zuzugestehen. Das Buch ist es wirklich nicht wert, daß dem Leser alle Arbeit zugemutet wird, die sich der Beurteiler hat machen müssen. Darum sei es an ein paar Beispielen genug. Von Richard Wagner sagt sein begeisterter Verehrer (S. 520): „er erreichte in musikalischer Beziehung eine Höhe, wie sie noch kein Mensch erreichte." Die Münchener Dichterschule wurde von Ludwig I. (!) ins Leben gerufen (S. 530), Wicleff war nach S. 535 ein Vollblut-Czeche! Arno Holz ist zu Anfang „ein Genie mit allen wünschenswerten Eigenschaften" gewesen. Die Dorfgeschichten Melchior Meyrs sollen Nachahmungen derjenigen Auerbachs sein (S. 608). Von Grillparzer behauptet Prof. Dr. K. Macke (S. 589): „Er

schließt sich Hebbel, Otto Ludwig an, größer als sie beide." Paul Heyse wird vom Münchener Dichterkreis getrennt. Moritz Hartmannn hat „eine Dichtung „Kreuz und Schwert"" verfaßt. Laube heißt Karl statt Heinrich, Grillparzers Novelle „Der alte Spielmann". Ricarda Huch soll 1878 in Braunschweig geboren sein.

Die Anschauungen über das Wesen des Romans und anderer Dichtungsformen, sowie über den Realismus verdienten noch besonders erwähnt zu werden. Um aber die weitläufige Kritik nicht noch mehr auszudehnen, sei auf einen Vorzug aufmerksam gemacht, den Macke vor Adolf Stern, vor Adolf Bartels, vor Carl Weitbrecht, vor Richard M. Meyer und selbst vor dem als Gewährsmann angeführten Adalbert von Hanstein voraus hat: die eingehende, durchaus nicht zu rechtfertigende Berücksichtigung der katholischen Schriftstellerwelt dritten und vierten Grades. Julius Mosens, Adolf Sterns, Ferdinand von Saars Namen fehlen vollkommen, Konrad Ferdinand Meyer muß sich mit 5 halben Zeilen begnügen; dafür erhält Friedrich Wilhelm Helle 3 Seiten.

Jedenfalls haben auch die Katholiken keinen Grund, auf diesen Literarhistoriker stolz zu sein, und werden ihn kaum anerkennen wollen.

Und was ist der langen Rede kurzer Sinn?

Der Warenhaus-Vilmar kostet gebunden 3 Mk., der echte Vilmar mit Adolf Sterns Fortsetzung kostet gleichfalls gebunden 6,60 Mk. Und doch besinne man sich keinen Augenblick, den echten zu kaufen, denn der ist die Ausgabe wert; dagegen bezahlt man, wenn man den Warenhaus-Vilmar käuflich erwirbt, gerade 3 Mk. zu viel.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Oberschlesisches Volksbibliothekswesen.*)

Von Ober-Regierungsrat Dr. Küster-Oppeln.

Im November 1896 beschloß die Königliche Regierung zu Oppeln, öffentliche Volksbibliotheken in ihrem Bezirk einzurichten, und übertrug mir die Bearbeitung dieser Aufgabe, welcher ich mich also nunmehr 10 Jahre habe widmen können. So erklärt es sich, daß der Vorstand dieses großen, seine bedeutende Wirksamkeit über ganz Deutschland erstreckenden Vereins, in dessen Mitte ich zu sprechen die Ehre habe, mich aufgefordert hat, Ihnen kurz Rechenschaft zu geben über das, was wir auf diesem Gebiet in Oberschlesien den Grundsätzen nach angestrebt und den Erfolgen nach erreicht haben.

Im April 1897 gelang es, die erste oberschlesische Volksbibliothek in Kattowitz zu begründen. Im Industriebezirk begannen wir also die Arbeit,

*) Vortrag, gehalten auf der 11. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, 13. und 14. Februar 1907.

und zwar deshalb, weil hier eine der kulturellen Förderung dringend bedürftige, bedeutende und dicht zusammengedrängte Bevölkerung vorhanden war, während gleichzeitig von den Verwaltungen der hier sich entfaltenden regsamen Städte und großen Landgemeinden, von der Großindustrie und gebildeten Privatpersonen vorerst eine wirksamere geistige und materielle Förderung des Unternehmens erwartet werden durfte als in den Kreisen ländlichen Charakters. Gefördert durch diese Unterstützungen, konnten wir in den nächsten Jahren in den großen Gemeinwesen des Industriebezirks und im Anschluß daran auch in den übrigen Städten Oberschlesiens rund 80 Bibliotheken ins Leben rufen. Dieser erste Abschnitt unserer Arbeit war etwa im Jahre 1902 im großen und ganzen als abgeschlossen zu bezeichnen. Seitdem steht – neben dem äußeren und inneren Ausbau dieser Standbibliotheken – vornehmlich die Organisierung von Kreiswanderbibliotheken für die ländlichen Teile des Regierungsbezirks im Vordergrunde unseres Interesses. Gegenwärtig – Anfang 1907 – werden in Oberschlesien 107 Standbibliotheken und etwa 430 Stationen von Kreiswanderbibliotheken gezählt, so daß im ganzen etwa 540 Lesegelegenheiten vorhanden sind. Zunächst äußerlich betrachtet, kann diese Ziffer wohl als ein befriedigendes Ergebnis gelten.

Aber es kommt ja nur darauf an, was diese Bibliotheken für das Volk leisten. Gestatten Sie mir daher nunmehr, Ihnen einige nähere Angaben über ihre Wirksamkeit darzubieten! Vorausschicken muß ich, daß die Regierung von vornherein ihre besondere Aufmerksamkeit darauf gerichtet hat, das Bibliothekswesen auch in bibliothekstechnischer Hinsicht zweckmäßig und gleichmäßig zu organisieren, um über seine Leistungen stets im Klaren zu sein und auf Grund der Leistungen die für die einzelne Anstalt jeweilig geeignete Fortentwicklung herbeiführen zu können. Ohne Beschwer für die Bibliothekare wird so alljährlich eine umfassende statistische Erhebung veranstaltet, deren Ergebnis der Regierung unter Benutzung vorgeschriebener Formulare einzusenden ist. Die letzte Erhebung hat zum 1. April 1906 stattgefunden, so daß in ihren Ziffern die seitdem begründeten sechs Standbibliotheken und rund hundert Stationen von Kreiswanderbibliotheken noch nicht zur Geltung gelangen. Die am 1. April bereits vorhandenen 435 Bibliotheken (104 Standbibliotheken und 331 Stationen von Kreiswanderbibliotheken) wiesen zusammen einen Bestand von 135 000 Büchern auf, wovon auf die Standbibliotheken 104 000 entfielen. Die größte Standbibliothek war mit 8000, die kleinste mit 500 Büchern ausgestattet; die größte Station der Kreiswanderbibliotheken besitzt deren 370, die kleinste, in einem entlegenen Walddorf untergebrachte, 60. Zu den Standbibliotheken mit zusammen 104 000 Büchern sind aber eine Anzahl von Bibliotheken gerechnet, die kleine Städte von überwiegend ländlichem Charakter versorgen, so daß die ländliche Verhältnisse versorgenden Bibliotheken alles in allem etwa 50 000 und die eigentlich städtischen Standbibliotheken 85 000 Bücher zählen.

Benutzt wurden die Stand- und Wanderbibliotheken zusammen im Jahre 1905 von 120349 Lesern (1904: 85855), von denen 67517 ständige, regelmäßige waren. Im Vorjahr (1904) waren es erst 46000, 1903: 37000 u. s. w., so daß die Leserziffer eine starke Zunahme aufweist. Unter den 67517 ständigen Lesern befanden sich 42000 (Vorjahr: 26000) Arbeiter und kleine Landwirte und 41550 Personen von polnischer Muttersprache (Vorjahr: 27055). Von den 67517 Lesern entfielen auf die Wanderbibliotheken allein: 25349 (Vorjahr: 10796); unter ihnen waren 20995 Landwirte und landwirtschaftliche Arbeiter. Unter den 42168 Lesern der Standbibliotheken wurden rund 15000 Berg- und Hüttenleute und rund 6000 andere Arbeiter (Fabrikarbeiter, Dienstmänner, Wäscherinnen, Dienstmädchen) gezählt. — Die 67517 Leser aller Bibliotheken setzen sich in sprachlicher Beziehung zusammen aus 41550 polnischer und 26000 deutscher Muttersprache. Bei den Standbibliotheken sind reichlich die Hälfte der Leser polnischer Muttersprache, bei den Wanderbibliotheken steigt ihre Zahl auf 79 Proz. (Vorjahr: 70 Proz.) — Die Gesamtzahl der entliehenen Bücher betrug: 1902: 461000, 1903: 607000, 1904: 732000, 1905: 937000. Von diesen Entleihungen entfielen auf die ländlichen Wanderbibliotheken: 1902: 1926, 1903: 22600, 1904: 81246, 1905: 217041. Wir befinden uns also auch hier auf der Bahn eines erfreulichen und stetigen Fortschritts.

Die Kosten dieses gesamten Bibliothekswesens beliefen sich im Jahre 1905 auf 103517 Mk., wohl eine größere Summe, als ein anderer Regierungsbezirk für diesen Zweck verwendet. Diese Summe setzte sich aus folgenden Leistungen zusammen:

Gemeinden	20596 Mk.
Großindustrie	19387 „
Vereine und Privatpersonen	13036 „
Kreisverwaltungen	4978 „
Staatsbeihilfen	45518 „

Ich werde Sie nun zur Erholung von diesen etwas trockenen Ausführungen durch eine kleine Vorführung aus dem Leben zu erfrischen suchen.

(Vorführung eines gefüllten Bücherschrankes einer Station der Kreiswanderbibliothek Rybnik mit einzelnen Beispielen einer in richtiger Weise individualisierenden Bücherausgabe.)

An einigen aus der oberschlesischen Bibliothekspraxis herausgegriffenen Beispielen habe ich mir also zu veranschaulichen erlaubt, wie die wichtigste Aufgabe des Bibliotheksverwalters, die der Lesefertigkeit und dem Bildungsgrade des einzelnen Lesers genau angepaßte, individualisierende Bücherausgabe, zu erfolgen hat. Eine wichtige Rolle fällt dabei den mit kurzem erklärenden deutschen Text versehenen Bilderbüchern zu, welche wir eingeführt haben, um die Leser der untersten Stufe anzuziehen und sie zum geläufigeren Lesen heranzubilden. Aber auch der übrige Bücherbestand unserer Bibliotheken ist nach den Ansprüchen, die sie an den Leser stellen, sorgfältig

und auf Grund langjähriger praktischer Erfahrungen geordnet, so daß jede Bibliothek, insbesondere jede Station der Kreiswanderbibliotheken, in systematischer Weise der Erziehung zur Lesefertigkeit und zu einem stufenweise sich hebendenden Verständnis des Lesestoffes dient. Bilderbücher mit Text, hierauf Märchenbücher mit Bildern, sodann einfache Erzählungen, Militär- und Marine-Geschichten — das sind etwa die Stufen, die von zahlreichen Lesern schlichter Bildung nach und nach betreten werden.

Einer ganz besonderen Vorliebe erfreuen sich die Militär- und Marinestoffe, zumal bei humoristischer Behandlung; denn der Oberschlesier hat ausgesprochen militärische Neigungen. Selbstverständlich wird jede Bibliothek auch mit haus- und feldwirtschaftlichen Büchern und für die Gruppe der gebildeten Leser auch mit einem entsprechend gehobenen Lesestoffe ausgerüstet. Daß die von uns angestrebte Erziehung des schlichten Lesers zum fertigen und verständnisvollen Lesen schon tatsächliche Erfolge aufzuweisen hat, daß, wie man sagt, ein „Hinauflesen" bei ihm stattfindet — das wird jetzt durch die statistische Feststellung bewiesen, daß die Märchen der Gebrüder Grimm bei 31 Bibliotheken das meistgelesene Buch sind, während anderseits Karl May's Schriften, die im Jahre 1904 noch an zweiter Stelle der meistgelesenen Bücher der Kreiswanderbibliotheken standen, jetzt auf die siebente zurückgedrängt sind.

Ich möchte nun noch, mit einigen allgemeinen Worten auf die Organisation der für die Landbevölkerung besonders wichtigen Kreiswanderbibliotheken eingehen. Die Grundfrage lautet: „Was kann die Standbibliothek ihrem Wesen nach leisten, und was die Kreiswanderbibliothek?" An und für sich wäre die richtig ausgestaltete Standbibliothek überall das Ideal. Sie vermag, was den Büchervorrat angeht, allen nach Bildung und Berufsinteressen verschiedenen Lesergruppen die geeigneten Bücher in reicherer Auswahl zu bieten, im stetigen Wechselprozeß des Ausscheidens unbrauchbarer und ausgelesener und der Aufnahme neuer, der betr. Ortschaft und ihren einzelnen Lesergruppen individuell angepaßter Bücher. Den einmal bewährten, also besonders wertvollen Lesestoff hält sie fest zur wiederholten und dann oft erst wirklich fruchtbaren Benutzung und überliefert ihn der folgenden Lesergeneration. So verbindet sich die Standbibliothek fest mit den örtlichen Bedürfnissen und Interessen, sie verwächst mit dem Bibliotheksorte. Leichter als dem Verwalter der Wanderstation gelingt es daher auch ihrem Leiter, der Bibliothek interessierte und leistungsfähige Persönlichkeiten zur notwendigen Mitarbeit und Unterstützung zuzuführen, so daß ihr in einem Bibliotheksverein oder gar in der Ortsgemeinde ein dauernder und finanzkräftiger Träger gegeben werden kann. — Trotz dieser ihrer unleugbaren Vorzüge indessen ist es weder möglich noch praktisch, die Einrichtung der Standbiblothek für alle, selbst die kleinsten Ortschaften durchzuführen. Einerseits würde dies Experiment viel zu kostspielig sein, und ferner würden dann zu viele Bücher brach liegen. Eben aus der Beobachtung, daß an kleinen Orten

die tatsächliche Benutzung der Bücher hinter ihrer Benutzbarkeit bei weitem zurücksteht, so daß es wünschenswert erscheinen muß, die an dem betr. Orte nicht oder nicht mehr gelesenen Bücher einem anderen zuzuführen — gerade aus dieser oft beobachteten Notwendigkeit ist der Gedanke der Wanderbibliothek entsprungen. Sie ist also viel billiger und selbstverständlich auch weit schneller einzurichten; darin liegen ihre hauptsächlichen Vorzüge. Anderseits aber sind auch ihre Schattenseiten nicht zu verkennen, mögen sie auch oft erst im Laufe der Zeit bemerkbar hervortreten. Die Wanderbibliothek nämlich wird ihrer Natur nach leicht schablonenhaft; sie kann die Individualität ihres jeweiligen Lesepublikums meist nicht ausgiebig genug berücksichtigen, zumal man es bei ihrer Einrichtung meist überhaupt noch nicht näher kennt. Vor allem aber fehlt die selbsttätige Mitwirkung der Bevölkerung. Die Leser wissen, daß die Bücher von der Kreisverwaltung oder von der Regierung geschickt worden sind; lassen sie nun auch ihre Station meist nicht unbenutzt, so kommen sie doch zunächst gar nicht auf den Gedanken, auch ihrerseits durch Rat oder gar mit eigenen Geldopfern an deren Fortentwicklung und örtlichen Anpassung mitzuarbeiten. Damit mangelt es also auch an einem festen örtlichen Träger der Anstalt. — Es fragt sich nun: „Wie kann man diese Nachteile der Wanderbibliothek vermeiden, ohne ihre hervorgehobenen Vorzüge aufgeben zu müssen?“ Stellen wir uns nun z. B. eine Wanderbibliothek für den Kreis Rybnik vor! Er hat mindestens hundert Ortschaften, die sämtlich mit Stationen versorgt werden müßten. Sie sollen spätestens alle zwei Jahre wechseln; dann würde also die jetzige Bibliothek der Station 1 erst in 200 Jahren bei Station 100 ankommen. Es liegt auf der Hand, daß dies barer Unsinn wäre. Demnach müssen zunächst Unterzentralen eingerichtet werden. Zwei Arten derselben sind jetzt in Oberschlesien vorhanden. Die eine, z. B. im Landkreise Oppeln vertretene, hat sich in der Praxis gebildet. Wir versorgten nämlich zunächst einige größere Ortschaften mit Stationen; das waren zugleich Kirchdörfer und Marktorte, so daß nach dem Gottesdienst oder beim Marktbesuch dort auch die Bewohner der kleineren Nachbarortschaften ihren Bücherbedarf deckten. Das ist noch eine recht unvollkommene Art der Dezentralisierung: einerseits stehen die — immer noch ziemlich zahlreichen — Stationen in den Marktflecken sämtlich direkt unter der Kreisverwaltung, und ferner haben die zu diesen Stationen gehörigen Nebendörfer die Bücher nicht am Orte, so daß sich die Benutzung der Bibliothek von dort aus mehr nach zufälligen Gelegenheiten richtet und infolgedessen meist geringer und schwankender ist als am Stationsorte selber.

Tadellos dagegen ist die andere Form der Dezentralisierung, wie sie z. B. im Kreise Ratibor besteht und jetzt auch im Rybniker Kreise eingeführt wird. Speziell der Kreisschulinspektionsbezirk Hultschin, Kreis Ratibor, weist sie in musterhafter Ausbildung und Wirksamkeit auf. Der Kreis wird nämlich hiernach zunächst in so viele Unterzentralen eingeteilt als Kreisschul-

inspektionsbezirke vorhanden sind. Jede Unterzentrale bildet eine völlig selbständige Abteilung der Kreiswanderbibliothek, deren Verwaltung dem zuständigen Kreisschulinspektor im Benehmen mit dem die Oberaufsicht führenden Landrat obliegt. Die Unterzentralen zerfallen nun in eine Reihe kleinerer Bibliotheksbezirke, deren Mittelpunkt die am Hauptorte untergebrachte „Oberstation" bildet, welche ihren Bücherbestand in einem bestimmten Turnus mit den übrigen Oberstationen austauscht, ihrerseits aber wiederum an die zu ihrem Bezirk geschlagenen kleineren Ortschaften „Unterstationen" aussendet und umwechselt. Die Oberstationen werden sich übrigens häufig zu Standbibliotheken auswachsen, weil ihre Bücher, wenn sie durch alle Unterstationen gewandert sind, vielfach schon so abgenutzt sein dürften, daß ihre Abgabe an eine andere Oberstation zwecklos ist; diese Entwickelung hängt also wesentlich von der Anzahl der Unterstationen ab. — Die Vorzüge dieser Dezentralisationsform sind folgende: Erstens ist eine einheitliche und doch eingehende Verwaltung der Kreiswanderbibliothek gewährleistet; denn die Leitung ihrer Abteilungen ist bei den Kreisschulinspektoren in der richtigen Hand, weil diese Beamten dem Volksbibliothekswesen schon von Berufs wegen besondere Kenntnisse und Interesse entgegenzubringen pflegen, und nicht weniger deshalb, weil sie die Vorgesetzten der Stationsverwalter sind; denn die Stationen werden in Oberschlesien so gut wie ausschließlich der Verwaltung von Volksschullehrern anvertraut, die sich darin bewährt haben und durch eine jährliche Remuneration für ihre — nicht geringe — Mühewaltung entschädigt werden. Zweitens läßt sich auf diese Weise das Lesebedürfnis aller einzelnen Ortschaften genau kontrollieren und befriedigen, und es lassen sich, wie die Erfahrung zeigt, leichter örtliche Bibliotheksvereine als Stützen der Stationen bilden. Diese Vereine sollen zugleich möglichst Lesevereine sein. In ihnen machen die neu angelangten Bücher zuerst die Runde, von der Bibliothek gehaltene oder aus den Vereinsbeiträgen angeschaffte gute Zeitschriften treten hinzu, und bald gelingt es dem Verein, von den Beiträgen seiner Mitglieder einen kleinen Grundstock zurückzulegen, aus dem besonders wertvolle oder am Ort vorzugsweise beliebte Bücher, die also der Station ständig erhalten zu werden verdienen, angeschafft werden, so daß sich auf diesem Wege die ursprüngliche Wanderstation zu einer Verbindung von Stand- und Wanderbibliothek auswächst. Mit dieser Organisationsform erfaßt man das Unterhaltungs- und Bildungsbedürfnis des Volkes am sichersten auch in den entlegensten Dörfern; man tränkt so den Baum des geistigen Volkslebens nicht am Stamm (den Städten und sonstigen großen Ortschaften), sondern weit wirksamer im Umkreis seiner feinsten Wurzelfasern. — Und man ist damit dem Landvolk so nah gekommen, daß sich nun auch noch andere verwandte Einrichtungen verhältnismäßig leicht anschließen lassen. Wie wichtig ist es z. B., daß der erwähnte ständige Bücherstamm der kleinen Filialorte später bis zu einem gewissen Grade auch seinerseits wieder durch eine noch vollkommenere Einrichtung ersetzt wird,

indem die wertvollsten und beliebtesten Bücher schließlich von manchen Lesern selber angeschafft werden, so daß bei ihnen eine eigene, gewählte kleine Hausbibliothek besteht! Um diese Entwicklung zu fördern, kann z. B. bei jeder Filiale ein Auslagekasten angebracht werden, in denen der Buchhändler der Nachbarstadt diejenigen Bücher sowie andere desselben Verfassers oder ähnlicher Art mit Preisangabe zum Verkauf ausstellt, die gerade an diesem Filialorte am meisten gelesen worden sind. Eine Kalenderverteilung ferner läßt sich gleichfalls im Anschluß an diese Organisation ohne große Mühe ins Werk setzen, und, um den oft so törichten Bücherkäufen der Eltern um Weihnachten vorzubeugen und sie besser zu leiten, soll bei uns im nächsten Winter vor Weihnachten bei möglichst vielen Bibliotheksstationen eine Ausstellung empfehlenswerter Jugendschriften und Bilderbücher eingerichtet werden, wie dies kürzlich in großem Maßstabe und mit bestem Erfolg in Gleiwitz ausgeführt worden ist.

Es gibt noch eine große Anzahl einzelner charakteristischer Züge an unserem Volksbibliothekswesen, auf die ich Ihre Aufmerksamkeit lenken könnte, doch würde ich damit die zeitlichen Grenzen dieses Vortrags überschreiten. Nur einige allgemeine Grundsätze und Grundzüge will ich daher noch zu beleuchten versuchen. Als die wichtigsten von ihnen treten die der Öffentlichkeit und der Unentgeltlichkeit hervor.

Zunächst die Öffentlichkeit. Wir waren uns von vornherein darüber klar, daß jeder Unterschied des Standes und Berufes wie der politischen Richtung und der Konfession ausgeschaltet werden mußte, daß also nur diejenigen Bücher aufgenommen werden konnten, welche ein allen Einzelgruppen des deutschen Volkes gemeinsames Gut darstellen, damit alle Einwohner des Bibliotheksortes gleichmäßig an der Benutzung der Bibliothek Anteil zu nehmen vermögen. Nur bei Festhaltung dieses obersten Grundsatzes vermag der — alle Bevölkerungsgruppen repräsentierende — Staat zur Begründung von Volksbibliotheken anzuregen und dazu finanziell beizutragen.

Sodann die Unentgeltlichkeit. Hier trat allerdings zunächst der Zweifel auf, ob es in sozialer Hinsicht erwünscht sei, dem Volke, das daran heute vielleicht schon zu sehr gewöhnt ist, alle, auch die geistigen Wohltaten ganz ohne Entgelt zu bieten. Es entschied aber die Tatsache, daß in Oberschlesien wenigstens, wenn eine auch noch so geringe Lesegebühr erhoben wäre, nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von Benutzern sich eingefunden hätte. Außerdem wollten wir mit unserem Bibliothekswesen auf dem festen Unterbau der allgemeinen deutschen Volksschule gleichsam einen leichteren Oberbau errichten; da nun aber die Volksschule unentgeltlich ihres Amtes waltet, so war es in gewisser Weise nur folgerichtig, diesen ihren Charakter auch der auf ihrer Grundlage weiterbauenden öffentlichen, allgemeinen Volksbibliothek zuzueignen. Übrigens ist ja in den — bei niedrigem Beitragssatze — beliebig ausdehnungsfähigen Bibliotheksvereinen, die in vielen Fällen die Träger der Bibliothek bilden, das Mittel zur Heranziehung aller der Leser gegeben,

die für die Benutzung der Bibliothek freiwillig eine Gegengabe zu leisten gewillt sind. — Und damit wende ich mich der weiteren Frage zu, welcher Träger der Bibliothek am zweckmäßigsten gegeben wird. Es konnten hier in Frage kommen: Der Staat, kommunale Verbände (Stadt-, Kreis-, Gemeinde-Verwaltungen), ferner industrielle Unternehmungen, schon bestehende Vereine (Bürger-, Krieger-, Gewerbe- u. s. w. Vereine) und endlich der in diesem seinem Zweck aufgehende Bibliotheksverein oder ein Bildungsverein, der daneben noch andere verwandte Aufgaben verfolgt, z. B. die Veranstaltung von Volksunterhaltungsabenden. Abgesehen von der unmittelbar staatlichen Organisation haben wir alle diese Trägerarten, sofern nur die richtigen leitenden Personen, die passenden Bücher und eine befriedigende Leserzahl aufgewiesen werden konnten, sich ungehemmt entwickeln lassen und können nun folgendes Ergebnis melden: Bei 30 Standbibliotheken ist ein — diesem Zweck ausschließlich dienender — Volksbibliotheksverein Träger, bei 25 die Ortsgemeinde, bei 23 ein Kuratorium, das sich zu einem Volksbibliotheksverein zu entwickeln pflegt, bei 12 ein allgemeiner Volksbildungsverein oder ein älterer Sonderverein (Bürger-, Gewerbe u. s. w.); bei 10 Bibliotheken ferner ist Träger die Großindustrie, bei 3 die Kreisverwaltung, bei 1 ein Magnat. Außerdem sind neuerdings noch einige bergfiskalische Volksbibliotheken hinzugetreten. — Ohne die opferwillige Mitwirkung von Vertretern der gebildeten Stände hätten diese Träger nicht mit nachhaltiger Wirkung gebildet werden können. Ihre Geldbeiträge fallen in den Bibliotheksvereinen und in Form freier Zuwendungen vorläufig noch am meisten ins Gewicht, wenn auch das segenspendende Scherflein der armen Witwe keineswegs ausbleibt. Auch in den bei 48 Standbibliotheken gebildeten Bücherausschüssen arbeiten meist die Bürgermeister, Gemeindevorsteher, Stadträte u. s. w., in 14 Fällen auch ein katholischer Pfarrer, in 2 ein evangelischer Geistlicher u. a. — Schließlich darf ich noch einen Punkt betonen. Der wichtigste Grund, weshalb die Bibliotheken sich bei uns, ich darf wohl sagen, so trefflich entwickelt haben, besteht wohl darin, daß es uns gelungen ist, dem gesamten oberschlesischen Volksbibliothekswesen eine einheitliche obere Verwaltung zu geben. Wir haben nämlich sämtliche Volksbibliotheken zu einem Verbande zusammengefaßt zur Schaffung eines Sammelbeckens für die Erfahrungen in bibliothekstechnischer und statistischer Beziehung, besonders aber natürlich hinsichtlich der geeigneten Bücherauswahl, ferner Anregung neuer Bibliotheksgründungen. Der Verband ist aber kein Regierungsorgan, er ist der Gefahr eines bureaukratischen Schematismus entrückt. Anderseits aber steht er dadurch doch in lebendiger Fühlung mit der Regierung, daß er ihren Dezernenten zu seinem Vorsitzenden gewählt hat. Ich erblicke in dem Vertrauensverhältnis, in welches ich dadurch zu so zahlreichen patriotischen Oberschlesiern getreten bin, neben unseren sachlichen Erfolgen den schönsten Lohn meiner Arbeit. Ohne einen leistungsfähigen Mitarbeiter freilich wäre es mir unmöglich, den vielverzweigten Geschäften des Verbandes gerecht zu werden, und dieser Mit-

arbeiter ist mir in dem Verbandsbibliothekar Kaisig zur Seite gestellt worden, der die laufenden Verbandsarbeiten im wesentlichen selbständig nach einer ihm von der Regierung gegebenen Dienstanweisung erledigt und sich in stetem Benehmen mit mir zu halten hat. Herr Kaisig, ein früherer Lehrer und für das Bibliotheksfach durch Vorbildung wie Interesse hervorragend geeignet, erhält sein Gehalt sowie Bureau- und Reisekosten aus Staatsmitteln. Er besichtigt und prüft regelmäßig die einzelnen Bibliotheken und berichtet darüber an die Landräte und an die Regierung. Im persönlichen Verkehr mit den Bibliotheksleitern und mit den Bibliothekaren regt er zu Verbesserungen an, und er hat insbesondere, unterstützt von einem Stabe besonders erfahrener Bibliothekare und Volkskenner, einen den oberschlesischen Verhältnissen möglichst genau Rechnung tragenden Muster-Bücherkatalog ausgearbeitet, der den Anschaffungen der Bibliotheken zugrunde gelegt zu werden pflegt. Dieser Katalog, der in seiner ersten, vorläufigen Gestalt 1904 herausgegeben wurde, ist kürzlich (Ende 1906) in zweiter, wesentlich vermehrter und verbesserter Auflage erschienen. Nach einem interessanten Vorwort von 14 Seiten gibt er auf 71 enggedruckten Seiten das Ergebnis unserer zehnjährigen Erfahrung auf dem Gebiet der auf die oberschlesische Bevölkerung praktisch angewandten Bücherkunde.

Dies ist meines Wissens der erste gründliche Versuch, wenigstens einen Bruchteil der gewaltigen deutschen Literatur nach dem leitenden Gesichtspunkte des größeren oder geringeren Grades ihrer Zugänglichkeit für die Auffassung der nur über eine schlichte Bildung verfügenden Leser eines bestimmten, eigenartigen deutschen Landesteiles zu beurteilen und zu gruppieren. An der Fortführung und Verbesserung des Katalogs wird unermüdlich weitergearbeitet; denn er steht im Mittelpunkte unserer Bibliotheksinteressen, während er zugleich auch dem Volkspsychologen Interesse bieten dürfte.

Außerdem gibt der Verbandsbibliothekar seit Dezember 1906 unter Aufsicht der Regierung eine Verbandszeitschrift heraus, die sich der Erörterung der uns interessierenden Bibliotheksfragen und vornehmlich wieder der Ankündigung und Besprechung geeigneter Bücher widmet, so daß sie in letzterer Beziehung gleichsam die flüssige Fortsetzung des Kataloges darstellt.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß wir im Begriff sind, auch die Schülerbibliotheken an den Volksschulen als Vorstufe insbesondere für die ländlichen Wanderbibliotheken neu zu organisieren, sowie daß in absehbarer Zeit wohl auch eine Zentrale für höhere Bildungsbücher — voraussichtlich bei dem Verbandsbibliothekar — eingerichtet werden muß, die besonders den auf dem Lande lebenden Gebildeten (Gutsbesitzern, Pfarrern, Oberförstern u. s. w.) dienen soll, die sich zur Beschaffung derartiger, in der benachbarten Wanderbibliothek meist nicht vorhandener Bücher oft außer Stande sehen, — so glaube ich Ihnen genugsam dargelegt zu haben, daß

wir auf diesem Arbeitsfelde nach allen Richtungen hin inmitten einer lebenskräftigen und umsichtig geleiteten Entwickelung stehen.

Und die Arbeit an den Volksbibliotheken ist nicht die einzige Art unserer Wirksamkeit zugunsten des oberschlesischen Deutschtums. Neben ihr haben wir nach dem Urteil v. Schenkendorffs, des bekannten Abgeordneten und Führers der systematisch betriebenen Jugend- und Volksspiele, auch diese in anerkennenswerter Weise entwickelt, und auch die Organisierung der Volksunterhaltungs- und Elternabende, deren im Winterhalbjahr 1905/06 etwa 750 in Oberschlesien veranstaltet wurden, ist seit geraumer Zeit ein Gegenstand unserer sorglichen Pflege.

Alle diese Veranstaltungen aber sollen zeigen und zeigen tatsächlich, daß der Gebildete für seine Volksgenossen von schlichter Bildung nicht nur ab und zu einmal ein Geldstück übrig hat, sondern vor allen Dingen ein dauerndes reges Interesse, das einem warm fühlenden Herzen entspringt. Dadurch aber veredelt sich wiederum auch bei dem Gebildeten der Sinn, vertieft sich sein Geist, erweitert sich lebensvoll sein Anschauungskreis — die Reformation beginnt auch hier bei dem Reformator. An mir selber und bei vielen mit mir arbeitenden Herren habe ich es in der Praxis erfahren, daß hierin vielleicht die wichtigste Frucht unserer Bestrebungen besteht. Wie oft konnten wir freudig feststellen, daß gerade die edelsten Bildungsschätze unserer Literatur — Bücher, wie etwa die aus dem Born deutscher Vorzeit ruhig hervorquellenden „Kinder- und Hausmärchen" der Gebrüder Grimm, Hebels launiges, taufrisches „Schatzkästlein", Hauffs romantischer „Lichtenstein", Brentanos erschütternde, schlichte „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", Pfarrer Kleins lebendige und warmherzige „Fröschweiler Chronik", des alten Nettelbecks markige eigene Lebensbeschreibung u. s. w. — den Leser aus dem Volke nicht weniger wie uns selber zu erheben und fortzureißen vermochten! Diese, allen deutschen Volksgenossen gemeinsamen Güter immer bewußter zu erkennen und, unter Verzicht auf die übliche seichte Leihbibliotheks-Lektüre, sie auch bei uns und in unserem Familienkreise immer ungehemmter zu siegreicher Geltung zu bringen, das ist zugleich ernste Pflicht und edler Lohn des für ein im besten Sinne volkstümliches Bibliothekswesen wirkenden Volksfreundes. Und ich glaube: in einer solchen Arbeit liegt, soweit hier geistige Waffen überhaupt entscheiden können, wohl auch eine gute Gewähr für den endlichen Sieg unserer nationalen Kultur über die ihr im Osten der Monarchie entgegentretenden unberechtigten Widerstände.





Lesefrüchte.



Eingangsszenen aus „Olympias“, einem noch unveröffentlichten Schauspiel von Heinrich Lilienfein, das zu seinem Gegenstand das tragische Schicksal der Mutter Alexanders des Großen hat.

Erster Akt.

Im Lakmosgebirge.

Gewaltige, kahle Steinwände wölben sich zu einer hohen Grotte, die den Eingang zu einer Bergschlucht bildet. Kleine und große Felsstücke bedecken den Boden. Rechts und links führen wilde Spalten im Gestein nach seitlichem Geklüft. Im Mittelgrund verengt sich die Grotte; ein mächtiger, kanzelartiger Block springt von links herein und schließt sie, bis auf einen schmalen, ansteigenden Pfad zur Rechten, ab. Dahinter geht es jäh in die Tiefen der Schlucht; in der Höhe ist noch ein Teil ihres felsigen Gewölbes sichtbar, durch dessen Lücken der bald wolkige, bald klargestirnte Nachthimmel niederschaut. Es ist finster. Links und rechts, den Felswänden entlang, lagert je ein Halbchor von Bacchen, liegend, kauernd und kniend, alle nach dem Hintergrund gekehrt und die Häupter trauernd gebeugt. Zwischen ihnen, in der Mitte, schwelt ein düsterer, unstäter Brand von zusammengeworfenen Fackeln. Strenge Stille ringsum.

Erster Auftritt.

Eine Stimme des linken Halbchors:
Wehe, wehe — der Gott ist tot!
Tot, ihr Schwestern, der Spender der Wonne,
Tot, ihr Schwestern, der Schöpfer des Frühlings,
Tot der lachende Vater des feurigen Weinbluts!
Wehe, wehe — der Gott ist tot!

Der linke Halbchor (mit klagender Wehmut):
Wehe, wehe — der Gott ist tot!

Eine Stimme des rechten Halbchors:
Nimmer stirbt uns der Gott: er schläft!
Schläft, ihr Schwestern, im laublosen Strauche,
Schläft, ihr Schwestern, in frostharter Erde,
Schläft und harrt auf die sengende Sonne des Mittags!
Nimmer stirbt uns der Gott: er schläft!

Der rechte Halbchor:
Nimmer stirbt uns der Gott: er schläft!

Die Stimme des linken Halbchors:
Toren glauben an Sonne und Mittag, wenn schwarz und gefräßig,
Allverschlingend die Nacht auf wuchtigen Wolken einherfährt.

Die Stimme des rechten Halbchors:
Frevler schelten den Glauben und zweifeln am Siege des Gottes,
Wenn die Mänade brünstigen Weckrufs die Berge durchstampfte.

Die Stimme des linken Halbchors:
Sieger heiß' ich den Tod und das starrende Schweigen.
(Lautlose Pause. Dann aus der Tiefe der Schlucht ein gedämpfter Paukenschlag.)

Die Stimme des rechten Halbchors (zagend):
Hörtet ihr, Schwestern, die heimliche Stimme?

Die Stimme des linken Halbchors:
Lohnt sich's, zu lauschen nach stürzender Wasser verwehtem Getöse?
(Pause. Ein zweiter, näherer und lang hallender Paukenschlag.)

Die Stimme des rechten Halbchors (zuversichtlicher):
Klang's nicht, Schwestern, wie nahender Festruf?

Die Stimme des linken Halbchors:
Lohnt sich's, dem Donner zu lauschen der talwärts rollenden Schneelast?
(Pause. Dritter, dröhnender Paukenschlag. Alle Bacchen springen auf.)

Die Stimme des rechten Halbchors (frohlockend):
Schwestern, zage mir keine mehr und zweifle mir keine!
Wild auf klopft mir das Herz von ahnender Freude –
Reißt aus der sterbenden Glut die schweligen Fackeln!
(Es geschieht.)
Schwingt sie! Schwingt sie! Es flackre der Brand und lecke zum Himmel:
Zagreus Bacchos, bist du erstanden, so künd' es den Deinen!

Alle Bacchen (fackelschwingend, mit flehender Leidenschaft):
Zagreus Bacchos, bist du erstanden, so künd' es den Deinen!
(Sie drängen ungestüm nach dem Hintergrund.)

Zweiter Auftritt.

Olympias (im weißen, fließenden Byssosgewand, einen purpurnen Mantel lose über den Rücken, im ergrauenden Haar einen Kranz von jungem Weinlaub und den Thyrsos in der Hand, steht auf dem Felsblock. Die Bacchen verstummen auf ihren Wink):
Weit war der Lauf,
Heiß war die Träne,
Wild war mein Ruf und gellte durch felsige Klüfte –
Ach, es wankten die Kniee, der Schmerz zerkrampfte das Herz mir
Um Dionysos!

Still war das Tal,
Weich war die Erde,
Warm war der Wind und koste mit silbernen Quellen –
Ach, es tanzten die Sinne, die Lust berauschte das Herz mir . .
Heil Dionysos!
(Sie reißt den Kranz vom Haupt; mit wildem Jubel.)
Bacchen, Bacchen, Bacchen – er lebt!

Die Bacchen (fackelschwingend und freudig):
Zagreus Euoi!

Olympias:
Lebt und mit ihm der Lenz und die ewige Keimkraft!

Die Bacchen (lauter):
Zagreus Euoi!

Olympias:
Lebt und grüßt euch mit erstem, junggrünem Weinlaub!
(Sie wirft den Kranz unter sie.)

Die Bacchen (jauchzend):
Zagreus Euoi!!

(Zwei und zwei fassen sie sich und beginnen zu tanzen, erst schrittweise sich wiegend, dann schnell und schneller bis zum ausgelassenen Wirbel. Dazu halb singend, halb sprechend, begleitet von Flöten.)

Schwestern, Schwestern — der Gott ist erstanden!
Kränzt euch mit Efeu! Wein in die Schalen!
Nimm uns, nimm uns brausender Reigen —
Tobe, du Herz und raset ihr Glieder,
Bebet ihr Berge und neiget die Gipfel,
Zittre du Erde, breitgebrüstet, du eherner Himmel:
Lob sei, Lob und trunkener Dank dem erstandenen Bacchos!

(Sie schwärmen nach dem Hintergrund und in die seitlichen Klüfte, von wo ihr Gesang nur noch gedämpft herauf- und herüberhallt. Einige Fackeln, von der einen und andern in Wandfugen gesteckt, bleiben zurück und erhellen die Grotte.)

Olympias (steigt langsam von ihrem Felsen und bleibt im Mittelgrund stehen, finster auf ihren Thyrsos gestützt).



Kritik.



Wilhelm Bölsche: Was ist die Natur? Berlin 1907. Verlag Georg Bondi. (Erstes bis zehntes Tausend). Brosch. 1,50 Mk.; geb. 2,50 Mk.

Dieses neue Buch von Bölsche gibt uns seine gesamte Naturwertung als ein durchsichtiges Ganze. Aber nicht allein, daß er uns als ein kluger und feiner Dichter-Naturforscher wieder farbenreiche, philosophisch abgestimmte Kapitel aus der Biologie des Geschlechterlebens bietet und auch den fernstliegenden Erscheinungen hellste Sinnfälligkeit verleiht, vielmehr — und das interessiert uns vor allem — er zeigt hier auch die Geschichte des Naturbetrachtens und Naturerkennens. Wie die Erlebnisse, die Menschen an der Natur hatten, einst geworden sind und wie sie sich wandelten, wie sich alte Begriffe mit neuen Anschauungen füllten und die Beziehungen zur Weltwirklichkeit anders wurden mit der Verschiebung der Höhenlage des Ichbewußtseins — alles das wird erzählt in der Sprache eines geistreichen und originellen Menschen, mit einer Kraft der Anschauung und Lenksamkeit der Phantasie, wie sie nur echte Poeten besitzen.

Ich habe hier nicht darzutun, auf welchen metaphysischen Voraussetzungen Bölsche sein System aufbaut, auch scheint es überdies nicht im Zwecke dieses Buches zu liegen, einer kritisch-philosophischen Untersuchung nahezukommen, wie wir sie erst kürzlich über ein ähnliches Thema von Theodor Lipps oder Grafen Hermann von Keyserling in geradezu vorbildlicher Weise erhielten. Bölsche will ja hier keine erkenntnistheoretische Kritik der Naturgesetze schreiben oder dem Wesen der naturwissenschaftlichen Anschauungs- und Beziehungsbegriffe nachgehen, er will nicht kritisch aufzeigen, inwiefern die Naturwissenschaft tatsächlich Weltanschauung ist oder nur eine Darstellung der Gesetzmäßigkeit des Wirklichen in einer bestimmten Sprache. Ob nun Kraft und Stoff uns nur als Projektionen auf das „Leben" bekannt sind, ob die Methode unserer Philosophie die Methode des Menschengeistes selbst ist, ob wir wirklich „nichts anderes tun, als den Weg fort-

zusetzen, den die Natur im Menschen jenseits des Bewußtseins wandelt", das finden wir hier nur in Bildern beantwortet oder wenigstens anders, als es die kritische Philosophie zu machen pflegt. Des Verfassers Interessen liegen auf den Linien: er fragt und sucht nach Tatsachen der exakten und experimentellen Naturwissenschaft, nach den Gründen und Folgen der sichtbaren Natur, insbesondere, wie sie der praktischen Biologie entnommen werden können. Es ist ein auf empirischer Grundlage sich aufbauendes Weltverstehen und theoretisches Werten, möglichst nomothetisch und scheinbar ohne metaphysische Hilfen, aber doch spürt man immer und immer wieder das liebevolle Betonen des „Seelischen" in der Natur und Geschichte. Alles, was wir Entwickelung nennen, sei letztlich nichts anderes als der Prozeß einer werdenden sittlichen Weltordnung! In den prächtigsten Ausmalungen weiß uns Bölsche diesen Grundgedanken näherzubringen, und ich muß sagen — trotz seiner unkritischen Methode — mit geradezu werbender Kraft. Alle Vorzüge seiner reichen Persönlichkeit kommen hier zu Worte: die erquickende Freimütigkeit des Bekenntnisses, der warme Ton erlebter Dichtung, die maßvolle und feingeschliffene Sprache und besonders auch die originelle Fähigkeit, das Unbedeutende zur Bedeutsamkeit zu erheben und mit einem Strahl der Schönheit sichtbar zu machen.

Wie gesagt, Bölsches geistreiche und frische Bücher darf man nicht als streng kritische Lehrbücher werten oder gar als Weltanschauungscodex, vielmehr — und dies gilt trotz aller Empirie — es sind feinpoetische Verklärungen der modernen naturwissenschaftlichen Ergebnisse, die mit auswählender und gestaltender Kraft Erlebnisse des Detailforschers ästhetisch fühlbar machen. Es ist ein feines, fast unmerkliches Steigern und Aufhöhen des Erfahrbaren, Natürlichen und Angeschauten, und doch zugleich wieder Induktion der kritisch-vergleichenden Naturwissenschaft. Trotz aller Wirklichkeitsbetonung und Beobachtungsschärfe spüren wir etwas wie von einer phantasiehaften Erfassung der Welt. Der reife Leser — leider kommen gerade diese Bücher gar zu oft in unrechte Hände — holt sich aus Bölsche nicht irgend ein neues „Bekenntnis" sondern das, was man aus seinem starken und bildnerischen Naturgefühl schöpfen kann: subjektive Einfühlungsfähigkeit in die Natur und erhöhte Anschauung.

Wien.

Privatdozent Dr. Franz Strunz.

Ludwig Woltmann: Die Germanen in Frankreich. — Eugen Diederichs, Jena 1907. 7,50 Mk., 9 Mk.

Nicht die Gesamtheit, nicht die Masse macht die Geschichte eines Volkes, sondern das höher begabte Individuum, der Herrenmensch, wird zum Leiter der Nation und drückt ihrer Geschichte den Stempel seines Geistes auf. Die Gesamtheit aller Genies, die innerhalb der Grenzen einer Nation aufgewachsen sind, trägt alle Entwicklungsfaktoren des nationalen Werdeganges in sich. — Das ist die Basis, von der Woltmann als Historiker ausgeht. Diese Idee ist so alt wie die Geschichtswissenschaft. Aber Woltmann, der Anthropologe, bedient sich dieses Fundaments zu einem eigenen Zwecke. Das Genie, folgert er, ist also dasjenige geistige Element eines Volkes, welches das kulturelle Niveau schafft. Und nun: was wissen wir von diesen Genies? Woher stammen sie? Wodurch entstehen sie? Welche Rasse stellt ihre Mehrzahl? Er will die Rassentheorie des Genies aufstellen. — Die Frage nach der Stammeszugehörigkeit der geistigen Leiter Italiens behandelte Woltmann vor zwei Jahren in seinem Werke: Die Germanen in Italien. Seine letzte Untersuchung, das vorliegende Werk, befaßt sich mit der geistigen Analyse unserer westlichen Nachbarn, der Franzosen.

Ein jäher Tod unterbrach die große Aufgabe, die sich Woltmann gestellt hatte: den Kulturanteil der Germanen an allen großen Nationen Europas und an deren Ablegern in den anderen Weltteilen wissenschaftlich zu untersuchen. Im Februar d. J. ertrank der gelehrte Forscher an der Riviera beim Baden nahe der Stätte, wo sein bekannter Namensvetter, der Kunsthistoriker Woltmann, der Verfasser der „Baugeschichte Berlins" ruht. — Das vorliegende Werk „Die Germanen in Frankreich" ist ein charakteristisches Denkmal der Arbeitsmethode Woltmanns. Als Fachmann geht er von anthropologischer Grundlage aus, als Kenner der sozialen und kulturellen Entwicklung baut er auf seinem Fundamente weiter, als Laie behandelt er Fragen der Literaturgeschichte; er hat von vorn herein die ausgesprochene Absicht, durch alle im Bereich der Möglichkeit liegenden Mittel und Gründe seinen Beweis durchzuführen, sein Ziel zu erreichen. Die Idee, die sein Lebenswerk beherrscht, macht ihn unkritisch und unvorsichtig in der Behandlung der Details, so daß er schließlich ein buntes Bild von oft überraschender Wirkung zustande bringt, das jedoch nüchterne Kritik und unbefangene Nachprüfung nicht verträgt. — Woltmann will beweisen, daß die gesamte moderne französische Kultur ein Produkt der nordischen, der germanischen Rasse ist. Er geht aus von der Rassentheorie und Schädellehre. Daß diese von vielen bedeutenden Forschern heutzutage als überwunden und unhaltbar verworfen wird, erwähnt er nicht. Er hält an ihr fest, weil er durch sie in seinem Beweise unterstützt wird. Germanische Einwanderungen nach Gallien fanden schon in prähistorischen Zeiten statt. Der homo europaeus, der Bewohner Norddeutschlands und der skandinavischen Länder, eben der, welcher sich seit den ältesten Zeiten auf seinen Wanderungen in Gallien niederließ, ist ihm identisch mit der reinen und unvermischten arischen Rasse, die nicht aus Asien eingewandert, sondern in Nordeuropa entstanden und heimisch ist: eine verblüffende Antwort auf die Frage nach der Urheimat der Indo-Arier. Aber er begründet sie mit keinem Worte. Jedoch: all dies zugegeben. Germanische Siedelungen in Gallien sind seit den frühesten Zeiten in großer Zahl nachweisbar Die Gallier, welche Cäsar vorfand, waren z. T. großgewachsene Männer mit blonden und rötlichen Haaren, blauen Augen und weißer Haut: ausgewanderte Germanen. Der griechische Schriftsteller Timagenes schildert im 1. Jahrhundert v. Chr. die Gallier als stolze, wilde Leute, als streitsüchtig, auch die Weiber als sehr kriegerisch, jedoch in der Kleidung und dem Äußern als sauber und sorgfältig, die Frau als ebenbürtigen Genossen des Mannes; sie gleicht ihm auch in seiner Rauflust und dem tollen Biertrinken Das ist die Beschreibung von echten G e r m a n e n, nicht von Galliern. In historischen Zeiten folgen die großen Züge der Franken, Westgoten, Sachsen und Burgunder nach Gallien. Sicher erlebten die gallo-romanischen Elemente durch diese Zuführung frischen germanischen Blutes eine bedeutende Verjüngung. Eine Quelle neuer Lebens- und Tatkraft öffnete sich dem degenerierten Römergeschlechte in Gallien durch diese Einwanderungen. Aber nun behauptet Woltmann, daß eine strenge Scheidung dieser eingewanderten Volkselemente und der eingesessenen bis in die neueste Zeit hinein durchgeführt worden sei. Galliern, die im Mittelalter einen deutschen Namen führen, weist er ohne weiteres germanische Abstammung, ger manisches Blut zu. Umfassende Listen solcher Gallier mit deutschen Namen gibt er, Männer hoher Staats- und Kirchenstellungen, durch die er für den einzelnen Fall die geistige Überlegenheit des Germanen dartun will. Aber daß eine völlige Mischung der verschiedenen Volkselemente durch die Ehe eintreten mußte, daß ein Kind, dessen Urahne einst aus Germanien

einwanderte, unter seinen Vorfahren Dutzende von gallischen Müttern rechnen durfte, daß außer dem deutschen N a m e n dem Individuum kein einziger Blutstropfen als germanisches Erbteil geblieben zu sein braucht, davon findet sich in Woltmanns Werk kein Wort. Hypothesen bringt er massenhaft: alles überraschende, klug ausgesonnene Sätze, die wohl zu blenden, nicht aber zu beweisen vermögen. Er behandelt ausführlich die germanischen Kulturelemente in der Staatsverfassung und in der Literatur der Gallier, der Franzosen und Provenzalen des Mittelalters. In beiden Punkten offenbart er sich jedoch als Laie. Es sind über die germanischen Elemente in Gesetzgebung, Rechtsprechung, Literatur, Sprache der Gallo-Romanen neuerdings grundlegende Arbeiten von Romanisten vom Fach veröffentlicht worden, deren Kenntnis Woltmann durchaus vermissen läßt. Freilich ist er Anthropologe und kein Philologe; aber dann sollte er sich nicht auf Gebiete wagen und dort mit „Beweisen" arbeiten, bei denen er auf Schritt und Tritt Fehler begeht. — Der französische Adel ist deutscher Abstammung. Hierein stimmen wir Woltmann bei. Fürstenhäuser, Grafengeschlechter, Adelsfamilien, die als Eroberer in Gallien herrschten, hielten sich von jeder legitimen Ehe mit den Unterdrückten fern. Sehr interessant ist es, daß der im Laufe der Jahrhunderte degenerierte französische Adel des ausgehenden 18. Jahrhunderts, daß die Hofgesellschaft Ludwigs XVI. sich ihrer „barbarischen" Abstammung sehr wohl bewußt war. Der französische Gelehrte Volney (1757—1820) sagt in seinen „Ruines" an jener berühmten Stelle, wo die Adligen ihre Vorrechte auf die Eroberer-rasse zurückführen: „Es wäre eine Schmach, wollten wir uns mit dem Pöbel vermischen; er ist dazu da, um uns zu dienen. Sind wir nicht das edle und reine Geschlecht der Eroberer dieses Landes? Erinnern wir die Menge an unsere Rechte und an unsern Ursprung." — Aber haben wir h e u t e noch im französischen Adel germanische Brüder zu sehen? Woltmann berührt diese Frage nicht. Zweifellos war das germanische Element das tatkräftigste und aufopferungsfähigste im französischen Volke. Gab es Kriege oder Revolutionen, so floß vor allem germanisches Blut. Die Albigenserkriege vernichteten den südfranzösischen Adel, Westgoten und Burgunder. Es folgte der Hundertjährige Krieg mit England: tausende von Grafen und Edelknappen fielen. Das Zölibat, — vom Beginn der Neuzeit bis zum 18. Jahrhundert gingen etwa die Hälfte der männlichen und zwei Drittel der weiblichen Mitglieder der alten Adelsfamilien in die Klöster, — hinderte die legitime, rassenreine Fortpflanzung der Geschlechter. Das Duell forderte in denselben Klassen unzählige Opfer. Und was übrig blieb, fiel der französischen Revolution in die Hände. Die germanischen Familien in Frankreich sind also heute ausgestorben. — Woltmann geht noch weiter: er berechnet den Prozentsatz von Genies (!), den die einzelnen Landschaften Frankreichs produziert haben, und findet, daß in jenen Gegenden, wo die germanischen Siedelungen am dichtesten waren, die meisten Genies zuhause sind. Das hat Methode! Was er jedoch unter „Genie" versteht, sagt er nicht. So kommt er zu dem Schlusse: Fast sämtliche französischen Schriftsteller, Dichter, Musiker, Maler, Bildhauer sind germanischer Abstammung. Für jeden einzelnen versucht er dies nachzuweisen, indem er seine Behauptungen durch Angabe der Schädelform, der Haar- und Hautfarbe, der Körpergröße, der Gesichtsbildung unterstützt. Ausnahmen bestätigen ihm die Regel. Ein Beispiel: N a p o l e o n ist d e u t s c h e r Herkunft. Seine Totenmaske läßt darauf schließen, daß sein Schädel lang war. Außerdem sind 76,93 % der Korsen Langschädel. Seine Haut war zwar gelb, das sind jedoch die Folgen

einer Krankheit; später wurde sie wieder marmorweiß (da litt er aber am Magenkrebs!). Seine Gestalt war zwar nur mittelgroß; das zeugt jedoch nicht etwa für eine Rassenmischung, sondern sie macht den Eindruck einer „grazilen Variation" der weißen Rasse. Er stammt von den Buonaparte in Florenz, deren Vorfahren die Cadolingi, Grafen von Pistoja, waren. Diese wieder sind langobardischen Ursprungs: Cadolinge = deutsch Kadeling. Buonaparte = langob. Bonipert. — Daß dies alles richtig ist, bezweifeln wir nicht. Aber daß dies alles Napoleon als Germanen statuiert, können wir durchaus nicht zugeben. — Unter den „Germanen" im modernen Frankreich zählt uns Woltmann auf: Condé, Colbert, Mazarin, Robespierre, Marat, Montaigne, Pascal, Descartes, Voltaire, Rousseau, Molière, Corneille, Fénélon, Chateaubriand, Balzac, Lamartine, Hugo, Zola, Musset, Delacroix, Courbet, Rodin, Renan, Berlioz, Auber, Gounod, Bizet, Thomas und viele andere mehr. 60 Bildnisse solcher Franko-Germanen gibt er am Schlusse seines Werkes. — Fassen wir nun unser Urteil zusammen: Zweifellos enthält das heutige französische Volk eine größere Menge germanischen Blutes, als dies allgemein angenommen wird. In so reiner Form jedoch, daß man von dem einzelnen Individuum sagen darf, er sei nicht Romane, sondern Germane, hat sich die weiße Rasse in Frankreich nicht erhalten. Besonders die Behauptung, daß die Mehrzahl der geistigen Führer Frankreichs zu allen Zeiten nur durch ihre germanische Abstammung zum Genie befähigt worden sei, ist durch Woltmanns Arbeit in keiner Weise bewiesen worden. Wir müssen eine solche Spezialisierung der Fälle als nicht mehr nachweisbar ablehnen. Das Werk Woltmanns zeigt auf jeder Seite den fanatischen Germanophilen, dem der schwächste Scheinbeweis recht ist, seine chauvinistische Theorie aufrecht zu erhalten. Für kritiklose Leser liegt in der Lektüre des Werkes eine gewisse Gefahr einseitiger Beeinflussung bei der Beurteilung der darin behandelten Fragen. Dem wissenschaftlich Vorgebildeten jedoch bietet das Werk manche reiche Anregung, manchen überaus interessanten Punkt. Gerade die Kritiklosigkeit von Woltmanns Ausführungen z. B. in Fragen der Sprachgeschichte oder der Literatur macht das Werk für den Fachmann interessant und veranlaßt zum selbständigen Weiterarbeiten. Ihm sei daher die Lektüre dieses Werkes dringend empfohlen.

Dr. K. Wolter.

Hans Hoffmann. „Wider den Kurfürsten." Roman in 3 Bänden. 12 Mk. Gebrüder Paetel Berlin 1906. 2. Auflage.

Ein älterer Roman, der nach längeren Jahren in zweiter Auflage erschienen ist. Ich liebe Hans Hoffmann und ich wollte seine Bücher wären mehr in deutschen Häusern verbreitet. Freilich hatte ich anderes von ihm gelesen, als diesen dreibändigen historischen Roman, nach dessen Lektüre ich den Verfasser lieber ein tüchtiges Talent, als einen feinsinnigen Poeten nennen möchte. Das ist er sonst. —

Wir sind im Jahre 1677 in Pommern. Stettin mit Vorpommern war bekanntlich damals schwedisch und der große Kurfürst, im Besitze Hinterpommerns, stand mit seinem schönen Heer und den berühmten Belagerungswerkzeugen vor den Toren der Stadt. Darin lag nun schwedische Besatzung; sonst aber sind es gute, biedre Pommern, die ihre Stadt gegen ihre Landsleute zu verteidigen haben. Da muß es in Vieler Herzen einen Zwiespalt geben. Auf diesem Zwispalt ist der Roman im Großen und Ganzen aufgebaut. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß Hans Hoffmann als Schaffender den Deutschen des neu geeinten Vaterlandes nicht hat verleugnen können, daß er all=

zusehr aus unserer Zeit heraus sich in die Häuser, Stuben und Menschenseelen der vergangenen Zeit versetzt hat. So handeln und unterhalten sich oft Menschen, die nur ein historisches Gewand tragen. – Es fehlt die Patina, wie sie auf den Schöpfungen z. B. K. F. Meyers und auf den schönsten von Jensen liegt. Es fehlt die Schwere, die nach meinem Gefühl die hervorragenden historischen Erzählungen auszeichnen. (Ich denke auch dabei an die Romane der Handel-Mazzetti.)

Indeß die Beweggründe, aus denen sich die Menschen in dem Hoffmannschen Roman leiten lassen, sind gewiß die zutreffenden. Da gibt es in Stettin zunächst das Volk, die Bürgerschaft, die Zünfte. Diese Menschen denken nicht daran, daß die Brandenburger auch Deutsche sind, sie denken, daß die Pommern sich schon seit langem mit den Brandenburgern geschlagen haben: sie freuen sich, wenn sie nur raufen können. „Erst raufen, dann miteinander saufen.“ Es sind also gute Deutsche. Außerdem mag die schwedische Besatzung das Herz des kleinen Mannes durch gelegentliche Geschenke gewonnen haben und es mag der Große Kurfürst so etwas wie ein Tyrann bei ihnen gelten. Geschickt werden wir ihnen allen im Eingang bei Gelegenheit eines Festes auf der Vogelwiese vorgestellt. Die Schilderung dieses Festes ist im ganzen gewiß trefflich; doch hätte das Zeitkolorit besser getroffen werden können; auch ergeben sich die Episoden im Volksleben, die hier und an anderen Stellen die Handlung weiterführen, nicht immer mit Natürlichkeit, wie z. B. die erste Zusammenführung von Jürg und Ursula romanhaft im nicht guten Sinne des Wortes ist. Manche treffliche Volkstypen lernen wir kennen, so vor allen Niclas Prust, den Schiffer und Freund Jürg Wiechenhagens; daß er mich oft lebhaft an Onkel Bräsig erinnert, mag an mir liegen; ich denke daran, wie er in seinem Boot mit Schusters Dortchen über die Philosophie des Lebens und der Liebe sich unterhält. Im übrigen aber ist dieser Prust ein köstlicher Kerl und die Lebensweisheit aus seinem Munde habe ich mit Behagen gelesen. Und Schusters Dortchen! Mit ihr und Jürg setzt Hoffmann so echt und lebenswarm ein, wie nur einmal noch, nämlich da, wo Jürg ins Kasino der schwedischen Offiziere kommt. Leider bleibt es nur eine Episode, obwohl es nach meinem Gefühl mit Grund mehr für den Roman hätte sein können.

Neben den Bürgern, die in diesen Zeiten die Bürgerwehr bilden und im Verein mit der schwedischen Besatzung in erster Linie die Stadt verteidigen müssen, die Kaufmannschaft. Sie wünscht den Frieden und die Übergabe der Stadt aus Eigennutz, im Interesse des Handels. Aber sie wagt nicht, offen gegen die Zünfte und die Schweden vorzugehen.

Das gelehrte Element in der Bevölkerung wird vertreten durch zw Lehrer: Rektor Bambanius; er ist deutschgesinnt und für den Kurfürsten, weil er ein deutsches Gemüt hat; er schwärmt für den Palmenorden, für Opitz und Flemming, für die schöne teutsche Sprache. Magister Strammius, sein Kollege, schwärm zwar für die lingua latina, ist aber auch für den Kurfürsten und zwar deshalb, weil diesem das ältere und bessere Recht zur Seite steht.

Und im Mittelpunkt Jürg Wiechenhagen; ein reicher junger Kaufmann aus nicht altem Hause; sein Großvater ist einfacher Grobschmied, eine fein gezeichnete, wenn auch in seinen Beziehungen zu den anderen Personen nicht gerade originelle Gestalt. Jürg ist oft geschickt, oft allzugezwungen mit den verschiedenen Gruppen in Verbindung gebracht. Er ist ein frischer, grader, tüchtiger Draufgänger, der deshalb und im Grunde nur deshalb den Bürgern sympathisch ist und ihr Anführer wird. Überall da, wo er als

solcher handelt ist er lebenswahr, so beim Tanz mit Dortchen, im Kasino der schwedischen Offiziere, bei der Verlobung mit Ursula und bei der Hochzeit. Da gibt es Kapitel, in denen Hoffmann nicht nur ein fleißiges und tüchtiges Talent, sondern ein rechter Poet und Künstler ist, an den man hohe Anforderungen stellen darf. Sonst aber ist Jürg nicht echt und so entbehrt der Roman in manchen Teilen der richtigen psychologischen Begründung, weil er von der Voraussetzung ausgeht, daß Jürg mehr sein soll, als er tatsächlich ist. Er kann nicht der Held sein, der Kurfürst im Kleinen, dem seine Scharen blindlings folgen würden und deshalb kann er auch nicht die Rolle spielen, die ihm zugeteilt wird. Estrid, die Tochter des schwedischen Kommandanten, betrachtet ihn als einen Menschen, der kraft seiner natürlichen Veranlagung und nicht nur weil er ein tapferer Kerl ist, ein Ausnahmemensch sein könnte; sie sucht ihn gleich einer Gräfin Terzky zu beeinflussen. Der gute frische Jürg bekommt dabei eine ihm nicht passende, tragische Maske. Die Kaufmannschaft und die Lehrerfrauen als harmlose Kupplerinnen wollen ihn in andererem Sinne, zu Gunsten einer Übergabe, beeinflussen. Das „Schicksal" kommt ihnen insofern entgegen, als Jürg sich in die Ursula, die Tochter des Patriziers Hogenholt, redlich verliebt. Das alles sind Voraussetzungen für den besten Konflikt und Jürg könnte eine regelrechte tragische Figur werden, wenn er nicht eben der natürliche und gar nicht komplizierte Jürg wäre, der im Grunde trotz aller problematischen, hochpolitischen Perspektiven der Estrid und trotz aller Machenschaften der Kaufmannschaft und der Rektorenfrauen deshalb gegen Brandenburg kämpft, weil es seiner Natur ebensosehr entspricht, wie der Natur der Bürger und er denkt nicht mit Unrecht als rechter pommerscher Dickkopf: wenn wir dem Kurfürsten nach dem ersten Kanonenschuß die Stadt übergeben, dann verachtet er uns. Und hätte er anders gedacht, dann hätte die Bürgerwehr ohne ihn weitergekämpft. Jürg Wiechenhagen, der angehende und in Versuchung kommende Held ist, ich kann mir nicht helfen, eine „Romanfigur"; Jürg Wiechenhagen, der steifnackige Pommer, der Enkel seines Großvaters, des Grobschmiedes, ist köstlich. Im Mittelpunkt der Handlung steht aber allzuoft die Romanfigur.

Mit gutem Gewissen kann ich den Roman doch empfehlen. Eine schlichte, schöne Sprache zeichnet ihn aus. Er enthält im einzelnen, wie ich schon angedeutet habe, viele Schönheiten; er wird Anregung geben und Freude machen. Ein gesunder deutscher Zug geht durch das ganze Buch.

Dr. Bernard Wieman.

Kurze Anzeigen.

Boetticher, Prof. Dr. Gotthold: Deutsche Literaturgeschichte. Mit 141 Abbildungen im Text. (Schloeßmanns Bücherei, Band VII/VIII). Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick). Hamburg 1906. 544 S. 8°. Preis geb. 4 Mk.

Das Eigenartige an dieser Literaturgeschichte ist der prinzipielle Standpunkt, den der Verfasser einnimmt.

Er sieht die religiösen Vorstellungen eines Volkes als die Elemente seines gesamten geistigen Lebens an und setzt daher auch die redende Kunst in stete innigste Wechselbeziehung zur Religion. Diese Grundauffassung beeinflußt sein Werk im einzelnen wie im allgemeinen. So stellt sich z. B. die ganze Einteilung unserer deutschen Literaturgeschichte unter dem Gesichtspunkt der religiösen Entwickelung unseres Volkes in einem ganz neuen Bilde dar. Der größte Wendepunkt unserer literarischen Entwickelung wird z. B. nicht in formalen Erscheinungen erblickt, wie sie mit dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts eintraten (Opitz usw.), sondern in der Reformation, und der Beginn unserer

neuesten Epoche nicht in äußeren Begebnissen (1864, 1866, 1870/71), sondern in der Krisis, die die christliche Weltanschauung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts durchzukämpfen hat. Es ist klar, daß durch dieses streng durchgeführte Anschauungsprinzip das altbekannte und -gewohnte Bild unserer Literaturgeschichte in vieler Beziehung stark verschoben wird, und daß wir einiges davon nicht ohne Widerspruch hinnehmen mögen.

So ist es doch ein etwas schwieriges Unternehmen, zwischen 1500 und 1750 eine Brücke zu schlagen, und nicht minder befremden uns manche Einzelheiten, die ebenfalls mit dem prinzipiellen Standpunkt Böttichers zusammenhängen. Da werden z. B. auf S. 530 von C. F. Meyers Gedichten nur die aufgezählt, die ausgesprochen religiösen Inhalt haben; ja, die viel zu knappe Behandlung der Neuzeit trägt überhaupt ein zu subjektives Gepräge, was sich z. B. schon in der Einordnung der einzelnen Dichter erweist (vgl. z. B. Gerok vor Platen u. dergl. m.). –

Wenn wir trotzdem Bs. Literaturgeschichte für ein gutes Buch erklären, so liegt das daran, daß wir nicht verkennen können, wie jeder konsequent und fest vertretene Standpunkt eine gewisse Einseitigkeit, Schroffheit und Beschränktheit im Gefolge haben muß. Daß aber Bs. Standpunkt kein durchaus unberechtigter ist, läßt sich nicht bestreiten, und, dies zugegeben, muß man eingestehen, daß er diese eine mögliche Betrachtungsweise wirklich gut durchgeführt hat. Er ist gerecht in seinem Urteil (Heine u. a.), feinsinnig in seinen Bemerkungen (Hebbel u. a.), klar in seiner Darstellung und beherrscht seinen Stoff gründlich. Nur einige Kleinigkeiten wären zu beanstanden: So ist die biographische Notiz über Hebbels Christine (S. 485) recht falsch; die greise Witwe des Dichters lebt heute noch in Wien.

Bei A. Sperl hätten wir gern auch noch „Die Söhne des Herrn Budiwoj" und „Hans Georg Portner" erwähnt gefunden und dergl. mehr.

Die Ausstattung ist die bekannte der Schloeßmannschen Bücherei, der Bilderschmuck ist gut gewählt, der Preis mäßig.

Alles in allem ist Bs. Buch eine durchaus eigenartige, wertvolle Bereicherung unseres literaturkundlichen Schrifttums.

Seminaroberlehrer W. Fahrenhorst.

Federn, Karl: Die Flamme des Lebens. Roman. 2. Aufl. S. Fischer, Verlag. Berlin 1907. 259 S. 4 Mk.

„Irgendwo, irgend einmal ist die Flamme entzündet worden, die Leben heißt – sie muß brennen und weiter brennen." Aber wieviele Fragen knüpfen sich an diese Flamme des Lebens! Wieviele zumal für den, der das Schicksal mit schwerem Druck auf sich lasten fühlt. Warum ertragen die Menschen das Unerträgliche, statt ein Ende zu machen? Warum diese unauslöschliche Lust des Lebens an sich selber? Solche düsteren Betrachtungen hat Karl Federn in diesem Bändchen an einen leidbelasteten Lebensgang angeschlossen, an das Sein eines Jünglings und Mannes, der immer das muß dahingehen sehen, was ihm des Lebens leuchtendes Licht ist. Und er führt uns, indem er diesen Lebensgang verfolgt, in manche seelische Tiefe, in manche ernste Situation, vor manche packende Szene. Daß ich von dem Buch befriedigt wäre, vermag ich doch nicht zu sagen, obwohl ich Befriedigung keineswegs bloß dann spüre, wenn alle Knoten glatt gelöst sind. Nein, es handelt sich bei Federn mehr um hingeworfene Gedankenbrocken als um ein festgefaßtes Problem. Mehr um eine Sonderlingsnatur mit Seltsamkeiten als um ein klar nach der Natur gezeichnetes typisches Menschenkind. Mehr um mysteriöse Andeutungen tiefgehender, seelischer Bewegungen als um wirkliche Aufrollung und Beantwortung ernster Fragen. Mehr Novelle als Roman. Aber auch als Novelle keineswegs ein gelungenes Kunstwerk. Martin Schian.

Das Ibsenbuch. Ibsen in seinen Werken, Briefen, Reden und Aufsätzen. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Landsberg. 236 S. Mit acht Abbildungen. S. Fischer, Verlag. Berlin 1907. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Karl Strecker hat einmal im „Literarischen Echo" ein kräftiges Wort gegen den Brevier-Unfug gesprochen. Man kann ihm nur aus vollem Herzen beistimmen. Denn in der Regel wirken die Breviere, mit denen man uns in der letzten Zeit überreichlich bedacht hat, das gerade Gegenteil dessen, was sie wollen. In ihrer Absicht liegt es, hinzuführen

zum Autor, hungrig zu machen; ihre Wirkung aber besteht darin, aufzuhalten auf dem Wege, satt zu machen. Man läßt sich an dem Wenigen, das die Hand des Herausgebers mehr oder minder rücksichtslos aus dem Boden des Werkes herausgerissen hat, genügen; welk gewordene Früchte sollen ein Bild eines großen üppig sprießenden Gartens vermitteln. Doch es gibt Ausnahmen von der Regel. Eine solche erfreuliche Ausnahme ist (wenigstens in seiner ersten Hälfte) das vorliegende, mit acht im höchsten Maße bezeichnenden Porträts geschmückte Ibsenbuch. — Das Wollen kennzeichnet die Einleitung: „Es kam für das vorliegende Buch darauf an, das persönliche und künstlerische Porträt Ibsens aus seinen eigenen Schriften und mit seinen eigenen Worten zu zeichnen.“ Der erste Teil der Aufgabe ist glänzend gelöst. Aus den Gedichten, aus Briefen, Reden und Aufsätzen ist mit geschickter Hand eine Fülle von Stellen herausgehoben, die uns ein eindringliches Bild des Lebens, der Persönlichkeit und der Anschauungen Ibsens über Leben, Staat, Kultur, Kunst, Literatur und Theater geben. Ein großer Reichtum tiefdringender Beobachtungen spricht besonders aus den meistens aus Briefen an Brandes und Björnson entnommenen Äußerungen über das Wesen, die Mittel und die Aufgabe der Kunst. Aus solchen Worten eines hochstrebenden Künstlers ist noch allemal weit mehr Erkenntnis hervorgewachsen als aus den dickleibigen ästhetischen Wälzern so mancher Kunstprofessoren. Man möchte — wenn es der Raum erlaubte — Seite um Seite ausschreiben, die wertvollen Aussprüche weiterzugeben. — Der zweite Teil der Aufgabe, ein Porträt des Künstlers Ibsen auf wenig mehr als hundert Seiten zu geben, mußte mißlingen. Wenn Landsberg ausführt: „Die Auswahl, die bestrebt ist, jedesmal die Kern- und Keimszene der Dichtungen zu geben, ist gewiß angreifbar, aber die Aufgabe war nicht anders zu lösen. Bei Schiller ist es angängig, einzelne Zitate aus dem Zusammenhang zu lösen, bei Ibsen ist alles so streng mit der Situation und Stimmung verbunden, daß ein solches Vorgehen der Dichtung Gewalt angetan hätte“, so zeigen diese Worte, daß er auf dem richtigen Wege zur Erkenntnis war, aber vor dem Ziele Halt machte. Die Aufgabe war auch so nicht, sie war überall nicht zu lösen. Wird man, um uns das künstlerische Porträt eines Malers, sagen wir eines Porträtisten, zu übermitteln, aus seinen Werken einzelne Teile herausschneiden, die dem Vermittler als besonders charakteristisch oder gelungen gelten, hier eine Hand, dort eine Nase, dort ein Augenpaar, dort einen Mund, sie nebeneinanderreihen und sagen: „Seht, so schuf er. Kommt und seht Euch sein Werk an?“ Wird man nicht vielmehr einige wenige ganze Werke vor uns hinstellen? Einen anderen Weg gibt es auch bei einem Dichter nicht. Das Porträt des Künstlers kann man nur in einer Auswahl aus dem Gesamtwerk, nicht in einem Brevier geben. So ist dieser Teil der Aufgabe Landsbergs mißlungen. Er wäre es auch, wenn es dem Herausgeber wirklich geglückt wäre (was man durchaus bestreiten muß), bei jedem Drama die Kernszene herauszuheben. Doch das Porträt des Menschen, die Übermittelung seiner wertvollsten Anschauungen über die wichtigsten Dinge, die unser Leben ausmachen, ist ihm durchaus gelungen. Um dieses bedeutsamen Teiles willen wünsche ich dem Buche viel Käufer und Leser.

Hamburg. Hans Franck.

Krah, Ina: „Die Hegelunds“. Roman. Berlin, Tändler 1906. (369 S.) 4 Mk., geb. 5 Mk.

Die Verfasserin hat viel von Frenssen gelernt, aber glücklicherweise nicht seine Manier. Wie er in seinen „Drei Getreuen“ sich selbst einführt mit der Absicht, ein Buch zu schreiben, so auch J. Krah. „Ein Buch mit einer Seele“ zu schreiben, das ist ihr in den „Hegelunds“ wirklich gelungen. Freilich hat diese Seele noch keinen Körper gefunden, der ihrer durchweg würdig ist: die Komposition ist im Einzelnen oft recht mangelhaft. Manche Nebenpersonen z. B. (wie gerade die schriftstellernde Hilda) stehen als unfertige Fragmente da, während andere Nebenfiguren in aller Knappheit scharf und erschöpfend charakterisiert sind. Doch das sind alles Dinge, die Ina Krah bei einem künftigen Roman besser machen wird. Wer ein so großzügiges, sympathisches Familiengemälde voll stiller, seelenvoller Schönheit zu zeichnen vermag, von dem dürfen wir noch viel Gutes erwarten. Möchte das Buch, das besonders auch Volksbibliotheken empfohlen werden kann, bei recht vielen freundliche Aufnahme finden. Dr. Erwin Ackerknecht.

Müller, Gustav Adolf: Märtyrer des Glücks. Drei Novellen. Dr. Ackermanns Verlag in Weinheim. 165 S. 2 Mk., geb. 3 Mk.

In allen drei Novellen sind es Frauengestalten, die uns der Dichter als „stumme Liebesopfer" schildert oder als „Märtyrer, Enterbte des Glücks". In den „Hochzeitsglocken" ists die Braut, die im Begriff, dem ungeliebten Bräutigam ihr Ja zu geben, vor dem von ihr geliebten Geistlichen am Traualtar tot zusammenbricht; in „Geopfert", einer Ostergeschichte aus dem Schwarzwald, die Ma, die Frau eines Bahnbeamten, die ihm die Treue gebrochen hat und ihr Ende auf den Schienen findet; in der „Brautnacht des Titus" die Jüdin Rahel, die, von Titus zur Geliebten erkoren, als Mörderin ihres Großvaters dem Wahnsinn verfällt. Die Geschichten lesen sich gut; höhere Gesichtspunkte fehlen fast ganz. Einige Randglossen: Es heißt S. 37: „Nicolais Leitmotiv für seine Predigten war fast ausnahmslos das liebe Vaterland." Wo gibt es einen solchen Prediger? — Der erste Bibelspruch auf S. 71 lautet anders, vgl. 1. Petr. 5, 7.

Kl.-Oschersleben.

H. Josephson.

Plothow, Anna: Märkische Skizzen. Berlin. Schall & Rentel, 1907. 2. Aufl. (278 S.), 8° [F.] 2,50 Mk.

Ohne Anspruch auf hohen künstlerischen Wert machen zu können, ist das außergewöhnlich hübsche Büchlein dennoch eins von denen, darin zu lesen für jedermann Freude und Gewinn bedeuten muß.

Es darf sich eines ebenso interessanten wie anregenden Inhalts rühmen und ist mit lebhafter Anschaulichkeit, großer Frische und — was als ein Hauptreiz gelten darf — in fröhlichster Laune geschrieben. Mit jeder einzelnen Skizze ihrer Sammlung weiß die Verfasserin zu fesseln und ein reizvolles Bild, das mitunter als Kulturschilderung erhöhten Wert besitzt, zu geben. Oft ists die allernächste, so manchem dennoch unbekannte Nähe, die uns als zauberhaftes Erdenfleckchen geschildert wird; ein andermal sinds fernere, still abseits liegende Winkel, in die hinein Helläugigkeit spähte und deren Schönheit ein Menschenherz, das von tiefer, wahrer Freude an der Natur erfüllt und mit Empfänglichkeit für ihre zartesten Reize begabt ist, erfaßte.

Nichts Fabuliertes tischt die Verfasserin ihren Lesern auf; mit selbst Geschautem, selbst Erlebtem versucht sie zu locken, und wer sich von ihr den Wanderstab in die Hand drücken läßt, darf guten Mutes ausschreiten und einer fröhlichen Heimkehr gewiß sein.

So scheint das Werkchen bestimmt, in weiteste Kreise Freude zu tragen, und bedeutet außerdem durch ebenso feine wie geschickte Pionierarbeit, die in ihm geleistet wurde, eine Geschenkgabe, wie sie passender und willkommener für wanderlustige Freunde der Mark Brandenburg nicht gedacht werden kann. E. L.

Scheffel, Joseph Victor v.: Gesammelte Werke. Bd. 1. Stuttgart. A. Bonz & Co.

Scheffels Werke in einer billigen Ausgabe. Das ist eine frohe Kunde für das deutsche Haus. Geplant sind 6 monatliche Bände (geh. je 1,50 Mk., geb. je 2,40 Mk.), die im nächsten Herbst vollständig vorliegen sollen. Die biographische Einleitung schrieb Johannes Proelß. Der Buchschmuck ist von Curt Liebich. Über das vollendete Werk wird im Herbst zu sprechen sein.

-l.

Treu, Max: Bis in das Elend. Ein Kampf um das Deutschtum. Leipzig. J. J. Weber. 1906. (272 S.) Geb. 3 Mk.

Vom Kampf der wackeren deutschen Gemeinde Beidenburg gegen ungarische Vergewaltigungspolitik handelt die Erzählung. Also ein dankbarer und zeitgemäßer Stoff. Es ist jedoch dem Verfasser nicht gelungen, ihn dichterisch zu beseelen. Nirgends fühlen wir uns innerlichst gepackt, nirgends tragisch erschüttert. Hier und da, besonders in der Schilderung der Bauern, die nationale Gelöbnisse und Programmreden nur so aus dem Ärmel schütteln, stört uns der Mangel an Wirklichkeitssinn empfindlich. Daß sich auch einige gut beobachtete, bezw. gut erfundene Episoden finden, kann über die Unzulänglichkeit des Ganzen nicht trösten. Druck und Ausstattung des Buches sind zu loben. Dr. E. Ackerknecht.

Jugendschriften.

Brandstädter, H.: Erichs Ferien. Eine Erzählung für die Jugend, auch für ältere und alte Leute ohne Schaden zu lesen, nur müssen die Herzen jung sein. Düsseldorf, Bagel. 3 Mk.

Brandstädter ist ein gewandter Erzähler und Fabulierer. Er versteht es, seine Gestalten mit eigenartigen Zügen auszustatten, daß ein Schein von Leben in ihnen entsteht; auch vermeidet er gänzlich die schlechte Manier vieler Jugendschriftsteller, den Fortschritt der Handlung durch trocken lehrhafte Einschiebsel zu unterbrechen. Munter fließt seine Darstellung dahin, sich zuweilen – nicht oft – zu recht gelungenen Momenten erhebend: die Schilderung des Schiffbruchs in Kapitel 11 des vorliegenden Buches ist zum Beispiel ganz prächtig gelungen. Trotz dieser unleugbaren Vorzüge sind „Erichs Ferien" doch eine spezifische Jugendschrift vom reinsten Wasser, die ich nicht empfehlen kann. In dem Bestreben, der lesenden Jugend einen Musterknaben vor Augen zu stellen, hat der Verfasser seinen Erich in einer Weise idealisiert, daß darüber die Wahrhaftigkeit schmählich zu kurz gekommen ist. Ein siebzehnjähriger Gymnasiast steckt meistens mehr oder weniger noch in den Flegeljahren. Dieser Erich aber ist ein vollendeter Weltmann, gewandt in allen Lebenslagen, ein Meister der Rede und des gesellschaftlichen Umgangs, ein firmer Turner, allen Gefahren gewachsen, ritterlich gegen die verfolgte Unschuld, dazu ein waschechter Bismarck- und Kaiserschwärmer. Natürlich vollbringt dieser Musterjüngling Wunder von Heldentaten: In einem Kreise von fast lauter erwachsenen Personen ist er die eigentliche treibende Kraft; alle nehmen ihn völlig für ihresgleichen, und er ist es schließlich auch, dem die Auflösung aller Schwierigkeiten in Wohlgefallen zu danken ist. Wo in aller Welt spielt ein junger Mensch dieses Alters eine solche Rolle? Müssen dadurch nicht in den jungen Lesern ganz irrige Vorstellungen über sich selbst und ihre Stellung in der Gesellschaft entstehen? Und auch sonst strotzt die Erzählung von psychologischen Unwahrscheinlichkeiten und Schiefheiten. Erich und Reinhold ergehen sich bei der ersten Begegnung in gegenseitigen Freundschaftsbeteuerungen und schließen in aller Form einen Treubund, anstatt sich, wie es Knaben in solchem Falle zu tun pflegen, von irgend welchen sie interessierenden Sachen zu unterhalten! Dieselben jungen Leute führen literarische, politische, ethnologische Gespräche, natürlich in abstraktesten, sentimentalsten Wendungen und im wohlstilisierten Abhandlungston! Ein alter Fischer, ein menschenscheuer Sonderling, weiht einen ihn besuchenden wildfremden jungen Menschen (eben den Erich) sofort in den großen, geheimen Schmerz seines Lebens ein! Doktor Zwick, Mitglied der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, meint, als er das Meer bei Windstille erblickt, „es müsse doch eine Kleinigkeit sein, die Besatzung eines gestrandeten Schiffes zu retten"! Zweck dieser naiven Darstellung ist, die Mitglieder jener Gesellschaft als Ignoranten und unpraktische Klüglinge lächerlich zu machen, – nur, damit die Intelligenz und die Bravour Erichs und seiner Freunde desto heller strahlen! Der Fischmeister Saltawisch, der übrigens das Deutsche in einer Weise radebrecht, der man es anhört, daß er niemals mit dem Französischen bekannt geworden ist (er soll nämlich von französischer Abstammung sein), richtet an einen Ertrinkenden, bevor er ihn herauszieht, in allem Gleichmut dreimal die Frage: „Wirst Fischmeister nicht mehr auslache?" Die Beispiele ließen sich noch seitenlang fortsetzen. Kurz, wir haben es hier mit einer solch fehlerhaften und in schlechtem Sinne romanhaften Darstellung des Lebens zu tun, daß davon der nachteiligste Einfluß auf die geistig-sittliche Entwicklung der jugendlichen Leser zu befürchten ist. „Erichs Ferien" sind daher, entgegen dem anspruchsvollen Untertitel, als eine Jugendschrift zu bezeichnen, die von älteren Leuten zwar „ohne Schaden", aber auch ohne Interesse, von der Jugend dagegen vielleicht mit Interesse, sicher aber auch mit Schaden gelesen werden wird.

Gotha. Ernst Linde.

Brandstädter, H.: Das böse Latein. Eine stille Land-, Stadt- u. Schulgeschichte. Düsseldorf. A. Bagel. 182 S. 3 Mk.

Brandstädters „Volks- und Jugendschriften" ist von beachtenswerter Seite viel Lob zuteil geworden. Sein Verleger veröffentlicht die höchst anerkennende Zuschrift eines Jugendschriften-Rezensenten und Leiters einer Präparanden-Anstalt, ebensolche Urteile eines Oberlehrers und Kustos einer Schülerbücherei, des Geh. Rats Dr. Ad. Matthias, in seinem Buche

„Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?", des bekannten Schulrats Fr. Polack u. v. a. Bei dieser Sachlage halte ich es für notwendig, des Näheren auf die Dinge einzugehen, die mir am vorliegenden Buche als ästhetische Mängel erscheinen.

Der Held der Erzählung „Das böse Latein" ist ein zwölfjähriger Bauernjunge, Fritz Obersteller. Am Abend vor der Ernte, als auf seines Vaters Besitz, dem Birkenhofe, alles still geworden ist und der Großknecht schon schläft, sitzt Fritz noch auf der Pferdekrippe und redet dem alten Knecht Christian, der spät von einer Fahrt über Land zurückgekommen ist, gut zu: „. . heute solltest du nicht mehr ausreiten! Die paar Stunden Schlaf brauchst du notwendig. Denke nur, was für ein schwerer Tag morgen ist!" (S. 3). S. 4 sagt der Alte: „. . an dir wird der Birkenhof einmal einen rechten Herrn haben. Du denkst ja schon jetzt an alles. Wie gut war es nur, daß dir heute mittag noch das Bier einfiel." Der Knecht hatte das Erntebier vergessen, der Junge daran gedacht. Der Junge hat auch am Tage auf eigene Hand noch einen Erntearbeiter gewonnen und so dem Vater einen sehr wertvollen Dienst geleistet. Jetzt denkt er daran, daß das Bier in den Brunnen gelassen werden muß; der Alte hat es vergessen (S. 4). Sie besorgen die Arbeit zusammen; dann reiten sie zusammen die Pferde auf die Weide; Fritz: „ich reite mit, schlafen kann ich ja doch nicht" (S. 5). Im Mondschein glaubt er in einiger Entfernung ein gestürztes Pferd zu sehen; dem alten Knecht ist nichts aufgefallen. Als Fritz ihn aufmerksam macht, regt sich sein Aberglauben und er will umkehren. Er erzählt die Geschichte von einem Gespensterpferd. Fritz: „Es ist ein wirkliches Pferd, ich werde einmal hinlaufen." Obwohl er auch „etwas von seines Begleiters Unbehagen spürte". „Mein Gott! Mein Gott!" murmelte Christian in großer Aufregung und Sorge, „was ist das für ein Junge! Ich bin doch auch gerade kein Hasenfuß, aber zehn Pferde brächten mich jetzt nicht auf die Unglückswiese" (S. 8). Fritz befreit das Pferd, das mit zusammengebundenen Vorderbeinen in einen Graben geraten ist und sich sicher das „Genick abgedreht" hätte. Der Alte weiß nicht recht, was mit dem Pferde geschehen soll. „Da hilft nichts", meinte Fritz entschlossen, wir müssen ihn auf Birnbachers Hof bringen; ich werde" usw. Er wirft dem Rappen den Zaum über und „im Nu saß Fritz auf dem Rücken des Tieres" (S. 11). Auf dem Heimwege bemerkt Fritz bei seinem Freunde Heinrich, dem Lehrerssohne, Licht und lenkt noch einmal vom Wege ab, um den Freund ins Bett zu schicken. Als die beiden Reiter zu Haus ankommen, kräht schon der Hahn. Fritz „konnte kaum noch die Augen offen halten", „am liebsten hätte er sich mit den Kleidern aufs Bett gelegt". Da kommt die Tante zu ihm, die nicht weiß, wie sie die vergessenen Pflaumen noch rechtzeitig bekommen kann. „Nun ist es ja zu spät." „Fritz überlegte eine Weile" und findet einen Ausweg aus der Not (S. 18).

Man wird zugeben, dieser zwölfjährige Junge ist ein hervorragendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft.

Er leistet reichlich viel Gutes an einem Tage, in zwei Kapiteln, auf den ersten 18 Seiten. Und am nächsten Tage, dem ersten Erntetage, ist er natürlich nicht weniger tätig. Seine eigentlichen Heldentaten folgen aber erst in den späteren Abschnitten, einige in guter Darstellung. — Von besonderen Leistungen mehr psychischer Art seien zunächst, nur nebenbei, zwei auffallende Stellen der ersten Seiten erwähnt. S. 18: Fritz fordert Heinrich auf, zur Ernte mitzugehen und ihm zu helfen, um ihn von seinen Büchern fort und an die Luft zu bringen. „Die wohlgemeinte Einladung fand nicht die rechte Würdigung. ‚Ich wollte morgen eigentlich Geschichte . . .' ‚Ach laß doch die dummen Bücher!' unterbrach ihn Fritz hastig, ‚und laß dich einmal ordentlich von der Sonne bescheinen! Du hast ja gar keine Farbe mehr. (!) Tante Malchen kocht auch Rauchschinken mit Klößen'. Auch jetzt zögerte Heinrich noch mit der Zusage. ‚Heinrich', bat Fritz nun dringend, ‚versprich es mir doch! Ich habe mancherlei zu tun und werde allein nicht fertig; du mußt mir helfen'. Diese Gesprächsentwickelung, die in der Redeweise Erwachsener vor sich geht, läßt den kindlichgesunden Fritz mindestens sehr altklug erscheinen: Als es ihm nicht gelingen will, den Freund zu überreden, hilft er sich nach Art Erwachsener, indem er an seines Freundes Hilfsbereitschaft appelliert. S. 26 spricht er wie ein „junger Dichter" zu seinem Freunde: „Auf, auf, die Garben mehren sich." Dieser Freund ist ein sehr eigenartiges Kind. Das Psychische beeinflußt seine Physis wunderbar kräftig. (Er stirbt späterhin an der Schwindsucht, die mit seinem unmäßigen Lerneifer in

Zusammenhang gebracht wird). Als er auf dem Felde eine zeitlang fleißig geholfen hat, wird Mittag gemacht. S. 25 „es war nur gut, daß die Mittagszeit kam, sonst hätte seine Kraft versagt". Nach der Mahlzeit, als alle sich eine kurze Ruhe gönnen, liest er Homer bis zur Vesperzeit. Dann hilft er wieder bei der Arbeit. „Seine Kräfte schienen sich verdoppelt zu haben. ‚Du bist ja wie verwandelt', rief Fritz erstaunt. ‚Wo hast du bloß mit einemmal die Kraft her?' ‚Aus dem Buche', entgegnete Heinrich frohgelaunt" (S. 27). —

Es ist zuzugeben, daß die bisher erwähnten Mängel in Jugendschriften sehr häufig sind und nicht leicht zu meiden. Kinder, die Helden einer Erzählung sind, sollen gewöhnlich irgend wie aus der Menge hervorragen; das ist die einfachste Art, sie zu Helden zu machen. Nichtsdestoweniger darf das ästhetische Urteil den Fehler nicht stillschweigend als „unvermeidlich" übersehen, sondern muß ihn im Gegenteil nur desto schärfer fixieren; eben weil er so häufig vorkommt, daß man die Neigung hat, gegen ihn unempfindlich zu werden.

Die viel gröberen Mängel, die ich in der Erzählung zu sehen glaube, können viel kürzer besprochen werden. So gewiß alle Teile des Buches, die mit dem Landleben zu tun haben, positive Werte in sich bergen, an denen auch die Jugend schon einen bestimmten Anteil haben kann (ein kräftiges Naturgefühl und gute Bekanntschaft mit dem Leben auf dem Lande, sodaß viel warm empfundene und deutlich gezeichnete Einzelzüge den Leser erfreuen), ebenso gewiß ist die Schilderung der Schulerlebnisse in der Stadt völlig verunglückt; eine Tatsache, die umso merkwürdiger ist, als der Verfasser selbst dem Lehrstande angehört. Den Sextaner möchte ich sehen, der diese Erlebnisse ernst nimmt. Er wird die Witzchen mit lateinischen Worten und Sätzen wohlwollend genießen, wird vielleicht auch mit Vergnügen die Erhabenheit seiner Gelehrsamkeit über die des armen Fritz feststellen, aber auf dem Grunde seiner Seele wird die quälende Frage niemals verstummen: Warum sucht denn dieser unglückliche Kollege Fritz nicht in seinem Vokabelbuch die lateinischen Worte, die er in unser geliebtes Deutsch übertragen soll und deren Bedeutung er nicht ahnt? Diese und viele viele ähnliche „Fach"fragen werden unbeantwortet bleiben und das Gemüt der reiferen Jugend im allgemeinen und unseres lesenden Sextaners im besonderen umdüstern. Der Erwachsene wird die Schwierigkeiten dieser Schulerlebnisse mit einer gewissen abgeklärten Heiterkeit betrachten dürfen. Von welcher verblüffenden Einfachheit ist doch die durch eine tiefergehende Schilderung sehr wohl glaubhaft zu machende Darstellung der Schwierigkeiten, denen der zwölfjährige Junge vom Lande in der Sexta eines Gymnasiums unterliegt. Und wie vergnüglich ist es, den vergeblichen Kampf zu beobachten, den der Verfasser gegen die lapidare Monumentalität seiner eigenen Darstellung der Schulerlebnisse führt. Schon aus pädagogischen Gründen wird die Vortrefflichkeit der Lehrer immer wieder betont (und zwar eine Vortrefflichkeit, die im Direktor ihren höchsten Grad erreicht), aber alle aufgewandte Liebesmühe kann nicht verhindern, daß die Lehrer, die sich so seltsam unbeholfen gegen den armen Landjungen benehmen, haarsträubend unfähig erscheinen, unfähiger, als mir je im Leben einer vorgekommen ist. Ich brauche nur eine einzige Tatsache als Beispiel anzuführen: Kein einziger der Herren kommt auf den Gedanken, ob nicht vielleicht dem Neuling die den übrigen Schülern geläufigen Fremdwörter noch unbekannt sind!

Zusammenfassend muß gesagt werden: Die ästhetischen Mängel des Buches wiegen schwerer als die Vorzüge (die guten Darstellungen einiger Ereignisse und jene angedeuteten Schilderungen ländlichen Lebens, die mit der Darstellung durch das ganze Buch hin verwoben sind und immer mehr oder weniger erfreuen).

Wenn trotzdem Brandstädters Jugendschriften, — die im wesentlichen sich ähnlich sein werden, wie sehr auch besondere Umstände andere Bände begünstigen können — wenn diese Jugendschriften trotz allem viel Anerkennung finden, so bleibt zur Erklärung m. E. nur die Tatsache, daß es wenig gute Jugendschriften gibt. Den Gegensatz der Urteile damit zu erklären, daß artverschiedene „Maßstäbe" benutzt seien, geht im vorliegenden Falle nicht an. Das ethische Urteil über die verunglückte Schilderung der Schulerlebnisse muß sich mit dem ästhetischen völlig decken. Der Ethiker müßte zudem noch das Reserveoffiziersmotiv in der vorgebrachten Form völlig ablehnen. Einem reichen Bauern kann man die Marotte verzeihen, daß sein Sohn unter allen Umständen

das Befähigungszeugnis erlangen soll, um Reserveoffizier werden zu können. Vom Verfasser muß der Ethiker jedoch verlangen, daß die Absicht des alten Bauern klar als das bezeichnet wird, was sie ist, und daß deutlich unterschieden wird zwischen der unzertrennlichen Verbindung von Reserveoffizier und „tüchtigem und brauchbaren Menschen" im Kopfe des Bauern und der absoluten Selbständigkeit der scheinbar unzertrennlichen Begriffe in der realen Welt. Gerhard Böhme.

Brandstädter, H.: In der Schule. Eine lehrhafte Geschichte, die im Sande verläuft. Düsseldorf. August Bagel. 3 Mk.

Brandstädter ist ein Berufener unter den Jugendschriftstellern, und den Beweis dafür hat er nicht mehr zu erbringen. Auch sein neues Buch ist eine vollwertige Leistung. Er hat das Zeug in sich zum Pädagogen, zum modernen Pädagogen allerdings, so wie der alte Direktor Seltner einer ist. Und ob das nicht eine kleine Bosheit von dem Verfasser ist, daß dieser prächtige Mann gerade so heißt? Sicher, wie auch das Epitheton „lehrhaft" auf dem Titel. Denn Brandstädter ist auch ein Dichter, der weiß, daß wir mit den moralisierenden Geschichten allzu braver Literaturtanten um kein Haar breit weiter gekommen sind, der weiß, daß man unserer Jugend Geschichten erzählen muß, die vor allem wahr sind, in denen Leben pulst, in denen Menschen gehen (und mögen sie auch noch Schulluft atmen), nicht erlogene Helden, Tugendbolde oder Ausbünde von Nichtsnutzigkeiten. Und diese Geschichten werden lehrhaft sein. Es soll zu Ernst hier stehen, das Wort. Ich wünsche das Buch zunächst in die Hand der „Glücklichen" unter der Jugend, deren Erziehung unverständige Eltern Gouvernanten und Dienern überlassen. Ich wünsche es aber auch in die Hand der Eltern und Lehrer dieser Glücklich-Unglücklichen. Dieser junge Heinz ist so einer. Auf der Schule wars nichts mit ihm; denn alles konnte ihm sein Mentor in der Livree doch nicht abnehmen. Er wird von der Schule verwiesen, und gleichzeitig kommt das Unglück über sein Elternhaus. Er wäre unter die Räder gekommen, wenn er nicht einen Direktor gehabt hätte, der noch von etwas anderem wußte als von Amtsgeschäften und Amtspflichten. Und so rettet er den Jungen und gibt ihn dem Leben, das ihn gebraucht. Das „Böse" wird also mal nicht bestraft. Warm und wahr ists erzählt, und das ist genug. Darüber vergißt man gern, daß vielleicht hier und da ein Abstraktum steht, das durch Faßlicheres hätte ersetzt werden können. R. W. Enzio.

Brandstädter, H.: Friedel findet eine Heimat. Eine Erzählung für Jung und Alt. Düsseldorf. August Bagel. 3 Mk.

Meinem Töchterchen hatte ich das Buch zuerst zum Durchlesen gegeben. Ich beobachtete, daß sie es öfters zur Seite legte, weil feuchte Augen sie am Weiterlesen hinderten. Gewiß die beste Empfehlung für das mit vieler Liebe und Menschenkenntnis geschriebene Buch. Später las ich es selbst. Es behandelt den an sich schlichten Stoff eines Knaben, der seine verwitwete Mutter verliert und sich nun eltern- und heimatlos kümmerlich und unter Entbehrungen durchs Leben schlagen muß, bis er im Forsthause Eichenberg bei guten Menschen ein Heim findet und auch das Dunkel, das über seiner Herkunft ruht, sich lichtet. Der Verfasser schildert anschaulich, warmherzig und fesselnd die Erlebnisse seines Helden. Kleine Unwahrscheinlichkeiten werden gern mit in den Kauf genommen, wie auch eine etwas einseitige Betonung der bevorzugten Stellung des Lehrers als Jugenderzieher. Alles in allem bietet das Buch eine empfehlenswerte Lektüre für Jung und Alt dar und gehört nicht zu den Alltagserscheinungen.

Rotta. P. R. Reichhardt.

Brandstädter, H.: Die Zaubergeige. Eine wahre Geschichte von einem, der sie gefunden, und von einem, der sie gespielt. Der Jugend und ihren Freunden erzählt. Mit Titelbild von Felix Schmidt. Düsseldorf. Verlag von Felix Bagel. 3 Mk.

Es ist schade, daß die vorliegende Erzählung, deren Lektüre mir manchen Genuß bereitete, nicht in allen ihren Teilen gleich wertvoll ist. Vor allem: Zufall und Fügung spielen darin doch eine zu große Rolle, als daß wir alles

Erzählte gläubig hinnehmen könnten. Ferner ſind die Perſonen nicht immer glücklich gezeichnet. So erſcheint Ernſt, der Held der Erzählung – „ein kräftiger junger Burſche" – beſonders in ſeinen Geſprächen in den Eingangskapiteln des Buches als zu reif und unkindlich für ſeine Jahre, und es klingt z. B. ganz unwahrſcheinlich, wenn berichtet wird, daß ein Gang durch Herbſtſturm und Dunkel in der Seele des Knaben Gedanken zeitigte, wie den: „Der Sturm hat alle kleinlichen, kindiſchen (!) Gedanken aus meiner Bruſt gejagt." Auch Ernſts Vater ergeht ſich nicht ſelten in geſchraubten, pathetiſchen Redensarten, wie denn der Verfaſſer ſelbſt die einfachſten Leute, Bauern uſw., im gewählteſten Schriftdeutſch ſprechen läßt. Nicht unerwähnt darf endlich bleiben eine gewiſſe Ungerechtigkeit und Voreingenommenheit, welche das Buch der Stadt und ihren Bewohnern entgegenbringt. Der Vater macht, wenn er auf ſeinen Wanderungen in der Ferne eine Stadt erblickt, ſtets einen großen Bogen: „Da iſt der Weg zu hart und die Luft zu dick und ſind die Menſchen zu eigennützig." Auch in Ernſts Erlebniſſen ſpielen die Stadt und ihre Einwohner, wenigſtens ſoweit ſie der vornehmeren Geſellſchaftsklaſſe angehören, eine wenig rühmliche Rolle.

Es wäre aber verkehrt, dieſen Schattenſeiten gegenüber nicht auch der Vorzüge der Erzählung zu gedenken. Da muß zuerſt geſagt werden: Der Verfaſſer verſteht zu erzählen. Langſam, aber ohne Stockung, ſchreitet die Geſchichte bis zum Schluſſe fort. Daß er auch die Gabe, Perſonen prächtig zu charakteriſieren, beſitzt, beweiſt er in der trefflichen Zeichnung u. a. des mehr gutmütigen, als klugen Knechtes Friedrich, der Mamſell Male, des alten Muſikenthuſiaſten Schöneck, beſonders aber des originellen „Onkel Bechler", der trotz ſeiner Rauhbeinigkeit ein Menſch mit goldenem Gemüte und von tiefer Innerlichkeit iſt, und der trotz ſeines immer und überall laut werdenden Kern- und Wahlſpruchs: „Es iſt eine Tränenwelt", wo er erſcheint, ſtets die Atmoſphäre wohligen Behagens und lichten Humors um ſich verbreitet. Schon um dieſer einen Perſon willen möchte ich das Buch nicht miſſen. Nicht gering iſt endlich auch des Autors Kraft der Naturſchilderung, die ſich in Bildern von großer Stimmungstiefe kundgibt. Gerade die letztere Eigenſchaft läßt allerdings das Buch weniger für die Jugend – Kinder pflegen über Naturſchilderungen raſch hinwegzugleiten – als für Erwachſene geeignet erſcheinen.

Wilhelm Popp.

Zeitschriftenschau.



Über „Pſychologie der Volksdichtung" ſchreibt in Nr. 25 der „Zukunft" Wilhelm Speck im Anſchluß an das gleichnamige Buch Dr. Otto Böckels (Leipzig, B. G. Teubner):

„Unter dem Titel einer Pſychologie der Volksdichtung iſt vor Kurzem ein Buch erſchienen, das, wie ich hoffe, die Aufmerkſamkeit des deutſchen Hauſes auf ſich ziehen und dem alten deutſchen Volkslied viele neue Freunde erwerben wird. Sein Verfaſſer iſt, wie er im Vorwort mitteilt, ſeit ſeiner Studentenzeit den Spuren des Volksliedes nachgezogen. Wie oft, ſo erzählt er, habe ich, im finſteren Gehölz verirrt oder im Schneegeſtöber vom Wege abgekommen, Auslug gehalten nach dem Lichtlein, das mir den geſuchten Ort verraten ſollte, und gehorcht, ob ſich nicht fern, ganz fern die ſchwermütigen Klänge eines jener heſſiſchen Volkslieder vernehmen ließen, denen ich nachſpürte. Ein Vierteljahrhundert hat er ſo dem Volkslied nachgeforſcht, draußen in der freien Natur, wo es in irgend einem ſtillen Weltwinkel noch lebendig blühte, und über den ſtillen Büchern, in denen ſeine Blüte wie in einem Herbarium geſammelt worden iſt. Zwiſchendurch kamen Jahre, wie er andeutet, in denen die zarte Stimme des Volksliedes vom Geräuſch des lauten Tages übertönt wurde; aber an der großen Wende des Lebens, wo das Haar ergraut und die Seele bei ſich Einkehr hält, ergriff ihn, wie es uns Allen geſchieht, das Heimweh nach den Idealen der Jugend und die Sehnſucht nach der heimlichen Waldeinſamkeit der Volkspoeſie, in deren Duft und Liederklang das junge Herz einſt ſo freudig geſchlagen hatte.

In dem Buch iſt ein ſtarker perſönlicher Stimmungsgehalt niedergelegt; der

Abglanz ferner Tage und glücklichen Wanderns über Berg und Hügel schimmert über seinen Blättern. Das hat mir die Lektüre noch besonders reizvoll gemacht. Was der Verfasser selbst von den Geheimnissen der dichtenden Volksseele erlauschte und was die wissenschaftliche Erkenntnis einer versinkenden und fast versunkenen schönen Welt überhaupt an Erkenntnis zu Tage gefördert hat, das bietet er uns nun in seinem Buch, als seinem Lebenswerk, dar. Er will durch die ganze Volksdichtung führen; deshalb erzählt er auch von dem Liederquell, der in fremden Ländern und Völkern entsprungen ist. Aber mit besonderer Liebe ruht das Auge doch auf der heimischen Kunst, und was wir von den Liedergaben der anderen Völker hören und kennen lernen, muß am Ende dazu dienen, uns die besondere Schönheit und die Eigenart des deutschen Liedes heller zu beleuchten.

So reich das deutsche Volk an geistigen Gütern sein mag: sein größter Reichtum ist und bleibt doch sein Gemüt und seine Kunst. Viel lauteres Gold ist schon im Lauf der Zeiten aus seiner Seele gehoben und immer wieder sind ihm Kinder geboren worden, denen gegeben war, die goldenen Eimer zu den tiefsten Quellen der Menschenseele hinabzulassen und dort zu schöpfen, große Dichter und Künstler, deren Andenken nicht verschwinden und deren Name nie verklingen wird. In der Volksdichtung klingt kein Name und nirgends tritt die dichterische Persönlichkeit aus ihrem Dunkel hervor. Wer sie waren, die vor Zeiten bildeten und schufen, die ein Lied ersannen, eine Melodie erfanden: das singende Volk fragte nicht danach; und sie selber habens nicht verraten. „Vereinzelt erscheinen im deutschen und auch im französischen und bretonischen Volksliede Andeutungen darüber, wer das Lied neu sang, erstmals sang oder wie sonst die Andeutungen lauten. Aber auch diese Mitteilungen sind unsicher, ganz allgemein gehalten, vielfach absichtlich ironisch gefärbt, so daß man nur in seltenen Fällen aus ihnen auf den Stand und Beruf des Verfassers schließen kann."

Das bescheidene Zurücktreten der Dichter hinter ihr Werk erklärt sich psychologisch aus dem Fehlen eines eigenen Schaffensbewußtseins. Was der Einzelne geben konnte und gegeben hatte, war oft sehr gering. Vielleicht fand er sein Leben lang nur ein winziges Goldkorn, ein einziges Lied oder eine Strophe, ein paar Töne, in denen eine Melodie schlummerte. Ein Anderer nahm dann diese auf und ließ sie in sich weiterklingen: so wurde aus mancherlei Tönen von da und dort her eine Weise, die bald darauf die Straßen auf und nieder tönte. Und auch jetzt war ihr Werden noch nicht vollendet, sondern Wort und Weise erlebten, die schöpferischen Kräfte der Volksseele anrührend, noch mannigfache Veränderungen und Umbildungen und oftmals mögen sie wohl erst, nachdem sie durch viele klingende Herzen geflossen waren, ihren ganzen Wohllaut und ihre volle Schönheit empfangen haben. So konnte die Kunst und die Schöpferkraft der einzelnen Dichter, die das Lied erstmals gesungen oder an ihm weitergebildet hatten, von so geringer Bedeutung sein, daß sie kein Bedürfnis in sich fühlten, mit ihrer Person vor ihr Werk hinzutreten. Aus dem ganzen Bilde der Volksdichtung aber schaut uns das Auge eines großen und wunderbar reichen Künstlers an.

Die Volkslieder der Völker scheiden sich ja deutlich an den Sprachgrenzen. Mancherlei gibt es aber, was allen gemeinsam ist. Viele Bilder und Gleichnisse, die eine innere Stimmung veranschaulichen, kehren in den Liedern weit auseinander wohnender und verschiedene Sprachen redender Völker wieder: es ist poetisches Gemeingut der Menschheit. Sorglos und unbefangen, wie der Wanderbursch mit dem Stab in der Hand, von dem es so gern erzählt, wandert das Volkslied durch die Lande, ohne auf die trennenden Grenzpfähle zu achten. Es pflückt überall Blumen und nimmt überall Eindrücke in sich auf; dennoch spiegelt es mit wunderbarer Reinheit und Treue die eigene Volks- und Landesart wieder. Ich entnehme dem Werk Böckels ein schönes Beispiel. Ein Mädchen hat viele Jahre geduldig auf den fernsten Liebsten geharrt, und da er endlich wiederkommt, erkennt es ihn nicht. Er will sich auch zunächst vor der Liebsten verbergen und erst ihre Treue und Ergebenheit auf die Probe stellen. So berichtet er ihr von sich selbst Übles, sagt, daß er ihr untreu geworden sei, und wartet nun, wie sie die Botschaft aufnehmen werde. Aber das Mädchen wird seiner Liebe nicht untreu, es flucht ihm nicht, sondern segnet ihn. Nun nimmt er den entstellenden Hut ab und reicht der Treuen den Goldring. Jetzt erkennt sie ihn und das deutsche Volkslied sagt: „Sie weinte, daß das Ringlein floß"; und fügt sonst nichts hinzu. Ein polnisches

Lied besingt ein ähnliches Erlebnis. Kascha erkennt den heimgekehrten Liebsten

Sieht ihn, springt zu ihrem Schatze
Über vier Tische mit einem Satze.
Stößt den fünften um mit dem Fuße
Rufet ihrem Schatz zum Gruße:
„Du der Erste sei willkommen,
Der das Herze mir genommen.“

Hier stürmischer Jubel und leidenschaftliche Bewegung, dort schweigendes Glück; aber das mit wundervoller künstlerischer Zurückhaltung gemalte Bild der Tränen, darinnen der Goldreif schwimmen könnte, bezeugt uns, wie heftig auch das Herz des deutschen Mädchens erschüttert ist und in welcher Leidenschaft ihre Seele bebt.

Jemand hat gesagt, das Volkslied verfüge im Grunde nur über wenige Töne, die es nun unablässig variiere. Auch in solchem Variieren und Modulieren läge eine große Kunst. In Wahrheit sind es aber recht viele Töne, die das Volkslied anzuschlagen weiß: Alles, was das Herz in seinen schönsten und schwersten Augenblicken bewegt, klingt im Liede wieder. Man kann in der „Psychologie der Volksdichtung“ nachlesen, welcher Schatz von Gefühl und Stimmung in den Volksliedern versenkt ist, von behaglicher Neckerei an und schalkhaftem Spott bis zur tiefsten Schwermut. Einiges kehrt freilich immer wieder und man wird nicht müde, davon zu singen und zu sagen. Der Minne Wonnen und der Liebe Leid, Scheiden, Meiden und Wiederfinden, Treue und Untreue, Tod und Sterben, dazu die Lust der Maienzeit und des Winters harte Not, das Glück der Heimat und das Elend der Fremde: dies und Anderes tönt immer von Neuem; es sind ja Erlebnisse, von denen das Herz überfließt. Aber immer wieder findet das Lied einen eigenen und einen neuen Ton und immer wieder erstaunen wir darüber, wie einfach und mit welcher elementaren Unmittelbarkeit des Ausdruckes das so oft Gesagte nun wieder gesagt wird, wie greifbar und plastisch das Volkslied Menschen und Dinge mit dem kürzesten Wort vor uns hinzustellen versteht. Ein Beispiel. Ein Mädchen sieht seinen zum Tode verurteilten Liebsten gefangen vorüberführen und gerät bei seinem Anblick in die äußerste Verwirrung. Das Volkslied spricht davon: „Das Mädchen wandte sich um und um, mit Weinen ging sie davon.“ Wandte sich um und um: besser, sagt Böckel, kann die Bestürzung nicht geschildert werden. Das Mädchen dreht sich unschlüssig herum, blickt bald der marschierenden Truppe nach, denkt bald an Rettung, etwa durch eine Bitte an den Kommandanten, und geht zuletzt, in Tränen aufgelöst, halb willenlos seinen Weg.

Der Einblick in die Gefühlswelt des Volksliedes und in seine Art, das Unaussprechliche auszudrücken, ist lehrreich. Lehrreich ist es auch, seinen eigenen Schicksalen zu folgen, seinen ersten Frühling zu betrachten, dann die volle Blütenpracht und endlich seinen Herbst. Seinen Herbst — denn der Ausgang ist traurig: die Volksdichtung ist überall im Absterben und sie ist zum größten Teil schon abgestorben. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ist die Zeit seiner schönsten Blüte; da sprießt es in wunderbarer Fülle hervor. Der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bringt noch manches schöne Lied; dann aber setzt der Niedergang ein, und was vordem wie ein einzig prangendes Blütenfeld war, darüber weht nun der Herbst. Verblaßt sind die Farben, verweht ist der Duft, die scharfe Kulturluft hat den Liederfrühling getötet.

Diese Klage bedeutet nicht allein, daß die schöpferischen Kräfte im Volke vom sechzehnten Jahrhundert an allmählich erloschen sind: sie gilt auch dem allmählichen Verlust des schon vorhandenen Liederschatzes. Was die früheren Zeiten hervorgebracht hatten, wurde eine lange Zeit hindurch als kostbares Volksgut gehütet und treulich von einem Geschlecht aufs andere vererbt. Dann kamen die Zeiten, wo man achtloser mit dem Vätererbe umzugehen begann und ein Kleinod nach dem andern verloren gab. Begönnen wir erst jetzt damit, den alten Liederschatz zu heben, um seine Erhaltung wenigstens in den Büchern zu sichern, wir würden nicht gar viel zusammenbringen. Noch immer sind ja die Sammler unterwegs, ihre Heimat planmäßig auf Volkslieder abzusuchen. Ihre Ausbeute ist aber nicht groß; und sie wird immer geringer. Auch müssen sie immer weiter hinauswandern, ehe sie Stätten finden, wo vom alten deutschen Sangesgut noch etwas im Gedächtnis der Leute übrig geblieben ist. „Das Volkslied liebt die stillen, traulichen Winkel, wo Ruhe und Frieden herrschen. Die vorrückende Kultur verscheucht den altheimischen Volksgesang; vor dem Dampf der Lokomotiven und dem Qualm der Fabrikschlote verschwinden die Volkslieder. Dazu geht es

mit den Volksliedern oft wie mit den versunkenen Schätzen, die nach der Sage nur zu gewissen Zeiten ihren Glanz zeigen und der Erlösung harren.“ Der Sammler muß oft lange um Vertrauen werben und manchen vergeblichen Weg gehen, ehe sich ihm die Truhen öffnen.

Der Rückgang der Volksdichtung fällt zeitlich mit dem Aufkommen der gedruckten Liederbücher zusammen. Der Buchdruck unterbrach die lebendige Überlieferung, unterband den künstlerischen Trieb der dichtenden und singenden Volksseele und lähmte zugleich ihre Gedächtniskraft. Die neuen Zeiten brachten Anderes zum Denken und Übersinnen und boten andere Möglichkeiten, über die eintönigen Winterabende hinwegzukommen. Man brauchte nicht mehr, wie früher, aus der eigenen Seele und deren Erinnerungen zu schöpfen. Die Zeitung kam nun in jedes Dorf, Volksbibliotheken sorgten für geistige Unterhaltung, die frühere Abgeschlossenheit der Dörfer wurde aufgehoben, der Schienenweg schloß auch die entlegenen Ortschaften mehr oder weniger dem großen Verkehrsleben an. Das ist ja ohne Zweifel wertvoll, und daß jetzt weit mehr als einst Gelegenheit zum Lesen guter Bücher gegeben ist, wird man als segensreich ansehen müssen. Der Erhaltung unserer alten Lieder und Sagen aber ist es nicht eben förderlich gewesen. Überhaupt löst sich das Volk mehr und mehr aus seinen früheren Überlieferungen und alten Bräuchen. Das Trachtenbild wird mit jedem Jahr farbloser und auch da, wo die Volkstracht im Großen und Ganzen noch bestehen geblieben ist, fühlt man schon die Notwendigkeit, für ihre Erhaltung durch künstliche Mittel zu wirken.

Vor allem aber ist der Niedergang des Spinnstubenlebens der Volksdichtung verhängnisvoll geworden. Böckel schildert den Ursprung und die wechselvollen Schicksale der Spinnstube ausführlich und ich will aus seiner Schilderung einige Stellen wiedergeben.

„Die Spinnstube war ursprünglich der Geselligkeit aller Dorfgenossen gewidmet. Auch die älteren Gemeindeglieder fanden sich in ihr zusammen und es bestand eine verständig gehandhabte Aufsicht, die für Ordnung sorgte. So wählte jede Spinnstube in der Niederlausitz ihre Vorsteherin, zugleich Vorsängerin, ein älteres Mädchen, dem sich jedes Mitglied fügen mußte. Aber schon die Anwesenheit der alten Leute, die sich rauchend oder bastelnd an der Spinnstube beteiligten, wies manchen jugendlichen Unfug und Fürwitz in seine Schranken. Später trat jedoch die Jugend in der Spinnstube mehr in den Vordergrund, während sich die Alten zurückzogen, auch drangen fremde, ungehörige Elemente ein und störten Frieden und Ordnung. Das war sehr bedauerlich, denn im Kern war das Wesen der Spinnstube gesund und sie entsprach einem dringenden Bedürfnis: war doch hier dem jungen Mann Gelegenheit geboten, die Mädchen an ihrer Arbeit zu beobachten und zu prüfen, war doch hier eine Vereinigung vorhanden, die den Zusammenschluß der Landjugend auch zu idealen Zwecken förden konnte. Wo das Spinnrad schnurrte, da erscholl Gesang, denn es war gemütlich. Vielfach fand sich Alt und Jung zusammen. Das war das Beste. Dann bildete die Jugend eigene Spinnstuben. Das war nicht gut, denn hier setzte der Klatsch ein, und lieferte den Feinden der ländlichen Freuden reichen Stoff für ihre Wühlereien und Angebereien. Auf diese Treibereien sind die meisten Verbote und Maßregelungen der Spinnstuben zurückzuführen. Hätten die Spinnstubenbesucher am alten deutschen Kern der Einrichtung festgehalten und in der Spinnstube den Hort ländlichen Gemeinsinns und Gemeinlebens treu bewahrt, so wäre es nicht möglich gewesen, sie zu einer Brutstätte des Lasters zu stempeln, wie so oft geschehen ist. Die Fehler Einzelner mußte die Gesamtheit entgelten, für einzelne Ausschreitungen wurde ein wohlberechtigtes Lebenselement geopfert.“

Seiner eigenen Darstellung fügt Böckel die Schilderung eines Augenzeugen ein, ein farbenvolles Bild heiterer und harmloser Dorfgeselligkeit. Der Schilderer, ein Lehrer, deutet das Vorkommen unziemlicher Dinge auch nicht einmal an; aber auch andere Kenner der Spinnstuben, darunter mehrere Geistliche, sprechen sich gut über sie aus und erkennen ihren Wert unumwunden an. Sie sehen in der Spinnstube ein wirksames Mittel zur Förderung des Gemeinsinnes, zur Aufrechterhaltung freundnachbarlicher Interessen und rühmen sie als eine Heimstätte volkstümlicher Überlieferungen und als Hüterin uralten germanischen Volkstumes. Schwer ist auch zu begreifen, daß sich gerade unter dem Blick vieler Augen und dem Scheinen vieler Lichter sittenloses Wesen entwickelt haben sollte. Die Spinnstube wird vielmehr nur die jeweilige Dorfmoral getreulich angezeigt haben. Wo also das sitt-

liche Leben eines Dorfes niedergegangen war, da wird sich das Verderben auch in der Spinnstube, als dem Brennpunkt der dörfischen Geselligkeit, gezeigt haben. Wo die sittlichen Anschauungen aber gesund geblieben waren, wird auch die Spinnstube ehrbar gehalten worden sein. Ich habe von zuverlässigen Leuten über das Spinnstubenleben ihres Dorfes nur Gutes gehört, bin auch selbst manchmal dabei gewesen und denke noch heute an die dort verlebten Stunden als an ein Stück goldener Jugendpoesie gern zurück. Man hätte der Entartung, wo sie sich zeigte, entgegenarbeiten, nicht aber eine wertvolle und unersetzliche Form dörflicher Geselligkeit, die daneben eine Arbeitgemeinschaft war und mancherlei idealen Zwecken diente, zerbrechen sollen.

Mögen die Spinnstuben ihren Untergang nun selbst verschuldet haben oder nicht: jedenfalls ist ihre Zeit dahin und mit ihm ist ein Haus zusammengebrochen, unter dessen traulichem und gastfreundlichem Dach das Volkslied lange gewohnt hatte und noch lange hätte wohnen können. Die Spinnstuben waren in der Tat Sammelpunkte des geistigen Lebens im Dorfe, und wenn man in einigen Gauen den Gang in die Spinnstube den Lichtgang und „z' Lichtgehn“ nannte, so darf man den Ausdruck in einem tieferen Sinn nehmen, als er ursprünglich gemeint war. Die Spinnstuben förderten die Entstehung neuer Lieder und erhielten die alten Lieder am Leben. Wo in einem Dorfe mehrere Spinnstuben nebeneinander bestanden, da pflegten sie einen Wetteifer zu entfachen, den schönsten und größten Liederschatz als gemeinsamen Besitz zu gewinnen. Die Alten im Dorf, denen dabei die eigenen Jugendjahre lebendig wurden, hörten mit kunstgeübtem Ohr auf den Gesang der Jugend, besprachen die Leistungen unter sich und waren stolz darauf, wenn der Spinnstube, in der ihre Kinder und Enkel mitsangen, der Vorzug eingeräumt werden mußte. So leuchtete das Licht der Spinnstube durch die langen Winterabende, bis es etwa um den Fastnachtstag herum ausgelöscht wurde. Was aber im Winter gelehrt und gelernt worden war, das begleitete die heiße Arbeit des Sommers und klang bei den abendlichen Rundgängen, die ja nun, wie verlautet, auch an manchem Ort verboten sein sollen. Als ob man das junge Herz unterbinden könnte, als ob etwas damit gewonnen wäre, wenn seine Lieder nicht mehr gehört werden! Wie schön war der Dorfgesang oft, wie stimmungsvoll fügte er sich dem heimlichen Weben der Sommerabende ein! Ich war vor Jahren einmal wieder über den sagenreichen Meißner gewandert, vorüber an dem Teich der Frau Holle, und darauf zu dem welligen Hügelland niedergestiegen, worin in vielen schmucken Dörfern eine musikalisch hochbegabte Bevölkerung wohnt. Nach der Ankunft an meinem Ziel hatte ich mich wegmüde früh niedergelegt; aber die mondhelle Sommernacht und der starke Lindenduft ringsum ließ mich nicht einschlafen. Plötzlich vernahm ich durch die leisen träumerischen Laute der Mondnacht von fern her mehrstimmigen Gesang, der bald deutlicher klang, bald zwischen den Gassen und unter Laubgängen entschwand. So zog es hin und her, endlich aber sammelten sich die Sänger ganz nah unter der Dorflinde, wo sie dann wohl eine Stunde lang ein schönes Volkslied nach dem andern sangen. Nie wird mir der Eindruck dieses melodischen Gesangs in der lichten, sommerduftigen Nacht verloren gehen; er ist einer der ewig klingenden Punkte im Leben.

Heute ist es auch in den sonst so sangesreichen Dörfern stiller geworden. In Feld und Hag, zwischen den Garben und auf Straßen und Wegen ist nicht mehr viel zu hören, und was man etwa noch zu hören bekommt, ist selten das alte Volkslied. Das ruht nun still in den Büchern und Bibliotheken; nur wenig lebt noch im Volk. Noch immer entzückt es das feine Ohr; dem Ohr des Volkes ist sein tiefer, schöner, edler Ton fremd geworden.

Die Bestrebungen unserer Tage, das Verständnis für die Schönheiten unserer Heimatkunst wieder zu wecken, sind nun freilich auch dem Volkslied zugut gekommen und mancherlei Anstrengungen werden gemacht, dem Volkslied wieder den Rückweg in das Herz des Volkes zu bahnen. So hat in meiner Heimat der Komponist Johann Lewalter, der einen wertvollen Schatz niederhessischer Lieder in Wort und Weise zusammengetragen hat, einige der schönsten Volksgesänge in vierstimmigem Satz herausgegeben und die heimischen Gesangvereine tragen diese Lieder nun in ihren Konzerten und bei ihren Ausflügen vor. Von starker Wirkung scheint auch die Mahnung unseres Kaisers, die Volkslieder zu singen und zu Gehör zu bringen,

gewesen zu sein. So wird es am Ende gelingen, manches schon in Vergessenheit geratene Lied wieder lebendig zu machen. Den Frühling aber kann uns Niemand wiedergeben und Niemand wird dem Volke seinen früheren Reichtum an Liedern und Melodien zurückbringen. Doch sollte wenigstens der Gebildete in der Wunderwelt der Volkspoesie zu Hause sein. Die „Psychologie der Volksdichtung" wird ihm ein wertvoller und kundiger Führer werden, wenn er die Blaue Blume im Walde der deutschen Dichtung suchen will. Nirgends erscheint uns die Volksseele mit all ihrem Fühlen und mit ihren feinsten Regungen so deutlich wie in dem, was einst aus ihrem Inneren in Liedern und Tönen hervorgeströmt ist."



Bibliotheksnachrichten.



Jaeschke, Emil: Volksbibliotheken (Bücher- und Lesehallen), ihre Einrichtung und Verwaltung. Mit 7 Abbildungen. Sammlung Göschen Bd. 332. 8°. 180 S. Leigzig, G. J. Göschen, 1907. Gebd. 80 Pfg.

Ein zeitgemäßes Buch, das geeignet sein dürfte, mit den Vorurteilen, die in manchen Kreisen des deutschen Volkes noch immer gegen Volksbibliotheken vorhanden sind, gründlich aufzuräumen und der Bücherhallenbewegung neue Anhänger zuzuführen. Der Verfasser, der als Stadtbibliothekar in Elberfeld seit Jahren Gelegenheit gehabt hat, sich von dem günstigen Einfluß der modernen Bildungsbibliotheken auf die weitesten Schichten der Bevölkerung zu überzeugen, hat in dem handlichen Büchlein seine Erfahrungen auf dem Gebiete des praktischen Bibliotheksdienstes niedergelegt und Vorteile und Nachteile der gegenwärtigen Einrichtungen moderner Volksbibliotheken gegen einander abgeschätzt. Nachstehende Übersicht mag einen Begriff von dem reichen Inhalt des Büchleins geben.

Nach einem kurzen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der Volksbibliotheken und der modernen Bücherhallenbewegung hebt Jaeschke die Bedeutung der allgemeinen Bildungsbibliotheken für die Volksbildung und Volkswohlfahrt hervor und zeigt, daß gerade diese Institute neben den Schulen und Fortbildungsschulen, neben volkstümlichen Hochschulkursen, Vorträgen und dergleichen ungemein notwendig sind, da sie dem Bildungsbedürftigen Gelegenheit geben, zu jeder Zeit und unbehindert von bestimmten beschränkenden Vorschriften, seine Bildung zu erweitern und zu vertiefen. Ein paar statistische Angaben aus den letzten Jahren lassen erkennen, daß die Erfolge auf dem Gebiete der Bücherhallenbewegung ganz beträchtliche sind, daß man mit der Einrichtung der Bücher- und Lesehallen also einem tatsächlich vorhandenen Bedürfnis entsprochen hat. Jaeschke ist der Ansicht, daß die moderne Volksbibliothek sowohl durch die belehrende als auch durch die unterhaltende Literatur einen weitgehenden Einfluß auf die Volksbildung und die Volkserziehung ausübt und eine gute Waffe im Kampfe gegen die Verrohung der Jugend, gegen den Verfall des Familienlebens, gegen Alkoholismus und gegen Verbrechertum darbietet, und in diesem Punkte wird ihm jeder, der Kenntnis von dem Nutzen und den Erfolgen der Bücherhallen hat, beistimmen.

In einem eigenen Kapitel erörtert der Verfasser die allgemeinen Grundsätze für Einrichtung und Verwaltung der modernen Bildungsbibliotheken. Er erkennt die segensreiche Tätigkeit von Volksfreunden und Vereinen, die Volksbibliotheken gegründet haben und aus ihren Mitteln oder mit Zuschuß von Behörden unterhalten, ohne weiteres an, hält es aber doch für wünschenswert und für vorteilhafter, wenn Volksbibliotheken als öffentliche Bildungsanstalten auch aus öffentlichen Mitteln unterhalten werden, denn private Unternehmungen sind mannigfachen Zufällen ausgesetzt, die ihr Bestehen in Frage stellen, während die von einer Behörde eingerichteten und verwalteten Büchereien in jeder Beziehung sichergestellt sind und höheres Ansehen genießen, abgesehen von manchen anderen Vorzügen und Vorteilen. Am besten erscheint es dem Verfasser, wenn solche Bildungsanstalten von den Provinzialverwaltungen oder von den Kreis- und Stadtbehörden ins Leben gerufen werden, da jede Volksbibliothek sich aufs engste den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen anpassen muß und die genannten

Behörden am besten die Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerung kennen werden. Dem aus Vertretern der Behörden und der Bürgerschaft zusammengesetzten Verwaltungsrat kann jeder Zeit ein Verein, der volkserzieherische Zwecke verfolgt, mit Rat und Tat zur Seite stehen. Was die Ausgestaltung der Volksbibliothek betrifft, so ist Jaeschke der Meinung, daß jede moderne Anstalt aus Lesehalle und Ausleihbibliothek bestehen muß, daß, den örtlichen Verhältnissen entsprechend, neben der Hauptbibliothek auch Zweigstellen eingerichtet werden müssen, die der Zentrale untergeordnet sind, und daß die ländlichen Volksbibliotheken zentralisiert und durch Kreis-Wanderbibliotheken unterstützt werden sollen. Diesen Forderungen kann man nur beistimmen, ebenso den Ausführungen des Verfassers über die Auswahl des Lesestoffs, der aus guten Büchern belehrenden und unterhaltenden Inhalts, ohne Unterschied der Parteirichtung und der Konfession des Verfassers bestehen soll, über die Lage und die praktische Ausstattung der Bibliothek, über die bequeme, unentgeltliche Benutzung und über die Öffnungszeit der Bücherei. Beachtenswert ist, was Jaeschke über die Beamten der Volksbibliothek sagt. Er hält es für äußerst wichtig, daß an der Spitze einer größeren Anstalt uud namentlich einer Zentralstelle ein fachmännisch gebildeter Bibliothekar steht, ein Mann von praktischem Blick und schnellem Entschluß, der das Publikum zu behandeln versteht und mit ihm in enger Fühlung bleibt, der die Fäden der ganzen Verwaltung übersieht und in der Hand hält und nicht nur auf die Leser, sondern auch auf seine Unterbeamten und Hilfskräfte erzieherisch einwirkt. Für die Leitung kleinerer Volksbibliotheken hält Jaeschke bibliothekarisch ausgebildete Frauen für ausreichend, doch mahnt er zur Vorsicht hinsichtlich der körperlichen Beschaffenheit und verlangt eine gründliche Vorbildung in technischer wie praktischer Beziehung, auch für Lehrer und Unterbeamte, die mit der Leitung einer kleinen Volksbibliothek betraut werden, empfiehlt er eine Ausbildung in theoretisch-praktischen Kursen über Bibliothekswesen. In welcher Weise bei der Errichtung einer modernen Volksbibliothek vorgegangen werden soll, wird dann an dem Beispiel der Gründung der Stadtbücherei in Elberfeld gezeigt.

In dem zweiten größeren Abschnitt des Buches, dem bibliothekstechnischen Teil, werden zunächst die Bibliotheksräume und ihre Ausstattung besprochen. Der Verfasser fordert, daß Lesesaal und Ausleihestelle nebst Magazin in möglichst bequeme Verbindung gesetzt werden, um den Beamten das Arbeiten zu erleichtern und sie in die Lage zu setzen, die Forderungen des Publikums schnell erfüllen zu können, doch müssen Lesesaal und Ausleihe natürlich so getrennt sein, daß keine Störung der Lesesaalbesucher stattfindet. Die größte Aufmerksamkeit ist der praktischen Einrichtung des Büchermagazins zuzuwenden, für handliche Aufstellung der Bücher in niedrigen Regalen und für ausreichende Beleuchtung ist Sorge zu tragen und die Errungenschaften der Technik sind stets zu beachten, in gleicher Weise ist eine praktische, anheimelnde Einrichtung des Lesesaals zu empfehlen. Der Ausleiheraum muß groß und luftig sein, das am besten mit Bildern und Plänen ausgestattete Wartezimmer soll von der Ausleihe durch einen Tisch, den Jaeschke an Stelle eines Schalters zu setzen empfiehlt, getrennt sein und hinter dieser Theke sollen Regale für abzulegende Bücher, Formulare, Packpapier und für eine kleine Standbibliothek aufgestellt werden. Bei der Besprechung der Anschaffung und Verarbeitung des Lesestoffs gibt der Verfasser einige Hinweise auf die Gesellschaften, die sich mit der Verbreitung billiger und guter Bücher befassen, und läßt den Leser dann Einblicke in die umfangreiche Tätigkeit des Innendienstes tun. Er schildert die Einrichtung des Zugangsbuches und seine Bedeutung, den alphabetischen Zettelkatalog mit seinen Einzelheiten, seine Aufbewahrung in Schränken oder Kapseln, die Einteilung des Bücherbestandes nach bestimmten Abteilungen und die Anlegung der Standortslisten, die Bearbeitung des Druckkatalogs und die Auslage von Titeln der Neuerwerbungen in den Ladewigschen Heftmappen, wobei in jedem Falle die verschiedenen Systeme berücksichtigt und besprochen werden. Für den Einband der Bücher empfiehlt Jaeschke Dermatoid und Bukram, sowie Handheftung mit Zwirn; Originaleinbände und Dratheftung sollen möglichst vermieden werden. Über den letzten Punkt und über die Anwendung der Oeser-Folie an Stelle des Golddrucks dürften die Ansichten der Bibliothekare indes erheblich verschieden sein, auch der Aufdruck der Signatur auf die linke untere Ecke des Deckels, den

Jaeschke empfiehlt, hat sich nicht als praktisch erwiesen.

Was Jaeschke über den Betrieb der Volksbibliothek sagt, verdient die Beachtung aller beteiligten Kreise. Auf der einen Seite muß die Bibliotheksverwaltung dem Publikum so viel wie möglich entgegenkommen, für freien, ungehinderten Zutritt und für schnelle Erledigung aller Wünsche sorgen, auf der anderen Seite darauf bedacht sein, daß bei aller Freiheit die Vorschriften gewissenhaft und peinlich von den Lesern innegehalten werden. Die Bestimmungen für den Besuch des Lesesaals und die Benutzung der Bibliothek sind in knapper und leicht verständlicher Form in der Leseordnung, für die ein Muster gegeben wird, niederzulegen. In der Ausleihestelle, in welcher der Schwerpunkt der Volksbibliothek liegt, muß die peinlichste Ordnung herrschen, der gesamte Betrieb sich schnell und leicht abwickeln und die Wünsche des Publikums müssen in jeder Weise befriedigt werden. Den verschiedenen Arten des Ausleihesystems widmet Jaeschke eine längere Betrachtung und entscheidet sich für das Liverpool-Jenaer System mit Buch- und Leserkarten als das sicherste, gibt aber doch dem in der Elberfelder Bibliothek geübten System mit perforierten Leihkarten der Einfachheit wegen den Vorzug. Der Gebrauch des früheren Leihjournals wird wegen der unpraktischen Handhabung nicht empfohlen, ebenso werden die Indikatoren wegen der großen Kosten und der umständlichen Handhabung abgelehnt. In zwei weiteren Kapiteln werden die Wanderbibliotheken und die Einheitsbibliothek, wie sie z. B. in Posen ins Leben gerufen ist, behandelt.

In einem Schlußkapitel, das einen Rückblick auf den heutigen Stand des Volksbibliothekswesens in Deutschland und Ausblicke in die Zukunft enthält, kommt Jaeschke nochmals auf die Kreiswanderbibliotheken und die Zentralisation des Bibliothekswesens in den einzelnen Provinzen zurück und empfiehlt seine in einer Denkschrift an den Regierungspräsidenten in Düsseldorf entwickelten Grundsätze zur Einführung. Seine Vorschläge sind seiner Zeit wegen Mangel an verfügbaren Geldern abgelehnt worden, es ist aber nicht ausgeschlossen, daß sie auf dem Wege der Selbsthilfe durch Zusammenschluß der einzelnen Bibliotheken durchgeführt werden können. Außerdem enthält dieses Kapitel beachtenswerte Vorschläge über Vortrags- und Vorleseabende, die von der Verwaltung der Volksbibliotheken veranstaltet werden sollen, und über die Versorgung von Blinden mit Lesestoff durch Wanderbibliotheken der Blindenzentrale in Hamburg.

Schon diese kurze Übersicht wird erkennen lassen, welch reichen Inhalt das Werk Jaeschkes in sich birgt, und eine Lektüre des Buches wird die Leser davon überzeugen, daß die gediegene und sachliche Ausführung jedem Laien von der Bedeutung und dem Nutzen öffentlicher Bildungsbibliotheken einen Begriff geben muß, der ihn befähigt, über den Wert oder Unwert dieser oder jener Volksbibliothek und ihrer Einrichtungen ein sicheres Urteil zu fällen. Dem Fachmann aber wird das Buch in zweifelhaften Fällen ein nützlicher Ratgeber sein.

Charlottenburg.

Dr. Gustav Albrecht.



Mitteilungen.



Vischer im Urteil von Mit- und Nachwelt und im Selbsturteil.

Vorbemerkung: Auf den folgenden Blättern sind bedeutsame Worte von Vischer über sich selbst mit bezeichnenden Aussprüchen seiner Beurteiler vereinigt. Mit- und Nachlebende, Freunde und Widersacher sollen abwechselungsweise zu Wort gelangen, die freundlichen Urteile auch unfreundliche, die unbefangenen befangene ablösen: aus der bunten Fülle des verschiedenartigen Stoffes reckt sich ja doch Vischers gewaltige Individualität unverkennbar empor. Daß die Äußerungen Albert Einharts, des Helden seines tragikomischen Romans „Auch Einer", zumal die im Tagebuch, ohne weiteres für Vischer selbst in Anspruch genommen werden durften, leuchtet bei der weitgehenden Identität zwischen dem Dichter und seinem Geschöpfe ein. Einige wenige Zitate mußten sich, weil aus einem größeren Gedankenzusammenhang herausgenommen, leichte stilistische Änderungen gefallen lassen.

Dr. Rudolf Krauß.

Natur und Anlagen.

So sehr auch Ihr drei, Zeller, Märklin und Du, ganze Kerls seid, so merkt man doch, daß Vischer der Vater von Euch allen ist.

Agnese Strauß, geb. Schebest,
zu ihrem Gatten Fr. Strauß. 1843.

Ganz gleichartig sind unsere beiden Naturen darin, daß sie künstlerisch-wissenschaftliche sind. Den Unterschied in dieser Einheit möchte ich so ausdrücken, daß Du ein wissenschaftlicher Künstler, ich ein künstlerischer Wissenschaftler bin, d. h. Dir ist die Kunst Stoff, den Du wissenschaftlich behandelst, mir ist die Wissenschaft Stoff, den ich künstlerisch zu gestalten strebe. Fr. Strauß an Vischer. 1849.

Im ganzen und großen hat Strauß wesentlich schärfend auf meinen Geist gewirkt. Die Kräfte waren in ihm klarer auseinandergesetzt, Denken und Phantasie war in mir dunkler ineinander verflochten. Vischer „Mein Lebensgang". 1874.

Ich bin zu spät geboren mit meiner einen, breiteren Seite: ich hätte mit den Hutten und Fischart zusammengehört.
Vischer an Richard Weltrich. 1881.

Er war von seinen Jugendjahren her gewöhnt, all sein Tun mit seinem Bewußtsein zu begleiten, seine inneren Zustände zu zergliedern, nur nach eingehender Überlegung zu handeln, Gründe und Gegengründe dialektisch gegeneinander abzuwägen. Eduard Zeller.

Sein zweites Wort ist Natur, und er selbst ist ganz Reflexion. Er läßt in Kunst und Leben nichts gelten, was nicht aus der Wahrhaftigkeit reiner Natur stammt . . . . ., ihm selbst ist das Höchste, zu bestehen vor der gefürchteten Richterin Natur – und doch ist er selbst so geartet, daß ihm die dialektische Zergliederung zur anderen Natur geworden ist. Wilhelm Lang.

Ein stilles Eckchen für romantischen Zauber und mythologische Vorstellung hat er zeitlebens, ich will nicht sagen: im Herzen, aber in der Phantasie sich bewahrt. Theobald Ziegler.

Ich bin mehr auf das Auge als auf das Ohr angelegt. Vischer.

Du mit Deinen scharfen Sinnen, starkem und gewandtem Körper bist dazu (zum Reisen) wie geboren, zum Beobachten von Menschen und Gegenden berufen. Fr. Strauß an Vischer. 1841.

Charakter und Temperament.

Das Moralische versteht sich immer von selbst. Auch Einer.

Ich hielt mich immer gern zu Jüngeren. Vischer, „Mein Lebensgang". 1874.

„Ich werde nie alt werden", hat er, auf der Akropolis stehend, gerufen, und das Wort hat sich an ihm bewahrheitet: ein Hauch der Jugend ist ihm bis zuletzt geblieben. Ottomar Keindl.

21. November 1844.

So verspreche ich denn den Feinden – im Prinzip – einen Kampf ohne Rückhalt, ich verspreche ihnen – im Prinzip – meine volle, ungeteilte Feindschaft, meinen offenen und ehrlichen Haß. Vischer, Akademische Rede zum Antritte des Ordinariats.

So, wie Vischer, kann doch keiner schimpfen. Dr. Sicherer zu Strauß, mit großem Nachdruck bewundernd. 1848.

Er legt auch dem Freund gegenüber die Waffen nie ganz ab, und alle Augenblicke im Gespräch glaubt man zu bemerken, wie er an das Seitengewehr greift. Fr. Strauß an Ed. Zeller. 1863.

Man muß nicht meinen, ich könne schreiben, wie ich schreibe, oder sprechen, wie ich spreche, und zugleich alles Schneidende unterdrücken; im Kampfe wirkt niemand, der nur immer ordentlich und billig ist; ein Schwert ist kein Schwert ohne die Schärfe, und man kann nicht bei Zoll und Linie bemessen, wie tief es geht, wenn man einhaut.
Vischer.

O großer Buchbinder Weltgeist, weshalb hast Du mich zu fein eingebunden! Auch Einer.

Ich bin ein überzwercher Kerl; ich glaube, der liebe Gott käme selbst nicht aus mit mir, wenn er mich nicht gemacht hätte. Er hat den Teig zu zwei, drei, vier oder mehr Menschen, von jedem ein Stück genommen und daraus einen gemacht, der aber ebendaher weder 1, 2, 3 ꝛc., noch am Ende er selber ist.
Vischer, Briefe aus Italien. 1840.

Bei Vischer übte Temperament und augenblickliche Laune oft einen unberechenbaren Einfluß auf das Urteil. Er hätschelte mit Vorliebe seine persönlichen Schwächen und gab ihnen eine Wichtigkeit, als ob das Weltheil von ihrer Befriedigung abhinge.
Anton Springer, „Aus meinem Leben". 1848.

Es mußte stille sein, wo er sprach, und daraus ergab sich, daß ihm zu seinem Umgang auch geistig Inferiore recht, oft fast lieber waren, weil sie ihm diese Alleinherrschaft williger überließen als Ebenbürtige. Theobald Ziegler.

Äußeres und Äußerlichkeiten.

Seine Züge trugen gewöhnlich den Ausdruck des Sinnens, des still und gesammelt bei sich daheim seienden Geistes; aber sobald er sprach, trat seine Seele wie ein freundlicher Wirt unter die Tür ihres Hauses, dem Gaste entgegen. Und dann, sowie etwas kam, was ihn besonders belebte, welch ein Aufblitzen in den blauen Augen. Ilse Frapan.

Die feine Gestalt mit den raschen, wohlgesetzten Schritten behielt bis zuletzt etwas Jugendliches, und auf das Katheder trat er noch immer mit der sicheren Geberde wie in den Jugendtagen.

Wilhelm Lang.

Wer mit Vischer gut stehen wollte, durfte über seine ideale Männertracht keine Witze machen. Als er sich einmal n eigener Person, nachdem er uns lange darauf vorbereitet und, wie ein Kleid „gebaut" werden müsse, erörtert hatte, im grünen Röckchen, grauen Schlapphut zeigte und einzelne von uns das Lachen über die durchaus nicht anmutende, sondern recht schwerfällige, etwas schneidermäßige Erscheinung nicht unterdrückten, wurde er ernstlich böse.

Anton Springer, „Aus meinem Leben". 1848.

Er war keineswegs modern und doch mit schlichter Eleganz gekleidet, da er, die schlotterige Tagesmode verachtend, an dem als zweckmäßig erkannten Gewandschnitte „schönerer Jahre" unverbrüchlich festhielt, der an Schulter, Arm und Hüfte dem Körper sein Recht ließ. Der Hut saß ihm gut und frei, fast etwas schieflich zu Haupte und schien zu sagen: Ein Mann geht unter mir. Gottfried Keller.

Meine plebejische Natur wird die feinste Pastete niemals einem Teller guten Sauerkrauts mit Schweinefleisch und Blutwurst vorziehen.

Vischer, Briefe aus Neapel und Sizilien. 1840.

Religion und Kirche.

Wohl mir, daß ich, im altprotestantischen
Lande geboren,
Stärkende Ketzerluft durfte schon atmen
als Kind!

Vischer, Lyrische Gänge, „Konfession".

Politiker.

1848.

Ich war trunken, wie billig, vom Weine der Zeit und unklar, wie alle Welt. Vischer, „Mein Lebensgang". 1874.

Wohl war es redliche Begeisterung, daß ich um die Wahl zum Reichstagsmitglied mich eifrig bewarb; aber es stak doch viel Ehrgeiz dahinter, genährt durch den Beifall, den für viel Pathos und wenig Vernunft meine Reden auf Volksversammlungen gefunden hatten ..... Ich habe den Ehrgeiz gründlich abgebüßt; das Jahr in Frankfurt war ein Marterjahr. Vischer, „Mein Lebensgang". 1874.

Der Professor hatte die Empfindung, daß er nicht an der rechten Stelle sei, und das mochte sich doch wieder der brennende Eifer für das Vaterland nicht gestehen. Wilhelm Lang.

Er hat kein Quentchen politischen Verstand, bei so großen sonstigen Geistes- und Herzensgaben. Aber gerade die letzteren und die Phantasie verdunkeln ihm die praktische Einsicht.

Strauß an Ernst Rapp. 1849.

Ich lasse mich nicht zum Parteisimpel machen.

Vischer an seine Wähler. Frühjahr 1849.

1867.

Steure nur hin, mein Schiff, ins
preußische Wasser! Es gibt ja
Nicht auf der weiten Welt irgend noch
anderen Schutz ....
Wer mit dem Feind liebäugelt, dem alten
lauernden Reichsfeind,
Wer wahnsinnig in ihm gar den Befreier
sich hofft,
Wer verräterisch ruft: Französisch lieber
als preußisch!
Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn
und schmeißt ihn hinaus!

Vischer, „Epigramme aus Baden-Baden".

2. September 1870.

So viel Glück ertragen die Deutschen nicht. — Wir werden unser Ziel erreichen, aber von so viel ungewohntem Gelingen auch einen schlimmen Butzen davontragen; wenn der Tempel aufgebaut ist, gebt acht, wie sich die Fälscher, Krämer, Wechsler, Wucherer breit darin einnisten werden!

Auch Einer.

Bismarck.

Da kam einer, unter 40 Millionen Menschen einer, der handelt, und zwar schuldvoll. Er nahm die Schuld auf sich, er wagte es. Es gibt tragische Verwickelungen, wo, wenn nicht gehandelt wird, eine alte Schuld unabsehlich immer neue Übel bringt, und doch nicht gehandelt werden kann, ohne daß neue Schuld begangen wird.

Vischer, Offener Brief an Dr. Speidel. 1871.

Die Ehre, Stärke und harmonische Freiheit des Vaterlandes sind seine lebensängliche Leidenschaft. Gottfried Keller.

Lehrer und Redner.

Ich habe in allem, was ich lehre, nie einen Lehrer gehabt.
Vischer, „Mein Lebensgang". 1874.

Vischer wollte etwas anderes sein als der sprichwörtliche deutsche Professor. An diesem übte er seinen beißenden Witz.
Wilhelm Lang.

Jedesmal gehe ich vom Katheder, wie man neu belebt nach flottem Ritt vom Pferde steigt. Vischer an J. E. Günthert. 1865.

Seine Hauptstärke ist sein mündlicher Vortrag, spannend, klar, plastisch, aufregend. Er ist unstreitig der beste Dozent der Universität, wie er denn auch den völlig freien Vortrag zuerst hier aufgebracht hat.
Albert Schwegler an Felix Bamberg. 1847.

Ich gestehe, daß ich trotz aller langen Übung heute noch nie ohne Sorge und Spannung den Lehrstuhl besteige, daß ich mir zum Schutze gegen diese Gefahr, aus dem Konzepte zu kommen, ganze Partien der Rede zu überspringen, ihre Gedankenfolge in strenger Vorbereitung mehr als einmal einprägen muß, und daß der Schein der Leichtigkeit und Freiheit nur die Frucht harter Bemühung ist.
Vischer, „Mein Lebensgang". 1874.

Jedes Wort kommt rund und voll und scharf akzentuiert heraus und dadurch zu voller Geltung, daß es durch eine fast unmerkliche Pause von dem folgenden getrennt ist, wie gute, leserliche Schrift die Wörter auseinanderhält . . . . . Wie Perlen von der Schnur oder wie einzelne große, klare Tropfen fallen die kraftvollen und doch so schlichten Worte von seinen Lippen, um sich in das Gedächtnis der Hörer unvertilgbar einzugraben.
Ilse Frapan.

Er bereitete sich für jede Stunde sorgfältig vor, aber er sprach, ein Redner ersten Ranges, frei, und der Augenblick der Mitteilung formte und färbte den Ausdruck. So packte der Gedankenernst und die außerordentliche Lebendigkeit seines Vortrages die Jugend, und Tausenden ist er ein veredelnder und begeisternder Lehrer und Führer geworden. Richard Weltrich.

Ein Redner ersten Ranges, kein Spiegelredner, sondern einer des lebendigen Wortes. Gottfried Keller.

Philosoph und Ästhetiker.

Ich philosophiere gern, bin aber kein Philosoph. Meine Gedanken gehen zu schnell. Auch Einer.

Ist Vischer in der Philosophie kein hervorragend schöpferischer Denker gewesen, so hat er sich doch eine eigenartige, charaktervolle, in sich gefestete Weltanschauung geschaffen. Richard Weltrich.

Ihren vollen Wert und ihre durchschlagende Wirkungskraft erhielten seine kunstphilosophischen Gedanken doch nur dadurch, daß sie nichts anderes waren als die begriffsmäßige Zusammenfassung und der wissenschaftliche Ausdruck des Selbstgeschauten oder vielmehr des Selbsterlebten. Eduard Zeller.

1847.

Diesem harten, schroffen Geist so viel abgezwungen zu haben, schlage ich hoch an. Es gereicht mir zur inneren Beruhigung; denn mehr als Vischer und Rötscher brauche ich nicht, die sind mir aber auch notwendig.
Hebbel in seinem Tagebuche
nach der Lektüre von Vischers Aufsatz über ihn.

Er hat als unser größter Kritiker nach Lessing, aber auch durch seine persönliche Würde wie das Gewissen der deutschen Literaturwelt gewirkt.
Eduard Engel.

Merkwürdig ist mir insbesondere an Dir die herrliche Vereinigung des spekulativen Vermögens mit den höchsten Eigenschaften des geborenen Künstlers.
Mörike an Vischer. 1851.

Jedenfalls ist das Abstraktionsvermögen noch nie mit so frischen Sinnen bei uns in den Bund getreten, und schon darum mußten Sie im ganzen leisten, was Schiller in seinen Abhandlungen im einzelnen gelang. Fr. Hebbel an Vischer. 1858.

Vischers Ästhetik.

1.

Wer sich Deinem System vertraut,
Wird bald sich ohne Obdach wissen,
Während Du Dein drittes Stockwerk
gebaut,
Hat man die zwei untern abgerissen.

2.

Du trittst ruhig der Kritik entgegen,
So unangreifbar ist noch keiner gewesen:

Wer Dich nicht gelesen, kann Dich nicht widerlegen;
Wer Dich widerlegen könnte, kann Dich nicht lesen.

Franz Grillparzer. 1858.

Man wird Vischer den Ruhm eines originellen Ästhetikers nicht zugestehen können. Seine vielgerühmte Tiefe ist nur scheinbar, und dieser Schein entspringt bloß aus der trüben Dunkelheit und aufgestelzten Gewichtigkeit seiner Darstellung, hinter welcher sich die Verständnislosigkeit für die spekulative Tiefe Hegels verbirgt.

Eduard von Hartmann.

Die Vischersche „Ästhetik" kam 20 Jahre zu spät; als sie zu erscheinen begann, war das Hegeltum eben im Ablaufen; da er aber einmal Hegelsch begonnen hatte, so glaubte er daran festhalten zu müssen — zunächst an der Unform der Paragraphen, dann auch an der metaphysischen Haltung des Ganzen. Als er aber fertig war, da war auch die Hegelsche Philosophie „fertig".

Theobald Ziegler.

Die Paragrapheneinteilung schreckt nun wie ein eisernes Stachelgitter von den Früchten meiner Arbeit ab. Vischer.

Die Erläuterungen sind, je länger je mehr, in frei menschlichem Stil geschrieben, und in ihnen liegt noch heute der Wert und der Reiz dieser Ästhetik: das gesamte Gebiet des Schönen ist durchschritten, und überall die feinsten, die geistvollsten, die treffendsten Gedanken.

Theobald Ziegler.

Man hätte viel zu tun, wollte man alle Bemerkungen ausheben, durch welche eine so durch und durch eigenartige, sittlich und ästhetisch lebhaft ergriffene und ihre Eindrücke lebhaft kundgebende Natur wie Vischer uns anregt, reizt und erfreut.

Wilhelm Scherer.

Dichter.

Ich gehöre zu den Naturen, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen sind. Vischer.

Nach seiner poetischen und geistigen Grundstimmung nimmt er eine Stelle zwischen Jean Paul und Mörike ein.

Richard Weltrich.

Vischer ist als Dichter, d. h. auf der Höhe seiner dichterischen Entwickelung Humorist, doch nicht Humorist schlechtweg, sondern philosophischer Humorist.

J. G. Oswald.

Auch Einer.

Über alles, was die Seele und die Sinne zu erfassen vermag, gibt dieses Buch eine Fülle neuer Aufschlüsse.

B. Auerbach.

„Auch Einer" ist ein eigenwilliges Werk, aber auch so einzigartig wie der bedeutende Mensch, der aus dem Buch lebendig herausspricht, einer der geistvollsten deutschen Romane, in den man immer mit neuem Genusse, neuer Belehrung sich vertieft. Max Koch.

„Auch Einer" ist ein gutes Buch, trotzdem es kein guter Roman ist.

Friedrich Spielhagen.

Lyrische Gänge.

In diesen Gedichten ist ein ungeheurer Ernst, die ganze Schwere des Menschenlebens, eine streitvolle Bewegung der Seele und eine nicht gerade selten in die düstersten Farben getauchte Stimmung niedergelegt. Richard Weltrich.

Mit seinem Bande „Lyrische Gänge" erblicken wir Fr. Theodor Vischer in den Reihen unserer besten Lyriker, zunächst bei Rückert und Mörike. Mit ersterem hat er die Fertigkeit, die Virtuosität in Versbildung und Reim, die spielende Macht über die Sprache, mit letzterem, seinem Freunde, die Gabe des Humors.

Hermann Lingg.

Dritter Teil des „Faust".

Die Bibel müßte schon die Lehre ein Dir flößen:
Die Scham des Vaters sollst Du nicht entblößen.

Franz Grillparzer. 1862.

Eine köstliche, erlösende Parodie, welche mit allen Waffen der Poesie, des Spottes, der Wissenschaft und der Wahrheit gegen das Geschwätz der Goethe-Pfaffen zu Felde zieht.

Fritz Mauthner.

Der Deutsche Schiller-Bund, der am 30. September 1906 in Weimar gegründet worden ist und der mit dem gewaltigen Plane umgeht, am weimarischen Hoftheater alljährlich Nationalfestspiele für die deutsche Jugend stattfinden zu lassen, hat abermals einen bedeutenden Schritt vorwärts getan. Am 24. Mai sah Weimar den zweiten Nationalbühnentag in seinen Mauern. Die Zahl der von Weimar und auswärts

Erschienenen war groß. Den Hauptvortrag hielt Freiherr Alexander von Gleichen-Rußwurm über den „Zauber und die ethische Bedeutung der Bühne“; die Rede wird im Juliheft des Eckart veröffentlicht werden. Zum Schluß hielt Professor Schultze-Arminius eine Ansprache die für die Ziele des Schillerbundes begeistert wirbt, und die wir darum an dieser Stelle im Wortlaut wiedergeben:

„Vom Zauber der Bühne haben Sie soeben vernommen — goldene Worte vernommen. Ihr lebhafter Beifall hat gezeigt, daß diese Worte in Ihnen aus der Tiefe heraus ein Echo wachgerufen haben. Undankbar wäre die Aufgabe, Sie aus dem geistigen Bann zu lösen, darin Sie befangen sind. Aber muß das ein Vertreter des Deutschen Schillerbundes, wenn er mit offenem Visier vor Sie hintritt und gesteht: ich komme, um aus der schönen Anregung, die Sie empfangen haben, Nutzen zu schlagen? ich komme, um Sie für die praktischen Ziele zu gewinnen, nachdem Sie die geistigen erkannt haben?

Es ist gut für mich, daß ich meine Ziele denen meines geehrten Herrn Vorredners vereinen kann. Hat Herr von Gleichen-Rußwurm über den Zauber der Bühne gesprochen, so will ich nichts mehr und nichts weniger, als Ihnen näher ans Herz rücken etwas, das Sie alle kennen, das Sie alle lieb haben, das ist der Zauber der Weimarischen Bühne — das ist der Zauber Weimars.

An wen kann ich mich da anders wenden, als an die Weimarer selbst, an Sie, die Sie hier doch wohl die meisten Plätze des Saales einnehmen?! Ihnen wollte der Deutsche Schillerbund den heutigen Tag zu einem besonderen Merktag machen! Wir hofften auf einen vollen Saal und weiter, auf besonders empfängliche Seelen, als wir Sie zu uns einluden.

Im ersteren haben wir uns nicht getäuscht — sollten wir es im letzteren? Ich glaube es nicht. Eine ruhige Zuversicht erfüllt mich, daß es gelingen muß, Sie, Weimars Zugehörige, Sie vor allen für unsern nationalen Plan zu gewinnen. Denn dieser Plan, ich darf es ja ohne Scheu sagen, er bedeutet etwas Großes, etwas Gutes für unser Volk! Ist auch der nationale Sinn, der nationale Stolz unter den Deutschen zweifellos im stetigen Anwachsen, so ist doch auch die Zerklüftung noch weitgehend, und vor allem fehlt die Gelegenheit, der wahren Größe unseres Deutschtums inne zu werden, fehlt es an erhabenen, an nationalen Erlebnissen!

Solche müssen vor allem der Jugend geboten werden!

Ein solches wollen wir schaffen durch die Errichtung einer Weimarer Nationalbühne.

Sie haben es gehört oder gelesen, wie wir den deutschen Jungen und Mädchen zu den vielen Werkeltagen des Jahres den Festtag, den großen bleibenden Festtag, gesellen wollen. Sie haben es gehört oder gelesen, daß in dieser Stadt alljährlich Festspiele für die deutsche Jugend beider Geschlechter veranstaltet werden sollen, im besonderen für die reiferen Schüler aller höheren Lehranstalten. Die Festspiele sollen in 6 Wochenzyklen von Meisterwerken der deutschen und der Weltliteratur bestehen und während der großen Ferien jedes Jahres etwa fünftausend Teilnehmern umsonst zugänglich gemacht werden.

Nebenher soll der Besuch der zahlreichen geweihten Stätten Weimars, der Lustschlösser seiner Umgebung, der durch geschichtliche Bedeutung und Naturschönheiten berühmten Orte Thüringens wie der Wartburg, Jena usw. gehen. Was wir uns ausmalen, ist also: heranschwellen und anbrausen zu sehen einen Strom deutscher Jugend, die jährlich von allen Seiten — wechselnd wie die lebendige Lebenswelle selbst, in unsere Mauern einzieht, vor den heiligen Stätten einstigen höchsten geistigen Lebens, einem Schillerhause, dem Goethe National-Museum, dem Großherzoglichen Schloß, ehrfurchtsvoll Halt macht und vor den weltbedeutenden Brettern der neuen Hofbühne jenen Werken lauscht, die im brandenden Meer der Geisteserzeugnisse wie granitne Felsen unerschüttert und gewaltig eindrucksvoll aufragen.

Sie brauchen nicht weit nach einer Antwort zu gehn, wenn Sie fragen: Was soll dieser Zug der Jugend gerade nach Weimar? Was soll dieser Festtag in unserer Stadt für die heranwachsenden jungen Deutschen? Ihr Herz schon erwidert Ihnen das Rechte: Was viele, viele von uns in den Jahren des erwachenden Innenlebens so heiß und so vergebens ersehnt haben, das soll es erfüllen. Wissen Sie denn, meine verehrten Weimarer, die Sie täglich, oder stündlich die stillen Musentempel unserer Nation vor Augen haben, im Geschäfte des Tages gleichgültig daran vorüberzugehen gezwungen werden, wissen Sie denn wirklich

den Zauber auch noch ganz zu schätzen, den die unendlich feine, unendlich elastisch-starke Lichtfülle um Weimar auf Fernwohnende ausübt — auf solche, die vielleicht in ein kleines enges Landstädtchen eingeschlossen sind, oder auf zerstreut gemachte Großstadtleute, die da meinen, eine eindrucksvolle Idylle, einen Stimmungszauber nicht mehr genießen zu können? Ich hab es an mir selbst erlebt, wie es in einem Herzen gähren und drängen kann, den Stätten zu, die jedem deutsch fühlenden Jüngling, jeder Jungfrau eingeschrieben sind mit großzügigen Umrissen und leuchtenden Farben. Eine Woche lang versinken in Weimar, Jena, Eisenach heißt einen Lebenstrunk tun aus dem ewigen Jugendbrunnen unserer deutschen Art und unserer deutschen Kunst. Ja, ich behaupte, dieses stille gemeinsame Gefühl der Verehrung einer ideellen geistigen Hauptstadt wie Weimar ist eins jener mächtigen Bande, mit denen unsere germanischen Kräfte noch immer am schärfsten abgeschlossen werden von den Internationalen und Dekadenten, und somit am haltbarsten zusammengeschlossen werden. Das Goethewort: wer Rom gesehn, könne nie wieder ganz unglücklich werden, läßt sich dafür umprägen in die Form: wer Weimar erlebt hat, kann seinem Volke und seinen Meistern nie wieder ganz verloren gehen.

Es ist so sehr bezeichnend für unsere Stammesart, daß wir nur von innen heraus zu Großem, zu Bedeutendem gelangen. Wie heftig hat es gearbeitet in des jugendlichen Karl August Brust, der Dumpfheit und Zerrissenheit im deutschen Volke zu steuern. Wie bezeichnend sind seine Bestrebungen für den deutschen Fürstenbund gewesen! Mit Herder zusammen dachte er ja eine allumfassende Akademie für den deutschen Nationalgeist daraus erblühen zu sehen. Und wie wunderlich muß ihm, dem weitdenkenden Manne, zu Mut gewesen sein, als sein hohes Phantasiegebilde, das zu vereinen gedachte alle mit den Kronen der äußeren Macht und des Geistes Geschmückten, vor seinen Augen schmählich in nichts zusammensank.

Wir haben die Beweise, daß unter des weimarischen Fürsten verschlossen erscheinendem Wesen eine scheue tiefgehende echtdeutsche Empfindungsstärke sich verbarg. Wahrlich, er hat mit am schwersten getragen an der Schwäche jener Zeit um 1800! — Endlich aber, auf dem Tiefstand der Hoffnungen für seinen Plan einer geistigen Einigung, auf dem Tiefstand der Hoffnungen für ein geeintes deutsches Vaterland, zu einer Zeit, wo das alte Reich deutscher Nation auch äußerlich den Namen verlor — da fliegen ihm die ersten Ahnungen zu: Was du aus der Ferne hast kommen lassen wollen, was du von anderen, scheinbar Mächtigeren ersehnt und erwartet — du selbst hast es geleistet, du kleiner deutscher Fürst mit deiner kleinen, noch so unansehnlichen Residenz! In dem Kreise, dessen Mittelpunkt du gebildet, ist der Keim ausgeschlagen, der mächtig schwellend und wachsend, bald mit seinen jungen Trieben jedes deutsche Herz befeuern soll. Dein gerader Sinn, dein menschlich verstehendes Herz, dein edler Charakter, sie sind der Halt geworden für Geister wie eines Schiller Geist, für Persönlichkeiten wie eines Goethe Persönlichkeit. Um dich herum blüht es verheißungsvoll. Unsichtbar, aber vielversprechend steht sie da, die Akademie für den deutschen Nationalgeist, steht da im wissenschaftlichen Kreise Weimar-Jenas, blüht auf mit dem Trieb zur Lebensverschönerung durch bauende und bildende Kunst, ist erwacht mit jenen Schöpfungen Goethes, einem Faust, einem Wilhelm Meister, einem Epos wie Hermann und Dorothea, die sich einer gesammelten stillen Lesung immer herrlicher offenbaren mußten — ist drommetengleich geweckt durch die Dramen Schillers; die von der Bühne her auf gegenwärtige Massen wirkten, und Schlag auf Schlag in 5 Jahren, 5 so große und mächtige Gewalten ausübten, wie der Wallenstein, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, der Tell. —

Wir sind uns alle einig, meine verehrten weimarischen Zuhörer, daß das hohe Drama den Inbegriff nationalen Wesens darstellt — wir wissen alle, wie Schiller mit seinen gewaltigen Schöpfungen auf den patriotischen Geist der nachfolgenden Zeit gewirkt hat, wie nach ihm alle die Fürstinnen und Fürsten unseres Landes, eine Luise, eine Marie-Paulowna, eine Sophie, ein Karl-Alexander die stille Triebkraft erkannt, gehütet und gepflegt haben, die unser Städtchen ausströmt kraft der großen Taten der Vergangenheit.

Und nun — 100 Jahre nach jener Wunderzeit deutsch-klassischer Blüte — nachdem die Keime längst gewachsen sind, gegrünt, geblüht und hundertfältige Frucht getragen haben, kommen wir mit unserem

nationalen Plan, wie sollten wir eine bessere Ausgangsstätte finden als Weimar! Wir wissen nur zu wohl: Mit Weimar erreichen wir alles – ohne Weimar nichts! Überzeugt sprechen wir es aus: Daß die Ausführungsarbeiten des Unternehmens einer Nationalbühne bisher unter einem so günstigen Stern gestanden haben, wir verdanken es diesem Namen und seinem vollwichtigen deutschen Inhalt.

Im Namen Weimars haben wir überall das freundlichste Willkommen gefunden. Bei unserer ersten öffentlichen Versammlung hat kein Geringerer für unsere Sache gesprochen als der nun verstorbene Literaturhistoriker Prof. Adolf Stern. Heute hat Sie der Name und die Bedeutung des Urenkels Friedrich Schillers hergeführt. Seine Königliche Hoheit der Großherzog hat von vornherein durch den Mund des Herrn General-Intendanten seines Hoftheaters und noch neuerdings wieder erklären lassen, daß er dem Unternehmen sympathisch gegenüberstehe. Die Spitzen der weimarischen Behörden sind Mitglieder des Schillerbundes geworden. Die Presse hat sich freundlichst in den Dienst der nationalen Sache gestellt, zahlreiche Mitarbeiter in der Stadt sind unser, und von Tag zu Tag gewinnt das nationale Unternehmen mehr Boden auch beim breiten Publikum.

Freilich – wir haben auch Gegner. Ich kann nicht sagen, daß es schade ist, daß wir sie haben. Wir heben uns durch diese Gegner deutlich ab von gewissen Allerweltsgleichmachern und -versöhnern, denn wir betonen eine gewisse Stärke des nationalen Empfindens. Ohne die Tatkraft dieses Empfindens wird nirgends in der Welt etwas erreicht.

Und die sonstigen – die persönlichen Gegner des Mannes, der die Idee der weimarer Nationalbühne zuerst literarisch vertreten hat? Was soll ich zu diesen sagen?

Es sei ihnen von dieser Stelle aus bestimmt versichert: Wir sind zwar stark und tief national, aber wir sind nicht chauvinistisch. Für Angehörige jeder deutschgesinnten Partei, sie sei demokratisch, oder aristokratisch, haben wir Raum zur Mitarbeit.

Man muß es nur ehrlich meinen mit der Förderung der Sache!

Doch diese Versicherungen sind am Ende überflüssig, nachdem bereits hunderte der besten deutschen Männer, die Dichter und geistigen Führer der Nation, die Erzieher des Volkes und der Jugend für uns gezeugt haben und unsere Sache als national von größter Bedeutung schätzen.

So schreibt Ernst von Wildenbruch: „– bis ins Innere von Gemüt und Verstand habe ich bei Ihren Zeilen empfunden, wie gut die von Ihnen vertretene Sache ist. Ich traue mir in dramatischen und dramaturgischen Dingen einen gewissen Instinkt zu. So ablehnend ich mich daher all den Theaterunternehmungen gegenüber verhalte, die wie Unkraut aus dem deutschen Boden schießen, so überzeugt komme ich Ihrem Vorhaben entgegen.

Ich halte die Sache für durchaus nicht ideologisch-phantastisch, sondern praktisch durchaus durchführbar, und in ihrer idealen Wirkung für unberechenbar groß. Damit sie zustande kommt, bin ich bereit, nach Kräften mitzutun."

Der bekannte Leipziger Historiker Prof. Karl Lamprecht ruft uns zu: Mit voller Liebe bin ich bei dem Gedanken einer Jugend-Nationalbühne.

Peter Rosegger, der beliebte steirische Volkspoet mahnt sich selbst: Dem Dichterkreis von Weimar schließ dich an – den halte fest mit deinem ganzen Herzen! und fährt fort: Mit herzlicher Freude gebe ich die Unterschrift zum Aufruf für den Deutschen Schillerbund.

Brauch ich nun noch weiter zu lesen, was der liebe Nestor der deutschen Dichterwelt Wilhelm Raabe, was die echte, die feinsinnige, gemütreiche Österreicherin Marie von Ebner Eschenbach, was Martin Greif, Felix Dahn, Prof. Friedr. Paulsen, was Detlef v. Lilienkron, was Adolf Wilbrandt, Ferdinand Avenarius, Rud. Eucken und viele, viele andere geschrieben haben uns zur Antwort, als sie sich bereit erklärten für die Unterschrift des Aufrufes?

Für so manchen müssen vielleicht solche Namen bedeutender Männer erst die rechte Sprache führen, für Sie, meine verehrten Weimarer, spricht die Sache allein schon – des bin ich gewiß!

Es heißt im Aufruf: Um das nationale Unternehmen zu ermöglichen, müssen sich 40 000 Deutsche im Reiche und auswärts finden, die mit dem Mindestbeitrag von 1 Mk. dem Deutschen Schillerbunde beitreten. Höhere Beiträge und öffentliche oder private Stiftungen für den idealen Zweck sind sehr erwünscht. Die Geschäftsstelle des Deutschen Schillerbundes in Weimar nimmt Anmeldungen und Beiträge entgegen.

Deutsche Männer und Frauen, zeigt

einmal wieder, daß der alte deutsche Idealismus noch lebt, daß Ihr Eurer Jugend die edelsten Genüsse der Kunst und Natur von Herzen gönnt, daß Ihr gewillt seid, das Erbe Goethes und Schillers, sowie der anderen großen Poeten in ihr lebendig und wirksam zu erhalten.

Tretet dem Deutschen Schillerbunde bei! Die Weimarer Festspiele sind kein Luxus, sondern notwendige und segensreiche Volkserziehung. Sie wenden sich an die deutsche Jugend.

Die deutsche Jugend aber steht für das ganze Deutsche Volk!

Stehe Weimar für ganz Deutschland!"

Zur Erhaltung des plattdeutschen Sprachstammes verbreitet ein Ausschuß, dem Max Dreyer, Georg Engel, Rochus von Liliencron, Thomas Mann, Marx Möller, Wilhelm Raabe, Professor Dr. Reifferscheid, Spielhagen, Sudermann und Ernst von Wildenbruch angehören, einen Aufruf, in dem es heißt: „Die Statistik hat vor kurzem eine herbe Gewißheit verbreitet: Die plattdeutsche Sprache, das gemütvolle Idiom Fritz Reuters, das frische, kräftige, bilderreiche Niederdeutsch, liegt im Verscheiden. Schon hat sich der Dialekt in immer engere Kreise zurückgezogen, bald wird er gänzlich verschwunden und vergessen sein. In dieser Not der Stunde hat die Königliche Universitätsbibliothek zu Greifswald ein „Niederdeutsches Archiv" gegründet, in dem alle Denkmäler der plattdeutschen Mundart, die ältere Literatur sowohl wie die neueste, kurz alles, was je von niederdeutscher Kunst, von niederdeutschem Sein und Wesen Zeugnis ablegte, zusammengefaßt werden soll, damit auf diese Art das Gedächtnis des einstmals so blühenden Sprachstammes für die Forschung und die Spätern erhalten bleibe. Alle, denen das „behagliche Urdeutsch", wie es Goethe nannte, jemals an Herz und Gemüt gerührt hat, werden aufgefordert, das Niederdeutsche Archiv zu Greifswald für seine umfangreichen Erwerbnngen durch eine Geldspende ausrüsten und somit ein geistiges Denkmal türmen zu helfen, wie es das Vaterland in dieser Besonderheit noch nicht besitzt." Beiträge sind unter der Adresse „Niederdeutsches Archiv" an die Dresdener Bank, Depositenkasse E, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 238, zu richten.

Über Adolf Sterns literarischen Nachlaß und die Fortsetzung der „Ausgewählten Werke" enthalten die letztwilligen Verfügungen des Heimgegangenen zahlreiche bis ins einzelne gehende Bestimmungen. Der nicht ganz vollendete Roman „Die Ausgestoßenen", ein Zeitbild auf breitester Grundlage, soll von Dr. Karl Reuschel herausgegeben werden. Es fehlt ein Stück aus der Mitte, doch hat sich Stern ihm Näherstehenden gegenüber so genau über den Inhalt ausgesprochen, daß die Lücke wenigstens notdürftig ausgefüllt werden kann. Eine Fortsetzung der zunächst in 6 Bänden erschienenen „Ausgewählten Werke" ist im Testamente vorgesehen. Der Verstorbene hat bestimmt, daß die besten Novellen aufgenommen werden sollen und Prof. Dr. Gotthold Klee in Bautzen die Herausgabe leiten soll. Die näheren Vereinbarungen mit dem Verleger Herrn Heinrich Ehlers, der zum Testamentsvollstrecker ernannt worden ist, hat ein aus den Herren Prof. Dr. Klee, Dr. Otto Erler, Dr. Friedrich Kummer und Dr. Karl Reuschel bestehender Ausschuß zu treffen. Der zuletzt Genannte erhält zum Zwecke der Abfassung einer Biographie die Tagebuchkalender und den sehr umfangreichen Briefwechsel, sowie die gesammelten Rezensionen und Grenzbotenaufsätze zugestellt. Nach Beendigung der Biographie werden die sorgfältig geordneten Briefe der Königlichen öffentlichen Bibliothek in Dresden zum Kaufe angeboten. — Die 7 bändige „Geschichte der neueren Literatur" und die „Allgemeine Literaturgeschichte" wird an Prof. Adolf Bartels in Weimar vermacht, der sie neubearbeiten soll. In gleicher Weise bestimmt das Testament, daß Prof. Dr. Heinrich Loebner in Danzig sich fernerhin der Ergänzung zu Vilmars „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" anzunehmen hat. An Privatdozent Dr. Hermann Anders Krüger in Hannover fallen alle Rechte in Bezug auf das „Lexikon der deutschen Nationalliteratur." So darf man sich der sicheren Zuversicht hingeben, daß diese ausgezeichneten Bücher auf lange hinaus brauchbar erhalten werden.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 13.



Jahrgang 1906/7 Nr. 10. Juli

Emil Prinz von Schönaich-Carolath und Gustav Falke.

Eine Studie von Heinrich Spiero.

Das literarische Leben Deutschlands ist in neuerer Zeit niemals völlig zentralisiert gewesen. Selbst während der Blüte Weimars gab es nicht nur in dem stillen Schwaben und in dem damals schon lauten Berlin abseits stehende Kreise. Und als mit Schiller die eigentlich zusammenhaltende und literaturpolitisch wirkende Kraft dahingegangen war, wurde die Vereinzelung wieder stärker. Kaum eine Stadt in Deutschland hat sich dauernd als literarischer Vorort behaupten können, und die schwankenden Schicksale Leipzigs und Dresdens z. B. wären ein dankbarer Gegenstand der Untersuchung. Nach dem Jahre 1889 erschien es insbesondere so, als ob Berlin und München allein die Vorherrschaft gewonnen hätten und daneben höchstens noch versprengte Kräfte in größerem oder kleinerem Zusammenhang mit den Hauptstädten arbeiteten. In den letzten Jahren aber hat sich das Bild wieder völlig verändert, und es ist gewiß ein Zeichen des Fortschritts und gesunder Entwicklung, daß immer neue Mittelpunkte entstehen und sich um diese ein buntes Leben kristallisiert. Hamburg, das zwar immer den einen oder den anderen bedeutenden Schriftsteller beherbergte, hat im letzten Jahrfünft an Bedeutung in diesem Sinne mehr und mehr gewonnen und ist heute auf dem Wege, wenn nicht schon an dem Ziele, die Stellung wieder zu gewinnen, die es einmal, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, besaß. Eine Fülle älterer und jüngerer Kräfte sind in der größten deutschen Handelsstadt heimisch geworden, auch ohne ihr durch Geburt anzugehören, und, da, wo Leben ist, auch Leben hinzukommt, so ergibt ein Studium des geistigen

Hamburgs der Gegenwart einen beim ersten Blick überraschenden Farben-Reichtum literarischen und dichterischen Lebens. Ja, wenn man, wie mans tun muß, den Umkreis der großen Stadt und ihre Nachbarstädte hinzurechnet, so findet man, daß Hamburgs Bannmeile nun schon seit Jahren die Heimat einer Reihe von Dichtern ersten Ranges geworden ist, wie sie sich jetzt in keiner anderen deutschen Stadt mehr zusammenfindet. Wenn man Detlev v. Liliencron, Richard Dehmel, den Prinzen Emil von Schönaich-Carolath und Gustav Falke, von denen drei in hamburger Vororten, einer auf seiner Herrschaft nahe der Stadt lebt, aus der deutschen Lyrik der Gegenwart ausstriche, so würde nichts im Stande sein, die Töne zu ersetzen, die uns dann fehlten.

Das dichterische Verhältnis zwischen Liliencron und Dehmel liegt in einer Reihe von Dokumenten klar am Tage. Was die beiden anderen Dichter verbindet und ihnen manchen verwandten Zug gibt, sind andere Eigenschaften als jene, die Liliencron und Dehmel zusammenführen. Es gab eine Zeit, und sie liegt noch nicht lange hinter uns, da regierte, mit dem Astrologen Seni zu sprechen, Mars; das literarische Leben war ein einziger Kampf, dessen Phasen wir heute schon nur noch historisch erfassen, ohne an ihnen starken inneren Anteil zu nehmen. Und da haben wir gleich einen verwandten Zug zwischen den beiden Poeten, dem Herrn des Marschenhauses zu Haseldorf und dem Bewohner des schattigen Groß-Borstel: ihnen beiden ist der Schmutz des Kampfes kaum bis an die Knöchel gegangen. Gewiß, sie kannten nicht „dieses laue Händedrücken, abgemessene Verneigen", sie haben lieber „Hände hinterm Rücken" frei und ehrlich Farbe gezeigt. Aber dem Scharmützel, dem journalistischen Nahkampf, dem literarischen Richtungshader blieben Carolath und Falke fern. Nicht als ob sie sich zu gut dafür gehalten hätten, — auch dieser Kampf muß von ehrlichen Seelen gestritten werden. Aber beide empfanden, und wir empfindens ihnen nach, daß ihr Amt ein anderes war und daß sie auch in solchen Zeiten die ihnen eigene Andacht und Stille zu bewahren hatten, wollten sie sich nicht selbst aufgeben.

Statistik und Chronologie sind trockene Wissenschaften und haben gemeinhin wenig mit der Poesie zu tun. Trotzdem läßt sich aus ihnen auch für die Dichtung manches gewinnen, und lehrreich bleibt die Gruppierung gewisser Geburtszahlen. Gehen wir den Dichtern des 19. Jahrhunderts nach, so finden wir z. B. folgende Kette von Geburtsjahren: 1813: Otto Ludwig, Friedrich Hebbel, Hermann Kurz; 1815: Emanuel Geibel; 1816: Gustav Freytag; 1817: Theodor Storm, Luise von François; 1819: Claus Groth, Theodor Fontane, Gottfried Keller, Wilhelm Jordan; 1820: Hermann Lingg; 1826: Joseph Viktor Scheffel; 1828: Julius Grosse; 1830: Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach; 1831: Wilhelm Raabe; 1833: Ferdinand von Saar; endlich 1837: Wilhelm Jensen und Adolf Wilbrandt. Diese unvollständige Liste zeigt die Namen der Dichter, die vornehmlich in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren wirkten. Bei aller Verschiedenheit im einzelnen, an Bedeutung wie an Charakter, fügen sie sich doch für den rückschauenden

Blick zu Gruppen zusammen, die wir als die poetischen Realisten und als den Münchener Dichterkreis zu bezeichnen pflegen. Und ebenso wie sie gehen die Dichter zu sichtbaren Gruppen zusammen, die seit dem Ausgang der achtziger Jahre unser literarisches Leben beherrschen. Es ist die zumeist in den sechziger Jahren geborene Generation, deren berühmteste und bedeutendste Männer Richard Dehmel und Gerhart Hauptmann sind. Ganz anders wirken, wenn man sie nebeneinander hält, die Dichter, die aus den vierziger und fünfziger Jahren stammen. Da haben wir 1842 Joseph Viktor Widmann, 1844 Detlev von Liliencron und Friedrich Nietzsche, 1845 Karl Spitteler, Ernst von Wildenbruch und Eduard Grisebach, 1849 Alberta von Puttkamer, 1852 — am 8. April — den Prinzen von Schönaich-Carolath — die Reihe ließe sich verlängern. Wieder ganz verschiedene Gestalten, aber nur in einem durchaus verwandt: es sind lauter Einspänner, lauter einzelne, die sich in keine Richtung und in keine Schule bringen lassen; aber es sind zugleich lauter Dichter, die einen Übergang bilden vom alten zum neuen. Wie nach der Zeit, so nach der Artung stehen sie zwischen dem Geschlecht, das ich zuerst aufmarschieren ließ, und dem, das die Gegenwart beherrscht. Vielleicht ist es so zu erklären, daß die meisten von ihnen spät, einzelne nie zu solchem Ruhm und Erfolg gelangt sind, wie es ihre Werke verdient hätten.

Die Geburtszeit aller dieser Dichter fällt in eine Periode der Übergänge. Während noch die Stille der Biedermeierzeit um die Wiege der einen gelagert ist, steht an dem Kinderbett der anderen mit Rethelscher Maske die Revolution, lastet auf den Kindheitseindrücken auch schon wieder der Druck einer harten und ungerechten Vergeltungszeit, in der tausend Hoffnungen begraben, kaum eine ungescheut wach erhalten wurde. Und parallel der großen politischen Oberströmung ging eine soziale Unterströmung. Langsam senkte der werdende Industriestaat seine Wurzeln in das alte Preußen, langsam wuchs die demokratische Flut, um sich unter der Führung eines Junkers endlich auf ungeahnte Weise in dem Reich der allgemeinen Wehrpflicht und des allgemeinen Wahlrechts eine neue politische Plattform zu schaffen. Und so stehen auch diese Dichter, meist aus adeligem oder altbürgerlichem Blute, an der Wende zweier Zeiten. Es ist keiner unter ihnen, der ganz in den Idealen des alten Preußens oder auch in den poetisch schnell verrauchten Ideen der achtundvierziger Revolution lebte. — — — Aber es ist doch noch keiner darunter, der so ganz unserer demokratisierten, reichgewordenen und dabei sozial aufgewühlten Gegenwart diente, wie etwa Richard Dehmel oder Gerhart Hauptmann.

Als dieser Richard Dehmel zum ersten mal nach Hamburg kam, um den Dichter Detlev von Liliencron aufzusuchen, schrieb er über diese Reise einen Hamburger Lästerbrief (man findet ihn in der ersten Auflage von „Aber die Liebe"). Da erzählt er, wie Liliencron ihn in die lyrische Heide hinausführt und wie sie zusammen durch Moor und Brachfeld reiten. Weiße Marmortafeln glänzen da an einzelnen Bäumen, und in sie sind mit blutroter

Schrift die Namen der lebenden Zunftgenossen eingemeißelt, die „der Zukunft leben". Und unter diesen Namen steht der des Prinzen Emil von Schönaich-Carolath. Ein Aristokrat also, der Sohn eines alten Geschlechtes, das, jetzt in Schlesien angesessen, schon einen Dichter in seinem Stammbaume aufweist. Aber nicht auf diesen, der einst von Gottsched gegen Klopstock ausgespielt wurde, sondern auf andere Werke und Menschen geht die Kunst Emils von Schönaich-Carolath zurück, der nun seit Jahren Hamburgs Holsteiner Flurnachbar geworden ist. Er wurzelt durchaus in der Romantik, und da wieder nicht in der Frühromantik seiner adeligen Standesgenossen Novalis und Arnim, sondern er gemahnt in seinen frühesten Versen oft an Heinrich Heine. Es ist nicht die Anmut des Lasters, die Treitschkes treffender Ausdruck bei Heine feststellt, sondern es ist der besondere Einschlag romantischer Sehnsucht, wie ihn Heines Balladen z. B. neben manchem anderen verraten, der auch durch Carolaths ältere Lieder tönt. Das geht so weit, daß in durchaus Heinischer Art vom Lande Bimini die Rede ist, nur daß freilich dieser Drang nicht in leicht hinhuschenden, scheinbar von selbst fließenden Versen sich auslebt. In schwer abgleitenden Rhythmen vielmehr, wie wenn die Künstlerhand jede Zeile in Marmor schreiben müßte, gehen diese ältesten Dichtungen Carolaths einher. Auf diesen Wegen gelingen dem Dichter Bilder, die wir wohl bei jüngeren Poeten zu finden gewohnt sind, die uns in diesem Zusammenhang aber mit Recht anmuten dürfen als neu und als aus suchender Eigenart gefunden. Wenn da von der schönen Fatthûme ausgesagt wird:

„Du lagst gelangweilt in den Seidenkissen,
Ringschillernd eine halb erstarrte Schlange",

wenn da von einem „Geschwirr verbuhlter Serenaden" die Rede ist, so hören wir den Tritt einer neuen Zeit hindurch, die in der Prägnanz des Bildes, des einzelnen Wortes sich langsam zu einer subjektivistischen Lyrik von hohem Reize erziehen sollte. Unübertrefflich, wenn die Stille nach einem Fest so gegeben wird:

„Don Balbis grauer, massiger Palast
Schläft aus vom Fest. Verstummt ist das Gewitter
Der Ballmusik, der Fackelnschein verblaßt,
Ins Schloß fiel dröhnend schwer das Pfortengitter.
Die Gärten schauern, und sein blaues Licht
Wirft irr der Mond in leere Säulenhallen;
Der Südwind rast, und an den Scheiben bricht
Er seine Schwingen, schwül, mit trübem Lallen
Von Palmenhainen und vom gelbem Nil."

Wenn hier die Zustandsschilderung zur Meisterschaft gereift ist, so offenbart sich plastisch geschaut die Tat eines Augenblicks in Zeilen wie diese:

„Zur Seite warf er Santas Haar, das blonde,
Und führte tastend, ohne Laut noch Wort,
Den Dolch ins Herz; so senkt sich eine Sonde
Langsam und still in einen leeren Ort."

„Lieder an eine Verlorene“ waren die erste Gabe dieses Dichters, an eine zwiefach Entrissene, weil sie ihm und weil sie sich verloren gegangen war. Schicksale, die übers Meer führen in Verbannung und Einsamkeit hinein, flammen vor uns auf, diesmal nicht in epischer Breite hingemalt, sondern fast schon impressionistisch gefaßt, leuchtend und vorbeiziehend, wie die Facetten an der Drehscheibe eines Leuchtturms. Ewige Schmerzen werden bekannt, des Abschieds großer Zug ergreift uns mit dem Dichter,

„Denn keine Liebe sättigt bis zum Grunde
Ein Herz, das Gott mit ewger Sehnsucht schlug.“

Bilder begrabner Freuden und Schmerzen tauchen wie eine Fata morgana auf. Eine Entwicklung erleben wir von dem rauschbefangenen Jubel unbesorgter Jugend bis zum Ekel, aber auch über den Ekel hinaus zur Läuterung, Entwicklungen, wie wir sie bei anderen Dichtern dieses Geschlechtes – ich erinnere nur an Eduard Grisebach – fast typisch wiederfinden, und wie sie dann in späteren Tagen auf seinem Felde etwa Georg von Ompteda wieder durchgekämpft hat. Und in das alles hinein lugt die Natur, Fels und Meer, Baum und Strauch, die Linde unserer Flur und die Palme des Südens, deutsche Klostergärten und italienische Parks, die arabische Wüste und die Fjorde des Nordens. Schon macht sich ein leiser Zug zu diesen nordischen Fernen bemerkbar, die damals dem Dichter noch nicht so nahe lagen wie später, als er bei der Nordsee sein Heim aufschlug. Die ewigen Träume von untergegangnen Städten, von Vineta und Julin, rühren Carolath doch noch beweglicher das Herz als die Fata morgana der Wüste.

Durchaus auf eigenem Gleis aber geht die Entwicklungsbahn dieses Dichters zur Höhe. Schon ganz früh schwingt ein inniger Ton religiöser Sehnsucht mit, wenn der schale Becher jugendlicher Lust der ermatteten Hand entfällt. Unklar ringen sich solche Träume durch, aber es ist doch mehr als die Wiederholung eines Koranspruches, wenn schon der Türmer in der „Fatthûme“ dieselben Worte in die Nacht ruft, die unser Wilhelm Raabe einem seiner tiefinnigsten Romane vorgesetzt hat:

„Wär euch bekannt, was mir an Wissenssachen
Geoffenbart, enthüllt und angestammet,
Ihr würdet weinen und gar wenig lachen;
Mög Allah segnen euch. So spricht Mohammed.“

Jeder wirkliche Lyriker dichtet ja nur konkret, er besingt keine Abstrakta, sondern er abstrahiert aus seinem eigenen Ich, aus der Tiefe seiner Seele. Aber er verdichtet unbewußt, und oft wird er selbst überrascht das Ziel anschauen, zu dem des Herzens willig befolgte Führung ihn leitet. So möchte ich mir es auch bei Emil von Schönaich-Carolath vorstellen, wie aus der Farbenpracht seiner Bilder, aus der oft schaurigen Phantastik seiner poetischen Erzählungen ihn mit immer stärkerer Erhebung sein Herz hinführte zu dem Einen, was not tut. Schon früh hatte er Judas in Gethsemane vor sich gesehen und in einem nicht eben seiner stärksten Gedichte ihn dem Herrn

gegenübergestellt. „Die Botschaft großer Feierzeit“ kleidet sich aber noch selten in ein bestimmtes Gewand. Wunderbar freilich ward schon in reiferen Jahren alles überwindende Menschenliebe verklärt in jenem Maronitenweibe Sulamith, das sich des Bettlers erbarmt und Scheu und Scham darüber vergessen darf. Aber wie nun der Vers dem Dichter immer voller gerät, wie sich ihm die Bilder ungerufen zudrängen, da bricht auch diese leise, immer leise mitschwingende Sehnsucht ganz durch. So wird der rein persönliche Lyriker zum sozialen Novellisten und beschenkt uns in dem „Heiland der Tiere“ mit einer Erzählung von höchstem Reiz, scharf gesehen und klar hingestellt, jedes Wort getränkt mit dem Gefühl einer erbarmenden Liebe, die sich auch der Kreatur neigt. Und der fünfzig Jahre alt gewordne Poet gibt uns in dem Zyklus „Heimkehr“ die volle Frucht stiller Zeiten, in denen er in besonderem Sinne der unsere,* der Bürger Schleswig-Holsteins geworden war. Das schlichte Kirchlein, „umrauscht von Lindenfinsternissen“, sieht auf ihn herab. Die stoppelgelbe Marsch, ein Weg voll blühender Schlehen, sie haben die Rosenpracht des Südens abgelöst. Neue Ideale sind in dieser kargeren Natur erwacht, und in einem grandiosen Gedicht spricht sich, diese neue Periode abschließend, der Dichter der Sehnsucht ganz aus und zeigt mit lyrischem Zauber, wie wenige ihn besitzen, dahin, wo sein Sinn, den ein reiches Leben reifte, Einkehr und Heimat sucht. Ver sacrum, dies alte Symbol für das Opfer des Größten, bietet sich ihm ungesucht, und nun strömt es in Versen wie diesen über uns hin:

„Wir saßen am Strande der Syrten,
Es rollte und grollte das Meer,
Ein Duft von Narden und Myrten
Zog tief aus Süden her.

Die Wellen brausen und funkeln,
Doch bäumt sich mein Herz vor Weh,
Wenn ich das große Verdunkeln
Unsres Lebens seh.

Wir haben die weißen Paläste
Der Träume hochgetürmt,
Wir haben, zwei jubelnde Gäste,
Den Himmel des Glücks erstürmt.

Das mahnt mich an sündige Städte
Voll Lichtgewirr und Samt,
Wo reich aus goldnem Geräte
Der Weihrauch der Lust geflammt.

Da wurde vergeudet, zerrüttet
Der Arbeit Segenstat,
Da wurde der Weizen verschüttet,
Der Jugend heilige Saat.

Da wurde von trunkener Zunge
Manch Hosianna gelacht,
Bis plötzlich mit Raubtiersprunge
Einbrach die Flut bei Nacht.

Versunken im rächenden Meere
Die Städte hochbenannt,
Die Tempel, drin einst Cythere
Im thyrsischen Reigen stand.

Verschwunden die Marmorlöwen,
Die Meisterhand einst schuf — —
Nur weiße, raublüsterne Möven
Kreisen mit hungrigem Ruf.

Die Stadt voll Tempeln und Türmen,
Darüber die Wellen ziehn,
Ist unsre Jugend, in Stürmen
Versunken, wie einst Julin.

Wir wollen vom Haupt uns streifen
Der Kränze sengenden Saum,
Das fiebernde Lustergreifen,
Den großen Griechentraum.

Wir wollen die Hand erfassen
Des Schiffsherrn von Nazareth,
Der, wenn die Sterne verblassen,
Nachtwandelnd auf Meeren geht,

Der tief in Wellen und Winden
Verlorenen Stimmen lauscht,
Um Städte wiederzufinden,
Darüber die Sintflut gerauscht,

Der aus dem brausenden Leben,
Drin unser Gut verscholl,
Versunkene Tempel heben
Und neu durchgöttern soll." — —

Kaum ein Jahr nach dem Prinzen Emil von Schönaich-Carolath — am 11. Januar 1853 — wurde Gustav Falke geboren, und dennoch gehört er bereits ganz zur nächsten Generation. Das spricht sich deutlich schon in zwei Zahlen aus: Caroliths erster Gedichtband erschien 1878, also längst bevor die jüngste Bewegung einsetzte, — Falkes erster Band 1891, mitten im Werden neuer Kräfte. Der Poet, der am Ende des vierten Jahrzehnts seines Lebens stand, hatte schon wieder aus Süddeutschland den Weg nach dem Norden gefunden, der Sohn Lübecks war in Hamburg heimisch geworden. Durch den Buchhandel, wie bei Wilhelm Raabe, ging bei ihm der Weg zum

Schriftsteller, und als nun seine ersten Gedichte erschienen, da wirkten sie durchaus als neue Kunst und fanden eine Begrüßung voll hinreißender Liebe bei Detlev von Liliencron, dem Falke dann die erste Ernte gesammelt darbrachte. Der Band hieß: „Mynheer der Tod", und es darf vielleicht hier gleich vorgreifend gesagt werden, daß Falke es wie wenige verstanden hat, seinen Werken schlichte und doch eigenartige Titel zu geben, die sich dem Kenner sofort und für immer einprägen: Mynheer der Tod, Tanz und Andacht, Zwischen zwei Nächten, Neue Fahrt, Mit dem Leben, Hohe Sommertage, dazu die Prosabücher: Aus dem Durchschnitt, Landen und Stranden, Der Mann im Nebel – man soll noch nach einem Dichter suchen, der die schwierige Kunst der Titelfindung mit solcher Feinheit und solcher Treffsicherheit handhabt.

In den ältesten Dichtungen Caroläths hatten wir einen Einfluß Heinrich Heines festzustellen. Ganz im Gegensatz dazu fehlt dieser Einschlag bei Gustav Falke nicht nur vollständig, sondern er gehört zu den früher sehr seltenen, jetzt schon zahlreicheren Lyrikern, die überhaupt unter Heines Einfluß niemals gestanden haben, und er hat den in unserer Zeit wahrlich großen Mut besessen, zu gestehen, daß die Dichter, die er liebe, alle andere Gesichter trügen. Er hat Namen dabei nicht genannt, aber wenn wir in seine Werke hineinschauen, so finden wir, daß er an zwei Dichtern vor allen sich geschult hat, an Mörike und Liliencron. Falke hat einmal in einer selbstbiographischen Skizze gesagt, er könnte eine ganze Abhandlung über sein Verhältnis zu Liliencron schreiben. Er täte dies aber nicht und müsse es schon seinen Kritikern überlassen, die Beeinflussung herauszufinden. Wenn ich mich auch nicht nur zu den Kritikern, sondern an erster Stelle zu den liebevollen Genießern von Falkes reicher Kunst stellen möchte, so darf mir doch hier eine kritische Betrachtung gestattet sein. Je öfter ich Falke und Liliencron lese, umsomehr stellt sich mir das Verhältnis des Jüngeren zum Älteren so dar – ich meine natürlich das dichterische Verhältnis – wie das von Friedrich Hebbel zu Ludwig Uhland. Mit Bezug hierauf hat Hebbel selbst einmal folgendes gesagt: „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jeder tüchtige Mensch in einem großen Mann untergehen muß, wenn er jemals zur Selbsterkenntnis und zum sicheren Gebrauch seiner Kraft gelangen will; ein Prophet tauft den zweiten, und wem diese Feuertaufe das Haar sengt, der war nicht berufen!" So ist Gustav Falke einst in Detlev von Liliencron untergegangen. Noch deutlicher fast als sein erstes Buch zeigen es das zweite und das dritte. Aber die Feuertaufe hat ihm das Haar nicht gesengt. Schon da, wo er nur wie ein jüngerer Liliencron erscheint – und das ist in einigen Gedichten immerhin der Fall – tönt noch ein Klang mit hinein, den Liliencron nicht hat, und der ein Auftakt ist für Falkes ganz eigene Melodie, die sich von Jahr zu Jahr klarer herauslöst und schon in dem Buch „Tanz und Andacht" 1893 als unverwechselbare Eigenart durchgedrungen ist. Man kann in dem Aufbau eines einzigen Gedichtes schon dieses langsame Hinfinden zum eigenen Ton

belauschen. Da ist das zweite Stück in „Mynheer der Tod": Die Equipage. Eine alte Exellenz und ein junges Mädchen, eben erst flügge, werden von dem Tod, der an Stelle des Kutschers das vornehme Gefährt bestiegen hat, einhergeschleift:

Breitbeinig steht der Tod, weit vorgebeugt,
Ein Muschellenker, der sein Wettgespann
Um Kranz und Gloria durch die Rennbahn kreist.
In harter Knochenfaust die straffen Zügel,
Und mit der anderen weitausholenden Schwunges
Der Peitsche schlangenschmeidige Geißelschnur
Den bangen Tieren um die Ohren klaschend,
Scheint er ganz Lust, im hellen, harten Blick
Des kränzesichern Sieges Übermut,
Und um den Mund, daraus die feste Mauer
Des prächtigsten Gebisses blitzt und lacht,
Ein schlächterhaft brutales, breites Grinsen.

Niemand wird in dieser Schilderung die Spur Detlevs von Liliencron verkennen, nur daß dieser als echter Schleswig-Holsteiner „schlachterhaft" statt „schlächterhaft" gesagt hätte. Und nun der Schluß:

Die wilde Jagd verschlingt ein Tannenwäldchen.
In Staub und Glut der Straße aber liegt
Hellschimmernd eine weiße Rosenknospe,
Erschlossen kaum, feuchtwarm der zarte Stengel,
Als hätt noch eben eine heiße Hand
Die Todgeweihte lebensfroh umfaßt.
Der laue Mittagswind streicht drüber hin,
Ein scharlachfarbner, eiliger Schmetterling,
Sich überhastend, gaukelt leicht vorüber,
Kehrt wieder, ruht wie müde eine Weile,
Mattflügelnd, auf dem Blütenbett sich aus
Und nimmt den Weg ins übersonnte Feld
Schnittreifen Hafers, das der Friede küßt
Und wolkenlose Bläue überdacht.

Das ist es. Liliencron wird von seinem ewig stürmenden Herzen zu immer neuen Kämpfen gedrängt, während kaum die alten ihren vollen Austrag und Ausklang gefunden haben. Falke versteht es immer wieder auf den Wegen zum Ziel seiner Sehnsucht eine Ruhebank zu finden, einen Punkt im treibenden Hasten, der ihm Glückes genug gewährt. So wird ihm der Friedhof, auf dem er doch einst mit dem Freunde den Tod von Kreuz zu Kreuz hüpfen sah, ein wahrer Ort des Friedens:

Glockenklang und Drosselschlag,
Hügel still an Hügel,
Drüber wiegt ein Sommertag
Sich auf goldnem Flügel.

Gewiß, auch dieser Dichter wagt, „unbekümmert, wo wir landen", den kecksten Flug; aber war er gleich gestern Schelm und heute Prophet – immer bleibt der Poet in seinem Sinne fromm. Geht ihm auch der Pendelschlag des Herzens hin und her

Schwarze – Blonde, Schlag um Schlag,
Schwarze – Blonde, durch den Tag,
Schwarze – Blonde, Schwarze – Blonde –,

er findet das tiefste Genügen erst in der Stille eines Sommerabends, da sich ihm in der Nähe die Ferne auftut und er sein Glück zwischen Rosen und und grünen Ranken wie in einem Tempel umschlossen weiß. „Tausend Fäden", das empfinden wir immer wieder, zittern in dieser Poesie bange mit. Schwere Seelenkonflikte nahen sich auch diesem Poeten, und unverwischt, aber von zartestem Dichtergriffel in die reinste Form gebannt, sprechen sie zu uns; denn das wollen wir doch festhalten: Falke ist keineswegs ein Idylliker, der, wie unverständige Leute meinen, einen ganz engen Bezirk hat und über die Zäune seines Gartens nicht hinaussieht. Man kann ruhig in seinem Eigen bleiben und doch den Blick für die Welt behalten und die Reflexe dieser Welt empfinden, wenn man eben ein ganzer Dichter ist, wie Gustav Falke.

Weit hinten liegt die große Stadt,
Die graue Stadt in Dunst und Rauch.
Hier spielt im Wind das grüne Blatt
Und schaukelt sich im Morgenhauch.

Hier ist das Leben hold verstummt,
Träumt lieblich in sich selbst hinein;
Nur eine frühe Biene summt
Näschig um süße Becherlein.

Und manchmal ein verwehter Laut,
Wie fernen Meeres Wogenschlag.
Was dort um Mauern braust und braut,
Herr, führ's zu einem klaren Tag!

So dichtet nicht jemand, der an Goldregen und Georginen sein Genügen hat, aber so kann jemand dichten, der gleichzeitig in den Lauten seiner plattdeutschen Muttersprache „lütt Ursel, lütt Snursel" zappeln läßt und mit dem gestiefelten Kater auf Märchenfluren so gut Bescheid weiß, als wärens die Hamburger Walddörfer. Wie weit Falkes Weltblick, seine poetische Gabe, auch Fremdes in sich hineinzuziehen und wie ein Edelstein gefaßt wiederzugeben, reicht, das zeigt sein Mitgehen gegenüber fremder Größe. Gustav Falke teilt mit zwei sehr ungleichen Vettern, Paul Heyse und Liliencron, die Gabe, Kunstgenossen von ganz anderer Art sicher und fein zu charakterisieren. Man kann den Gestalter Richard Dehmel z. B. kaum besser von sich aus neu gestalten als Falke es in der Widmung der „Neuen Fahrt" getan hat, wo er Richard Dehmels Kunst so verbildlicht:

Aus eines Opferbeckens Bronzeteller steigt
Ein reines Feuer zum gestirnten Himmel auf.
Fünf Engel stehn als Wächter um die weiße Flamme,
Fünf nackte Jünglinge mit langen schwarzen Flügeln,
Bis auf die Erde reichen rings die Spitzenpaare.
Jeder stützt schweigend einen schlanken Schaft vor sich,
Der oben grünt und schwer voll reifer Früchte hängt,
Und jeden Schaft umringelt schillernd eine Schlange,
Die nach den Früchten züngelt. Nascht sie aus dem Laube,
Fährt ein Erschauern durch des Hüters Nachtgefieder
Und krampft sein Antlitz jäh zu einer Maske
Zorniger Seelenpein, und blindlings zuckt der Wurm
Vor dem medusenhaften strengen Blick zurück.
Dann schaun die Fünf einander lächelnd an im Kreis.
Ein steter Wechsel ist es zwischen göttlicher
Gelassenheit und harter Qual auf ihren Stirnen,
Denn immer wieder züngelt Schlangengier nach oben,
Doch still und klar und heilig brennt die weiße Flamme.

Das ist derselbe Gustav Falke, der in seinen Romanen und Erzählungen unser Hamburger Kleinbürgertum vorführt, leibhaft und lebhaft, voller Humor und in seiner ganzen behaglichen Breite. Der Dichter hat, wie Luther sagt, den Leuten aufs Maul gesehen, er kann mit ihnen Missingsch reden, er begleitet sie auf Tanzböden und Kahnpartien, und wenn ihm hier bisher die zwingende Gestaltungskraft des Novellisten noch gefehlt hat, so hat er doch ein paar Ansätze dazu geliefert, die in ihrer Lebenswahrheit wertvoll sind. Und mit dem gleichen Humor gibt er in seinen Versen Bildchen aus Hamburg, wenn er die Konfirmandinnen von St. Gertrud auf dem Heimwege belauscht oder sonst mal allerlei Schnickschnack treibt.

Ein Meister des Wortes in seinen besten Stunden; voll Farbenpracht wie wenige und voller Nuancen und Schattierungen wie wenige, ist er so, ohne je zur Schule irgend einer Richtung gehört zu haben, doch durchaus ein Sohn der neuen Zeit, wie ich schon vorher aussprach.

Unsre leisen, weinenden Worte
Von jenen Jahren, die nun
Hinter der dunkelen Pforte
Für immer ruhn,

Gustav Falke weiß sie uns ins Ohr zu sagen. Auch er hat den eignen Ton, den jeder große Lyriker besitzt, und wenn ihn auch mit Emil von Schönaich-Carolath, der auch die leisen Klänge liebt, manche Verwandtschaft verbindet, zumal seit Carolath ein Dichter unserer Marsch geworden ist — jeder bleibt eine Persönlichkeit für sich, und wer überhaupt ein Organ für Lyrik hat, wird jeden aus seinem Liede erkennen. Beide aber sind durchaus deutsch, ausländischen Einflüssen nicht erlegen, und mit ihrem Volke mitarbeitend und mitfühlend. Sie sind beide nicht das, was man gemeinhin patriotische

Dichter nennt. Aber sie wissen beide in rechter Stunde das Wort zu finden, das ihrem Volke in ernster Zeit ans Herz rührt. Hat doch erst letzthin Gustav Falke beim Tode unseres Stavenhagen uns allen die Klage von den Lippen genommen in unvergeßlichen Versen. Denn freilich Dichter, die, ohne Znsammenhang und ohne Zusammenhalt mit ihrer Nation, den Blick stets nur auf sich gerichtet durchs Leben gehen, möchten wir nicht in dem tieferen Sinne die Unseren nennen, wie den Prinzen Emil von Schönaich-Carolath und Gustav Falke.

Als Gervinus seine Literaturgeschichte beendet hatte, da schrieb er im Jahre 1844 an den Schluß, der Wettkampf der Kunst sei nun vollendet und die Nation müsse sich das andere Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat. Er meinte die politische Einigung Deutschlands. Im wunderlichen Gegensatz zu ihm schrieb sechzig Jahre später ein hervorragender Nationalökonom, Werner Sombart, an das Ende einer Wirtschaftsgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, Politik und Bildung wären schwer vereinbare Begriffe geworden, der unpolitische Sinn, unser teuerstes Erbstück, müsse mehr gepflegt werden. „Wir sollen wieder mehr in Goethe leben."

Beides, die Ansicht des vormärzlichen Literaturhistorikers und der Rat des modernen Volkswirts, sind uns nur eine halbe Wahrheit. Wir stehen in ernsten Zeiten politischen Kampfes und wollen doch die neue verheißungsvolle Entwickelung weiter leben, die unsere Dichtung genommen hat. Das wollen uns die beiden Dichter lehren, denen auf ihren Wegen nachzugehen ich mich bemühte, und so darf diese Huldigung vielleicht ausklingen in Worte, die Emil von Schönaich-Carolath, zugleich ganz in Gustav Falkes Sinne, seinem und unserem Vaterlande gewidmet hat:

Es liegt ein Märztag trüb und weich
Auf mitteldeutschen Hügellanden,
Zur Rüste geht des Winters Reich,
Es bricht das Eis, die Schollen stranden,
Im Tropfenfall steht windgeneigt
Der Wald, des Winterschlafs entraten,
Und auf den nassen Äckern zeigt
Sich zarter Schimmer junger Saaten.

Mein Deutschland, du bist stark und groß,
Und doch ist eigen deinen Söhnen
Ein weicher Kern, ein Sehnsuchtslos
Nach allem Fernen, allem Schönen;
In deutschen Liedern lockt und klingt,
Es wohnt in deutschen Herzensträumen
Der Circe Lachen goldbeschwingt,
Des Griechenmeeres weiches Schäumen.

O sei gesegnet, dunkler Ruf
Vom Nertushaine, der uns Zeiten
Der Sehnsucht nach dem Schönen schuf,
Nach langen Lenzen, gottgeweihten!
Heil unserm Volke, das mit Wucht
Die Scholle pflügt, der wir entstammen,
Und dennoch Lebensgipfel sucht,
Drauf ewge Wachefeuer flammen.

Des hohen Erbteils walte frei,
Mein Volk, daß deinem Schwert, dem scharfen,
Geeint des Friedens Pflugschar sei,
Und Liederfrühling deinen Harfen;
Ein tiefes Lied, ein heller Schlag
Und ein Gebet voran den beiden —
So darfst du, grüßend neuen Tag,
Vom stürzenden Jahrhundert scheiden.

Vom Zauber der Bühne und ihrem ethischen Wert.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

In unserer Welt, die vielen ernüchtert und entzaubert dünkt, gibt es noch eine Stätte des Märchens. Weltmärchen werden da erzählt, solche von heute, von gestern, von Jahrhunderten her, ja von Jahrtausenden her. Denn wanderten nicht im Lauf der allerletzten Zeit die Geschöpfe des Äschylos und Euripides in ewiger Jugend über die Bühne?

Geschehnisse schenkt uns das Theater, die nie und nimmer geschehen sind und doch lebendiger, doch wahrer erscheinen als alles wirklich Geschehene, denn in ihnen wohnt fest zusammengezogen, zur Quintessenz verdichtet, das innige Bewußtsein des Lebens. Jene Bretter lehren den Zusammenhang allen Seins, greifbar und laut. Gewaltsam wird die zersplitterte Aufmerksamkeit gefaßt, kräftig bezwungen.

Die Männer, denen je die Macht in Hand gegeben war, standen niemals dem Theater gleichgültig gegenüber. Es wurde entweder als Stätte der Andacht oder als das Haus der Sünde angesehen. In Shakespeares Sturm ist das Abschiedswort des Zauberers Prospero an die Geister, die ihm dienstbar waren, eigentümlich gedeutet worden. Shakespeare soll sich selbst und sein Scheiden vom Bühnenzauber gemeint haben, als er Prospero wehmutsvoll das Wunderbuch versenken läßt und der Herrschaft über die Geister entsagen.

Der Bühne Zauber gebietet ja auch einem eigentümlichen Geisterreich — vom zartesten, luftigsten Gespenst bis hinab zum niedrigsten, hexengeborenen Ungeheuer. Hehrste Begeisterung, holdeste Liebe kann dieser Zauber in die Seele senken, aber er kann auch die schlimmsten Unholde wecken, die ohne Fluch die Lippen nicht öffnen mögen.

Darum die widerspruchsvolle Bewertung der Schaubühne von ihren Anfängen bis heute.

Und der Rückblick auf dieses Verhältnis ist in der Gegenwart besonders lehrreich und wichtig, weil viele, weitgezogene Kreise von Menschen, jetzt mehr als je, an dieser Stätte Erhebung suchen.

Nichts ist rührender als die leidenschaftliche Hingabe gegenüber dem Bühnenzauber in den verschiedensten Berufsklassen. Der kleine Beamte, der die Woche lang nichts als Nüchternheit im Bureau und zu Hause genossen, flüchtet Sonntags in die schöne Welt des Scheins. Er geht ins Theater, nachmittags und abends wieder. Er genießt wohl eine ziemlich heterogene Kunst: Nachmittags etwa Faust in der billigen Klassikervorstellung und abends die lustige Witwe. Doch wie mir ein solcher Mann treuherzig versicherte: „Das Theater tut halt wohl.“ Bei Schnee, bei Sturm, bei Regen hält vor der Theaterkasse in München der arme Student, der junge Volksschullehrer die ganze Nacht Wache — ich sage, die ganze, lange Winternacht bis zur grauen Morgenstunde, um einen Platz für den Nibelungenring zu erobern. Herrliche, heilige Begeisterung, die nur jugendliche Armut kennt! Weihevolle Augenblicke schenkt sie dem Unbemittelten, während der Reiche müde lächelt und niemals ihre wunderbaren Tränen weint. Ich erinnere mich eines Berufsmodells, das den ganzen Tag, um Brot zu verdienen, in den mühsamsten Stellungen den Malern stand. Dann aber harrte es noch stundenlang vor der Theaterkasse, um einen Stehplatz für den andern Tag zu kaufen. Nur wer solche kleine Züge aus dem Leben kennt, ist sich der vollen Tragweite des Theaters bewußt.

Es ist ein recht übertriebener Pessimismus, den Niedergang von Kunst und Geschmack so ganz im allgemeinen zu bejammern. Der naiven Freude eines sehr großen Teils des Publikums schließt sich die naive Freude vieler ehrlich begeisterter Schauspieler an. Wieviel Liebe, wieviel Hingabe in diesem schweren Beruf, wo das Spiel durchaus kein Spiel, sondern ein unablässiges Ringen, eine Anspannung höchster Kräfte bedeutet, eine der großen Arbeiten im Dienste der Menschheit! Allmählich, wenn auch noch in geringem Grade, wird sogar dem Laien dieses Verdienst bewußt.

Brot und Spiele! Wir brauchen beides, um an Leib und Seele lebendig zu bleiben. Wie aber sollen und dürfen diese Spiele sein? Ist hier eine Lebensmittelkontrolle möglich und wünschenswert? Bei diesem Ausdruck „Kontrolle“ zittern wir für unsere moderne Freiheit, als gälte es etwa Zensurzustände zurückzubringen, wie sie bestanden, als der alte Laube in Wien das Burgtheater übernahm und sich die Klassiker possierliche Beschneidungen gefallen ließen. Der Autor soll sich nicht vor einem altmodischen Zensor, nicht vor einer böswilligen Kritik zu scheuen haben. Er soll beben vor dem eigenen künstlerischen Gewissen, das jeder Schaffende besitzt und nur mit Sophismen zur Ruhe bringt. Er muß dem Publikum nicht schmeicheln, nicht bewußt seinen Schwächen dienen mit abscheulicher Demut, wie einst die

Höflinge den Despoten, nicht kriechen vor der Menge und ihre Gunst mit schlauer Berechnung zu gewinnen trachten.

Alle Tyrannen sind erst zu Tyrannen erzogen worden. So steht es auch mit der modernen Despotie, die ein sogenanntes „großes Publikum“ ausübt. Man hat das Theaterpublikum schon oft mit einem vielköpfigen Ungeheuer verglichen. Frank Wedekind, der tiefernste Witzbold, hat jüngst, als er in einem satirischen Schauspiel auftrat, behauptet, nun gehe er daran, seinen Kopf in den Rachen des Untiers zu stecken.

Wenn die Zuschauermenge heute grausam genannt wird, wie hätte man sie in früheren Zeiten nennen sollen, da sie zu ihrer Freude nicht nur im Zirkus, sondern auch im Theater den Kitzel der Grausamkeit verlangte! In Rom schloß einmal eine Tragödie mit dem Flammentod eines Verbrechers, der gezwungen war, die Rolle des Herkules zu spielen. Bei den mittelalterlichen Mysterien galt die möglichst realistische Darstellung der Hölle für einen Hauptanziehungspunkt. Kettengerassel, Stöhnen und Schreien der Verdammten wollte man hören. Doch selbst als das Drama sich verfeinerte, als die Welt an edlen Kunstwerken Gefallen fand, erhielt sich den Darstellern gegenüber eine seltene Roheit des Herzens. Der Mime blieb von der bürgerlichen und kirchlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Und der gläubige Christ sprach oft mit Schaudern davon, daß ein unglücklicher Komödiant ewiger Verdammnis verfiel, weil er die Menge durch kurze Stunden unterhielt.

Bei der moralischen Beurteilung des Schauspiels verwickelte sich die Menschheit in die denkbar größten Widersprüche. Den Griechen galt das Theater als Erziehungsstätte, wie es Schiller etwa der germanischen Welt begreiflich machte. Im republikanischen Rom wollte man lange von der Bühne nichts wissen. Nicht nur die Stoiker verachteten das Schauspiel als entnervenden Genuß, auch manche politische Strömung arbeitete seiner Verbreitung entgegen. Pompejus mußte die erste römische Bühne als Venustempel verkleiden, um strengen Rügen zu entgehen. Die Schauspieler waren damals ebenso gebrandmarkt und verachtet wie später unter christlichem Einfluß. Frauen duldete die ernste Stadt nur ungern im Publikum, ja ein römischer Bürger hatte das Recht, sich von seiner Gattin scheiden zu lassen, wenn sie ohne seine Erlaubnis einer Vorstellung beiwohnte. Allerdings widersprachen die Stücke der strengen altrömischen Moral. In Athen fand die Schaubühne ihr Urbild als moralische Anstalt, in Rom als Stätte heiterer, ausgelassener Unterhaltung.

Aus dem altrömischen Geist strenger Moral und Sitte wuchs deshalb der Eifer hervor, mit dem das Theater in den ersten christlichen Jahrhunderten verfolgt wurde. Die Gefühle der Sittenprediger waren damals denen wohl ähnlich, die Macaulay den Puritanern zuschrieb: „Sie waren nicht gegen das Stiergefecht, weil es dem Stier Schmerzen bereitete, sondern weil es den Zuschauern Vergnügen machte.“

Das Theater wurde nicht wegen seiner sittenlosen Stücke verdammt, sondern weil es die Menschen irdisch ergötzte. Tertullian erzählt im Kapitel „de spectaculis“, daß eine Christin aus Zerstreutheit ins Theater gegangen und dort vom Teufel besessen worden sei. Der Exorzist stritt mit dem bösen Geist über diese Vermessenheit, doch Satan erwiderte, er habe die Frau in seinem Haus gefunden. Trotz solcher Meinung unter den Kirchenvätern fand die dramatische Kunst in den Klöstern Zuflucht. Für ein Publikum von Nonnen wurden unsere ersten Dramen gedichtet. Nach einem Zwischenraum von beinahe tausend Jahren beginnt die dramatische Literatur aufs neue mit den Stücken der Roswitha von Gandersheim. Die ethische Aufgabe der Bühne, den Widerwillen gegen das Unmenschliche zu stärken, wurde zuerst von Mönchen und Nonnen begriffen, die langsam anfingen Komödie zu spielen.

Ein gebildeter und verfeinerter Geschmack wird durch den Anblick roher Greuel nicht nur erschüttert, er wird verletzt. Ein Theater, in dem die Menschen ihr Mitleid idealen Leiden zuwenden, entwickelt diese Empfindung des Abgestoßenseins und wirkt so als Schutzwehr gegen die äußersten Formen der Grausamkeit.

Es fanden sich zu allen Zeiten einzelne aufgeklärte Geister, die von der Bühne Gutes hofften und auch erreichten. Freilich eiferte die Mehrzahl der heidnischen Moralisten in Rom, der christlichen im Europa des Mittelalters gegen das Theater. Allein gebieterisch verlangte das Volk seinen Possenreißer, ob es zum Spiel nun lachte oder weinte.

Nach dem Zerfall der antiken Bauten errichtete man aus Brettern und Latten provisorische Bühnen auf dem Markt und in den Kirchen, in den Refektorien und in den Festsälen der Großen. Wo man für die Sprache der Dichter nicht reif genug war, ebnete der Schalksnarr den Weg. Während die Schauspieler in Italien noch die Ruinen der Amphitheater benutzten, wurde in Paris ein eigenes Haus für die Mysterienbühne errrichtet „le théâtre de la trinité“. Ungefähr hundert Jahre später folgten Nürnberg und Augsburg, wo man in einer Art von Scheuer eine „Bruck“ aufstellte, wie die Szene damals hieß. Das erste feststehende Bühnenhaus in unserem Sinn baute Sansovino in Venedig am Ende des 16. Jahrhunderts für die Fastnachtskomödie. Anfangs blieb die Anordnung der Plätze dem Zufall überlassen und man stellte seine Stühle nach Belieben in den Saal. Nach und nach ermittelten Freunde der dramatischen Kunst die beste Ordnung der Sitzplätze, reihten die Stühle zu regelmäßigen Linien und zierten die Wände mit einem Kranz abgeschlossener Logen. Nach Giovios „deliciarium theatralium“ ist Lionardo da Vinci der Erfinder des geordneten Zuschauerraums. Battista Franco stattete in Rom die Logen mit Vorhängen aus für Prälaten, die das Theater nicht entbehren, sich aber nicht gerne darin zeigen wollten. Diese waren die Urbilder jener „loges grillées“, worin sich die Damen der Pariser Welt bei allzu lockeren Stücken verbargen.

Ein weittragendes Ereignis für die Gemütsart des Publikums bildete die Entstehung der Oper am Ende des 16. Jahrhunderts. Ein reicher Florentiner ließ vor eingeladenen Freunden zur Karnevalsunterhaltung „Dafne", ein Trauerspiel mit Musik aufführen (1594). „Freudig erstaunt hörten wir das Ungewohnte", schrieb einer der Gäste, „und jeder war sich bewußt, einer neuen Kunst gegenüberzustehen". Zehn Jahre später begann in Europa der Triumphzug der italienischen Oper. Dies war ein neuer Faktor von ungeahnter Gewalt in der Sittengeschichte unserer Gesellschaft. Die Ekstase der modernen Wagnergemeinde gibt nur ein schwaches Bild der Begeisterung, die jene erste Gemeinde der neuerfundenen Oper ergriff. Männer und Frauen umarmten sich und schluchzten. Jene Arien, die uns heute so kindlich vorkommen, entfesselten Ströme von Tränen und übten unberechenbaren Einfluß. Die aufrichtig-brutale Sinnlichkeit wurde empfindsam süß.

Den großen künstlerischen Aufschwung Englands bezeichnet die Gründung der ersten ständigen Bühne in London. König Jakob der Erste ernennt im Jahre 1604 eine Truppe von Schauspielern – darunter Shakespeare – zu Hofschauspielern und gibt ihnen dadurch offizielle Daseinsberechtigung. Das Theatergebäude hieß „the globe" und wurde in einem vormaligen Kloster eingerichtet. Damals saßen bevorzugte Zuschauer auf der Szene selbst. Diese war dreigeteilt mit einer kleineren, durch einen Vorhang abgeschlossenen Innenbühne, ähnlich wie heute in Oberammergau. Darüber war ein Balkon, der allerlei vorstellen mußte, hauptsächlich aber bei historischen Stücken die Zinne einer belagerten Stadt. Diese Einrichtung hatte Shakespeare stets vor Augen. Immermann, der selbst Theaterleiter war, meinte: „Diese primitive Einrichtung der Bühne, deren Decke bei Lustspielen blau, bei Trauerspielen schwarz verhängt war, hatte Darsteller und Zuschauer in besseren, geistigen Kontakt gebracht als alle Dekorationskünste."

Merkwürdig äußerte sich das Verhältnis zwischen Bühne und Publikum in Spanien, wo das Volk von jeher leidenschaftlich für die dramatische Kunst begeistert war. Wie einst Pompejus das Schauspiel in Rom mit den Zeremonien des Götterdienstes in Verbindung brachte, flüchtete das spanische Drama in die Arme der Kirche. Die allegorisch religiösen Spiele – die Autós – dauerten fort, als im übrigen Europa die Mysterien längst verschwunden waren. Gespielt wurde meist in der Nähe einer Kirche oder eines Krankenhauses, zu deren Gunsten man die Einnahmen verwendete. Außerdem durchzogen weltliche Wandertruppen das Land, oft sogar recht armseliger Art. Manchmal bestanden sie nur aus zwei bis drei Personen und mußten die Requisiten zu jeder Vorstellung im Dorf oder Städtchen zusammenbetteln, wenn sie nicht vorzogen, das Unentbehrliche zu stehlen. Ein rührendes Beispiel der tiefeingewurzelten Theaterleidenschaft der Spanier bietet die Lebensgeschichte des Cervantes. Von orientalischen Seeräubern in Afrika gefangen, tröstete er sich und seine Genossen im Kerker durch

Komödienspiel. Den Tod vor Augen deklamierten die jungen Männer die Rollen ihrer Lieblingsdichter, die sie alle auswendig wußten. Die Freude am Schauspiel und Schaugepränge blieb den Spaniern zu eigen, obwohl Philipp II. und Philipp IV. die Komödianten des Landes verwies, obwohl die Anhänger des wundertätigen Priesters Possada auf sein Geheiß das Theater in Cordova zerstörten, obwohl die Oper einmal abgeschafft wurde, weil man ihr das Entstehen von Pest und Dürre zuschrieb. Dieser religiöse Aberglaube erscheint besonders merkwürdig im Hinblick auf andere katholische Länder, wo man geradezu auf das Gegenteil verfiel. In den bayerischen und Tyroler Bergen sollte „das Spiel" die Macht der Fürbitte bei verschiedenen Heiligen besitzen und von Mensch wie Tier Seuchen abhalten.

Es war sehr undankbar von der Pariser Sorbonne, im Jahre 1694 zu dekretieren: „Les comédiens par leur profession, comme elle s' exerce, sont en état de péché mortel." Denn Hof und Adel hatten zur Zeit Corneilles ihre einzige Bildungsstätte im Theater. Hochherzig und ritterlich fühlen, kleinliche Interessen großen Pflichten opfern lehrte sein dramatisches Werk. Die eigentümliche Blüte Frankreichs im 17. Jahrhundert hing eng damit zusammen. Als die adelige Jugend meist noch des Lesens und Schreibens unkundig war, empfing sie ihre einzige intellektuelle Erziehung durch die Bühne. Wenn auch auf Umwegen, wurde sie auf diese Art dem Geist der Antike genähert und von feudaler Barbarei befreit. Es ist sonderbar, daß trotz dieses so offenbar veredelnden Einflusses der Bühne auf den Anstand der Gefühle der Beruf des Schauspielers und Schauspieldichters noch lange nicht zu Ehren kam und daß ein Racine, ein Molière — jene klaren, hohen Vertreter edler Sitte — sich ihres Berufes wie einer Sünde hätten schämen sollen. Erst Voltaire vermochte es, diesen Gegenstand vernünftig anzufassen und dem Publikum Respekt zu predigen vor jenen, die es erfreuten, rührten und besserten. Der Erfolg seiner Fürsprache zeigte sich bald während der Revolution. Mit einem Schlag war der Druck aufgehoben, der auf den Schauspielern lastete. Vielleicht stand das Theater niemals in so hohem Ansehen als zu jener Zeit, in der Pathos das tägliche Leben beherrschte, in der auf der Weltbühne unerhörte Trauerspiele und groteske Satirstücke einander folgten. Der Glaube an abstrakte Begriffe hob die Tirade zum Ereignis und gab der schönen Bewegung tieferen Sinn.

Die moderne deutsche Bühne und ihr Publikum sind aus den bescheidenen Anfängen hervorgewachsen, die im 18. Jahrhundert das geistig angeregte Theaterleben eröffneten. An der Schwelle dieser Zeit steht Gottscheds Wort: „Die Verbesserung der Schauspiele wird sonder Zweifel auch nach und nach die Zuschauer selbst verbessern."

Über das Theaterpublikum müssen sich Goethe und Schiller eifrig ausgesprochen haben. Wir treffen den Niederschlag ihrer Hoffnungen, oft auch ihres schmerzlichen Spottes in Briefen und in manchen Stellen ihrer Werke.

Mit sarkastischem Lächeln spricht Goethe in der Maske des Theaterdirektors:

Und seht nur hin, für wen ihr schreibt!
Wenn diesen Langeweile treibt,
Kommt jener satt vom übertischten Mahle
Und, was am allerschlimmsten bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
. . . .
Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.

Und selbst der sanfte Schiller weiß mit Ingrimm eines Tages Shakespeares Schatten aus der Unterwelt zu zitieren, um sich mit ihm über die Theaterzustände zu unterhalten. Shakespeare meint:

Glauben sie nicht der Natur und den alten Griechen, so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

Und er schließt das Zwiegespräch:

Also eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an.

Von der Liebe zum Gemeinnatürlichen suchen die Dichter ihre Zuhörer zu der großen unendlichen, zu der höheren Natur zu bekehren. Verstaubt und trüb liegt das Weltbild vor dem, der es nur gemeinnatürlich sieht. Glänzend, farbig, bedeutungsvoll – ein wunderbares Meisterstück – ersteht es vor dem Auge, das die Kunst sehend gemacht.

Solchen Sinnes wirken unsere Großen und Größten. Sie bauen unablässig an einem idealen Theater, einer rechten Götterburg für die Nation, wälzen Berge des Vorurteils hinweg und heben mit gewaltigen Armen prächtige Felsstücke empor, um die Tore der Burg majestätisch auszugestalten. Sie schaffen aus der Ferne den Marmor herbei und das Gold, die duftenden Hölzer und das edle Gestein, um Alles mit echter Köstlichkeit zu schmücken in diesem Palast. Der feine, scharfe Lessing sinnt über die Grenzen der Künste, umreißt klar und sicher, was not tut, um ein Theatermann im besten Sinn für die Nation zu werden. Goethe gab sich dem Bühnenzauber hin als Knabe, als Jüngling mit heißer Leidenschaft. Wer bliebe ungerührt bei seiner Erzählung vom Puppenspiel in Frankfurt, bei Wilhelm Meisters Irren und Lieben, das die Welt der Bretter mit der wirklichen Welt so traumhaft durchdringt und verbindet? Trotz aller Einwendungen des praktischen Theaterdirektors, trotz der Späße der lustigen Person sagt der Dichter als gereifter Mann, das Theater sei kein flüchtiger Sinnenreiz und Kitzel der Neugier, es poche an das tiefste Herz der Menschen.

Wenn die Natur des Fadens ewge Länge
Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmonsche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt,

Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?

. . . .

Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art,
Wer sichert den Olymp, vereinet Götter? –
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

Das Böse und das Gute einer Zeit zeigt sich oft am naivsten, unmittelbarsten beim Publikum des Theaters. Hier kann geprüft werden, was der Durchschnitt unserer Zeitgenossen liebt und haßt oder in nächster Zeit durch die Macht der Suggestion lieben oder hassen wird. Unser Wohlgefallen oder Mißfallen im Theater ist nicht nebensächlich, die Nachwelt wird die wahre Höhe unserer Kultur einst daraus messen.

Wie manche unserer vorzüglichsten Schätze sind noch gar nicht gehoben. Die Bühne hat noch durchaus nicht Alles gegeben, was sie geben kann, und mir ist, als müsse sie in nächster Zeit eine Belebung, Verjüngung erfahren, als müsse sie endlich erfüllen, was ihr Schiller so besonders ans Herz legte: „Mit glücklichem Erfolg würden sich von der Schaubühne Irrtümer der Erziehung bekämpfen lassen. Das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Keine Angelegenheit ist dem Staat durch ihre Folgen so wichtig als diese, und doch ist keine so preisgegeben, keine dem Wahne, dem Leichtsinn des Bürgers so uneingeschränkt anvertraut, wie es diese ist.“ Mir ist, als müsse sich erfüllen, was Lessings ernster Genius forderte, was ein großer Teil von Goethes Lebensarbeit wollte, das Chaos klären mit siegreichem Schöpferlächeln, dem wüsten, wirren Daseinstraum göttlich edle Gestaltung geben.

Ist nicht die Form unser aller dunkle Sehnsucht? Aus dem modernen Chaos, wo sich alles verschiebt, verändert, wo die festesten Begriffe verschwimmen oder zerbröckeln, wo wir auf trübem Wasser schaukeln, lugen wir nicht alle nach festem Land?

Unruhe, Unfriede verzehrt den modernen Menschen mitten unter den neuerworbenen Reichtümern, und der Ekel, den früher nur einzelne große Despoten kosteten, nimmt allgemein überhand. Die Form soll erlösen, denn in ihr liegt der Friede.

Jüngst modern gewesene Stücke machten uns irre an der Bühne, weil sie den Aufbau, den Stil, das Erlösungsmoment der geschlossenen Form entbehrten. Doch wir stehen vor den Möglichkeiten einer neuen großen Kunst,

nachdem der fanatische Naturalismus überwunden scheint. Um ihr einen günstigen Boden zu bereiten, ist ein Zusammenströmen und Zusammenhalten der Vornehmen im Geist sehr notwendig. Diese Vornehmen dürfen sich nicht voreinander abschließen, die schönsten Gefühle einkapseln, sich idealer Träume schämen. Die Feigheit der Besserdenkenden ist Schuld an jedem Niedergang des Dramas. Stets haben wir die Bühne, die wir verdienen!

Wer innerlich unfrei und zerrissen ist, kann nichts Befreiendes schaffen. Aus der modernen Literatur grinste von so viel Seiten das Gespenst des Hoffnungslosen, des Unterliegens ohne Trost und Versöhnung. Mochte sich die Kunst realistisch oder symbolistisch geberden, die Menschen, die sie darstellte, litten unter dem Druck ihrer Umwelt und brachen willenlos unter dem Verhängnis zusammen.

Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick.
Und wer sich vermißt, es klüglich zu wenden,
Der muß es selber erbauend vollenden.

Entsetzliche Ohnmacht! Gibt es kein Aufrichten nach solcher Zermalmung? Mit der Frage göttlicher Gerechtigkeit hat der Mensch in der Kunst wie in der Religion mächtig und verzweifelt gerungen. Wie in der seltsam bedeutungsvollen Überlieferung von Jakob, der mit dem Engel des Herrn kämpfen mußte, hat der Mensch mit einer geheimnisvollen Macht die Kraft gemessen und sich erkühnt, ihr zuzurufen: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ Der Segen, den er begehrte, war eine Aufklärung, ein erlösendes Wort für das Rätsel des Schicksals, eine Rechtfertigung der Tragödie des Daseins.

Der Schaffende wendet sich nicht mit Entsetzen von der Kluft ab, die unergründlich furchtbar ihm zu Füßen gähnt. Seine Gedanken schlagen eine Brücke zum andern Gestade. Ist diese Brücke auch schwach und schwank, nicht gangbar für jeden Fuß, so können doch alle mit einer Empfindung von Trost und Versöhnung den schimmernden, kühnen Bogen bewundern, der sich über die Tiefe wölbt. Dichtungen, die durch die eigene Größe der Größe des Schicksals gerecht werden, sind solche Brückengebilde. Sie überzeugen vom ethischen Wesen der Notwendigkeit und schützen die teilnehmenden Zuschauer vor Abscheu, vor dem Lachen der Verzweiflung. Sie lehren, daß die Majestät dauernder Gesetze die scheinbare Willkür beherrscht und in Harmonien auflöst.

Die Zeit ist eine blühende Flur
Ein großes Lebendiges ist die Natur
Und alles ist Frucht und alles ist Samen.

Mit solcher Majestät und solchem Zauber umfaßt das Drama die Tiefen des Lebens. Still legt der Tod den Finger auf einen Mund, der noch gellend seinen Haß kundgab, und das Unmögliche wird möglich, das Verhaßte geliebt, denn der Tod reift „zum mächtigen Vermittler“. Dies

erhabene Amt läßt ihn freundlich und hold erscheinen, als Friedensbringer auftreten, nicht als Zerstörer. So versöhnt die Kunst mit der bitteren Notwendigkeit des Sterbens und mit den unbegreiflichen Grausamkeiten des Lebens. In diesem Sinn löst sich die tragische Spannung und wandelt das Mitleid in milde Wehmut. Abgeklärt und vollendet erscheint das Weltbild.

Die alte mystische Aufgabe des Dramas ist es, den apollinischen Menschen mit dem dionysischen zu versöhnen, das Zwiegespaltene der großen, menschlichen Sehnsucht in einen herrlichen Strahl zu fassen. Maß, Ziel und Weisheit begehrt der apollinische Mensch. Er will ordnen und bauen und, froh über das Gerechtigkeitsgefühl in der eigenen Brust, der Natur selbst menschliche Moral andichten. Er ist erzürnt und verzagt Mächten gegenüber, die sich nicht messen, nicht bändigen, nicht einordnen lassen. Aber der dionysische Mensch ist dem Gott der Begeisterung, der Verzückung, des ewigen Verjüngens und Werdens ergeben. Er fühlt sich eins mit der Natur, statt an ihr zu meistern. Er berauscht sich an ihrem Reichtum, ohne die Trauben beim Weinlesefest zu zählen, ohne die Küsse zu bereuen, die ihm der Gott eingab.

Die Feste des Dionysos zeigten den wilden Rausch des Werdens, das Unerbittliche des schnellen Vergehens. Sie blieben dem apollinischen Charakter ewig fremd und feind. Doch in den klassischen Tragödien trat der Gedanke zum Gefühl. Wo das Unergründliche des blinden, leidenschaftlichen Wollens mit allen Schmerzen, die es hervorruft, zu entsetzlich wirkt, zeigt das vollendete Drama, inwieweit der Mensch trotz allem ein Herrscher zu sein vermag. Es zeigt den Weg zur Gerechtigkeit, die stille, weihevolle Reife, wenn auch noch so viel Blüten geknickt und zertreten werden.

Dieses Ineinanderdringen von Mensch und Natur, von Ewigem und Zeitlichem, gibt der tragischen Maske den unvergänglichen Ausdruck von Würde und Ruhe trotz aller Leidenschaft. Wir sind so tief eingedrungen in das große Reich der Welt, daß wir, der eigenen Kleinheit bewußt, keine Erniedrigung in dem Gefühl sehen dürfen, von einer höheren Macht abzuhängen, mögen wir sie Gott, Götter oder Schicksal nennen. Wir brauchen nur das Gewand der Schönheit, um uns trotzdem groß und erhaben zu fühlen. Das Beste und Heiligste, das uns von Religion, Kunst oder Liebe beschert werden kann, ist das Gefühl, unter sicherer Leitung zu stehen, einem harmonischen Lebensrhythmus nach zu atmen und uns zu regen. Am körperlichsten wird dies Gefühl der Beseligung, wenn wir, dem Rhythmus höchster Kunstform anvertraut, ihrer klangvollen Notwendigkeit folgen und aufgehen in dieser selbstverständlichen Schönheit. Dann dringen wir zu der hohen Weisheit empor, daß nicht die Abwesenheit von Gefahr und Schmerz das Leben lebenswert macht, sondern das Bewußtsein, gewaltigen Führern nachzuschreiten, durch alles Weh hindurch, und aus dem Weh der Dissonanz stolze Akkorde der Befriedigung und Vollendung zu gewinnen.

Dann ist die Sehnsucht Schillers als Freiheitsdichter erfüllt, dann haben wir die Freiheit, die er meinte. Stolz und befreit danken wir der Schaubühne, die edelsten Amtes gewaltet hat, denn ihr Zaubergeist wies uns hin mit großer Gebärde auf die Erhabenheit des Seins, auf die strahlende Würde der Menschheit.

Heinrich Lilienfein.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

(Schluß.)

Mit dem „Modernus" schließt die erste Periode im Schaffen Heinrich Lilienfeins ab. Nicht als ob sich die Richtung seines Strebens nun veränderte. Im Gegenteil, es wird heutzutage wenige Dichter geben, die sich so völlig allen Experimentierens, allen Tastens nach neuen „Chancen" enthielten, die stets ihres Weges so sicher waren und sind wie Heinrich Lilienfein. Wie die Helden seiner Dramen, so hat auch er die Treue gegen sich selbst immerdar bewiesen. Aber sein dramatischer Schritt wird nun freier, keine philosophische Grübelei und kein persönliches Sonderinteresse beschwert ihn mehr. Er steht seinen Helden völlig unbefangen gegenüber. (Hierin weist der Modernus schon deutlich auf die zweite Periode.) Was das heißt, wird die Betrachtung seiner folgenden Werke lehren.

Im Jahre 1903 schrieb Lilienfein sein erstes bühnenfertiges Drama „Die Heilandsbraut". Es wurde von Paul Lindau, der damals das „Deutsche Theater" leitete, im Oktober 1904 zur Aufführung gebracht und fand in Berlin sowohl als an vielen anderen deutschen Bühnen freundliche, teilweise sogar begeisterte Aufnahme – trotzdem es nach Form und Inhalt so unmodern erscheinen mußte. Der Titel wurde übrigens zur Aufführung geändert in „Maria Friedhammer"*) und dieser neue Titel ist dann auch in die Buchausgabe übergegangen.

Der protestantische Schullehrer Johannes Friedhammer hat einstmals eine katholische Frau genommen, unbekümmert um das Ärgernis, das die protestantische Dorfgemeinde daran nahm. Ja, er ließ in milder Duldsamkeit seine beiden Kinder im Glauben der Mutter erziehen. Mochten die draußen noch so wütend auf ihn sein, in seinem Hause herrschte Glück und Sonnenschein und ein rückhaltsloses Vertrauen, das ihn und die Seinen den Unterschied der Konfessionen vergessen ließ. Zwanzig Jahre ist es so geblieben, da bricht schweres Unglück über die kleine stille Familie herein. Der Sohn, ein blühender Knabe von vierzehn Jahren, wird in wenigen Tagen von der Diphterie dahingerafft. Sein Oheim, Ignaz Lösti, der Kaplan in der Stadt ist und bis dahin stets das Haus seiner Schwester gemieden hat, hält ihm die Leichenrede und stellt in heiligem Glaubenseifer seinen Tod als eine gerechte Strafe Gottes für die „Schuld" der Eltern hin. Denn die katholische

*) Heidelberg, C. Winter 1905. (2. Aufl. 1906.)

Kirche hat nicht den Segen über diesen Ehebund gesprochen; er ist und bleibt ihr darum ein „sündiger Stand". Diese Worte wecken den ersten Zweifel in der erschütterten Seele der Mutter. Und als nun gar auch die siebzehnjährige Tochter Maria von derselben Krankheit ergriffen wird und in wilden Fieberphantasien daliegt, da ist's ihr sicher, daß der Bruder recht hat und sie für die Verleugnung ihrer Kirche büßen muß. Obwohl ihr Mann dem fanatischen Schwager das Haus verboten hat, läßt sie ihn heimlich holen; aber er weiß keinen Trost für sie. Im Gegenteil, er vermehrt ihre Angst und Qual, indem er ihr vorstellt, wie ihr armer Bub nun um ihrer Sünde willen im Fegfeuer schmachte. Er verwirrt auch der genesenden Maria weiches Gemüt, indem er ihr einredet, nur sie könne die Schuld der Eltern sühnen und die Seele des Bruders erlösen, indem sie Nonne werde.

Ahnungslos geht Johannes Friedhammer am Abgrund seines Glückes dahin. Sein Glaube an die Allmacht der Liebe ist unerschüttert geblieben. Seine klare, weltfreudige Sinnesart hat ihn draußen in der freien „Gottesnatur" rasch das innere Gleichgewicht wiederfinden lassen. „Hab meinen Waldgang gemacht vor Abend: da droben ist's eine Pracht, sag ich Ihnen, die Zweige brechen fast unter der Schneelast. Aber sie tragen's mit einem Stolz, vom Brombeerheckchen bis zu den Schwarzkiefern und Arven hinauf und recken ihre Silberäste von sich, als möchten sie dem Himmel zurufen: „Nur zu, wir tragen's schon noch!" — mit einem Stolz — unsereiner kann lernen davon, viel lernen." Und behaglich will er mit seinem jungen Freund, dem protestantischen Pfarrer Martin Welsch, die unterbrochene Lektüre der alten Klassiker wieder aufnehmen; da überrascht ihn dieser mit der Mitteilung, er sei versetzt und werde morgen seine Abschiedspredigt halten. Das Dorfgeschwätz habe sich seiner Freundschaft mit der verhaßten Schullehrersfamilie bemächtigt und ein Verhältnis zu Maria daraus konstruiert. Da habe er es für seine Pflicht gehalten, sich fortzumelden und die Neigung, die er tatsächlich für Maria gehegt habe, „im Keim zu zerdrücken". Denn zwischen ihm und ihr stehe „eine Mauer, die er nie übersteigen dürfe". Friedhammer aber antwortet ihm schmerzlich enttäuscht voll tiefer Bitterkeit: „Das wollt' ich hören — dann hatten Sie recht! Sie mußten „zerdrücken", was da in Ihnen aufkeimen wollte: 's war ja nur ein Stürmlein, ein ärmlich schwaches Lüftlein nur — es war der Sturm nicht — der Sturm, wie er sonst wohl dahinten in den Bergtälern aufwacht und herausfährt, wie ein Gott, so stark, so jung, so siegesgewiß, und die Stämme anrennt und die Äste bricht und die Mauern einwirft — der war's nicht — Liebe war's keine. Drum hatten Sie recht, Herr Pfarrer! — — Solang die Liebe nicht stärker ist als der Glaube — so war's bei meinem Weib und mir allezeit und wird immer so bleiben — solang ist sie auch nicht von Gott. Das ist so mein Glaube."

Als nun Welsch am andern Morgen auf der Kanzel steht, mit zerfallenem Herz und wirrem Kopf, und sieht, „wie die Alten hinaufblinzeln

hochmütig und selbstgerecht, und von den Emporen frech und höhnisch die Jungen stieren, und es ist, als ginge ein Flüstern von allen Bänken: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie dieser da!" – „da kam es über mich wie Wetterlicht: Was die hassen und Sünde nennen, muß ein Großes, Hohes sein, das Beste, was du hast – und der Sturm war da!" Und er redet gewaltig gegen die heuchlerische Engherzigkeit der Gemeinde, die sich hinter dem „Glauben" verschanzt, um die Liebe verleugnen zu können. Das ganze Dorf ist in Aufruhr und rennt johlend hinter ihm her, als er zu Friedhammers geht, um, nun mit besserem Gewissen, Abschied zu nehmen. Maria ist allein zu Hause und fällt ihm, als von der Straße herein die Steine durch die Scheiben prasseln, halb ohnmächtig in die Arme. „Viel Vergnügen, Herr Pfarrer! Ja, die Liebe ist's Höchste!" brüllen sie draußen. Jetzt kann er auch zu ihr von seiner Liebe reden. Sie aber, gefoltert vom Gedanken an ihre Mission, verleugnet die irdische Liebe, die sie längst, wenn auch halb unbewußt, für ihn im Herzen trug. „Ich hab einen andern lieb! Dem gehör ich – dem Heiland!" schluchzt sie verzweifelt auf. Zugleich senkt sich jedoch der Zweifel in ihr Herz, ob sie damit auch die Wahrheit gesprochen hat. Und als nun eben die Mutter von einem heimlichen Besuch bei ihrem Bruder nach Hause kommt, gesteht sie ihr alles und stürzt in den Winterabend hinaus mit dem Ruf: „Ich muß wissen, ob er mich überhaupt noch nimmt, der Heiland, weil ich immerfort an einen andern denken muß!" In starrem Entsetzen bricht die gequälte Mutter in die Knie. „Herr Gott! Jetzt hast du mich zerschlagen wie einen schlechten Klotz! und niedergetreten wie einen Wurm im Kot! Weil ich dir nicht glauben wollte, wie faulicht mein Herz war, nahmst du den Buben, und als ich nicht drauf horchte und deinen Rat verschrie, da – da brach der Brand der Sünde auch aus ihrem Herzen – die gleiche Fäulnis – du Furchtbarer! du Gerechter!" So findet sie ihr Mann. Der hat sich in der Natur draußen neue Freudigkeit geholt. „Hab dir was vom Wald heruntergebracht: Wintergrün! – Wie ich so dasteh', ringsum die schneeigen Tannen, wie Fürsten in eitel Hermelin, und vor mir der Weg wie schweres, frisches Linnen – ich schäme mich der schwarzen Stapfen, die ich hinter mir lasse – da fühl ich mich mit einem Mal einsam in der eisigen, stummen Herrlichkeit, toteinsam! Und in der Not fang ich zu graben an, daß mir schier die Hände wegfallen, zu graben, bis da so ein grünes, glänzendes Kräutlein vorlugt – da bin ich's zufrieden und bring's nun dir, Alte. – Verstehst du, wie ichs meine?" Aber gerade jetzt sollte sich der Abgrund vor seinen Augen auftun; jetzt muß er hören, daß er Frau und Kind verloren.

Ruhelos wandert er in der dunklen Stube auf und ab, während sie draußen in den Bergen im nächtlichen Schneesturm nach seinem Kind suchen. „Zwanzig Jahre muß ich durchdenken, zwanzig, und die letzten Wochen sind jede ein Jahr für sich. – – Das helle Bild muß heraus aus dem Herzen! Ein neues such ich! ein dunkles, hinterhältiges, unwahres! – – Wie eines

Menschen Gott ist, so ist sein Herz. — — Hätt ich mich bekümmert, wer euer Gott ist, so hätt ich auch euer Herz gekannt: Jetzt kenn' ich's zu spät! — — Hab ihnen viel vordeklamiert, in Wald und Feld — viel schöne Worte gemacht. Ob sie's verstehen, hab ich nicht gefragt! — Und wo ist mein Gott geblieben vor dem ihrigen? Verleugnet hat er sich und sein Blutsband der Liebe zerreißen lassen." Doch sein Lebensglaube wird nicht zu schanden. Maria rettet ihn — durch ihren Tod. Vom Oheim abgewiesen hat sie sich nach dem neuen Wohnort des Pfarrers aufgemacht; aber sie bricht am Wege zusammen. Dem Geliebten, der sie sterbend findet, haucht sie noch die Worte zu: „Der Heiland nimmt mich nicht. — Nimm du mich!" Gerechtfertigt steht Friedhammer an der Leiche seines Kindes. Sein furchtbarer Schmerz verklärt sich ihm durch den Sieg seines Gottes. Und als nun die verzweifelte Mutter vor ihm niederfällt und ihn anfleht: „Johannes! Ich verlier' meinen Herrgott! Ich versteh ihn nicht mehr! Gib mir deinen Herrgott!", da zieht er sie zu sich empor und spricht mit frommer Seelengröße: „Der ist die Liebe — und nichts als die Liebe."

So ist eigentlich Johannes Friedhammer der Held des Dramas. Sein Glaube siegt, weil dieser Glaube — die Liebe ist, die „alles überwindet", auch den jähen Zusammenbruch seines Familienglücks. In Marias Schicksal entscheidet sich wohl das ihrer Eltern, aber doch nur in dem Sinn, daß sie das Opfer ihres Zwiespaltes ist.*) Das Drama hätte also wohl richtiger in „Johannes Friedhammer" umgetauft werden müssen, wenn man den bedeutsameren Titel „Die Heilandsbraut" nicht beibehalten wollte. Die Titeländerung hat übrigens den Dichter vor dem Mißverständnis, er habe ein Tendenzdrama schreiben wollen, nicht geschützt. Man bemerkte vielfach die poetische Gerechtigkeit gar nicht, mit der er beiden Konfessionen ein gleiches Maß persönlich sympathischer bezw. antipathischer Momente zuteilte. Man schien bezeichnenderweise gar nicht daran zu denken, daß ihm der Zusammenstoß der Konfessionen lediglich ein Mittel war, die tiefsten Gründe der von ihm erschaffenen Menschenseelen zu erschließen und entscheidende Taten aus ihnen erstehen zu lassen. Nur wenige fühlten es, daß es sich hier für den Dichter nicht im mindesten um den Katholizismus als solchen handelte, daß er auch keinen „Beitrag zur Frage der Mischehen" geben wollte, sondern, daß es Johannes Friedhammers milde Klarheit und sieghafte Treue gegen sich selbst war, aus der und um deren willen dieses ganze Drama erwachsen war.

Wenn wir auf die reichgegliederte „Menschendämmerung" zurückschauen, so will uns die „Maria Friedhammer" etwas eintönig erscheinen. Zwar leuchtet des alten Friedhammers aufrechter, lebensfroher Sinn auch in die

---

*) Man vergleiche damit Schillers Luise Millerin. Sie hätte mit mehr Recht dem Drama, das nachher „Kabale und Liebe" hieß, ihren Namen geliehen als Lilienfeins Maria Friedhammer der „Heilandsbraut".

trübsten Stunden hinein, zwar ist da und dort dem düsteren Drama eine freundliche Episode eingeflochten, aber das Herz des Hörers fühlt sich doch nie ganz frei von dem schweren Banne, in den es der Dichter von Anfang an zwingt. Das ist gewiß bei einem Drama, das so sehr auf Stimmung gestellt ist wie die „Maria Friedhammer", ein Mangel. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß dieser Mangel mit den beiden großen Vorzügen des Dramas aufs engste zusammenhängt: seiner ehrlichen, innigen Schlichtheit und seiner unerbittlichen, knappen Folgerichtigkeit. Da ist kein Wort zu viel, etwa um einer schönen Sentenz willen (wie noch in der „Menschendämmerung"). Und welch edler Schwung, welche Fülle von Bildern und Gedanken! So spricht bloß ein Dichter, dem die dramatische Form Naturnotwendigkeit ist.

Im Dezember 1905 ging im Bremer Stadttheater ein neues Drama Lilienfeins über die Bretter, der „Berg des Ärgernisses".*)

In der Nähe einer kleinen, schwäbischen Landstadt hat der Pfarrer Daniel Heinzius ein Heim für entlassene Sträflinge und andere gescheiterte Existenzen gegründet. Durch fleißige Arbeit und durch die Gewalt seiner Persönlichkeit hilft er ihnen, Selbstvertrauen und Gewissensruhe wieder zu erringen. Dem Kopfschütteln und dem Neid der Menschen hat er dieses sein Werk abringen müssen, und darum hat er ihm den Namen „Berg des Ärgernisses" gegeben.

Die Handlung beginnt mit der Aufnahme eines neuen, dreizehnten Bruders in die Gemeinschaft des „Bergs". Sie gibt dem Dichter sofort Gelegenheit zu einer trefflichen Exposition. Wir sehen, wie Daniel Heinzius, der klarblickende, willensstarke Seelsorger, sich aufbäumt gegen die Erkenntnis, daß seinem idealen Wirken durch pekuniäre Rücksichten so enge Grenzen gesteckt sind. Wir lernen in Leisinger, seinem Buchhalter, eine jener subalternen Naturen kennen, die, solange sie sich respektiert fühlen, von bürgerlicher Ehrbarkeit strotzen und völlig zuverlässige „Rechner" sind, die aber vor Intrigue und Verbrechen nicht zurückscheuen, wenn sie sich verachtet oder in ihrer Ehre und ihrem Ansehen bedroht glauben. Wir ermessen, wie rein und stark der Wille sein muß, der den neuen Bruder, Thomas, zwingt, den Kampf gegen die Wildheit des eigenen Temperaments wieder aufzunehmen und an die Möglichkeit eines Sieges in diesem Kampfe zu glauben.

Der Stadtmüller im Städtchen drunten, Christian Heinzius, ist von anderem Schlag als sein Bruder Daniel. Freilich ist auch er ein guter und treuer Mensch; aber er hat sich nicht so in der Gewalt wie Daniel. Rasch und polternd ist sein Wesen, und so kindlich weich er empfindet, so männlich hart gebärdet er sich. Seinen Sohn Konrad hat er einst wegen einer Liebschaft mit einer Magd nach Amerika verstoßen, obwohl ihm sein Bruder

*) Heidelberg, Winter 1906 (2. Aufl. 1906).

Daniel dringend abgeraten hatte und sie durch die Sache auseinander gekommen waren. Nun kehrt Konrad zurück; Weib und Kind sind ihm in der Fremde gestorben und er hat ernstlich arbeiten gelernt. Aber niemand will ihn nehmen. So kommt sein Vater auf den „Berg", um Daniel zu bitten, den Neffen als Gehilfen anzunehmen. Und dieser erfüllt ihm auch nach kurzem Zögern seine Bitte.

Konrad Heinzius rechtfertigt jedoch das Vertrauen seines Oheims nicht. Dieser sieht vielmehr sein Lebenswerk durch des Neffen Schwäche gefährdet und will ihn nicht mehr auf dem „Berg" dulden, trotz der Fürbitte seines Vaters, der wohl weiß, daß Konrad dann sicher verloren ist. Als nun Christian Heinzius in seiner Verzweiflung andeutet, daß er dann sein Geld vom „Berg" zurückziehen müsse, kündigt ihm Daniel, in tiefster Seele verletzt, selbst das Kapital. Damit ist aber der pekuniäre Ruin des „Bergs" besiegelt. Und nun tritt die Versuchung an Daniel Heinzius heran. In seinem Hause lebt sein Mündel Martha, ein liebes, prächtiges Mädchen, das in grenzenloser Verehrung zu ihm aufschaut. Leisinger, der Buchhalter, wirbt schon lange um ihre Gunst. Aber sie weist ihn ab, weil sie einen instinktiven Widerwillen gegen diese vertrocknete Kreatur hat und — weil sie um Konrad, ihren Jugendgeliebten, trauert, wovon freilich niemand weiß. Nun aber glaubt Leisinger die Stunde gekommen, um seine Verlobung mit Martha doch noch durchzusetzen. Er macht Daniel Heinzius den Vorschlag, zur Heimzahlung an den Bruder einen Teil von Marthas Vermögen zu verwenden, den er als Vormund zufällig bar daliegen hat, und zugleich Martha zu veranlassen, daß sie ihm ihr Jawort gebe. Denn in diesem Fall wäre ja Heinzius seiner Vormundschaft moralisch enthoben und nur noch ihm, Leisinger, Rechenschaft schuldig. Obwohl so die Geldgeschichte selbst kein eigentliches Verbrechen mehr zu sein scheint, spürt Daniel Heinzius doch, daß er einen brutalen Betrug, ein Verbrechen an der Persönlichkeit Marthas begeht, wenn er auf Leisinger hört. Aber er tut's nach langem Kampfe — um der Brüder willen. Er kann sein Werk nicht einstürzen sehen, kann sie nicht in Sünde und Elend zurücksinken lassen. Und Martha fügt sich, weil der Oheim sie bittet, er, „von dem sie so gewiß weiß als vom lieben Gott, daß er nur ihr Bestes will". Tapfer kämpft sie ihre Abneigung nieder; aber da schleicht sich Konrad eines Abends zu ihr und gesteht ihr in verzweifelten Worten, daß nur ihre Liebe ihn noch retten könne.

Jetzt weiß Martha, was sie zu tun hat. Sie sagt dem Oheim, daß sie Konrad liebt und sich zu seiner Rettung berufen fühlt. Und Daniel Heinzius will seinen Treubruch gegen sich selbst sühnen und löst die Verlobung. Ja, als ihm nun Leisinger, dadurch aufs äußerste gereizt, unter vier Augen (niemand sonst weiß von der Sache) droht, ihn wegen Veruntreuung von Mündelgeldern anzuzeigen, kündigt ihm Heinzius voll ehrlicher Entrüstung auch noch seine Stelle. Da geht jener in den Arbeitssaal zu den Brüdern hinüber und verkündigt ihnen, daß ihr verehrter Pfarrer, ihr Heiland, ein

ganz gemeiner Verbrecher sei, der Mündelgelder gestohlen habe. Wie gelähmt sind die Brüder vor Entsetzen. Plötzlich fährt Thomas in wildem Jähzorn auf und schlägt Leisinger nieder. Aber der grauenvolle Verdacht treibt ihn weiter. Den Hammer in der Hand stürmt er in des Pfarrers Stube hinüber, die Brüder hinter ihm, um sich Gewißheit zu verschaffen, daß Leisinger gelogen hat. Daniel Heinzius will ihnen alles der Reihe nach erzählen, aber Thomas will bloß ja oder nein. Ob er Mündelgelder genommen habe oder nicht, ja oder nein. Da schaut Daniel Heinzius Thomas fest in die Augen, spricht in unüberwindlichem Selbstvertrauen: „Ja" und — bricht unter dem furchtbaren Hammerschlag des verzweifelten Jüngers zusammen. Mit den Worten: „Um euretwillen!" stirbt er.

Es ist die Tragödie des Opfers, das sich selbst entwertet, weil es um den Preis einer Schuld erkauft ist, die Tragödie des Altruismus, der in seiner Übersteigerung zum krassesten Egoismus wird. Wuchtig und groß ist die Gestalt des Mannes geschaut, an dem sich dieses Schicksal vollzieht. Neben ihm, dem Willensmenschen im großen Stil, erscheint Johannes Friedhammer, der Gemütsmensch, beinah lyrisch, passiv, undramatisch. Aber auch sonst ist der Fortschritt in der Richtung des eigentlich dramatischen unverkennbar. Die Monologe sind auf ein Minimum zusammengeschwunden und nur noch als spontaner Ausdruck starker Gemütsbewegung beibehalten; der Dialog ist knapp, alles rein Stimmungsmäßige, Lyrische ist vom Gang der Handlung aufgesogen. Da ist kein Wort mehr, das nicht irgendwie für die Handlung fruchtbar wäre. Und diese selbst ist wieder viel reicher geworden, was sich schon rein äußerlich in der Gliederung in fünf Akte, dem Wechsel des Schauplatzes und der größeren Zahl von handelnden Personen ausdrückt (vgl. „Menschendämmerung"). Besonders fein hat der Dichter Schuld und Sühne verkettet: In dem Augenblick, wo Heinzius seine tiefste, eigentliche Schuld wieder gut machen will und Marthas Verlobung löst, wird die Geldgeschichte auch dem äußeren Scheine nach zum Verbrechen und zieht so die Endkatastrophe nach sich. Aber eben, daß diese durch seine freiwillige, sühnende Tat ermöglicht wird, das ist andererseits wieder der versöhnliche Zug, der den „Berg des Ärgernisses" als das Werk eines echten Tragödiendichters ausweist.

Ebenfalls im Jahre 1905 ließ Heinrich Lilienfein eine kleine Schrift: „Heinrich Vierordt. Das Profil eines deutschen Dichters" *) erscheinen. Sie ist nicht nur als liebevolle, feinsinnige Analyse des Schaffens des bekannten badischen Dichters bemerkenswert, sondern sie gewährt uns auch einen interessanten Einblick in die Gedankenwelt Lilienfeins selbst. Wie er seinem ersten Drama schon ein Wort von Schiller zum Leitspruch setzte, wie wir im Modernus einmal seinen Ingrimm über die Verächter Schillers aufflammen sehen, wie Johannes Friedhammer ganz von Goetheschem Geiste belebt erscheint, so

*) 1. und 2. Aufl. Heidelberg, Winter 1905.

bekennt er jetzt offen: „Ich glaube, daß wir mit Bewußtsein an das glanzvolle Erbe unserer Klassiker und Romantiker anknüpfen müssen, um wieder zu einer Kunst im höchsten Sinne zu gelangen. — — Wir „Modernen" sind durchdrungen vom Recht und von der Bedeutung der Persönlichkeit. Persönlich sein heißt die Welt mit eigenen Augen schauen und das Leben nach eigenem, selbstbegrenztem Willen meistern oder doch mindestens meistern wollen. Was vom Leben gilt, gilt von der Kunst. Wo sind die Persönlichkeiten, die ein solches einheitliches Weltbild nicht nur in sich tragen, sondern uns in Wort oder Ton, in Farbe oder Stein klar und unzweideutig erschlossen haben? Ich weiß nicht, ob sie allzu zahlreich sind." Wie verhält sich nun aber Lilienfeins eigene Lebens- und Kunstanschauung zu Klassizismus und Romantik? „Das Kunstwerk ist uns mit Recht umso wertvoller, jemehr der Künstler es versteht, das Geschaute als selbständigen Gegenstand, scheinbar losgelöst von aller Subjektivität zu schauen. Daher und nur daher rührt der vermeintliche Widerspruch zwischen dem Klassizismus als Kunst der vollendetsten Gegenständlichkeit und der Romantik als Kunst der vollendetsten Subjektivität. Er löst sich, sobald das schauende Ich die geschaute Erscheinung als sein eigenes Produkt erkennt. Das All der Natur, der Kosmos ist nicht schön durch sich, nicht gesetzvoll, nicht groß und erhaben durch sich, sondern empfängt alle Werte durch das schöpferische Ich. Die Kunst ist das unendliche Spiel des Ichs mit seinen eigenen Geschöpfen. Der Künstler ist es umso mehr, je mehr er es versteht, sich seine Welt, die Welt seines Ichs gegenständlich zu machen, und er wird sie sich umso gegenständlicher machen, je mehr er sie als die seine begreift." Es ist leicht zu sehen, daß diese Synthese von Klassizismus und Romantik ihren Schwerpunkt in der Weltanschauung der Romantik hat, daß sie wie diese mit der Fichteschen Philosophie aufs engste verbunden ist (vgl. den individualistischen Grundgedanken der „Menschendämmerung"). *) Ist sie darum unzeitgemäß? War nicht auch Nietzsche ein ins moralische Gebiet pervertierter Stiefsohn des „egozentrischen" Idealismus? Muß ein Prinzip falsch sein, weil es, falsch angewandt, zu falschen Resultaten führt? Muß der Stamm der kantischen Philosophie ewig in seinem Wachstum gehemmt bleiben, weil er seit Fichte seine Kraft in unfruchtbaren Wucherungen vergeudet hat? Ich glaube nicht. Vielmehr spricht mehr als ein Zeichen dafür, daß unsere Zeit — wenn sie sich wieder unter dem Banner einer großen idealistischen Weltanschauung schart — von einem Mann im Geiste Fichtes geführt werden will.

Ehe wir zum letzten Drama kommen, mit dem Lilienfein an die Öffentlichkeit getreten ist, haben wir kurz von einer kleinen dramatischen

---

*) Auch zu dem Wort Rolfs: „Wir erfassen alle tiefste Wahrheit nur im Gedicht" finden wir hier eine Parallele: „Das Rätsel alles Lebens, der ewige Kreislauf von Werden und Welken, hat keine philosophische, viel weniger eine biologische Lösung, sondern nur eine ästhetische."

Arbeit zu reden, die der Dichter selbst nicht in gleiche Linie mit seinen großen Dramen zu stellen scheint. Sie heißt: „Der Kampf mit dem Schatten" *) und ist ein interessanter Versuch, einen „Modernus" auf die Bühne zu stellen. (Daher auch der bezeichnende Untertitel „Drei Akte eines Vorspiels zum Leben".) Da eine solche in ihrem innersten Wesen undramatische Gestalt wohl den formellen aber niemals den dynamischen Mittelpunkt eines Dramas bilden konnte, stützte der Dichter gewissermaßen seinen Helden, indem er dem Stück – eine Heldin gab. Durch die daraus folgende Verlegung des Schwerpunktes kommt von Anfang an ein ästhetisches Mißverhältnis in den ganzen Aufbau des Dramas, das jedoch durch eine klug akzentuierte Aufführung wohl beinahe unmerklich gemacht werden könnte. Der Dichter mag übrigens selbst gefühlt haben, daß sich aus diesem Stoff nichts Großliniges für die Bühne schaffen ließ und ihn so früher, als es sonst seine Gewohnheit ist, aus der Hand gelegt haben. So erkläre ich mir wenigstens die Tatsache, daß neben ganz ausgezeichnet durchgearbeiteten Gestalten (wie z. B. die der Hilde selbst) die des Vetters Kühlborn steht, die nur mit ein paar konventionellen Strichen skizziert ist. Natürlich kann auch hier ein begabter Schauspieler Wunder wirken, denn verzeichnet ist nichts; aber Lilienfein hat uns schon so verwöhnt, daß wir bei seinen Gestalten an die charakterisierende Nachhilfe des Schauspielers nicht zu appellieren pflegen. Und es wird wohl auch nie wieder nötig sein. Das läßt uns des Dichters jüngstes Drama hoffen.

„Der Herrgottswarter" **) wurde im Oktober 1906 am Schillertheater in Berlin zum erstenmal aufgeführt. Trotzdem die Darsteller in lobenswertem Eifer den schwäbischen Dialekt***), den der Dichter eben nur andeutet, sehr breit sprachen und dadurch dem norddeutschen Publikum teilweise unverständlich blieben, war der Eindruck der Bühnenvorgänge doch ein sehr starker und die Aufnahme eine überaus freundliche.

Niklas Ruhland, der ehemalige Hofbauer vom Niklashof, hat eine vierjährige Gefängnisstrafe verbüßen müssen, weil er einen Knecht erschlagen hat, den er für den Liebhaber seiner Frau hielt. Nachdem er nun zu den Seinen zurückgekehrt ist, sieht er seine ganze Lebensaufgabe darin, auf die Stunde zu warten, wo der Herrgott offenbar macht, daß sich seine Frau wirklich mit jenem Knecht vergangen hat, trotzdem sie vor Gericht ihre Unschuld beschwor. Und diese Stunde kommt. Als er sehen muß, daß sich seine Tochter Christine desselben Verbrechens schuldig macht wie ihre Mutter, da hat er die Gewißheit, daß er recht gerichtet hat, als Werkzeug seines Gottes. Mit dem Gewehr, mit dem seine Tochter sich selbst gerichtet hat, gibt nun auch er, der längst des Lebens müde, sich den Tod.

---

*) Berlin, Fleischel 1906.

**) Berlin, Fleischel 1906.

***) Seine lokale Färbung weist deutlich auf den badischen Schwarzwald hin, wo der Dichter den Sommer 1905 zubrachte.

Wie des alten Johannes Friedhammer Lebensglaube einst durch das Geschick seiner Tochter geprüft und bewährt erfunden wurde, so entscheidet jetzt Christine durch ihren Untergang den moralischen Sieg des Vaters. Wieder ist es der Gedanke von der seelischen Selbstbehauptung, der für den Dichter im Vordergrund steht. Aber auch ein anderer ergänzender Grundgedanke seines Schaffens, daß diese Selbstbehauptung nicht mit Worten sondern mit Taten ausgefochten werden muß, kommt in der Gestalt des Niklas Ruhland zu seinem Recht. „Jetzt steht's Gericht bei uns selber!" Mit diesem Wort charakterisiert Niklas Ruhland sich selbst am treffendsten. Er ist ganz Tatmensch. Darum kennt er auch keinen Gott, der „von außen stieße". Sein Gott handelt durch ihn. Eigensinnig hält er deshalb an dem fest, was er einmal für recht erkannt hat. Dabei ist er ganz und gar verwachsen mit seiner bäuerlichen Umwelt; kein Sonderling, den der Zufall bezw. die Willkür des Dichters in einen Bauernkittel gesteckt hat; er ist vielmehr geradezu ein Typus jener schwerlebigen, wortkargen, bibelfesten Gerechtigkeitssucher, die man unter dem schwäbischen Landvolk nicht selten trifft.

Was die „Maria Friedhammer" und der „Berg des Ärgernisses" über sich selbst hinaus versprachen, das hat der „Herrgottswarter" gehalten: er ist ein Drama von tiefster Innerlichkeit und strengster Einheitlichkeit, aber weder auf Kosten seiner Intensität noch auf Kosten seiner Vieltönigkeit. Wie prächtig ist z. B. die Kartenspielszene am Anfang des dritten Aktes: ein Genrebild mit eigenem Stimmungswert und doch keine Ablenkung vom Gang der Handlung; ein Ruhepunkt und doch kein Stillstand, kein dramatisch toter Punkt. Neben ihr erscheint dem rückschauenden Blick die Szene aus der „Maria Friedhammer", wo Johannes Friedhammer und Welsch zusammensitzen, um ihren Sallust zu lesen, nur wie ein schüchterner Ansatz. Am deutlichsten aber zeigt die Gestalt des Helden selbst, daß dieses letzte Drama das größte ist unter seinen Geschwistern. Wie einer der alten Strafpropheten Israels steht er vor uns und doch wieder wie ein schlichter, gemütvoller Mensch, der „niemand in seinem Glauben irren will" und ohne Zögern aus dem Leben scheidet, an das er sich durch kein Recht und keine Pflicht mehr gebunden fühlt.

Ich habe zu Anfang dieser Skizze die Eigenart des tragischen Helden dahin festgestellt, daß er seine innere Existenz auf Kosten seiner äußeren durchsetzt, indem er seinen Lebensglauben rettet auf Kosten seines Lebens, und meine Leser werden wohl sofort in dieser Definition die Begriffe Schuld und Sühne vermißt haben. Ein tragischer Held, werden sie gedacht haben, ist doch nur, wer seinen Lebensglauben, sein Ideal in einer schwachen oder finsteren Stunde verkennt oder verleugnet und, diese Schuld sühnend, untergeht; also mit Beziehung auf Lilienfeins Dramen: ein tragischer Held ist nur Daniel Heinzius, nicht aber Johannes Friedhammer und Niklas Ruhland. Und doch würde jeder, der sich nicht auf diese theoretische Definiton besinnt,

ohne weiteres zugeben, daß auch die „Maria Friedhammer“ und der „Herrgottswarter“ Tragödien sind. Es muß demnach eine echte und reine tragische Wirkung auch ohne tragische Helden im alten Sinn des Wortes möglich sein. Und haben wir nicht schon einen klassischen Beweis für diese Behauptung im Egmont? Daß ihn Goethe eine Tragödie genannt hat (was Schiller bekanntlich nicht billigte), ist bedeutsam. Er ahnte, daß der schuldige tragische Held nur ein Spezialfall des tragischen Helden überhaupt ist. So hätte denn auch Lilienfein die „Maria Friedhammer“ und den „Herrgottswarter“ wohl Tragödien nennen können; daß er sie aber im Unterschied zum „Berg des Ärgernisses“ einfach Dramen genannt hat, beweist, wie klar er sich darüber war, daß die tragische Wirkung dieser beiden Stücke nicht auf dem durch die bisherige Theorie sanktionierten Wege erzielt wird. Ergänzend möchte ich wenigstens kurz darauf hinweisen, daß er im „Herrgottswarter“ das Motiv, aus dem heraus er dieses Drama zur Tragödie hätte gestalten können, geradezu beiseite schiebt, nämlich den Kampf zwischen Ruhlands Vaterliebe und seinem Bedürfnis nach sittlicher Rechtfertigung. Der Dichter hat seinen Helden so ganz als Tatmenschen geschaffen, daß ein reflektierendes Schwanken und weiterhin ein eigentliches Schuldgefühl gar keinen Raum hat in seiner Seele.

Es ist kein Zufall, daß uns Niklas Ruhland – bei aller Verschiedenheit ihres äußeren Schicksals – an Otto Ludwigs Erbförster gemahnt. Ludwig und Hebbel sind zweifellos die letzten Glieder der Reihe, der sich Heinrich Lilienfein mit seinem Schaffen einfügen möchte. Ein hohes Ziel! Aber wer so kühn auf die eigene Kraft vertraut, wer die Linien dramatischen Geschehens mit so instinktiver Sicherheit gestaltet und wer so ernst und gewissenhaft, ohne jede Konzession an Mode und Kassenerfolg arbeitet, läßt Großes hoffen.

Ursprung und Zweck des Harzer Bergtheaters.

Von Dr. Ernst Wachler (Thale).

Die Bewegung für ein deutsches Nationaltheater, die, auf Lessings Forderung gestützt, sich in den neunziger Jahren an die Namen des Rigaer Schauspieldirektors Max Martersteig, des Gymnasialprofessors Schreyer (Schulpforta) und die von ihnen begründete große Gesellschaft von Kunst- und Literaturfreunden knüpfte, war im Sande verlaufen. Die Gesellschaft zerfiel; die für Eisenach als einen Mittelpunkt des nationalen Dramas erweckten Hoffnungen, die sich auf die Anteilnahme des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar gründeten, zerflossen; und das Ergebnis langjähriger Arbeit, u. a. der Gründung einer dramaturgischen Monatsschrift, war kläglich und beschämend für die Nation.

Die kleine Zeitschrift „Die Volksbühne“, die in Berlin ein Jahr lang (1901/02) unter meiner Leitung im Kunstverlag Fischer und Franke erschien,

nahm die Bestrebungen auf, die jene Gesellschaft fallen gelassen hatte. In ihr veröffentlichte ich (1901 Nr. 2, November)*) einen Aufsatz über „das deutsche Theater der Zukunft", worin der herkömmliche Zustand unsres Theaters vom künstlerischen Standpunkt aus als unzulänglich bezeichnet ward. Auf die Urteile und Reformen Richard Wagners und des Grafen Schack, auf die Ansichten von Hans von Wolzogen, Kralik, Bartels und Müller-Gutenbrunn war Bezug genommen. Die verschiedenen Reformvorschläge wurden geprüft; die Theater, die bestimmte Eigenart aufwiesen, so Bayreuth, das Wormser Spielhaus, Savits' Reformbühne in München, die Volkstheater von Oberammergau, Orange und Arles beurteilt; und schließlich die Idee landschaftlicher Spiele unter freiem Himmel im Hochsommer als der zweckmäßigste Schritt empfohlen, um zu einem wahren Volks- und Nationaltheater zu gelangen. Bedeutende neue Werke, edle und doch volkstümliche Form, eine besondere Bühnenanlage, die Heranziehung von Berufsschauspielern waren als die Bedingungen genannt, unter denen sich die dramatische Kunst neu entfalten konnte und die Mitwirkung der Musik, die Schöpfung eines Chors, die ununterbrochene Darstellung, durch den Wegfall des Vorhangs bedingt, wurden schon hier gefordert.

Hinsichtlich des künstlerischen Ziels hatten einige Autoren verwandte Gedanken entwickelt: so in der Schrift „Die Idealisierung des Theaters" (1886) Hans von Wolzogen, der den Ausbau historischer Spiele und Feste durch das Volk selbst, also durch Dilettanten, befürwortete; Richard von Kralik in seinem ausgezeichneten „Kunstbüchlein" (1891) und seinen „Kulturstudien" (1900); Fr. Lienhard in seinem Buch „Neue Ideale" (1900) die beide schon den Gedanken der Sommerspiele und der Festbühne klar ansdrücken.

Indes schien die Verwirklichung dieser Träume ferner als je, da durch den Tod des betagten Großherzogs Karl Alexander alle Hoffnungen, die sich etwa auf seine wohlwollende Teilnahme für neue künstlerische Pläne gründeten, wider Erwarten schnell vereitelt wurden.

Damals (1901) empfing ich ein Schreiben des Malers Hermann Hendrich, in dem ich um eine Unterredung gebeten wurde. Der Künstler war mir als ein hervorragender Darsteller der Stoffwelt des heimischen Mythos bekannt. Es kam zu einer Rücksprache in seinem Atelier. Hendrich eröffnete mir: er habe sich an mich gewandt, weil ich für das Spiel im Freien einträte. Für die von Sehring erbaute Walpurgishalle auf dem Hexentanzplatz bei Thale, die seine Gemälde aus der Faustsage enthielte, trüge er sich mit dem Gedanken eines einfachen Spiels, das sich dort zur Aufführung im Freien eigne. Wer wohl ein solches abfassen könnte? Ich nannte einige Namen und erbot mich selbst zu einem ersten Versuch. Einig waren wir darüber, daß ein solches Stück schlicht und volkstümlich sein müsse, kein bürgerliches Sittenstück im Geschmack Sudermanns; vielmehr in gewissem Gegensatz zu dem Gesellschafts-

*) Wieder abgedruckt im Taschenbuch „Iduna", Jena 1903. Costenobles Verlag.

drama unserer Zeit. Schließlich schlug ich als Stoff die dramatische Darstellung einer alten Volkssitte, des ländlichen Frühlingsfestes mit der Einholung der Maikönigin vor; ein Spiel, das sich „Walpurgis" betiteln könne: womit Hendrich sehr einverstanden war. Er wollte die Arbeit, wenn sie fertig sei, im Künstler-Verein zur Aufführung bringen, um so ihre Wirksamkeit zu erproben.

Es kam indes nicht dazu. Zwar entstand eine Skizze zu dem kleinen Werk; aber vor der Ausführung ward ich Ostern 1902 von dem Großherzoglich Sächsischen Ministerium zur Leitung des Regierungsblattes, der Weimarischen Zeitung, nach Weimar berufen. Neue Amtspflichten drängten die künstlerische Arbeit zurück; bis Hendrich Ende des Jahres nach dem Stück fragte und mir zu Ohren kam, daß die Einmischnng von Dilettanten zu befürchten stand. Daraufhin führte ich das Stück aus. Auf die Anzeige von der Vollendung der Arbeit teilte mir Hendrich mit, daß er inzwischen von seiner Absicht abgekommen und anderweitig in Anspruch genommen sei; ich möchte mich doch mit der Gemeinde Thale selbst in Verbindung setzen. Über die dortigen Verhältnisse könne mich Th. Nolte, der um die Erforschung der Altertümer der Gegend sehr verdient sei, unterrichten.

Auf diese Weise kam ich zu Thale. In dem Glauben, daß der Ort der Idee einige Teilnahme entgegenbringe, reiste ich Ende Februar 1903 mit dem Komponisten Max Vogrich, der zu dem Walpurgisspiel etwas Musik schreiben wollte, von Weimar nach Thale, wo der Ortsvorsteher, Herr Schönermark, sich aufs liebenswürdigste die Förderung unserer Absichten angelegen sein ließ. Im Winterschnee bei heftigem Winde stiegen wir in Begleitung des Herrn Zimmermeisters Word zum Hexentanzplatz (450 m) empor. Nach einer halben Stunde oben auf der Hochfläche angelangt, erkannte ich sogleich, daß der Platz vor der Walpurgishalle, an den Hendrich gedacht hatte, wegen seiner ungeschützten Lage am Abgrund des Bodethals und wegen seiner Kleinheit für Spiele völlig ungeeignet sei. Ich suchte daher einen andern passenden Platz ausfindig zu machen. Aber das Gelände war eben und deshalb ungeeignet, dazu von unansehnlichem Baumbestand. Wir schritten die ganze Hochfläche, ein verhältnismäßig kleines Gelände, ab, ohne Erfolg, bis an die alte steinerne Umgrenzung, den Sachsenwall. Hier machte mich der Ortsvorsteher darauf aufmerksam, daß darüber hinaus der königliche Forst begänne und die Hergabe eines Platzes seitens des Fiskus wohl Schwierigkeiten machen würde; wenn irgend möglich, solle man auf dem Boden der Gemeinde Thale bleiben. Schon verzweifelten wir, etwas Geeignetes zu finden, als ich mich aus meiner Knabenzeit her erinnerte, daß der schmale Bergrücken nach der dem Bodetal abgekehrten Seite sanft abfiele. Sollten da nicht Schluchten und Einschnitte zu finden sein? Denn mir schwebte als Ziel keineswegs ein kleines Liebhaberspiel im Freien vor, wie man es wohl auf der Wiesenflur oder im Walde anstellt und es in den fürstlichen Parktheatern des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren geschorenen Hecken ausführte: vielmehr nach dem Beispiel der Griechen ein großes ideales Theater unter freiem Himmel. Auf der

Suche entfernte ich mich von den übrigen, entdeckte den Vorsprung eines mächtigen Felsens, von wo aus man eine überraschende Aussicht nach der Tiefebene zu hatte, unfern davon einen zweiten Felsen und zwischen ihnen verschwiegen eingebettet eine Mulde. Im Wald hinabsteigend, fand ich mich plötzlich in einem natürlichen Amphitheater. Ich rief: Hier, hier ist der gesuchte Platz! — Wo, wo denn? antworteten, langsam herankommend, die anderen Herren. Sie sind schon mitten darin, erwiderte ich. Denken Sie sich den Wald an dieser Stelle gefällt, Terrassen ringförmig die ganze Schlucht emporsteigend, unten eine Verbindung von Fels zu Fels, die eine Bühne trägt: und das schönste Theater ist geschaffen. Der Zimmermeister nahm einige Maße; und der Zweck der Gelände-Besichtigung war erfüllt. Nach einer Weile kamen der Buchdruckereibesitzer, Grupe, ein Mitglied des Gemeinderats, und der alte Th. Nolte nach, denen ich sogleich die aufgefundene Schlucht als den von mir gewählten Platz zeigte.

Man sieht, wie der Wunsch, die sich bietende Gelegenheit zur Ausführung meines Phantasiegebildes zu benutzen, die Ursache zur Begründung des Theaters gewesen ist. Hendrich gab mit seiner Anregung, ein Spiel vor oder neben der Walpurgishalle einzurichten, den äußeren Anstoß; der innere Trieb, jene große Aufgabe auf mich zu nehmen, beseelte mich schon seit Jahren. Die fertige Schöpfung ist dann weit über die ersten bescheidenen Anfänge hinausgewachsen.

Das Gelände ward mir zugesprochen; der Bau nach meinen Angaben vom Zimmermeister Worch so gefördert, daß am 8. Juli 1903 die Eröffnung der „Harzfestspiele" — so nannten wir sie damals — stattfinden konnte. Das aus dem Berg herausgeschnittene Theater übertraf nach seiner Vollendung die kühnsten Erwartungen; die erschlossene Fernsicht wirkte überwältigend. Sprechproben, die ich mit Dr. Aloys Obrist, früher erstem Hofkapellmeister der Stuttgarter Oper, an Ort und Stelle gemacht hatte, befriedigten völlig. Das Theater bestand aus dem Zuschauerraum, der sich in 21 Terrassen erhebt und etwa 900 Sitzplätze und 200 Stehplätze enthält, und aus der Bühne, durchschnittlich 25 m breit und 18 m tief, die in ihrem vorderen Teil aus Erde aufgeschüttet ist, in ihrem hintern Teil über der Schlucht schwebt. Zur Linken, den Blicken des Zuschauers entzogen, lagen die Ankleideräume der Schauspieler, Dekorationsmagazin und Requisitenkammer.

Die Darsteller der ersten Spielzeit, die vom 8. Juli bis 19. August dauerte und 19 Vorstellungen umfaßte, waren Weimarische Hofschauspieler, zu denen etwa vierzig Ortseinwohner für die Volksszenen hinzutraten. Gespielt wurde „Walpurgis", zu dem, nach Vogrichs Rücktritt, der vertraute Freund Nietzsches, Peter Gast und der junge Adolf Emge eine reizende Musik geschrieben hatten: Vorspiel, Aufzug des Maigrafen, Maireigen der Mädchen, Tänze, Chor der Waldfrauen und Feuerreigen. Außerdem machte man einen Versuch mit Hans Sachsschen Schwänken. Die Spielstunden lagen abends von 1/28 Uhr ab; wir benutzten den Zauber der einbrechenden Dämmerung.

Später fingen die Abendvorstellungen meist um 7 Uhr, die Nachmittagsvorstellungen um 4 Uhr an.

Für die zweite Spielzeit, die vom 25. Juni bis 9. August 1904 45 Vorstellungen umfaßte und, verfrüht begonnen, deshalb auch verfrüht abgebrochen wurde, ward auf die Mitwirkung von Dilettanten, da sich Unzuträglichkeiten ergeben hatten, verzichtet, ein ausgewähltes Personal des weimarischen Hoftheaters aber beibehalten. Aufgeführt wurden von neuen Werken „Herzog Heinrich am Finkenherd" (9 mal) von Franz Herwig, „Spielmanns Kirmes" (6 mal) von Alexander Elster, „Widukind" von mir (5 mal) mit der Musik von Karl Goepfart (Vorspiel, Chöre, Zwischenspiel, Feuerreigen), „Walpurgis" 4 mal wiederholt; ferner von Schiller „Wallensteins Lager" (3 mal), die Rütliszene aus dem „Tell" (3 mal) und Shakespeares „Sommernachtstraum" mit Mendelssohns Musik (15 mal), ein Werk, das uns den stärksten Erfolg brachte.

Der dritten Spielzeit gingen vom 11.—13. Juni 1905 Pfingstspiele voraus, und zwar kamen „Die Laune des Verliebten" von Goethe, „Münchhausens Liebeswunder" von Ernst Böttger und „Die Nachbarn" von Immermann je dreimal zur Aufführung. Am 22. Juni fand eine vom Verein deutscher Ingenieure anläßlich ihrer Generalversammlung in Magdeburg bestellte Sondervorstellung als Festaufführung statt. Gespielt wurde „Herzog Heinrich am Finkenherd" und das Singspiel „Bastien und Bastienne" von Mozart. Am 16. Juli begann dann die Hochsommerspielzeit, die bis zum 27. August dauerte und 52 Vorstellungen umfaßte: „Wieland der Schmied" von Lienhard mit 17 Aufführungen das Ereignis des Sommers, „Mittsommer" von mir (6 mal), „Siegfrieds Tod" von A. Sturm (2 mal), „Ragenhart" von A. Werner (2 mal), „Moloch" von Hebbel (2 mal), „Der verspielte Reiter" von Hans Sachs (2 mal), „Der Fremde" (Till Eulenspiegel) von Lienhard (5 mal), „Die Laune des Verliebten" von Goethe (12 mal) und „Die Nachbarn" von Immermann (2 mal). Zu dieser Spielzeit ward, wie schon zu Pfingsten, das Künstlerpersonal von den verschiedensten deutschen Hof- und Stadttheatern zusammengezogen, ein Verfahren, an dem man seitdem festhielt.

Die vierte Spielzeit vom 15. Juli bis 2. September 1906 brachte 49 Vorstellungen. Gegeben wurden: „Hanns Frei" von Otto Ludwig (7 mal), „Die erste Walpurgisnacht" von Goethe (2 mal), „Altgermanische Walpurgisfeier" von Fischbach (2 mal), „Iphigenie auf Tauris" von Goethe (11 mal) „Die Witwe von Ephesus" nach Lessing von Hoffmeister (2 mal), dazu Wiederholungen von „Wieland der Schmied" (7 mal), dem „Fremden" (11 mal), der „Laune des Verliebten" (5 mal), sowie zwei Körnersche Possen (12 und 9 mal).

Für die fünfte Spielzeit, die am 14. Juli 1907 eröffnet werden soll, sind folgende Werke vorgesehen: „Oedipus auf Kolonos" von Sophokles, „Iphigenie" von Goethe, „Balders Tod" von Schmidt, „Die Hermanns-

schlacht“ von Klopstock, „Wie es euch gefällt“ von Shakespeare, „Die geliebte Dornrose“ von Gryphius, „Lafontaine“ von Bartels, „Münchhausen“ von Lienhard, „Johanniszauber“ von Chrusen.

Wie man sieht, beschränkt sich der Spielplan keineswegs auf die Wiedergabe älterer Meisterwerke der germanischen Literatur, soweit sie sich für das Theater unter freiem Himmel eignen; er benutzt diese vielmehr nur als Unterbau für die Pflege und Entwicklung der dramatischen Dichtung der Gegenwart, mit der Absicht, einen Stil zu begründen. Denn Aufgabe der Bühne unter freiem Himmel kann im allgemeinen weder die Aufführung von Werken sein, die für die gänzlich andere geschlossene Bühne verfaßt sind, noch die Darstellung ausländischer Erzeugnisse des verschiedensten Geschmackes. Sie muß vielmehr all ihre Kraft auf die Pflege des nationalen Dramas verwenden, das in der heimischen Sage und Geschichte wurzelt. Die Anknüpfung an die Verhältnisse der Gegend ist hier das Natürliche.

Der Zweck des Theaters unter freiem Himmel läßt sich darnach als ein doppelter bezeichnen: die hohe Kunst dem Volke nahe zu bringen und das heimische Drama, unter Anknüpfung an unsre alte Überlieferung, zu erneuern. In jenem Zweck liegt die soziale Bedeutung des Theaters unter freiem Himmel, in diesem seine nationale. Die sommerliche Festbühne mit ihren niedrigen Eintrittspreisen ist, wie keine andre, volkstümlich und vaterländisch zugleich.

Das Theater unter freiem Himmel ist keine neue Erfindung. All’ die berühmten griechischen Theater von Athen, Pergamon, Syrakus, Taormina lagen unter freiem Himmel. Unsere altdeutschen Spiele, Feste, Wettkämpfe und Umzüge fanden im Freien statt. Die Rückkehr zur Natur, die Umwandlung der Schaubühne aus einem städtischen Vergnügungsorte zu einer weihevollen Feierstätte entspricht nur der Grundrichtung des deutschen Geistes. Kein Geringerer als der Erneuerer unsrer Literatur, Klopstock selbst, der Sohn der Harzstadt Quedlinburg, ist, wie Fr. Lienhard 1906 entdeckt hat, der Vater der Idee. Er dichtete, in der Absicht, den Deutschen Werke für eine Festspielbühne zu schaffen, seine Hermann-Trilogie, die mit der herkömmlichen Form des Dramas bricht, eine der altgriechischen entsprechende Form entwirft, auf die Akteinteilung, dies Überbleibsel alexandrinischer Verfallszeit, verzichtet und die Einheit des Schauplatzes festhält: lauter geniale Griffe, die man bisher ganz ungenügend gewürdigt hat. Als Szene wünschte er eine solche unter freiem Himmel. „Wenn ich der Erbprinz (von Braunschweig) wäre,“ schreibt er 1770, „so ließe ich ‚Hermanns Schlacht‘ unter freiem Himmel im Harz, just auf einem solchen Felsen am Tale der Schlacht, als zum Schauplatz angegeben ist, aufführen und lüde außer einigen Kennern auch einige preußische Bataillons, die sich im letzten Kriege besonders hervorgetan hätten, dazu ein.“ Hier haben wir die Vorwegnahme des Gedankens, der im Harzer Bergtheater bei Thale verwirklicht ist; und es ist nicht mehr als eine Ehrenpflicht gegen den großen Vorläufer Goethes, wenn wir — zum

ersten Male — seine ‚Hermannsschlacht‘ so aufführen, wie er es ersehnt hat.

Es ist natürlich bei einer so ungewöhnlichen Neuerung, daß mannigfache Bedenken und Einwürfe nicht ausgeblieben sind. Hier würde es zu weit führen, sie alle auch nur zu erwähnen; der Hinweis auf meine Studie „Einwände gegen die Bühne unter freiem Himmel,“*) in der ich auf alle eingegangen bin, mag genügen. Nur der wesentlichste muß genannt werden: ungünstige Witterung. Die Erfahrung lehrte, ihr durch Anlage einer Schutzhalle quer vor der obersten Terrasse des Theaters zu begegnen, mit einer Innenbühne, die zu künstlerischen Vorträgen und Darstellung kleiner Szenen bei Regen dient. Zu diesem Zweck ist zunächst ein Edda-Abend mit einem Dialog Brynhilds und der Hel, ein Harzer Abend mit dem Aufstieg Fausts und Mephistos zum Brocken (aus Goethes Walpurgisnacht), ein Heldenabend mit Heinrichs des Löwen Tod von Grabbe, ein Eulenspiegel-Abend mit einem Schelmenspiel vorbereitet worden, in denen die große Überlieferung unsres Volkes zusammengefaßt ist und in deren Mittelpunkt das Epos und die Ballade steht.

Über die Aufnahme des Unternehmens ist zu sagen, daß das Publikum, anfangs zum Teil zögernd und mißtrauisch gegen die ungewohnte Veranstaltung, sich längst ganz und gar dem Bann und eigentümlichen Zauber des Spieles unter freiem Himmel hingegeben hat. Die Vereine und Schulen kamen in Masse, diese zumal bei der Aufführung klassischer Werke; das Vorurteil, das im Harzklub ursprünglich verbreitet war, ist geschwunden, so daß dessen Ortsgruppe Hannover sich im März 1906 einen besonderen Vortrag über das Theater unter freiem Himmel halten ließ. Die großstädtische Presse hat von vornherein, mit verschwindenden Ausnahmen, das Harzer Bergtheater nicht nur mit warmer Anerkennung, sondern zum Teil mit Begeisterung begrüßt; angesehene Autoren wie Eugen Reichel, Heinrich Sohnrey, Hans Gallwitz, Albert Borée, Prof. Adolf Bartels, Prof. Reinhold Steig haben in ausführlichen Feuilletons seine Bedeutung erörtert. Eine ganze Zeitungs-, Zeitschriften- und Broschürenliteratur darüber ist entstanden, in deutscher, holländischer und englischer Sprache, die das Archiv des Theaters aufbewahrt. Die Anlage selbst wird von Ostern bis Michaelis von Fremden als eine Sehenswürdigkeit und ein landschaftlicher Glanzpunkt des Harzes viel besucht.

Lesefrüchte.

Volkslied. (Aus Josef Stibitz: Reigen. Erstes Büchlein Heimatskizzen aus deutsch-böhmischen Geländen. Leipzig, F. Rothbarth. (130 S.) 8° [F.] 1,50 Mk.).

Lachend liegt das Land im glänzenden Sonnenlichte: Hügel an Hügel, wogende Saaten, die der Ernte zureifen, grüne Wiesen und kleine, sonn-

*) Vgl. „Leipziger Neueste Nachrichten“, 10. Juni 1907.

beschienene Dörfer unter grünen Blätterkronen, darüber ein spitzer Kirchturm und Schwärme von Schwalben, die sich in weiten Bögen durch die blaue Luft hinwiegen.

Unten im Tale ziehen rauschende Bäche und winden sich in silbernen Streifen durch die Fluren. Und zwischen Erlen verträumt und verloren klappert ein Mühlwerk. Die Kämme der Hügel sind mit Wald und Gebüsch überstanden, und zwischendurch ziehen sich gelbe, sandige Wege. Hin und her steht eine knorrige Kiefer, eine tiefästige Buche, ein eisern Kreuz mit einem vergoldeten Heiland scharf am Wege.

Die Sonne gleißt und aus dem Walde heraus schwelt ein heißer Duft – die rote Lohe der Heide leuchtet von allen Rändern und Lichtungen.

Zwei Kinder stapfen mit nackten Füßen im Sande daher. Die kleine Dirn im blauen Röcklein und roten Leibl trägt ein Körbchen am Arm mit roten Randbeeren. Und wie sie das Köpfchen dreht, tanzen zwei gelbe Flechten auf ihrem Rücken. Der Knabe hat Höslein, die sind von Flecken so bunt, wie eine Landkarte. Die Jacke liegt daheim hinterm Ofen, wo das Heimchen zirpt und ein buntangestrichener Heiliger die Wache darüber hält. Auf seinem verkrempten Hute schlenkert gar stolz eine Hahnenfeder, die hat Nachbars Kickerihon im Streit mit dem alten Gockel gelassen. Er hat ein Pfeiflein im Munde und entlockt ihm bald schrill bald leise langgezogene wehe Töne.

So trappeln die zwei auf dem Sandwege übers Gelände. Juhuhuhu, gellt es von den Feldern, wo die Halme unter der Sense rauschen; juhuhuhu, widerhallt es an den Hügeln und Wäldern. Verloren schollert ein Wagen, klappert die Mühle und leise zittert ein Vogellied aus dem Gebüsche.

Manchmal brockt die Kleine paar rote Beeren zwischen dem Gerölle am Wege und wirft sie ins Körbchen. Der Knabe aber scheucht bald einen Vogel, bald ein Schieferinkl*), das zwischen den Steinen verschwindet, bald einen Schmetterling, der auf einer Distelblüte nippt. Dann fängt er ein Sommerwürml, setzt's auf einen Finger und singt:

Sommerwürml flieg aus,
Flieg eis Muttergotteshaus
Breng die schiene Sunne raus . . .

Und die kleine Schwester schaut ihm dabei mit großen, ernsten Augen zu, bis das Sommerwürml auffliegt.

„Pepsch – iss denns Muttergottesheisl weit wag ver uns?" fragt sie dann mit einem tiefen Atemzuge, wenn der Käfer in dem goldenen Sonnengeleucht verschwunden ist.

Der Pepsch aber stemmt beide Hände in die Taschen und schaut mit überlegenem Lächeln auf seine Schwester. „S' Muttergottesheisl iss ein Himmel drüb'n. Weßt, dart wu de Annl iss – –." Darüber gibt sich die Kleine

*) Eidechse.

zufrieden und sie traben wieder ein Stückel weiter. Da stößt ein Kuckuck am Waldrande hin. Und bald darauf dringt sein Ruf über die Wiesen herüber: Kuckuck — Kuckuck . . .

Kuckuck —
Wu biste?
Ein Walde —
Wos hoste?
Ein Vogl —
Gib mir dn . . .
Pfeif dir dn . . .

schallt es von zwei frischen Kinderlippen. Haben sie ihn auch noch nicht gesehen, sie kennen ihn gar gut und Kuckuck — Kuckuck klingt es am Gehänge.

Da knirscht es im Sande neben den Kindern. Ein altes, gebücktes Männlein in abgetragener Kleidung, eine grobe Fiedel auf dem Rücken, kommt den Weg über die Lehne daher.

„Na wu hie ihr zwej Karlichn. Ihr wort wull ein Beerdn? Wie heeßt denn du Kleene — Resl? Willst mar ni eene Hand vull Randbeern gan?

„Don nammt eich ock e poor Vettr — mir warn schun nou lang. Und morne gie mer su wieder ei de Beerdn", sagt die Resel und hält dem Alten ihr Körbchen hin.

Dann setzen sich alle drei an den „Ranger" in die Heide und den duftenden Thymian.

Der Alte hat die Fiedel weggelegt. Der Pepsch fährt mit dem Finger über die Saiten. Zingzerlingzing . . .

Fink — fink, tönt's im Birkengezweige.

„Jetzt gat e mol ocht", sagt der Alte und nimmt die Fiedel und zimpert paarmal hin und her, dann räuspert er sich und singt mit schwacher, zitternder Stimme:

Regna, regna Treppln,
Wie schiene bliehn de Äppln —
Wie schiene blieht der Majoron
Der Hansl will e Schotzl hon . . .

— — Sappermentskarliche ihr künnts wul schun. Itz will ich eich ober e anders sing, — dos müßt er eich hübsch merken.

Wenn der jüngste Tag will werden
Da fall'n die Sternlein auf die Erden,
Da beugen sich die Bäumelein,
Da singen die Waldvögelein.
Da kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem großen Regenbogen:
„Ihr Toten, Ihr sollt auferstehn!
Ihr sollt vor Gottes Gerichte gehn!

Ihr sollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Englein sitzen!
Ihr sollt treten auf die Bahn! –
Der liebe Gott nehm uns all' in Gnaden an . . ."

Er sang es mit leiser, zitternder Stimme und dabei blickten seine Augen wie verloren in das ferne Sonnengeleucht. Die zwei Kinder hatten sich aneinandergedrängt und lauschten. Und dann versuchten sie's auch – und der Alte half mit der Fiedel und mit der Weise nach, bis es ging.

Dann legte er die Fiedel wieder um und nickte den Kindern zu:

„Und nu markts eich feine." Dann stieß er den Stock in den Sand und schritt den Bühel hinauf ins Birkengebüsch.

Die Kinder aber schritten im Abendgeleucht heimwärts.

* * *

Wochen nachher: der Schnitt ging fast überall zu Ende. Der Alte war von Dorf zu Dorf gezogen und hatte sein Liedlein gesungen von Haus zu Haus und den Schnittern und Mägden zum Erntetanze aufgespielt – und manche Gabe war in den hingehaltenen Hut geworfen worden.

Aber seine Stimme war immer zittriger geworden und die müden Beine hatten ihn kaum mehr getragen, da hatte er sich an einem schönen Sommerabende oben am Gelände unter eine Buche hingelegt ins weiche Gras und war eingeschlafen. Als der Morgen rauchte und die Sonne purpurrot im Osten in die Höhe kam, schlug eine Drossel an oben in der Buche.

Da kamen zwei dahergegangen, ein Schnitter mit der Sense auf der Achsel und eine Magd mit dem Korbe auf dem Rücken. Von fern schon sahen sie den Alten neben der Fiedel liegen. Sie traten näher.

„Der alte Fiedler. Ich muß doch emol nejnder san. Es wardn doch nischt passirt sein?" sagte der Schnitter und trat zu ihm.

Er bückt sich und schaut. Das sind gar zwei stille Augen, die ihm entgegensehen. Er zupft ihn am Arm.

„Kathl, der spielt uns nimmej zun Arntefesta. Gie ock emoul eis Dorf zurücka; ich war derweile dou ub'n wartn."

Eilends wirft die Magd den Korb weg und rennt übers Gelände ins Dorf hinein.

Golden schiebt sich die Sonne über den Hügel – aus den Tälern klingt leise das Morgengeläut, da zieht der Schnitter den Hut und faltet die Hände.

Im Baume oben holt die Drossel aus zu einem neuen Lied. Da grollt es in der Geige, ein schriller Klang – eine Saite ist entzweigesprungen.





Kritik.



Reinhold Seeberg (Prof. an der Universität in Berlin): Die Grundwahrheiten der christlichen Religion. Ein akademisches Publikum in 16 Vorlesungen gehalten vor Studierenden aller Fakultäten der Universität Berlin im Winter 1901/2. 4. verb. Aufl. Leipzig 1906. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachfolger. IX und 173 S. Geh. 3 Mk., geb. 3,80 Mk.

Ein feines und kluges Buch. Geschrieben von einem echten deutschen Gelehrten und köstlichen Menschen. Was heute so selten wird, das liegt wirklich darin: freimütig bekannte Weltanschauung und Leben. Schon das macht mir die Arbeit sympathisch. Wer noch so altmodisch ist und sich vom Göttlichen in der Welt ergreifen läßt und über den das Gute im Menschen noch Gewalt besitzt; wem es noch fühlbar wird, daß in unserem Inneren vieles so verborgen und still geschieht, das unser Leben mit dem ewigen Strom der Unendlichkeit verbindet, vieles, das noch keine Psychologie gedeutet hat, aber das uns dennoch die Falten auf der Stirn löscht — wer das noch verspüren kann, der wird von Seebergs religionsphilosophischer Studie (fast so möchte ich die Schrift nennen) reich beschenkt werden. Alles, was er über Jesus und sein ganzes Werk sagt, ist nicht nur mit der kritischen Scharfsichtigkeit des modernen Theologen gesagt, sondern es redet hier auch ein Mann, der in erlesener, fein geschliffener Sprache das Größte, was unter uns Menschen gewohnt hat, zur frischen erlebbaren Wirklichkeit in Beziehung bringt. Die stillsten Melodien, die uns Leben und Welken zutragen, und das Symbolhafte davon, unsere vieldeutige und unbestimmte Gegenwart und die fragenden Blicke in die Nebel der Zukunft, kurz, die ganze Fülle von Lebensmöglichkeiten ist unter die Bedingungen dieser einen Persönlichkeit gestellt, die da heißt: Jesus Christus! Die Geschichte der Menschheit und der Seele ist der Hintergrund, von dem sich das feingezeichnete Porträt abhebt, die Philosophie der Religion bietet Farbe und die Helligkeitsgrade, aber die warme Sehnsucht, ihn zu fühlen, zu leben und dem eigenen Ich einzuverleiben — das hat dem Bilde die Seele eingehaucht. Und es ist ja die Liebe.

Möchte das Buch noch immer mehr Freunde bekommen. Denn es hat damals, als es noch lebendiges Wort war, viele mitgerissen, in Zögernden und Kühlen entzündete es Leben, und in vielen wurde das Gute gesteigert und aufgehöht. Es gibt Bücher, von denen man nur menschlich reden kann, Bücher, die man so gar nicht im wissenschaftlichen Sprachton abzufertigen gewillt ist. Besonders wenn man sie noch als hinreißendes Wort kannte, in welchem sich der Lehrer uns selbst gegeben hat.

Wien.

Privatdozent Dr. Franz Strunz.

Hesse, Hermann: Peter Camenzind. 260 S. 35. Auflage 1907. Geh. 3 Mk. — Unterm Rad. 294 S. 10. Auflage 1906. Geh. 3,50 Mk. — Diesseits. Erzählungen. 308 S. 1907. Geh. 3,50 Mk. — Alle drei Bücher im Verlag S. Fischer, Berlin.

Vor dem „Camenzind" hat Hesse Gedichtbände und eine Novelle herausgegeben. Bekannt wurde er erst durch seinen Roman, der 1904 erschien und zum „Modebuche" wurde. Das las man nicht nur im „einen Lager" oder „im andern", sondern in allen Kreisen, die am literarischen Leben der Gegenwart teilnehmen. Kein Wunder: es ist das Buch eines Künstlers, der sich an Keller und wohl auch der alten ita-

lienischen Novelle schulte, der also selbst von unsern „l'art pour l'art"-Leutchen nicht gut mit Verachtung gestraft werden konnte, obwohl Camenzind für moderne Schriftstellerseelen sehr wenig übrig hat; anderseits hat das Buch einen natürlich-lebendigen Zusammenhang mit der Heimatkunst, die in den im Alltagsleben ihrer Heimat stehenden Bürgerkreisen ihre Freunde findet; und endlich ist es ein Gegenwartsbuch, das ein Stück Leben der Gegenwart gestalten möchte.

Peter Camenzind wächst auf zwischen Bergen über einem Schweizer See. Alles natürliche Leben ist seine Freude, nur nicht die Menschen und ihre Arbeit. „Mein Vater hätte mich zum Bauer gemacht . . Aber der kluge Mann hatte mir auf den Grund meines Wesens gesehen, wo als Schwerpunkt und Kardinaluntugend meine unbesiegbare Trägheit hauste. Ich entrann, wo es nur gehen wollte, der Arbeit und lief statt dessen den Bergen oder der See nach oder lag seitwärts versteckt an der Halde, las, träumte und faulenzte. In dieser Erkenntnis" überläßt ihn der Vater dem Pater auf dessen Wunsch. „In üblicher Weise mit Freiplatz und Freitisch an einem Gymnasium" wird er erzogen und wird zum Philologen bestimmt. „Niemand weiß warum. Es gibt kein unnützeres und langweiligeres Fach und keines, das mir ferner lag." Er kommt zur Schriftstellerei und macht sich frei vom Zwangsstudium in Zürich. „Ich verdiente mein Brot, verzichtete auf das lästige Stipendium und trieb mit vollen Segeln dem verächtlichen Leben eines kleinen Berufsliteraten entgegen." Im Grunde seiner Seele liegt aber, wenn auch „noch zumeist im Halbschlummer" der Trieb, der den wenigsten der Mitstrebenden, die er kennen lernt, als Bedürfnis bekannt scheint, der Trieb ohne äußeren Zweck an sich selber zu bauen und das „persönliche Verhältnis zu Zeit und Ewigkeit zu klären." Ein Dichter steckt in ihm. Wenn er in schwermütigen Stunden statt zu schlafen „den schwarzen See, die auf den bleichen Himmel gezeichneten Silhouetten der Berge und darüber die schönen Sterne" sah, „dann ergriff mich oft ein ängstlich süßes, starkes Gefühl, als sähe all diese nächtige Schönheit mich mit einem gerechten Vorwurf an. Als sehnten sich Sterne, Berge und See nach Einem, der ihre Schönheit und das Leiden ihres stummen Daseins verstünde und ausspräche, und als wäre ich dieser Eine und als wäre dies mein wahrer Beruf, der stummen Natur in Dichtungen Ausdruck zu gewähren."

Bis zum Ende des Buchs kommt es nicht dazu. Da sitzt er wieder zu Haus, pflegt den alten Vater, einen mürrisch gewordenen Sonderling, und denkt daran, nach dessen Ableben mit der nötigen Sachkenntnis und um der guten Sache willen die heimische Gastwirtschaft zu übernehmen und ihren guten Keller zu pflegen. „Und in der Lade liegen die Anfänge meiner großen Dichtung. ‚Mein Lebenswerk,' könnte ich sagen. Es klingt aber zu pathetisch und ich sage es lieber nicht, denn ich muß bekennen, daß Fortgang und Vollendung desselben auf schwachen Beinen stehen. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, daß ich von neuem beginne, fortfahre und vollende; dann hat meine Jugendsehnsucht Recht gehabt und ich bin doch ein Dichter gewesen. Das wäre mir soviel oder mehr als der Gemeinderat (dessen Mitglied er werden konnte) und als die Steindämme wert (zu denen er mithalf). Das Vergangene und doch Unverlorene meines Lebens aber, samt allen den lieben Menschenbildern, von der schlanken Rösi Girtanner bis auf den armen Boppi, wöge es mir nicht auf."

Dieser Schluß, ein Resignieren auf dem heimischen Boden der Camenzinde, läßt den Roman gleichsam im Sande verlaufen, als der Mann, dessen Leben und Entwicklung geschildert wird, vielleicht noch nicht einmal in die Vollkraft seiner

Jahre hineingewachsen ist. Hier offenbaren sich deutlich die wesentlichen Vorzüge und die wesentliche Beschränkung des Buches. Starkes unbetrügliches Erleben uud dementsprechend einfaches Gestalten, das scheinbar ohne feste Komposition sich vollzieht, ohne „Zielstrebigkeit", soweit sie nicht schon im Erleben selber liegt; in Wahrheit werden die Kompositionskräfte zurückgedrängt von der überragenden Kraft des unmittelbarsten Erlebens. Es ist klar, weshalb gerade die Art des biographischen Werderomans zu der bezeichneten Art der Gestaltung neigt, und weshalb sie an Komposition mit Gewinn entbehren kann, was durch Fülle des Lebens verdrängt und ersetzt wird.

Denkbar ist noch eine vollkommenere Harmonie im Verhältnis der Kräfte: In einem Dichter, der immerhin jung sein mag, aber mit dem Leben gerungen hat, bis er es „bezwang", und nun auch in seiner Darstellung über ihm steht und „frei" gestalten kann, d. h. „Darstellung im höchsten Sinne" im Gegensatz zum „erlebten Leben" geben kann. Ich denke an den „grünen Heinrich." — Dessen endgültige Resignation zeigt zudem eine höhere Vollendung und Überlegenheit.

Camenzinds vorläufige Resignation offenbart aber gleichfalls echte Kraft. Die Dekadenz hat keine Macht über ihn gewinnen können. Camenzind geht nicht zu Grunde und nicht zur Bohême. Ungebrochen und unverdorben stellt er sich wieder auf seinen Heimatboden, vielleicht neue Kraft zu empfangen zur schönsten Blüte seines Wesens, nachdem er „da draußen" im ehrlichen Streben innerer Entwickelung seinen Mann gestanden hat. — Und da spricht denn der Wertheimführer durch die moderne Literatur (der Eckart hat ihn in seiner ersten Nummer gebührend gewürdigt) von dem „gut Stück Philistertum", das „in fast jedem Deutschen" steckt, „ein Element", das„ seit den Tagen des seligen Herrn „Lebrecht Hühnchen" von Seidel nicht mehr angeschlagen, von der Literatur so gar nicht mehr berücksichtigt worden" sein soll. Wir freuen uns dieser „Philisterhaftigkeit", d. h. der wurzelhaften deutschsittlichen Persönlichkeit, die seit dem Absterben des Naturalismus wieder an Bedeutung in der modernen Literatur gewinnt. Lebrecht Hühnchen, der sich den modernen Verhältnissen anpaßt und dabei abseits eine echte Idylle zu bewahren weiß, kann ernsthaft mit Camenzind nur in Hinsicht auf den unliterarischen eigenen Zuschnitt seines Lebens verglichen werden. Camenzinds Resignieren, nachdem er sich überall dem Leben gestellt hat, ist nichts weiter als eine Rückkehr zu dem Boden, aus dem in ihn die Kraft steigt, das ganze Natur- und Menschenleben am stärksten und unmittelbarsten in sich aufzunehmen und am menschlichsten zu leben. Was in seinem Wesen sich gegen die sogenannte Kultur auflehnt, ist gerade die Sehnsucht nach einer menschenwürdigen Kultur. Man könnte sagen: Je mehr leibhaftige Camenzinde, desto mehr Hoffnung haben wir Deutschen auf eine Kultur von unverkümmertem deutschen Leben!

Ich bin scheinbar weit von den künstlerischen Werten des Buches abgekommen. Aber der lyrisch-persönliche Gehalt des Buches, den Hesses Dichtung übermittelt, der macht doch wohl auch den größten Kunstwert dieses Werkes aus. Und hier liegt denn, wenn man so will, auch wieder ein Mangel, den man zugeben kann und der zur Hälfte schon im Vergleich mit dem grünen Heinrich zu erkennen war. Es ist nicht überall „Sache" in dem Buch, viel Unobjektiviertes, Stimmung und reflektierende Zusammenfassung, es wird nicht so lange Dauer haben, wie ganz objektivierte Dichtungen. Das kann uns, die wir in gleicher Zeitstimmung leben, für unsere Freude an dem Buche ganz gleichgültig sein. Wir können es uns ganz zu eigen machen und können Camenzind ganz

lebendig sehen. In seinem Natursehnen und -Verstehen, in seiner Jünglingsfreundschaft, in seiner frauenverehrenden Liebe; wie Franz von Assisi, der alles Geschaffene liebt, sein Heiliger wird, und Camenzind nun gleichfalls die Menschen in seine Liebe zur Natur hereinziehen will. Wie es ihm bei einfachen natürlichen Menschen gelingt und wie er endlich zur selbstüberwindenden Nächstenliebe durchdringt und in ihr vom armen verwachsenen Boppi am reichsten beschenkt wird. —

Das Buch, das Hesse dem Camenzind folgen ließ, ist weniger inhaltsreich. „Unterm Rad" ist eine schwäbische Schülergeschichte. Hans Giebenrath, ein begabter Junge, macht in Stuttgart das „Landexamen", und kommt aufs Seminar in Maulbronn. Das besagt: der Staat hat die Absicht, ihn kostenlos ins Land der Bildung und zu Amt und Brot zu führen, — oder wie Hesse es sieht: die ahnungslosen Eltern verkaufen gegen Geldvorteil ihre Kinder an den Staat. Die Kinder dürfen „nur nicht matt werden, sonst kommt man unter's Rad." Der kleine Giebenrath wird aber matt, weil er von den Kraftquellen seines Jugendlandes vertrieben ist. Da halten denn seine Nerven den Anforderungen der Arbeit immer schlechter stand. Es braucht nur noch ein wenig Freundschaft und ein wenig Pubertätsunruhe, seine Arbeitsruhe zu stören, und schon geht das Rad der vortrefflich genauen, immer gleichmäßig weiterarbeitenden Staatsmaschine über ihn hin. Und wenn er sich auch zu Haus von seinem Nervenknax leidlich erholt, sein Leben ist und bleibt zerbrochen. Ganz langsam geht es zu Ende. Noch einmal kommt ein Hoffnungsschimmer, es könnte doch noch zu einem einfachen Handwerkerleben ausreifen. Aber Leben und Hoffen erlöschen in Wasser.

Hesses Erzählung bezeichnet man vielleicht am besten als Musterbeispiel einer guten Tendenzerzählung. Es findet sich in ihr keine einzige pathetische Übertreibung, nicht einmal die geringste unwahrscheinliche Willkür; sie ist kein Rechenexempel, bei dem mit Absicht positive Größen ausgeschaltet werden, um nur ja das gewünschte negative Resultat zu gewinnen. Hesse übersieht nichts und erzählt ganz ruhig, manchmal trocken, ganz selten in einem mit so viel Ernst gemischten satirischen Ton, daß das hörende Ohr unruhig wird, weil es zwei sehr nah nebeneinander liegende Töne zugleich hört, zwischen denen es „Schwebungen" gibt. Ein paarmal schweift er einen Augenblick ab; die lebendig gewordenen Naturschilderungen gehören zur Sache, die prächtigen Bilder aus der ärmlichen Gasse „zum Falken" sondern sich zwar ein wenig vom Ganzen, gehören aber neben die besten Stücke des Buches, vor allem die wunderbar feinfühligen und zarten Schilderungen der den Knaben verwirrenden Jünglingsgefühle. Alles in allem genommen, wird von jedem Leser ein „notwendiges Ganze" in Hesses Erzählung erkannt werden müssen. Wenn trotzdem unsere unmittelbarste menschliche Anteilnahme dem kleinen Giebenrath sich nicht in der Stärke und für immer zuwendet wie unter andern „jugendlichen Helden" z. B. Emil Straußens „Heiner," so kann man darin vielleicht ein innerstes Merkmal einer guten Tendenzerzählung (nicht persönlicher Tendenz) erkennen, in der irgend ein Zuständliches wirkt, das diesseits des Rein-Menschlichen bleibt und also nicht reinmenschlich wirken kann. Und der Gegensatz: Wo das Zuständliche gleichsam nur noch das haltende Gewebe ist, auf dem die bunten Fäden des Persönlichen sich zum sichtbaren Bilde reihen und durchkreuzen, da wird die allgemeine Bedeutung des Zuständlichen schwer erkennbar; da ist die Darstellung für die Zwecke einer nicht persönlichen Tendenz kaum noch zu gebrauchen. Es wäre unrecht, Heiner und Giebenrath zu vergleichen: Giebenrath soll als einer von vielen erscheinen und Heiner als ein „Be-

sonderster.“ Wem die bezeichnete Eigenart in der Darstellung Giebenraths nicht ausreichend erscheint, die eigentümliche Stellung zu erklären, die man gegen den unglücklichen Knaben einnimmt, der wird die persönliche Eigenart der Hesseschen Darstellungskunst zur Erklärung heranziehen. Dieser Darstellungskunst liegt bis jetzt, wie mir scheint, und wie ich schon beim Besprechen des Camenzind erwähnte, die lyrisch-persönliche Schilderung des dichterischen Erlebens besser, als die objektiv aufbauende, für welche ihre schlichten Mittel vielleicht nicht immer genügen. –

Auch Hesses neuestes Buch zeigt weniger kunstvolles Bauen als stimmungsvolles Erzählen. Drei von den fünf kleinen Erzählungen, die unter dem Titel „Diesseits“ kürzlich als Buch erschienen, sind in der ersten Person gegeben. Ein sehr fein und reich ausgebildeter Natursinn, der sich in allen Büchern Hesses zeigt, erscheint in den zwanglosen kleinen Stücken ganz unbeengt. Er vereint sich sehr schön mit den Schilderungen der menschlichen Erlebnisse, die alle dem Reiche der Unreifen, Werdenden, noch „Diesseits“ der Reif-Grenze Lebenden angehören. So sind nicht eigentliche Novellen entstanden von scharf ausgeprägter Form und in harten Ereignissen, die klar überschaubare Entwicklung und Folgen haben, sondern feine Stimmungsbilder, deren nicht hervortretende Form zu den im Halbdunkel bleibenden Erlebnissen stimmt.

Es wird dargestellt: das Verhältnis eines Knaben zur Umwelt und besonders zu einem andern Knaben, der frühzeitig stirbt; ein noch unreif-schweifender, noch junger Mann, der sich in ein reifes Mädchen verliebt, ohne zu spüren, wie vernichtende Lebensglut in der heimlich Gebundenen entfacht wird; ein lebhafter „Schüler der höheren Klassen“, in dessen Ferientage eine fertige „Dame“ eine erste Unruhe bringt; ein anderer „Lateinschüler“, der von einer alten Magd bemuttert wird und in unklarem Drange seiner Jugend einer jungen sich zu nähern sucht, bis er an ihr, die einen Handwerker liebt und heiratet, die gewaltige Lebensmacht sieht und teilnehmend miterlebt, an die er rühren wollte; ein Wanderer, den es zu einer früher geliebten, dann verheirateten Frau zieht und dessen Zusammensein mit ihr ausklingt in den Schlußversen:

„Seltsam im Nebel zu wandern!
Leben ist Einsamsein.
Kein Mensch kennt den andern.
Jeder ist allein.“

In einer der Erzählungen sind die Dinge und Menschen weniger kommentiert als durch direkte Zeichnung charakterisiert. Im Lateinschüler, bei dem man am meisten an Keller denken muß, erscheint die direkte Zeichnung weniger gelungen; die weisen Mägde erscheinen mir allzu golden im Reden und Handeln, was wohl weniger an ihrem Leben selber als an der Darstellung ihres Lebens liegt. – Viel milde Lebensklugheit findet sich auch sonst in dem Buche. Sie und das zarte, edle Eingehen auf alles Werden im Menschen sind gleichsam der Goldgehalt der kleinen Erzählungen in Hesses jüngstem Buche.

Gerhard Böhme.

Der Heilige, Roman von Antonio Fogazzaro, übersetzt von Gagliardi (München, Georg Müller, geh. 5 Mk., geb. 6 Mk.), ist auch als Kunstwerk eine eigenartige Schöpfung, die nicht nach schematischen Gesichtspunkten bewertet werden kann. Die äußre Handlung verläuft in bescheidenen Grenzen, und sie entbehrt der Spannung im gewöhnlichen Sinn. Die strenge innere Einheit ist nicht immer gewahrt; das Gedankliche überwiegt. Aber dennoch ist der Roman ein echtes Erzeugnis dichterischer Kraft. Sein künstlerischer Wert liegt in der Vertiefung der seelischen Vorgänge, ihrer inneren Wahrheit, ihrer plastischen

Gestaltung; in der scharfen und klaren Herausarbeitung der Persönlichkeiten, die überall, namentlich aber da in glänzender Weise hervortritt, wo innerlich verwandte Individualitäten sich berühren und nebeneinander wirken; endlich in der Zartheit und Lebhaftigkeit des Naturempfindens, vor allem in dem stimmungsvollen Zusammenklingen des Seelen- und Naturlebens.

Immerhin ist die Eigenart des Romans nicht nur durch seinen ästhetischen Wert, sondern vor allem durch seinen Gedankengehalt bedingt. Der Held, Piero Maironi, ist Vertreter einer Idee. Sie gehört dem religiösen Gebiet an. Die Stellung zur Religion ist der gemeinsame Beziehungspunkt, um den sich das Innenleben und das Handeln aller Personen bewegt, die im Verlauf der Handlung auftreten. Das gibt der Dichtung an sich und vollends zeitgeschichtlich die ihr eigentümliche Stellung.

Der Roman ist der dritte Band einer Trilogie. Die beiden ersten Teile, „Die Kleinwelt unserer Väter" und „Die Kleinwelt unserer Zeit" (Kempten, J. Kösel, geh. je 3,50 Mk., geb. je 4,50 Mk.) geben die geschichtlichen und die psychologischen Voraussetzungen für die vorliegende Erzählung. Dennoch kann sie als ein selbständiges Werk betrachtet werden. Mit großer Feinheit hat es der Dichter verstanden, die allgemeinen und die persönlichen Voraussetzungen als deutlich erkennbaren Hintergrund mit der neuen Handlung zu verknüpfen. Piero Maironi ist durch den Tod seiner Gattin und durch die Umstände, die ihn begleiteten, aus einem weltlichen Leben zur religiösen Besinnung erwacht. Die psychologische Grundlage für diese Wendung ist der tiefe mystische Zug seines inneren Wesens. Er mußte aus der Tiefe seine Seele hervorbrechen, wenn eine große innere Erschütterung die Hemmungen beseitigte, die nur der Oberfläche seines Innenlebens angehörten. Mit ihm verbindet sich eine ekstatische Anlage, die ihm die unmittelbare Gewißheit einer göttlichen Sendung vermittelt. Das sind die inneren Voraussetzungen, die seinen Entschluß bedingen, im völligen Bruch mit dem bisherigen Leben die Welt zu verlassen und sich in das Kloster zu flüchten. Dort findet er in strenger Askese und in der Gebetsgemeinschaft mit Gott den Frieden. Dennoch hält eine innere Stimme ihn ab, das Mönchsgelübde auf sich zu nehmen. Das Kloster ist ihm die Zufluchtsstätte, in der er, geschützt gegen die Versuchungen des Lebens, innerlich heranreift, der Stunde harrend, in der Gott ihn zum Handeln berufen wird. Sie kommt, als er durch Umstände, die mit seinen früheren Schicksalen zusammenhängen, genötigt wird, den stillen Hafen zu verlassen. Nun eilt sein Leben in schneller Wendung und mit tragischer Notwendigkeit dem Ziel zu. In einem kleinen Ort bei Rom sucht er für das religiöse Ideal, das in ihm lebt, zu wirken. Das Volk versteht ihn nicht, fühlt nur das Außerordentliche und die innere Wahrheit seiner Erscheinung und bringt ihm eine leidenschaftliche, aber sinnlich gerichtete Verehrung entgegen. Die Vertreter der Kirche hassen ihn. Sie sehen in ihm den Träger eines neuen, kirchenfeindlichen Geistes. Er flieht nach Rom. Es ist eine innere Notwendigkeit, daß er dort seine Sendung erfüllt. Sie führt ihn zu einer Unterredung mit dem Papst. In ihr erreicht die Handlung, wenn nicht ihren künstlerischen, so doch ihren idealen Höhepunkt. Der Papst steht innerlich seinen Gedanken nahe. Die Vorbehalte, die er macht, sind nicht grundsätzlicher Art. Er entläßt ihn mit der Erklärung, daß er ihn wiedersehen wolle. Doch dazu soll es nicht kommen. Die Geschicke erfüllen sich. Von neuem erwacht die Begeisterung auf der einen, der Haß auf der andern Seite. Unter den hierdurch bedingten inneren und äußeren Kämpfen bricht seine durch die Askese geschwächte Natur zusammen. Er

stirbt, von wenigen treu gebliebenen Freunden umgeben. Aber er hat seine Sendung erfüllt. Er hat die Wahrheit bezeugt. Er hat sie vor allem bis zum letzten Atemzug festgehalten. Im Glauben an den Gekreuzigten geht er hinüber. Dieser Glaube erweist sich, während schon die Nacht des Todes sich auf ihn senkt, als weltüberwindende Macht. Die Frau, die er einst geliebt hat, deren Seele ihm noch immer gehört, wird über die Skepsis, die in der Tiefe ihres Geistes wurzelt, durch den überwältigenden Eindruck des Sterbenden hinausgehoben. Sie küßt das Kreuz, das er ihr im Augenblick seines Scheidens entgegenhält. Sie ist überwunden. So siegt die Wahrheit, die er im Leben und im Tode bezeugt hat, indem ihr sterbliches Gefäß zerbrochen wird.

Welches ist nun diese Wahrheit? Sie geht von der Überzeugung aus, daß der Katholizismus einer tief greifenden Reform bedarf. Ihre Richtung wird durch zwei Momente bestimmt: sie ist Verinnerlichung des religiösen Lebens, aber nicht im Bruch mit der katholischen Kirche, sondern auf der durch sie gegebenen unwandelbaren Grundlage. Die Religion, das ist die Wahrheit, die Piero Maironi bezeugt, ist ihrem Wesen nach persönliche Gemeinschaft mit Gott, die sich innerhalb des sittlichen Handels in der tätigen, schlechthin selbstverleugnenden Liebe gegen den Nächsten erweist. Sie ist Innerlichkeit und darum Freiheit gegenüber allen Bestimmungen des kirchlichen Systems, die das Vergängliche an ihm darstellen. Aber diese vergänglichen Elemente sind nur die Hülle, in der ein Ewiges, Unaufhebbares erscheint. Darum gilt die Sendung des Helden nicht dem Kampf gegen den Katholizismus, sondern dem Ziel, die Kirche selbst dafür zu gewinnen, das Vergängliche abzustreifen und die in ihr vorhandenen Ewigkeitskräfte für jene Vergeistigung und Verinnerlichung des Christentums einzusetzen.

Fürwahr, das sind Bestrebungen, die, zeitgeschichtlich betrachtet, ein bedeutsames Symptom bezeichnen, und die, rein ideell bewertet, ein erhabenes Ziel darstellen. Im weltgeschichtlichen Zusammenhang aufgefaßt stellen sie eine Aufgabe, von deren Lösung die Zukunft der Menschheit wesentlich abhängen wird. Wer wollte bestreiten, daß ein Katholizismus, wie ihn Piero Maironi vertritt, wesensverwandt ist mit d e r evangelischen Weltanschauung, die bei aller Freiheit sich die religiöse Tiefe wahrt. Dort heißt es, abtun, was sich als vergänglich erweist, hier gilt es, was ewig ist, nicht preisgeben sondern immer tiefer erfassen und immer lebendiger ergreifen. Wohl bleiben auch dann noch unausgeglichene Gegensätze. Aber sie sinken zu Unterschieden herab, zu gleichberechtigten Individualisierungen, in denen die ewige Wahrheit die bestimmte Gestalt gewinnt, deren sie für ihre geschichtliche Wirklichkeit bedarf.

Prof. G u s t a v V o i g t.

W i l h e l m A r m i n i u s: W a r t b u r g - K r o n e n. Roman aus der Zeit der Minnesänger. (Verlag von Eduard Avenarius, Leipzig.) Brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk.

Dr. Karl Hoffmann hat kürzlich an dieser Stelle den Roman „Heimatsucher" von Wilhelm Arminius besprochen, in dessen Wesen er sehr verständnisvoll eingedrungen ist. An anderer Stelle habe auch ich diesen Roman gewürdigt und auch ich habe die ernste Arbeit, die Arminius an ihn verwendet hat, mit demselben Nachdruck hervorheben können. Das Schwerstoffliche der hier gestellten Aufgabe ist jedoch durch die dichterische Gestaltung nicht restlos bezwungen worden; dasselbe macht sich vielmehr an einigen Stellen schlackenhaft störend bemerkbar. Ich stehe unter dem Eindruck, als wenn Arminius zu sehr mitten in den Verhält-

nissen gelebt und daher den Menschen zu befangen gegenübergestanden hätte, als daß er die Verhältnisse ganz hätte überschauen und die Menschen ganz von sich hätte loslösen können. Dadurch ist denn auch manches unklar und lückenhaft geblieben. Alles das, was sich während der Abfassung der „Heimatsucher" noch nicht loslösen wollte, hat Arminius inzwischen in sein neuestes Buch: „Aus der Ruhl" hineinfließen lassen, und erst die Geschichten dieses Buches füllen die Lücken der Heimatsucher ganz aus und werfen in die unklaren Partien klares Licht, was ja auch Dr. Karl Hoffmann empfunden und hervorgehoben hat.

Den Eindruck, den die „Heimatsucher" auf mich ausgeübt haben, lassen die „Wartburg-Kronen", die den Leser in die Zeit eines Wolfram und Walter zurückführen, nicht aufkommen. Dieser Roman beweist vielmehr, daß Arminius, so sehr er auch über wichtige moderne, uns alle bewegende Fragen nachgrübelt, im Grunde zu jenen Menschen gehört, die die Vergangenheit eindringlich nachleben. Seine dichterische Kraft scheint sich erst dort restlos zu entfalten, wo er Ereignisse aus der Vergangenheit oder Menschen vergangener Kulturepochen neu belebt. Offenbar möchte er gern ein treuer Beschützer der Güter deutscher Vergangenheit sein, und da er ein durchaus gesunder Mensch ist, fühlt er sich vornehmlich von solchen Stoffen angezogen, in denen ein starkes Leben schlummert. Das hat bereits sein Roman „Yorks Offiziere" gezeigt, und das beweisen auch wieder die „Wartburg-Kronen", in welchen er einen historischen Stoff dichterisch bewältigt hat, der wie nur wenige andere von starkem Leben getragen wird und der gleichzeitig durch die Sage geadelt worden ist. Den hier durch starke, dichterische Kraft bezwungenen Stoff hat auch Scheffel zum Gegenstand eines Romans erheben wollen, aber dessen Kraft ist an diesem Stoffe gescheitert, weil er zu vielen auftauchenden Fäden nachgehen wollte und sich nicht zu dem Entschluß aufraffen konnte, die wissenschaftliche Frage nach dem mutmaßlichen Nibelungendichter auszuscheiden. Arminius hat diese Frage ganz ausgeschaltet, dafür aber einen neuen Zug in den Stoff hineingetragen und zwar die menschlich ergreifende Erzählung von der Liebe des sehr fein erdachten thüringischen Landgrafensohnes Hermann zu Beatrix, der Tochter Kaiser Philipps. Diese Liebe, die sich wie ein schöngewirktes Band durch den ganzen Roman zieht und die im vierten Teil zu erschütternder, wahrhaft überwältigender Größe herauswächst, steht durch ihre Reinheit und Treue in einem wirksamen Gegensatz zu dem Treiben der Venuspriesterinnen in den Frauenhäusern vor dem Georgentor und zu dem Treiben im Hellgräfenhaus, der Herberge der bestrickenden Teufelin. Dieses Treiben hat Arminius mit Farben gezeichnet, die meinem inneren Auge weh tun, aber er hat zu diesen Farben greifen müssen, um die großen Gegensätze, die in jener unausgeglichenen, zum Teil rohen, zum Teil künstlerischen Zeit der entstehenden Mystik dicht beieinanderlagen, kräftig herauszustellen und die Stimmung, die durch diese Gegensätze geweckt wurde, mit sicherer Hand zu treffen. Überhaupt hat sich Arminius mit stark ausgeprägt historischem Sinn in die Zeit der Minnesänger versenkt, die ja leider auch die Zeit deutschen Fürstenstreites gewesen ist. Kaiser Philipp, der milde Hohenstaufe, ist ermordet. Nach ihm erhält Otto, der rohe, rücksichtslose Herrscher, das Regiment, aber auch dessen Fall wird vorbereitet, und zwar durch Zwistigkeiten mit dem Papste. Dem Welfen folgt dann der Hohenstaufe Friedrich II. in der Regierung. Bei einem so unbeständigen Regiment ist es erklärlich, daß sich die Gunst der Fürsten bald hier, bald dorthin wendet. Dieses Schwanken der Fürsten rückt uns Arminius in dramatisch bewegten Bildern näher. Er

zeigt uns hierbei, wie in der Wartburg die Fäden aus allen Teilen des Reiches zusammenlaufen und der prächtig gezeichnete Landgraf Hermann von Thüringen das Recht erhält, die deutsche Krone vergeben zu dürfen. Indem Arminius in das lustige und ernste Treiben auf der Wartburg die großen geschichtlichen Ereignisse einflocht, hat er dem Sängerwettstreit den unentbehrlichen Hintergrund gegeben und gleichzeitig ist er dadurch den Kulturbedingungen des Werkes von Parsival gerecht geworden; denn nur aus einem derart unruhvollem Treiben konnte die Sehnsucht nach dieser abgeklärten, tiefgründigen, aus dem Fremden geborenen, aber mit echt deutschem Wesen erfüllten Dichtung herauswachsen. Ich habe oben bereits angedeutet, daß die damalige Zeit große Gegensätze in sich barg, und zwar machten sich zwei Hauptströmungen bemerkbar, eine Strömung, die „auf die Sprache der Seele" zu horchen und eine andere, die „die Gabe der Stunde zu genießen" trachtete. Die erstere Strömung fand im Geist der Wartburg ihren Ausdruck und im Dienste dieses Geistes stand Wolfram von Eschenbach. Aber dieser Geist wurde durch Heinrich von Ofterdingen, in welchem die Gegenströmung ihren Vertreter fand, ernstlich bedroht. In Ofterdingen stieß Wolfram auf kräftigen Widerstand und durch diesen Wiederstand wurde er gezwungen, sich hinaufzuläutern und das Beste aus sich herauszuholen, um es in sein Lebenswerk hineinströmen zu lassen. Hierdurch ist die Entstehung des Werkes von Parsival sehr glaubhaft geworden, wie Arminius überhaupt den ganzen Wettstreit mit einer dichterischen Kraft geschildert hat, die eine starke Anschaulichkeit aufweist. Die handelnden Personen wachsen mit einer so konsequenten Notwendigkeit zu plastischen Gestalten heraus, daß man sie förmlich vor seinem inneren Auge stehen zu sehen glaubt.

Einen ganz eigenartigen Reiz hat auf mich die Arminiussche Auffassung von Heinrich von Ofterdingen ausgeübt. Bekanntlich ist dieser sagenhafte Dichter auch von Lienhard zum Gegenstand einer Dichtung gemacht worden, aber während Lienhard in Ofterdingen den Nibelungendichter sah und dessen Suchen, Stolz, Niederlage, Läuterung und endlichen Sieg zur Darstellung brachte, erblickte Arminius in ihm den leidenschaftlichen, unruhvollen Sänger der Weltlust. Ich will die Arminiussche Auffassung kurz veranschaulichen: Als Page hat Ofterdingen seine Treue an eine Herrin am Wiener gehängt, die den Pagen küßte, mit dessen Locken spielte, ihm die Treue versprach, aber wie sie ihm lächelnd geschworen, so hat sie ihn auch lächelnd verraten. „Da trug der Page seinen Glauben weit in die Fremde, in Klostermauern, ihn da zu retten. Als aber seine Seele schrie, ihn vom Lager jagte und vor dem Allerheiligsten ihn überfiel, da wurden die Zellwände zu eng. Da trieb es den Leib wieder hinaus ins Leben, wo es am wildesten aufschäumt. Da allein hört der Verratene seine Seele nicht. Und die Treue sucht er noch heute. Nicht bei sich. Nicht für sich. Er sucht sie nicht mehr im Weibe. In eines Menschen Seele sucht er sie, die stark genug ist, dafür zu leiden, zu sterben." Diese Treue glaubt er in der Seele des Landgrafensohnes gefunden zu haben, den er denn auch in seinen Bann zwingt und in die Freuden der Welt hineinzieht. Aber Hermann dient ihm nur äußerlich, in tiefster Seele ist er dem reinen Geiste der Wartburg treu geblieben. Vermochten ihn die Freuden der Welt auch eine kurze Zeit von dem Gegenstande seiner Treue abzulenken, so bedarf es doch nur einer Anregung, um die Sehnsucht nach diesem Gegenstande von neuem aufflammen zu lassen. Enttäuscht das Ofterdingen nicht? Nein. Gerade dadurch, daß Hermann die Treue gegen das, was er als sein Ur-

eigenstes in sich trägt, insofern hält, als er in Ofterdingen den Widersacher dieses Ureigensten niederschlägt, wird auch dieser aus unwürdigen Banden erlöst. Es ist sehr erfreulich, daß Lienhard und Arminius den mittelalterlichen Sänger so verschiedenartig aufgefaßt haben, denn nur dadurch, daß ein Stoff immer wieder von einer anderen Seite beleuchtet und behandelt wird, vermag er Allgemeingut des Volkes zu werden.

Im nächsten Jahre gedenkt man die Siebenjahrhundertfeier des Sängerwettstreites zu begehen. Möge diese Feier die äußere Anregung zu einer ernsten Vertiefung in den Geist der damaligen Zeit bieten. Und möge man sich hierbei unserer Dichter erinnern, die jenen Geist in ihre Werke gebannt und zu neuer Wirkung erweckt, die, um mit Scheffel zu reden, die alten Gebeine ausgegraben und zugleich mit dem Atemzug einer lebendigen Seele angehaucht haben, wodurch diese sich heben und kräftigen Schrittes als auferweckte Tote einherwandeln. Es wirkt wahrhaft stählend, wenn man sich in Werke vertieft, in denen der Geist unserer nationalen Vergangenheit lebendig vor die Augen der Gegenwart tritt, denn je mehr wir uns in solche Werke versenken, um so mehr lernen wir uns selbst kennen, und erst aus dieser Selbsterkenntnis können wir den Mut zu einem gesunden Vorwärtsschreiten schöpfen.

Friedrich Wiegershaus.

Kurze Anzeigen.

Baltzer, Jeanette: Heimatbilder. Hanau, Clauß & Feddersen 1907. (373 S.) 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk.

Anspruchslose Geschichten aus dem Ober- und Unterlahnkreis. Daß die Verf., wie sie im Vorwort versichert, „Orts- und Familiennamen mit Vorbedacht geändert hat“, damit sich niemand „wiedererkennt“, rückt ihre Erfindungsgabe in ein nicht gerade vorteilhaftes Licht. Übrigens sind die Geschichten lange nicht so schlimm, wie das banale Vorwort befürchten läßt. Von den überraschenden Geschmacklosigkeiten der Ausdrucksweise, die leider recht häufig sind, hat man den Eindruck, daß sie weniger einem Mangel an ästhetischem Feingefühl als einem Mangel an schriftstellerischer Selbsterziehung entstammen. Manches ist sehr geschickt aus dem Volksleben herausgegriffen, z. B. das Kamillenweibchen, das in der Gießener Klinik mit ihren sauberen Betten usw. das Abbild der „himmlischen Herrlichkeit“ sieht. Wer stilistisch keine Ansprüche macht, wird die Geschichten nicht ohne Wohlgefallen lesen. Der Buchschmuck nach Entwürfen von H. Vogeler ist sehr hübsch.

E. A.

Björnstjerne Björnson hat, nachdem er fünfzehn Jahre hindurch nur dramatisch gedichtet hat, einen neuen Roman herausgegeben: **Mary.** Übersetzt von Cläre Greverus-Mjöen; Albert Langen, München, 1907, 258 S. Preis 4 Mk., geb. 5 Mk. 50 Pf.

Das ist immerhin ein literarisches Ereignis, mögen auch viele deutsche Verehrer des greisen Dichters, in dem seit Ibsens Tode Norwegens Ruhm sich um so mehr verkörpert, nach seinen letzten Bühnenwerken auf viel Mystizismus und Rätselspiel gefaßt sein. — Zunächst enttäuscht den solches Erwartenden das Buch angenehm: klar der Aufbau, knapp und durchsichtig die Sprache, verständlich das alte nordische Patriziergeschlecht, aus dem die Heldin herauswächst. Daß die verwöhnte Tochter einer sie verhimmelnden Familie eigenwillig und stolz wird, ist nur natürlich. Wohltuend ihre jungfräuliche Herbe, ihre, wenn auch launische Liebe zum Vater, ihr männlich klarer Geist. Aber im Verkehr mit den sie vergötternden Männern tritt nun jenes Spiel des Anziehens und Abstoßens ein, an dem sie selbst gefährlich scheitern soll, nachdem sie andere damit hingehalten. Es tritt das Unbegreifliche ein, daß sich diese Überstolze in einer plötzlichen Stimmung einem ungeliebten Manne anbietet und hingibt. Aus den verzweifelten Folgen dieses Schrittes rettet sie die unverdiente Liebe eines früher Verschmähten. Vor dieser Peripetie eines Frauenlebens, dem

Donatellos keuscher Cäcilienkopf als Symbol vorangestellt ist, steht der Leser — wenigstens der deutsche, kopfschüttelnd. Bleibt uns die Eigenart norwegischen Menschentumes ewig unverständlich, dieses Widerspiel der klaren, kalten Luft jener Fjorde und der dunklen Nebel, die sie rasch umschleiern? Oder wollte der Dichter ein Mischwesen schildern, von dem er erzählt, daß holländisches Fischblut und spanisches Feuer ihm vererbt worden? Oder ist es die Freude am Rätselaufgeben, insbesondere in der Schilderung weiblicher Charaktere, in der sich Ibsen und Björnson zusammenfinden? Vollbefriedigt werden nicht viele das so erstaunlich kraftvolle Buch eines Greises aus der Hand legen.

Nithack-Stahn.

Burckhard, Max: Das Nibelungenlied. Band XXVI der „Literatur", herausgegeben von Georg Brandes. Bard, Marquardt & Co., Berlin. Mit 11 Vollbildern und 3 Faks. (64 S.) 8°. 1,50 Mk.

Ein neues Bändchen der „Literatur" ist immer eine vornehme künstlerische Gabe, deß kann man gewiß sein. Mit besonderem Vergnügen begrüßt man in dieser Serie den feinsinnigen Stilisten Max Burckhard, der immer eigenes zu sagen hat. Die überaus geistvolle und bei der knappen Fassung erstaunlich erschöpfende Art, mit der Herkunft und Entwickelung des Nibelungenstoffes von grauen Normannentagen bis herauf zu Hebbel und Wagner behandelt ist, sucht ihresgleichen. Dabei schmeichelt sich der schöne Stil, der der wissenschaftlichen Betrachtung den Charakter einer gemeinverständlichen Plauderei gibt, gefällig ein. Von besonderem Wert ist die wahrhaft glänzende Einleitung, in der das Wesen des Kunstwerkes als Produkt der herrschenden Kultur fixiert wird. Derartige ästhetische Definitionen sind stets willkommen. Einen köstlichen Schmuck erhält der Text durch die wundervollen Holzschnitte nach A. Rethel und einige Faksimiles aus alten Handschriften, die dem Büchlein eine gewisse Patina geben, an der der Liebhaber seine Freude hat.

M. E.

Hirschfeld, Georg: Mieze und Maria. Komödie in vier Akten. Stuttgart und Berlin 1907, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geh. 2, gebd. 3 Mk.

Diesem letzten Theaterstücke Hirschfelds ist es bei der Aufführung besser ergangen als seinen Vorgängern. Wer daraus auf einen größeren Wert der Dichtung schlösse, ist in einem Irrtum befangen, von dem ihn die Lektüre des Buches nur zu bald heilen wird. Lediglich der Vorwurf ist glücklicher. Die plötzliche Versetzung der Mieze Hempel aus dem Pankowschen Milieu in die Villa des albernen Doktor Wendelin Weisach gibt zu allerlei lustigen Verwirrungen und schließlich gar zu einer Gesundung der zerrütteten Ehe des besagten Herrn und seiner mystisch veranlagten Sibylle den Anlaß. Doch können sie, weil in dem ganzen Stück keine Gestalt von Fleisch und Blut ist, sondern lediglich von der Hand eines nicht ungeschickten Theatermannes zurechtgeschnittene Figuren hin- und herbewegt werden, uns in keiner Weise nachhaltig beeinflussen. Von einem Erfassen des Lebensgehaltes, einer Antwort auf die vielen angeschnittenen Fragen ist nirgends die Rede. Amüsant, aber durchaus wertlos, so muß man den Eindruck zusammenfassen. Es scheint, der Dramatiker Hirschfeld hat uns nichts mehr zu sagen. Die Kraft, die von dem Autor in den letzten Jahren ausgegangen ist, dokumentiert sich in seinen Romanen „Das Mädchen von Lille" und besonders dem lebensstrotzenden „Das grüne Band". Auch in den Novellen „Der verschlossene Garten" kann man sie rege finden, in den Theaterstücken der letzten Jahre nicht. Betrachtet gar Hirschfeld selber diese bereits als aus äußeren Gründen, nicht aus einem inneren Zwange erstanden, als Stücke, die er nötig hat, wir dagegen nicht? Fast will es mir bei einem Vergleich der epischen und dramatischen Werke, die er in den letzten Jahren ausgehen ließ, so scheinen.

Hamburg. Hans Franck.

Stibitz, Josef: Reigen. Heimatskizzen aus deutsch-böhmischen Geländen. Leipzig: Fr. Rothbart o. J. 1,50 Mk.

Ein einfach und nett ausschauendes Büchelchen erweckt heutzutage schon

günstige Vorurteile, vermutet und findet man doch zumeist hinter einem bescheidenen Kleide ein reicheres Herz, als hinter dem Geflitter und Geflunker der Parvenus, die im Tiergartenviertel mit Villen oder geistigen Produkten prunken. Ich wüßte nicht, was mich an dem kleinen Reigen am tiefsten berührt hat, der feine Duft einer weltfernen Natur, der über allen diesen Bildern liegt, oder die trefflich gegebenen Charakterzeichnungen einfacher unverbildeter Menschen. Kleinigkeiten wie „Hemm giehn" ergreifen wie ein zartes lyrisches Gedicht. Ganz Stimmung ist auch „Wie's große Kindersterben ins Dorf kam". Hier aber haftet die Stimmung schon am Zusammenklang von Natur und Menschenleben. Die reizenden Kindergruppen und Volksszenen, die primitive Jahrmarktsseligkeit bei der Pfingstfeier, Jugend, Frühling und Schlichtheit mit den darüber hinzitternden Geigenklängen des Todes haben etwas tiefer durchrüttelndes als der idyllische Ausklang eines alten Lebens. Am meisten ergriffen hat mich wieder „der Nök", den ich schon von früher kannte. Es ist ein kleines Märchenmeisterstück, das gerade durch die Unaufdringlichkeit seines Wundergehaltes wirkt. Die stumme leidende Liebe des armen ungestalten Wesens, das all seine Seligkeit und seinen Schmerz auslebt, während es unter den Fäusten erbarmungsloser Roheit und ahnungslosen Aberglaubens gemartert verendet, ist uns mit kurzer tragischer Kraft nahe gebracht. Der Ausklang hat — wie übrigens in den meisten Stücken — in seiner ruhigen Sachlichkeit etwas von dem stillen Über Welt und Leben-Schweben, das dem Volkslied zu eigen zu sein pflegt. Reizend in ihrer gesunden Frische ist die „Morgenfahrt" der trotzigen Liebenden im Flußnebel, während „die Kinder aus dem Birkenhäusel" und das „Volkslied" wie zwei feine Pendants trauriger und fröhlicher Art anmuten. Am stärksten als Menschendarsteller zeigt sich Stibitz in „Peter der Bauer" und im „Gewaltstreich". Im letzteren quillt auch ein leiser, fröhlicher Humor auf, der sich zu der großen Güte, die zumal die Kinder und das Volk umfaßt, und zur Freude an Schönem und Echtem, das das ganze kleine Buch erfüllt, recht harmonisch hinzugesellt.

Wenn ich Stibitz einen Rat geben darf, so wäre es der, etwas weniger Diminutiva anzuwenden, auch vielleicht bei der Anordnung einer ähnlichen Sammlung der Weisung des Speisemeisters bei der Hochzeit zu Kana eingedenk zu sein: „Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken geworden sind, alsdann den geringeren." Womit hier freilich nicht gesagt sein soll, daß vorn Schlechtes geboten würde. Es ist nur eben das Gehaltvollste und vor allem Eigenartigste an den Schluß gerückt worden, und man sagt, daß es Leute gäbe, die bei jedem ihnen noch neuen Autor auf den ersten Seiten von einem Vorurteil kuriert werden wollen.

Zu rügen ist, daß das Buch ohne Jahreszahl erschienen ist. Die Herren Verleger sollten sich derartige Lottrigkeiten nicht angewöhnen. Wir Leser wüßten manchmal recht gern, ob so ein gutes Buch schon lange in irgend einem Verlagswinkel Deutschlands herumliegt, oder ob es eine Neuerscheinung ist.

Julius Havemann.

Strauß und Torney, Lulu v.: Der Hof am Brink. Das Meerminneke. Zwei Geschichten. Egon Fleischel & Co., Berlin, 1906. 291 S. 3,50 Mk., geb. 5 Mk.

Die Dichterin kraftvoller Balladen, die Verfasserin niedersächsischer Dorfgeschichten verleugnet auch in diesen beiden Erzählungen ihre hohe Begabung nicht. Es sind wahrlich keine „Frauenromane" im hergebrachten Sinne. Die erste entwirft in großen, starken Zügen Augenblicksbilder aus dem dreißigjährigen Kriege: wilde Szenen unter einer im Elend verrohten Dorfbevölkerung irgendwo an der Wesermündung. Die andere spielt in der gärenden Zeit der Reformation in einer holländischen Stadt. Augenscheinlich war es der Dichterin mehr um farbenechte Kulturbilder zu tun, als um psychologische Feinmalerei. Sie liebt starke Schlagschatten, grelle Kontraste, heftige Spannungen. Dadurch wird eine Gesamtwirkung erreicht, in der das Schicksal des Einzelnen und seine Motivierung zurücktritt hinter den großen Mächten der Zeit. Man würde es diesem Talente gönnen, daß es sich an einem geschichtlichen Romane großen Stiles auch in der Bewältigung innersten Persönlichkeitslebens bewährte.

Nithack-Stahn.

Zahn, Ernst, Firnwind. Neue Erzählungen. 1.–8. Tausend. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt, 1906. 294 S. 3,50 Mk., geb. 4,50.

Ernst Zahn steht jetzt auf der Höhe seines Könnens. An künstlerischer Zucht und Reife, an sicherer Beherrschung der Darstellungsmittel ist ihm kaum irgend ein Erzähler deutscher Zunge überlegen. Man muß an seiner fest zupackenden, klare Ideen bestimmt ins Auge gefaßten Zielen entgegenführenden Schweizerart seine helle Freude haben. Alles steht bei ihm an der rechten Stelle, jeder Stein ist mit peinlicher Genauigkeit in den andern gefügt, und so erhebt sich ein grundgediegener wohlgezimmerter Bau. Dabei leitet ihn ein kerngesundes Empfinden, das vor erschütternder Tragik nicht halt macht, aber auch da nicht über die Schönheitsgrenzen hinausgeht. Bei aller straffen Sittlichkeit seiner Haltung hat er doch eine ausgleichende und versöhnende Güte und Milde des Herzens allezeit bereit. Mit Recht darf er in dem kleinen einleitenden Gedichte rühmen, daß in diesem Buche Firnwind wehe: der durchs Gebirgsland brausende Firnwind ist frostig und erzeugt gehärteten Sinn, aber er wirkt auch reinigend und befreiend wie jede elementare Macht.

An Feinheit und Zartheit des psychologischen Entwicklungsganges steht von den fünf Geschichten des Bandes die erste, „Keine Brücke" betitelte, am höchsten. Der Pfarrherr Ludwig Heß, der sich die schöne Tochter eines reichgewordenen Weinhändlers zur Frau genommen hat, muß in seiner Ehe die traurige Erfahrung machen, daß zwischen innerlich und äußerlich wahrhaft vornehmer Patriziergesittung und der tüchtigen, aber geräuschvollen und taktlosen Art des emporgekommenen Spießbürgertums eine Kluft gähnt, die sich nicht überbrücken läßt. Der Gegensatz drängt sich dem frühem Tode geweihten Pfarrer umso schmerzlicher auf, als der Zufall ein Mädchen seines eigenen geistigen Gepräges ihm ins Haus führt. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit steigert sich zur gegenseitigen Liebe, die beide wie ein Heiligtum im verschwiegenen Herzen tragen, während er gleichzeitig treu bis zum letzten Augenblick die Gattenpflicht erfüllt. Das Ganze wirkt doppelt überzeugend, weil nicht die leiseste Spur einer übertreibenden Tendenz dem Wirklichkeitsgehalt der Erzählung Abbruch tut.

Die vier folgenden Stücke sind Dorfgeschichten. Zuerst „Stephan, der Schmied", der wunderliche Dorf-Zyklop, den sein schönes Weib mit seinem feineren Bruder betrogen und mit einem Kind der Schande beschenkt hat, dessen Geburt ihr Tod gewesen ist. Der zur Rache dem Büblein den Namen Kain verliehen und ihm damit ein Schandmal aufgedrückt hat, bis er in ihm das, lichte Ebenbild der Mutter lieben lernt und ihn von dem Fluche erlöst. Wie in dem Herzen des rauhen, harten Mannes langsam die opferbereite Liebe den Starrsinn bricht, ist ganz prächtig geschildert. Und dann „Die Mutter!" Wie aus Erz gemeißelt ist die Gestalt der alten Bäuerin, die den mißratenen Sohn richtet und das Todesurteil an ihm mit eigener Hand vollzieht; alles geschieht aus innerer Notwendigkeit, ohne vorlautes Pathos, und wir nehmen darum die ländliche Tragik wie ein unvermeidliches Naturereignis hin. Zwei kleinere Gaben, „Wie Sepp und Pepp den Himmel finden" und „Wie es in Brenzikon menschelte", vervollständigen die Sammlung. In der ersteren Geschichte übt der Dichter die Kunst, einen wirklichen Vorgang ganz im märchenhaften Lichte erglänzen zu lassen, und in der andern, die allerdings im Skizzenhaften stecken geblieben ist, wird ein Kapitel aus der Geschichte bäuerlicher Selbstgerechtigkeit mit satirischer Überlegenheit humoristisch behandelt. Zum mindesten legen diese beiden bescheideneren Zutaten von der Vielseitigkeit der Zahnschen Erzählungskunst Zeugnis ab.

Dr. Rudolf Krauß.

Missionsschriften.

Richter, Julius. Indische Missionsgeschichte. Mit 65 Illustrationen. Gütersloh, C. Bertelsmann 1906. 446 Seiten. Preis 6 Mk.

Das Buch ist viel inhaltsreicher, als sein Titel vermuten läßt. Es ist an sich keine leichte Lektüre, welche man flüchtig abmachen kann; aber doch so hochinteressant, daß man von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt wird. Der Verfasser, welcher selber im indischen Missionsdienste tätig gewesen ist, gibt nach einer kurzen Schilderung vom Lande, den Völkern, der Religion eine sehr eingehende historische Darstellung der indischen Mission von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage.

Er teilt sie in die folgenden Kapitel: Die indische Mission bis zum Eintritt der evangelischen Mission; die dänisch-hallische Mission; die Entwicklung der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert. Ein besonderes Kapitel „Probleme der indischen Mission" ist den enormen Schwierigkeiten gewidmet, welche sich gerade in Indien durch die strenge Kasteneinteilung, durch die pantheistischen Anschauungen des Hinduismus, durch die Abschließung der Frauen u. a. der Wirksamkeit der christlichen Mission von jeher entgegengestellt haben, und welche den Missionsbetrieb äußerst mühselig gestalten. Wenn gleichwohl die Erfolge der Missionsarbeit dort langsam gewachsen sind, so ist das der nie ermüdenden Tätigkeit der dort wirkenden verschiedenen Missionsgesellschaften zu danken, der Einführung weiblicher Missionarinnen, Schwestern, Lehrerinnen und Ärztinnen zum Eindringen in die Familien, der Gründung von Waisenhäusern und Schulen und besonders auch von ärztlichen Missionen, der Gründung von Druckereien u. a. m. Von allen diesen Einrichtungen und von ihren Erfolgen entwirft der Verfasser übersichtliche Schilderungen, gegründet auf ein umfassendes Studium der zur Verfügung stehenden statistischen Angaben, Zeitschriften, Bücher. Daneben bekommt der Leser ein lebendiges Bild von dem treibenden, in gärender Bewegung befindlichen Geistesleben der Hinduwelt, von der eigentümlichen fermentartigen Einwirkung christlicher Lehren und europäischer Kultur auf die Hinduwelt, welche sich äußert in eigenen Religionsbewegungen zum Teil gegen das Christentum, außerdem von ähnlichen Einwirkungen auf die großen in Indien lebenden Mengen der Islamverehrer. Es liegt hier alles in allem eine höchst dankenswert gelöste schwierige Aufgabe vor, welche die vollste Beachtung weiter Kreise verdient. Die Ausstattung an Bildern ist vortrefflich und ihrerseits geeignet, den lebendigen Eindruck des Buches zu erhöhen.

Paton, H. L., Missionar: Lomai von Lenakel, ein Glaubensheld auf den Neu-Hebriden. Aus dem Englischen übertragen von Dr. C. P. Leipzig. H. G. Wallmann. 1906. 234 Seiten. Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.

Wer vermutet, daß dem Titel entsprechend in dem vorliegenden Buche ein abgerundetes Lebensbild des Lomai von Lenakel gegeben ist und sein Verdienst als „Glaubensheld" auf den Neu-Hebriden in richtigem Lichte hervortritt, der irrt. Was in dem Buche gegeben wird, ist wesentlich eine fast tagebuchähnliche treue Aufzeichnung der kleinen und kleinsten — auch der unbedeutendsten — Begebenheiten im Leben des Verfassers vom ersten bis zum letzten Momente seiner Missionars-Tätigkeit auf der Insel Tanna unter den Heiden der Neu-Hebriden, der oft nur flüchtigen Begegnungen mit den verschiedenen Heiden, der Schwierigkeiten der Missionsarbeit, der hochgradig verschiedenen, wechselnden Empfänglichkeit der einzelnen Heiden für die Offenbarung des Christentums. Alles ist aber so formlos und ohne wertliche Abwägung aneinandergereiht, daß sich selbst die Missionstätigkeit nicht eben plastisch heraushebt, geschweige denn, daß die einzelnen Persönlichkeiten genügend klar hervortreten, um anziehend zu interessieren. Selbst der unter den Bekehrten augenscheinlich am meisten hervorragend begabte Heide Lomai ist so wenig scharf gezeichnet, daß der Leser selber sich nur mühselig ein Bild von ihm konstruieren kann. Man kann es nur bedauern, daß der Verfasser bei so reichem und stofflich interessantem Berichtsmateriale über eine so geringe schriftstellerische Gestaltungskraft verfügt, um uns danach ein lesbares, belehrendes oder auch nur unterhaltendes Buch zu verfassen.

Richter, Jul. und Richter, Paul. Saat und Ernte auf dem Missionsfelde. Illustrierte Blätter für die erwachsene Jugend. Achter Jahrgang 1906. Gütersloh, C. Bertelsmann. 96 Seiten.

Diese mit sehr schönen Illustrationen aus allen Gebieten der Erde ausgestatteten Blätter suchen die Jugend für die Aufgaben der evangelischen Missionsarbeit zu interessiren, indem sie teils kurze Biographien von bekehrten Heiden, von einzelnen besonders tüchtigen Missionaren, teils Schilderungen von den verschiedenen Ländern aus allen Weltteilen bringen, in denen die Mission tätig ist. Zugleich werden kleine Preisaufgaben gestellt und mit Büchern aus der Missionsgeschichte und Völkerkunde belohnt. Wieweit dies Unternehmen nützlich zu wirken vermag, entzieht sich der Beurteilung.

Richter, Jul. Die evangelischen Missionen. Illustriertes Familienblatt. Zwölfter Jahrgang 1906. Gütersloh. C. Bertelsmann. 285 Seiten. Preis 3 Mk., mit Beiblatt „Saat und Ernte“ 3,75 Mk.

Wesentlich inhaltsreicher ist dieses von dem rührigen Verfasser herausgegebene Blatt. Es gibt, mit vorzüglichen Bildern reichlichst ausgestattet, ein außerordentlich mannigfaltiges Material, welches in zum Teil trefflichen Aufsätzen nicht bloß die evangelischen Missionen nach ihren verschiedenen Wirkungskreisen schildert, sondern zahlreiche andere allgemein interessierende Gegenstände aus den verschiedenen Weltteilen in belehrenden Artikeln bringt. Allgemeines Interesse verdienen besonders auch die Aufsätze über die Missionstätigkeit in den deutschen Kolonien, weil sie zugleich diese selber genauer kennen lehren. Außerdem enthalten die Blätter eine Menge von Bücherbesprechungen.

Prof. Dr. med. M. Schüller †-Berlin.

Zeitschriftenschau.



Im Maiheft der „Wege nach Weimar“ schreibt F. Lienhard über das Harzer Bergtheater:

„Immer wieder tauchen Vorschläge auf, wie man den Geist unserer Bühne und deren äußere Gestaltung verbessern und mit den feinsten Idealen unserer Nation in Übereinstimmung bringen könnte. Unser Theater leidet nun einmal an einem inneren Bruch, der in seiner Entwicklung nicht zu übersehen ist: „Wie in Frankreich, wo die klassische Tragödie der Gelehrten das volkstümliche Drama verdrängte, ist auch in Deutschland die Wurzel des Dramas, das Fastnachtsspiel, seit der Reformation untergraben worden; seitdem wurde die Neuschöpfung einer nationalen Form kaum wieder versucht, dagegen nach den vorhandenen Mustern fremder Nationen gedacht und gedichtet“ (Nietzsche, Nachgelassene Werke, IX, 35). Ja, aus den gemeindehaften Umzügen und Maskenscherzen des Frühlings, wie ich sie selber noch als Kind in unserer elsässischen Waldecke mitgemacht habe, sind die Anfänge des national-deutschen Dramas erwachsen. Also in enger Fühlung mit der Natur, mit dem großen Reigenspiel der Jahreszeiten, das von der Sonne selber geleitet wird.

In einem lesenswerten Schriftchen, das freilich zu wenig auf den neu zu schaffenden Geist eingeht („Die Schaubühne der Zukunft“, Berlin, Schuster & Löffler) faßt Georg Fuchs diese Entwicklung kurz zusammen: „Was die Entstehung des deutschen Dramas anbelangt, so wissen wir, daß zuerst nur das Umherziehen Vermummter üblich war. Dabei wurden groteske Sprünge und Tänze aufgeführt, Lieder gesungen, Sprüche und Zwiegesänge hergesagt. Diese Bräuche stammen noch aus der heidnischen Urzeit und galten der Feier jahreszeitlicher Feste, dem Auszuge des Winters, der Einkehr des Lenzes, der Sommersonnenwende, dem herbstlichen Erntedank, der Wintersonnenwende an den geweihten Nächten, Weihnachten usw. Es ist von den Forschern erwiesen worden, daß diese Mummenschänze, die auch heute noch da und dort im Schwange sind, als Reste uralter Opferfeste anzusehen sind. Das lebendige Bedürfnis, aus welchem die Schaubühne, die Komödie und die Tragödie ihren Ursprung nimmt, ist bei uns wie bei den Griechen und Chinesen der Kult, die festliche Geselligkeit. Die christliche Kirche drängte diese Lustbarkeiten teils zusammen in die Zeit vor den Festen, in den Karneval – daraus entstanden die Fastnachtsspiele –, teils stellte sie das Drama in den Dienst ihres eigenen Kultus, ihrer eigenen Festgepränge, wie sie ja auch die alten Götterfeste in christlicher Umdeutung übernahm. Daraus entstanden die Mysterien. Unsere heutigen Theater sind ihrem Zweck und ihrem Ursprunge nach etwas ganz anderes. Sie sind nicht die Fortsetzung der alten Fastnachtsspiele und durchaus nicht die der Mysterien, sondern gehen zurück auf höfische Belustigungen, welche im 16. und 17. Jahrhundert aus welschen Landen importiert wurden“ . . .

So weit Fuchs. Eine Sache aber, die ihres Ursprunges vergessen und damit ihrer eigentlichen Bestimmung sich entfremdet hat, entbehrt der organischen, der innerlich treibenden Wachstumskraft. Denn sie hat ja kein Ziel mehr, sie ist nicht

mehr durchpulst von einer bedeutenden Idee. Sie in gesunde Verhältnisse weisen heißt: sich ihres wahren Wesens erinnern. Das heißt in unserem Falle: die Verbindung mit der Natur wiederherstellen. Und zwar „Natur" so verstanden: die Natur der Sache, die Natur und das Natürliche der Idee, wie sie sich heute dem unbefangenen Gemüt ergeben wird.

Und da ist nun folgendes zu sagen. Sollen wir wiederum zu Mummenschanz und Frühlingsfesten zurückkehren? Das vermögen wir zwar; doch das ergäbe noch nicht Kultur. Aber was diesen Umzügen zugrunde liegt, das Gefühl der Freude am Licht: — dies in die Kunst, von unseren schöpferischen Seelen aus, wieder einzuführen, kann keiner Zeit Schwierigkeiten bereiten, sobald in uns selber genügend Lichtvorrat vorhanden ist.

Und die Form des Dramas? Nun, man wird im Winter nicht im Freien spielen; da ergibt sich demnach eine Kunst des geschlossenen Raumes. Was aber in aller Welt soll uns hindern, dieser Winterbühne eine Kunst des freien Raumes, eine Freilichtbühne, eine Sommerbühne an die Seite zu setzen und nach den ihr eigenen Kunstgesetzen zu behandeln?

Dies ist das Neue, auf das wir nun zueilen. Was für eine Auffrischnng wäre dies! Wenn die Griechen vom Dionysostheater am Fuße der Akropolis Meer und Land als Riesenkulisse vor sich ausgebreitet schauten; wenn in Taormina der Blick vom Theater auf den Ätna und über das Meer flog; wenn in Syrakus, im hohen Fiesole bei Florenz, in Arles und Orange, schließlich in Oberammergau und neuestens an verschiedenen Stätten Frankreichs Freilichtbühnen möglich waren und sind: — warum sollte sich ähnliches, in bescheidenem Maßstabe und auf den Hochsommer beschränkt, nicht auch an wichtigen Punkten unserer deutschen Landschaft ermöglichen lassen?

Und, tiefer betrachtet: sollte sich da nicht etwas Reines und Gesundes abseits entfalten können, was in der städtischen Kunst von heute verschüttet liegt? Wird nicht dann, wenn sich dieser Geist in unberührter Stille gekräftigt hat, eine günstige Rückwirkung auf den städtischen Hauptstamm der Bühnenpoesie möglich werden? Keine Fehde, sondern ein Austausch wäre das Ziel — wie zwischen Sommer und Winter, Gemüt und Verstand.

In dem vorhin genannten Schriftchen von Georg Fuchs finden wir Worte des bedeutenden Malers Anselm Feuerbach beifällig angeführt: „Ich hasse das moderne Theater, weil ich scharfe Augen habe und über Pappdeckel und Schminke nicht hinwegkommen kann. Ich hasse den Dekorationsunfug von Grund der Seele. Er verdirbt das Publikum, verscheucht den letzten Rest gesunden Gefühls und erzeugt den Barbarismus des Geschmacks, von dem die Kunst sich wendet und den Staub von ihren Füßen schüttelt." Aber mit flüchtigen Worten geht Fuchs über die so wichtige, hiervon erlösende Freilichtbühne hinweg: „Da unser Klima es verbietet (?), unter freiem Himmel uns zu versammeln, und da wir also nicht in die Abdachung eines Berges Sitzreihen in beliebiger Folge hineinhauen können" — — Wirklich? Verbringen wir im Sommer nicht unzählige Stunden und oft ganze Tage im Freien, auf Wanderungen, auf Festwiesen, auf kirchlichen und sonstigen Festen? Denke man doch ein wenig unbefangen darüber nach! Ist unser heutiges Sommerklima wirklich so viel verschieden von dem Klima Frankreichs und Norditaliens, sogar der Mittelmeerkultur, deren Theater grundsätzlich im Freien angelegt waren? Bedenkt man nicht, daß die meisten Londoner Theater zur Zeit Shakespeares oben offen waren? Haben nicht die Hans Sachsschen Scherzspiele ebenso wie die Mysterien und Fastnachtsspiele auf offenem Markte stattgefunden?

Nun fällt es ja wohl schwerlich einem Besonnenen ein, nur das Freispiel zu wünschen. Das wäre Einseitigkeit. Das hieße den hellen und oft grellen Tag allein anerkennen, die stille Sammlung des dämmernden geschlossenen Raumes aber vernachlässigen. Meines Erachtens sind Meister Bachs gewaltige Oratorien, die heut noch im Steinbau der Kirchen gesungen werden, eine unmittelbare Fortsetzung jener mittelalterlichen Spiele, die ursprünglich in der Kirche stattgefunden. Man kann auch diese Oratorien „Passionsspiele" nennen: Wort und Musik wirken zusammen, die Ereignisse auf dem Berg der Schmerzen und des Sieges mit tiefer Gemütswucht in uns einzuprägen. In diesen Darbietungen überwiegt die Sammlung; es sind Andachten. Und so mag Fuchs seine Ideen von Festspielbühnen ruhig durchführen. Aber auch die besondere Art der Sommerspiele hat ein Daseinsrecht und vielleicht Zukunft.

Spiele? Man darf mit diesem Begriffe keine „Spielerei" verbinden (wiewohl schon

im Fastnachtsspiel manche Verzerrung eines ursprünglisch edel stilisierten Gedankens mit untergelaufen ist!). Man muß vielmehr an Reigenspiel denken, oder an das Spielwerk einer Uhr, an den gesetzmäßigen Tanz der Jahreszeiten, an das Spiel der Sphärenmusik. Dies wollen wir vor allem klarstellen, wenn wir von „Spiel" sprechen. Denn solch ein Spiel ist auch die Poesie.

Und indem wir das Wort Spiel wieder zur Geltung bringen, gewinnen wir etwas, das für die besondere Richtung der sommerlichen Landschaftsbühne Ausgang und Zielpunkt angibt. Es ist etwas Frohes, Festliches in dem Wort Spiel; etwas wie Rhythmus verbindet sich damit. Ein Modernster — Nietzsche — würde diesem Wort Beifall zollen. „Play" hieß es in Alt-England; „play-wrights", Spielschreiber, nannte man die damaligen Dramatiker. Das Wort bedeutet den Gegensatz zu jener höchstausgebildeten modernen Dramatik, die in Ibsen gipfelt, die man auch Thesenstücke, Problemdrama, Gesellschaftsdrama zu nennen pflegt. In letzteren Stücken wird nicht mehr „gespielt" oder gestaltet, unbefangen, mit Freude am Reigenspiel: hier wird vielmehr verhandelt, untersucht und angeklagt. Es wäre Wohltat, wenn die Poesie auf den Waldbergen wieder — spielen lernte."

* * *

Ein besonderer Abschnitt, auf den wir gelegentlich zurückkommen werden, behandelt mit Bezug auf „Wieland der Schmied" die Frage: Wie hat sich grundsätzlich moderne Dichtung zur überlieferten Sage zu verhalten?

Der Aufsatz schließt:

„Es ist also nötig, daß wir den Begriff Festspiel vertiefen. Die altgriechischen Bühnenspiele und die Spiele des Mittelalters waren, wie gesagt, verbunden mit Naturfeiern. Diese Naturfeste waren schon damals für den Denkenden zu vertiefen zu Seelenfeiern. Winter und Sommer, Nacht und Licht gestatten zwanglos gedanklichen und symbolischen Übergang zu einem Verstehen von Tod und Leben, Schuld und Entsühnung.

„Ursprünglich" — sagt Simrock — „bezogen sich die Mythen auf das Naturleben im Kreislauf des Tages oder Jahres. Aber Tagesmythen erweitern sich zu Jahresmythen . . . So sind auch Sommer- und Wintermythen erweiternder Umbildung fähig; der erste Schritt, der hier zu geschehen pflegt, ist ihre Übertragung auf Leben und Tod . . . Tod und Leben sind die großen Probleme, womit sich alle Mythologien zu beschäftigen pflegen. Aber dabei bleiben sie nicht stehen; am wenigsten tut das die unsere. Mit diesem Leben ist es nicht zu Ende; der Tod ist kein Tod auf ewig . . . Die Pforten der Unterwelt können gesprengt werden, und gerade dies ist der Inhalt vieler deutscher Märchen, Mythen und Sagen. Die Bedingungen, an welche diese Erlösung geknüpft ist, rücken die Mythen von selbst auf das geistige Gebiet, sie erlangen nun eine sittliche Bedeutung, während sie ursprünglich nur eine natürliche hatten."

So werden denn dort im Harz zunächst mythologische Spiele, Märchenspiele, dann Schelmenspiele und ähnliches den Grundstock bilden; leicht gliedert sich daran die ernste symbolische Dichtung: auch die Leidenschaftstragödie ist nicht ausgeschlossen; auch das Geschichtsdrama in der Art eines „Wilhelm Tell" oder einer „Braut von Messina", wobei man bei letzterer das Problem der Chöre wiederum durchdenken mag. Persönlich bekenne ich, daß mir die Art des Zusammenwirkens von Musik und Wortdrama noch nicht geklärt ist; wir spielten im Harz den „Wieland" ohne jede Musik pausenlos durch. Die Wirkung hat uns recht gegeben.

Jedenfalls wird, ich wiederhole es, die dort zu pflegende Gattung, wenn sie selbständigen Wert beanspruchen will, nicht von der Ibsenschule (man gestatte dies zusammenfassende Wort), nicht vom jetzigen bürgerlichen Drama ausgehen. Es wird sich mehr um Naturschauspiele handeln, die sich auf Sage, Märchen und Geschichte unbefangen aufbauen. Der Zweck einer Dichtung, die das Wort „Spiel" zu neuen Ehren bringen will, kann nicht darin bestehen, bürgerliche Schäden bloßzulegen und die soziale Ordnung anzuklagen; weder verletzende Satire noch dumpfer Zweifel haben für Freudenspiele Sinn und Wert. Eine Poesie, die jenes uralt-heiligen Ortes würdig ist und auf die Schutzgeister der Stätte rechnet, wird von Gemüt und Phantasie ausgehen und dem Religiösen (im weiten Sinne) näherstehen als dem beweisenden Rationalismus. Sie wird nicht beweisen: sondern erleben. Wie es schon vom Eingeweihten der Eleusinischen Mysterien, der berühmten Kultusstätte der Griechen, hieß: „ou mathein ti dein, alla pathein" (sie müssen nicht etwas erlernen, sondern etwas

erleiden, erleben), womit also der ganze Organismus des Menschen, vor allem auch die schauende Phantasie in Anspruch genommen wird; denn jene Mysterien schlossen mit dem Schauen des „großen Lichtes von Eleusis". Also Symbol! Nicht dialektisch durch Gespräch gehandhabte Beweisführung, sondern Vorführung eines bedeutsamen Vorganges, den jedermann gemütsmäßig miterleben kann.

Ist dies „Archaismus"? Wo ist hier Altertümelei? Karl Hagemann nennt das Bergtheater eine „archaistische Spezialität". Wieso? Wo steckt hier das Unmoderne?

Das Wort „Festspielbühne" kommt der Sache näher. Und doch kann der Ausdruck, wie gesagt, irreleiten, wenn man nicht ernstlich den Begriff Festspiel vertieft und erweitert. Weder Hebbels Moloch-Fragment, noch „Iphigenie" oder selbst der hochzeitliche „Sommernachtstraum" können dem üblichen Begriff Festspiel eingeordnet werden. Will man freilich Poesie überhaupt ein festlich Erlebnis nennen, wenigstens wenn sie wie Schiller oder ein Pindarsches Siegesgedicht oder eine Beethovensche Sonate den Charakter des Überwindens und Empordringens hat, so ist der Ausdruck angemessen. Aber die Welt ist auch Tragik; Balder stirbt immer wieder, solange Nacht und Licht wechseln; Wielands Füße sind und bleiben zerschnitten, und er fliegt mit Narben in Walhall ein. Man wird diesen Mollton im Siegeslied der Menschheit nicht überhören.

Nach diesen Einschränkungen, die den Begriff „Festspiel" verdeutlichen, ist die Befürchtung nicht mehr nötig, das schlichte Harzer Bergtheater hätte irgend etwas mit pomphaften Aufzügen und dilettantischem Massenwerk gemein. Es ist leider zu befürchten, daß prunkvolle und kostspielige Unternehmungen letzterer Art (wie die Hohentwielspiele) den Gedanken schädigen. Auch diese Gattung, meist in Dilettantenhand, hat ja Berechtigung; sie nennt man heute, und ein leises Grauen überfließt uns dabei, „Festspielbühne". Es ist dabei ein ähnlich fataler Beigeschmack wie bei dem an sich so frohen Wort „Volksfest", mit dem wir heute unwillkürlich recht ungeistige Dinge wie Bier, Bratwurst nnd Schaubuden zu verbinden pflegen. Hier hat die ästhetische Kultur noch Arbeit. Unter „Volk" versteht man heute gemeinhin die arbeitende Volksschicht, der sich ein großer Teil des Interesses unseres Schrifttums zuwendet. Aber eine Kunstauffassung, die von Schiller und Richard Wagner kommt, begreift unter dem Wort Volk und Volksdichtung die Gesamtheit der Nation mit allen Schichten: die nationale Seele.

Es liegt etwas Frohes und Freies in den Worten Festspiel, Nationalspiel, so wie uns das Schöne im Bunde mit dem Erhabenen eben stimmen soll. Lernen wir uns wieder freuen am Reigenspiel der Schöpfung! Und so schließen wir mit einem ermunternden Worte von Ernst Wachler selber, aus einem seiner frischen kleinen Aufsätze: „Auch in unseren Wäldern und Bergen, Gewässern und Wolken wohnten Dryaden, Oreaden, Najaden und Plejaden: nur daß unsere Altvordern sie Elfen nannten oder Nixen, Heinzelmännchen, Kobolde. Auch bei uns woben die drei Schicksalsschwestern, tauchte die Morgenröte empor und rollte der goldene Sonnenwagen, lachte der unbewölkte Himmel und wütete der Donnerer. Gleich den Dioskuren, den Göttersöhnen, warb und kämpfte ein himmlisches Zwillingspaar, als Tag und Nacht am Himmel aufsteigend, um die Sonnenjungfrau. Auch bei uns gerät die sommerliche Erde, als Sneewittchen oder Dornröschen, in die Haft des Winters, des Todes, und wird erst im nächsten Frühling durch den Kuß des Sonnenhelden, Siegfrieds, des Prinzen, wieder befreit. Unser Wunderschmied, Hephästos und Daidalos zugleich, heißt Wieland; und seine Sage ist tiefsinniger und großartiger als die seines griechischen Gegenbildes. Den heiteren Dienst der Götter, die Heiligung des Schönen, Heldenspiel und Tanz: auch wir besaßen es. Und der Tod erschien uns nicht als ein ekles Gerippe, sondern in Waffen zu Roß . . . Gewinnen wir zurück, was man uns einst entrissen hat! Es ist nicht verrostet vor Alter, sondern glänzt wie neu. Unser Erbe wartet auf uns: ein herrenloses Gut; es anzutreten, ist niemals zu spät!"



Bibliotheksnachrichten.



Die 8. Versammlung deutscher Bibliothekare. Am 23. und 24. Mai d. J. hat in Bamberg die 8. Versammlung deutscher Bibliothekare unter großer Teilnahme aus allen Teilen des Deutschen Reiches stattgefunden, auch das Ausland hatte einige Vertreter entsandt. Die Tagung sollte ursprünglich in Würzburg abgehalten werden, doch mußte wegen des Todes des dortigen Oberbibliothekars Kerler in letzter Stunde Bamberg gewählt werden, um die Absicht, den Bibliothekartag in Bayern abzuhalten, durchführen zu können. Da die Versammlung zum ersten Male im Bayernlande stattfand, waren die dortigen Bibliotheken naturgemäß sehr gut vertreten — München hatte 12, Erlangen 4, Nürnberg 2 und Bamberg 3 Vertreter entsandt — und außerdem hatten die Bamberger Kollegen alles aufgeboten, um den Teilnehmern an der Versammlung den Aufenthalt in der alten Bischofsstadt so angenehm und unterhaltend wie möglich zu machen. Und ihre Absicht ging in Erfüllung, der Bibliothekartag trug während der ganzen Tagung den Charakter kollegialer Geselligkeit und friedlicher Wirksamkeit, kein Mißton störte die Arbeiten, Vorträge und geselligen Veranstaltungen. Was der Begrüßungsabend am 22. Mai versprach, das hat das Zusammensein während der folgenden Tage getreulich gehalten: die Einigkeit der norddeutschen und süddeutschen Kollegen und ihre Übereinstimmung in den meisten der angeregten Fragen zeigte sich im schönsten Lichte.

Die Versammlung, die ihre Sitzungen in der Aula des königlichen Gymnasiums abhielt, wurde am Morgen des 23. Mai mit einer Ansprache des Vorsitzenden des Vereins deutscher Bibliothekare, des Geheimen Regierungs-Rats Direktor Dr. Schwenke-Berlin eröffnet. Er gab zunächst die Gründe an, weshalb an Stelle von Würzburg die Stadt Bamberg zum Ort der Versammlung gewählt worden sei, und widmete dem verstorbenen Oberbibliothekar Dr. Kerler einen herzlichen Nachruf. Dann sprach der Redner seine Freude aus, daß die Versammlung so zahlreich besucht sei und daß unter den 66 Teilnehmern auch Vertreter aus Wien und Graz, aus Zürich und Petersburg, ja aus Stockholm und Washington anwesend seien. Von den königlichen Bibliotheken und den Landesbibliotheken der deutschen Staaten seien vertreten Bamberg (3), Berlin (8), Darmstadt und Dresden (je 1), München (10), Posen, Stuttgart und Wiesbaden (je 1), von den Universitätsbibliotheken Erlangen mit 4, Halle, Jena, Leipzig, München, Rostock, Straßburg und Tübingen mit je 1 und von den Bibliotheken der Technischen Hochschulen Karlsruhe und München mit je 1 Abgesandten. In beachtenswerter Zahl hätten die städtischen Bibliotheken Vertreter entsandt, so Charlottenburg und Elberfeld je 2 und Aachen, Augsburg, Breslau, Bromberg, Dortmund, Düsseldorf, Frankfurt a. M. und Nürnberg je 1, und außerdem seien Abgesandte der Bibliotheken des Reichsgerichts in Leipzig, des Germanischen Museums in Nürnberg, der Handelshochschule in Köln, des Börsenvereins der deutschen Buchhändler in Leipzig, des Kaiserlichen Patentamts in Berlin und der Freiherrlich v. Rothschildschen Öffentlichen Bibliothek in Frankfurt a. M. anwesend. Geheimrat Schwenke schilderte dann die Ereignisse des letzten Jahres, gedachte der seit Mai 1906 verstorbenen Fachgenossen, unter denen sich Förstemann, Steinschneider, Lippert, Baier, Nathusius und Kühn befinden, und berichtete über verschiedene Neugründungen städtischer Bibliotheken, sowie über Neubauten und Umbauten, wie in Berlin, Dresden und Münster. Die Gehälter der staatlichen Bibliothekare seien jetzt erhöht und zum Teil denen der Oberlehrer gleichgestellt worden, auch die städtischen Behörden hätten vielfach die Gehälter ihrer Bibliotheksbeamten aufgebessert, doch bliebe noch manches zu wünschen übrig. Durch die Einrichtung eines mittleren Beamtenstandes sei den Bibliothekaren in wissenschaftlichen Bibliotheken eine Entlastung gewährt und ihnen die Möglichkeit geboten, sich mehr als bisher wissenschaftlichen Forschungen zu widmen. Von Nutzen sei in dieser Hinsicht auch die Heranziehung weiblicher Kräfte, die zu technischen Arbeiten, zum

Abschreiben von Listen und Zetteln und zum Katalogisieren verwendet würden und sich bisher im allgemeinen gut bewährt hätten. Die Mittel zur Anschaffung neuer Bücherbestände und seltener bibliographischer Schätze seien zum Teil von den einzelnen Staaten bewilligt, doch wären manche Institute, so die Universitätsbibliotheken, in dieser Beziehung schlecht bedacht, und es wäre vielleicht eine Kundgebung von seiten des Bibliothekartages sehr zu empfehlen gewesen, doch seien die preußischen Universitätsbibliotheken, außer Halle, leider nicht vertreten. Die Etats müßten um 25 v. H. erhöht werden, damit sie dieselbe Kaufkraft hätten wie früher. Aus Mangel an Mitteln könne auch der Druck des Gesamtkatologes nicht gefördert werden, und die einzelnen Bibliotheken müßten deshalb zunächst Fachkataloge herausgeben, um auf diese Weise eine Übersicht über die Bestände der einzelnen Abteilungen zu ermöglichen.

Im Anschluß an diese allgemein interessierenden Ausführungen sprach Oberbibliothekar Dr. Fick-Berlin über das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken und seine Suchliste. Diese Einrichtung ist durch die gegenwärtigen Verhältnisse geboten und soll gewissermaßen den Gesamtkatalog vorläufig ersetzen. Das Auskunftsbureau will zunächst feststellen, welche Bücher in den einzelnen Bibliotheken Deutschlands vorhanden sind, und hat zu diesem Zweck aus den alphabetischen Katalogen einer Anzahl von Bibliotheken und durch Nachfragen in bestimmten Zeiträumen einen Zettelkatalog zusammengestellt, der eine gewisse Übersicht über die vorhandenen Werke gewährt. Durch diese Einrichtung läßt sich ermitteln, ob ein gesuchtes Werk, eine Zeitschrift oder der Teil eines Werkes – Handschriften sind vorläufig hierbei ausgeschlossen – in irgend einer Bibliothek vorhanden ist oder nicht. Findet sich ein gesuchtes Werk im Zettelkataloge der Auskunfsstelle nicht, so wird es auf die Suchliste gesetzt, und diese Suchlisten werden von Zeit zu Zeit an die deutschen Bibliotheken versandt, mit der Aufforderung um Mitteilung, ob das betreffende Werk sich in einer der Bibliotheken vorfindet. Durch die einlaufenden Antworten konnte in einer ganzen Reihe von Fällen ermittelt werden, wo bisher verschollene Bücher zu suchen waren, und es haben sich hierbei ganz eigenartige Ergebnisse herausgestellt, die erkennen lassen, welche Irrfahrten einzelne Bücher bisweilen gemacht haben. Wenn auch bei einer Zahl von 7884 bisher gesuchten Büchern 2757 nicht nachgewiesen werden konnten, so liegt dies einerseits daran, daß eine große Anzahl von Werken bis auf das letzte Exemplar vernichtet sind oder daß Bücher, deren Erscheinen geplant und bereits angezeigt war, überhaupt nicht erschienen sind, und andererseits daran, daß manche Bibliotheksverwaltungen nur in oberflächlicher Weise ihren Bücherbestand durchgesehen haben. Durch mehrmaliges Einreihen solcher Buchtitel in die Suchlisten und durch Nachforschen in alten Bücherkatalogen gelingt es manchmal, auch in solchen Fällen Aufklärung zu schaffen, und im großen und ganzen bietet der bisher zusammengestellte Zettelkatalog der Auskunftsstelle die Möglichkeit, bei Anfragen von seiten des Publikums genügende Auskunft über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Werkes zu erteilen. Erschwert werden die Arbeiten der Auskunftsstelle dadurch, daß diese räumlich von der Königlichen Bibliothek in Berlin getrennt werden und deren Zettelkatalog vollständig abgeschrieben werden mußte. Die durch statistische Angaben belegten Ausführungen des Vortragenden ließen erkennen, daß das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken eine sehr notwendige und nützliche Einrichtung ist, die allmählich zu einer Zentralstelle für die gesamten Bibliotheken ausgestaltet werden kann.

An den interessanten Vortrag des Oberbibliothekars Dr. Fick schloß sich eine längere Erörterung, in der manche beachtenswerte Vorschläge gemacht wurden. So wurde angeregt, die Suchlisten einer größeren Anzahl von Bibliotheken, namentlich größeren Privatbibliotheken zuzuschicken, da sich auf diese Weise sicher manches vermißte Werk ermitteln lassen würde, das dann durch Ankauf oder Austausch für die Allgemeinheit nutzbar gemacht werden könnte. Ferner wurde darauf hingewiesen, daß beispielsweise Bibliotheken, denen Teile eines Werkes oder einer Zeitschriftenreihe fehlten, durch Eintausch dieser Teile, die sich zufällig in einer anderen Bücherei vorfänden, ihre Bestände vervollständigen könnten, oder daß Bibliotheken von der Erwerbung eines Werkes oder einer kostspieligen Zeitschrift absehen könnten, wenn sie

wüßten, daß diese in einer anderen, besser dotierten Bibliothek vorhanden seien oder dort gehalten würden. Schließlich wurde noch hervorgehoben, daß infolge der Anfragen der Auskunftsstelle nach vermißten Werken die antiquarischen Preise einzelner Bücher erheblich steigen würden, dagegen müßten bei Zeiten Vorkehrungen getroffen werden.

Nach dem Vortrage begaben sich die Teilnehmer der Tagung in die gegenüber liegende königliche Bibliothek, die im alten Jesuitenkollegium untergebracht ist, und besichtigten dort die anläßlich des Bibliothekartages veranstaltete Ausstellung alter Handschriften aus dem 5.—15. Jahrhundert. Es würde zu weit führen, auf diese hochinteressante Ausstellung näher einzugehen, und so sei nur erwähnt, daß sich unter den ausgestellten Schätzen Fragmente einer Liviushandschrift aus dem 5. Jahrhundert, eine vollständige Handschrift der Schriften des Hieronymus und Augustinus aus dem 6., die in langobardischer Schrift abgefaßten Institutionen des Cassiodor und eine vita des heil. Sylvester aus dem 8. und 9. Jahrhundert und verschiedene karolingische Handschriften, so die um 800 in Tours geschriebene Alcuin-Bibel, das Homiliar Karls des Großen, zwei Schriften des Boëthius und die Moralia Gregors des Großen, aus dem 8.—11. Jahrhundert befinden. Ihnen schließen sich italienische Handschriften aus dem 9.—11. Jahrhundert, darunter die Institutiones grammaticae des Priscian, eine sehr schöne Florus-Handschrift und die Pseudo-Isidorischen Dekretalen, und Reimser Handschriften aus der gleichen Zeit an, unter letzteren die einzige vorhandene Handschrift des französischen Historikers Richer, von ihm selbst geschrieben, des Johannes Scotus Peri Physeon, verschiedene Schriften des Boëthius, die Homilien des Heiricus von Auxerre, die zum Teil in tironischen Noten geschrieben sind, eine schöne Handschrift der Historia naturalis des Plinius und eine Anzahl Legenden, Martyrologien und Chroniken. Besondere Beachtung verdienen die Handschriften aus der Zeit der Kaiser Otto III. und Heinrich II., da sie nicht nur schön geschrieben, sondern mit farbenprächtigen Bildern, Miniaturen und Initialen verziert sind, so mit Darstellungen des Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde, denen das von ihnen gegründete Bamberger Domstift den größten Teil seiner Bücherschätze verdankte. Aus der Zeit des Heidenapostels Otto von Bamberg stammen eine Reihe von Handschriften, die zum Teil in Bamberg in der Schreibschule des Klosters Michaelsberg entstanden sind, und das 13. und 14. Jahrhundert waren mit reich geschmückten Psalterien und Bibeln, mit kanonischen und juristischen Schriften, die italienischer Herkunft sind, und mit Heiligenleben, Ordensregeln und Hymnen vertreten. Bibliothekar Fischer, der Vorsteher der Bamberger Bibliothek, gab in längerem Vortrage eine Übersicht über die Gründung der Bamberger Dombibliothek, über ihre ferneren Schicksale und ihre Vereinigung mit den Bibliotheken des Klosters Michaelsberg, des Karmelitenklosters und des Jesuitenkollegiums zu der heutigen Königlichen Bibliothek und erläuterte dann einzelne der ausgestellten Handschriften in sachgemäßer Weise.

Außer der Handschriftensammlung war in einem anderen Zimmer eine Ausstellung von alten Bamberger Drucken veranstaltet, über die Assistent Dr. Schottenloher die nötigen Aufklärungen gab, und im Vorraum eine andere Ausstellung von alten Ansichten Bambergs und seiner Umgebung und von Einblattdrucken und politischen Karikaturen aus den Sammlungen der Königlichen Bibliothek. Diese besitzt außer der gegen 4000 Handschriften umfassenden Sammlung eine solche von 3000 Inkunabeln, ferner an 80 000 Kunstblätter und 450 000 Buchbände. Vereinigt mit dem Grundstock der Bibliothek, die der verdienstvolle Zisterziensermönch Jäck als erster Bibliothekar ordnete, sind die Kunstsammlung des Bamberger Sammlers Joseph Heller, der Nachlaß des Bamberger Arztes Lukas Schönlein und die Bibliothek und Kunstsammlung des Freiherrn Marschalk von Ostheim. Die Räume, in denen die Bibliothek zur Zeit untergebracht ist, genügen absolut nicht für den umfangreichen Bestand an Handschriften, Büchern und Kunstblättern, und es wäre zu wünschen, daß die berechtigten Forderungen der Bibliotheksbeamten nach Erweiterung der Räumlichkeiten oder nach einem Neubau von der Regierung recht bald erfüllt würden.

Einen allgemein interessierenden Vortrag hielt am Nachmittage in der Aula des Gymnasiums Prof. Dr. E. Wiede-

mann aus Erlangen über eine neue Art der Vervielfältigung von Handschriften und Drucksachen, über die Weiß-auf-Schwarz-Photographie. Das Verfahren besteht darin, daß man von einem handschriftlichen Blatte oder einer Druckseite eine direkte Aufnahme auf Bromsilberpapier macht, welche die Schriftzüge weiß auf schwarzem Grunde erscheinen läßt. Da die photographische Platte und somit das Negativ fortfällt, muß bei dem Verfahren ein Spiegel eingeschaltet werden. Bei der Herstellung der Photographie kann man entweder eine gewöhnliche photographische Kamera benutzen, vor deren Objektiv ein Spiegel im Winkel von 45 Grad befestigt ist, oder eine Kamera mit einem vorgesetzten geschwärzten Kasten, in den der Spiegel unter 45 Grad zwischen Objektiv und Mattscheibe eingebaut und an dem das Objektiv an der unteren Seite dem Spiegel gegenüber angebracht ist. Die zweite Einrichtung hat den Vorteil, daß Reflexe an den Spiegelkanten verhindert und Flecke auf der Photographie vermieden werden. In beiden Fällen der Herstellung wird das zu photographierende Blatt glatt auf einen Tisch gelegt, dem Spiegel bezw. dem Objektiv gegenüber, und nachdem das Bild der Handschrift bezw. des Druckes auf der Mattscheibe scharf eingestellt ist, wird die Kassette mit dem Bromsilberpapier eingeschoben und das Spiegelbild der Vorlage photographiert. Zum Entwickeln benutzt Wiedemann den Hydrochinon-Metol-Entwickler und zum Fixieren zwei Bäder; von Wichtigkeit ist es, daß die Aufnahmen gut ausgewaschen werden. Die vom Redner vorgezeigten Proben von Aufnahmen assyrischer, arabischer und mittelalterlicher Handschriften zeichneten sich durch große Schärfe aus und waren deutlich lesbar. Die Herstellung geschieht schnell — es können gegen 30 Aufnahmen täglich gemacht werden — und verursacht geringe Kosten, ein Blatt 13 : 18 stellt sich auf 15 Pfennige.

An die Nachmittagssitzung schloß sich ein Spaziergang der Teilnehmer durch die alte Bischofsstadt, wobei die Kirchen, das Rathaus, das städtische Museum und andere Sehenswürdigkeiten besichtigt wurden, und ein gemütliches Beisammensein auf der Terrasse des Michaelsberges, von wo man einen schönen Überblick auf die turmreiche Stadt genießt.

Am Morgen des 24. Mai fand zunächst eine Sitzung des Vereins deutscher Bibliothekare in der Aula statt, in der geschäftliche Angelegenheiten, Kassenbericht und Neuwahl des Vorstandes erledigt wurden, dann trat die Versammlung wieder in die Tagung ein. Zuerst sprach Oberbibliothekar Dr. Geiger-Tübingen über „Mißstände im Dissertationswesen", wobei er in den einleitenden Worten ausführte, daß sich Mängel auf diesem Gebiete schon längere Zeit bemerkbar gemacht hätten und daß durch Mommsen bereits vor 30 Jahren eine Promotionsreform angebahnt, bisher aber wenig Einheitliches erreicht worden sei. Zwar sei der Druckzwang auf den preußischen Universitäten durchgeführt, doch sei die Form, die Art der Drucklegung, der Umfang und der Teilinhalt der Dissertationen den Bestimmungen der einzelnen Fakultäten überlassen. Dies müsse anders werden und zunächst eine Einigung über das Format, den Druck und den Umfang einer einzelnen Dissertation erzielt werden. Ferner solle man dahin streben, daß die Dissertationen genaue Vermerke über ihren Charakter als Originaldrucke, als Sonderabzüge aus Zeitschriften und Sammelwerken und als unvollständige Abdrücke einer Examensarbeit auf oder hinter dem Titelblatt trügen. Der Redner hat sich mit den bei der Universitätsbibliothek in Tübingen für 1904—1905 eingelieferten Dissertationen beschäftigt und bei 3160 Eingängen an 400 Exemplaren kritische Bemerkungen machen müssen. Eine Anzahl Dissertationen waren Separatabdrücke aus Zeitschriften, Enzyklopädien und anderen Sammelwerken und trugen meist keinen Vermerk darüber auf dem Titelblatt oder in der Vorrede, eine andere Reihe von Dissertationen waren nur Teile einer größeren Examensarbeit, die außerdem als Originalwerk in einem buchhändlerischen Verlage erschien, und wieder andere, meist der gleichen Fakultät angehörig, entpuppten sich als Teile eines Sammelwerks, das ausschließlich aus Dissertationen zusammengestellt wird. Auf diese Weise kommen jährlich eine große Anzahl Schriften in die Universitätsbibliotheken, die später doppelt vorhanden sind, einmal als Dissertationen, dann in Zeitschriften und Sammelwerken und als Eigendrucke. Die Anschaffung der meisten dieser Werke würde sich erübrigen, wenn man wüßte, daß sie Abdrücke oder Erweiterungen von Dissertationen wären. Die gleichen Miß-

stände finden sich nach Angabe des Redners zum Teil auch bei den Habilitationsschriften. Es muß darauf hingewirkt werden, mit dieser Forderung schloß der Vortragende, daß einheitliche Bestimmungen über den Druck, den Umfang und das Format der Dissertationen getroffen werden, daß der Austausch und die Pflichtablieferung geregelt wird und daß die Dissertationen als solche und ebenso ihre anderweitige Verwendung auf den Titelblättern gekennzeichnet werden. Die Bibliotheken dürfen durch die buchhändlerische Verwertung der Dissertationen keinen Schaden erleiden.

In der auf den Vortrag folgenden längeren Erörterung wurden die von Dr. Geiger gerügten Mißstände allseitig anerkannt, doch wurden von verschiedenen Seiten Bedenken geäußert, ob man die Verfasser und besonders die Verleger zwingen könne, die gewünschten Angaben über Sonderabdruck, Nachdruck u. ähnl. auf den Titelblättern zu machen. Schließlich fand ein Vorschlag des Direktors der Königlichen Bibliothek in Berlin, Geheimrat Schwenke, das Jahresverzeichnis der Dissertationen mehrmals im Jahre erscheinen zu lassen und die Auskunftsstelle mit der Verzettelung der Dissertationen und der wissenschaftlichen Abhandlungen und mit der Versendung der Zettel an die einzelnen Bibliotheken zu betrauen, allgemeine Anerkennung.

Hierauf sprach Dr. Schottenloher, Assistent an der Königlichen Bibliothek in Bamberg, über Bamberger Privatbibliotheken in alter und neuer Zeit und wies nach, daß, wie aus Urkunden, Vermächtnissen und Briefen festgestellt sei, seit den ältesten Zeiten in Bamberg Privatbibliotheken vorhanden gewesen wären, deren Bestände größtenteils durch Schenkung in den Besitz der Königlichen Bibliothek übergegangen seien. Der Vortrag, der eine Fülle von historischem und statistischem Material enthielt, zeichnete sich durch große Sachkenntnis aus.

Nachdem Oberbibliothekar Dr. Schnorr von Carolsfeld-München den Bericht der Kommission über das Rabattwesen erstattet hatte, zeigte Dr. Jäschke, Stadtbibliothekar in Elberfeld, einen von ihm zusammengestellten Kontroll-Apparat zur Prüfung des Bücherbestandes und zur schnelleren Erledigung der Revisionsarbeiten. Um ein Schließen der Bibliothek während der Revision des Bücherbestandes zu vermeiden und um die Standortslisten während der Kontrolle nicht durch allerhand Zeichen und Notizen zu verunzieren, hat Jäschke einen Zettelkatalog hergestellt, der eigens zu Revisionszwecken benutzt wird. Dieser Kontroll-Apparat besteht aus Zetteln von Postkartenkarton, die 7 cm hoch und 4 cm breit sind. Auf jeden Zettel ist die Signatur eines Bandes geschrieben, sodaß genau so viel Zettel wie Bände vorhanden sind. Die Signatur des ersten Bandes eines jeden Werkes wird unterstrichen, die der anderen Bände nicht. Sämtliche Zettel, die stets beim Signieren eines neuen Werkes geschrieben werden müssen, werden in einem Kasten aufbewahrt, der vor der Revision geleert wird, worauf die Zettel nach Abteilungen geordnet werden, und zwar die unterstrichenen und die nicht unterstrichenen gesondert. Zählt man nun die beiden Gruppen, so hat man einerseits die Zahl der vorhandenen bezw. neu angeschaften Werke und andererseits durch Hinzunahme der Summe der anderen Zettel die Zahl sämtlicher vorhandenen Bände. Zum Zwecke der Revision werden sämtliche Zettel in Pappkästen zusammengestellt, in derselben Aufeinanderfolge wie die Bücher in den Regalen des Magazins stehen, wobei die einzelnen Abteilungen durch farbige Papptäfelchen getrennt und gekennzeichnet sind. Jeder Kasten enthält sechs Abteilungen, von denen aber nur die 1., 3. und 5. mit Zetteln besetzt sind. Bei der Revision wird der Zettel eines jeden revidierten Bandes in die Nebenabteilung gesteckt, so daß nach der Revision die 2., 4. und 6. Abteilung gefüllt sind. In das revidierte Buch wird hinter der letzten auf dem Vorsatzblatte stehenden Lesenummer mit Buntstift ein Zeichen gemacht, und vor dem Einstellen eines Buches muß der Beamte nachsehen, ob es das Revisionszeichen trägt, andernfalls den Band zur Nachprüfung beiseite stellen. Die Erfahrungen, die in Elberfeld mit dem Kontroll-Apparat gemacht worden sind, sollen zufriedenstellend gewesen sein.

Einen eigenartigen, von ihm erfundenen Zettelkatalog zeigte hierauf der Bibliothekar der Technischen Hochschule in München, Prof. Dr. Brunn. Der Vortragende hat Zettel anfertigen lassen, die in der Größe den üblichen Kartothekzetteln entsprechen, aber in der Mitte mit einem Längsschnitt und an

der oberen Langseite mit einer Zunge versehen sind. Indem man die Zunge in den Schlitz steckt, kann man eine fortlaufende Kette von Katalogzetteln herstellen, in der die obersten beschriebenen Zeilen der Zettel sichtbar sind. Diese Zettelketten kann man nun an Brettern aufhängen, wodurch eine große Übersicht erreicht, aber auch viel Raum erfordert wird, oder man kann sie durch einen eigenen Handgriff nach Art der Fensterjalousien zusammenfalten und in Kästen unterbringen. Jeder neue Zettel läßt sich durch Herausziehen der Zunge eines andern und durch Einschieben der Zunge des neuen schnell und leicht einfügen. Die Kasten werden in eigens konstruierten Regalen aufgestellt. Ferner können die Zettelreihen auch in Mappen nach Art der Katalogmappen von Fritzsche eingelegt werden. Der praktische Wert der neuen Erfindung ist außer in der Münchener Bibliothek noch nicht weiter erprobt worden.

Mit dieser Vorführung wurde die Tagung geschlossen. Die Teilnehmer vereinigten sich am Nachmittage zu einem Festmahl im „Bamberger Hof" und unternahmen darauf einen Ausflug auf die Altenburg bei Bamberg, wo in fröhlicher Tafelrunde noch manches treffliche Wort gesprochen wurde. Am folgenden Tage veranstalteten einige Teilnehmer eine Wanderung nach Schloß Banz und nach dem Staffelstein, bei der, wie bei allen anderen Besichtigungen und geselligen Veranstaltungen, Bibliothekar Dr. Pfeiffer-Bamberg den unermüdlichen und stets jovialen Führer machte.

Die Bamberger Versammlung verlief, wie schon erwähnt, in ungetrübter Harmonie und hat den Zweck solcher Tagungen, den Verkehr unter den Kollegen zu fördern und die Erledigung schwebender Fragen durch gemeinsame Aussprache zu erleichtern, in würdiger Weise erfüllt.

Dr. Gustav Albrecht.

Lesehalle in Bremen. Dem Jahresbericht 1906 ist zu entnehmen, daß der Besuch des Lesesaals unentgeltlich, dagegen für die Benutzung der Bücherei eine jährliche Gebühr von einer Mark zu erlegen ist. Die kleine Bücherei des in der volksreichsten Vorstadt gelegenen Volksheims wurde zu einer Zweigstelle („Westen") der Lesehalle ausgebaut. Hier wurde die Lesegebühr auf 30 Pfennig für sechs Monate bemessen. Aus einem Bestande gelesener Exemplare versah die Lesehalle Segelschiffe bremischer Reedereien mit Büchern für die Fahrt. Zahlreiche freiwillige Hilfsarbeiter stellten sich der Bibliothek, namentlich für die Aufsicht in den Lesesälen, zur Verfügung. Der Vorstand hatte den Verlust seines Mitgliedes, des Pastors Dr. A. Kalthoff zu beklagen, der sich schon an der Gründung des Vereins mit lebhaftem Interesse beteiligt hatte. Die Hauptstelle verfügte am Schluß des Jahres über 17131, die Zweigstelle über 2588 Bände.

Der Nordwestdeutsche Verein zur Förderung des Volksbibliothekswesens hielt am 16. Juni d. J. in Oldesloe seine zweite Hauptversammlung ab, die von 1 Dame und 17 Herren (aus 11 Orten von Flensburg bis ins Hannoversche) besucht war. Der Verlesung des Jahresberichtes, wonach der Verein am Schlusse seines ersten Jahres 23 Mitglieder zählt, folgte der Vortrag des Herrn Dr. Schultze-Hamburg über Kriminalliteratur in den Volksbibliotheken. Ausgehend von einigen kürzlich vorgekommenen Fällen, in denen Jugendliche durch Lesen von Kriminalgeschichten selbst zu Verbrechern werden, warnte der Vortragende vor den 10 Pfg.-Heften der Nic-Carter-Literatur, den Sammlungen Hillger, Moewig und Höffner und Kade. Mit Vorsicht auszuleihen seien die Sherlock-Holmes-Geschichten, dagegen zu loben „Die Jugendbuche" von A. v. Droste-Hülshoff, Kleist, Michael Kohlhaas und Schriften von Franzius, Wickert, Brentano u. a. m. Es wurden einige Neuheiten für Volksbibliotheken, Datumstempel, Titelschilder, Aktenmappen vorgeführt und dann die Neuwahl des Vorstandes vorgenommen, die folgende Namen ergab: Dr. Schultze-Hamburg, Peters-Oldesloe, Jungclaus-Kiel, Dr. Link-Lübeck, Koopmann-Itzehoe, letzterer an Stelle von Professor Schnoor-Neumünster, der eine Wiederwahl abgelehnt hatte. Um die noch fehlende Statistik der Bibliotheken im Vereinsgebiet zu beschaffen, wurde eine Kommission gebildet aus den Herren Peters-Oldesloe, Bube-Tonndorf-Lohe und Rektor Hoff-Kiel. Nach dem gemeinsamen Essen wurde die aufblühende Bibliothek des „Arbeiterbundes" besichtigt und ein Gang durch die Stadt gemacht, der im herrlichen Kurpark endete. Itzehoe wurde auf Antrag von dort als Ort der nächsten Versammlung gewählt.

Die Parochie Cöthen b. Freienwalde a. O. mit den Ortschaften Cöthen, Falkenberg, Dannenberg, Broichsdorf und dem Rettungshaus Cöthen kann bereits auf eine halbhundertjährige Erfahrung im Bibliothekswesen zurückblicken. Jede dieser Ortschaften besitzt eine Jugendbibliothek, welche ihrer Zusammensetzung nach zugleich als Volksbibliothek dient. Sie ist gegründet von dem früheren Schulpatron Major v. Jena, der sein lebhaftes Interesse für die Volksbildung dadurch bekundete, daß er in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts pädagogisch durchgebildete junge Lehrkräfte mit dem Zeugnis I aus dem damals von einem Pestalozzischüler geleiteten Seminar zu Köslin bezog. (Dumzlaff, Eggers, Piotter, Nickel) und sie an Stelle der alten „Schulmeister" in seinen Dörfern anstellte. Es machte ihm Vergnügen, von seinen Reisen Karten, Globusse, Tellurien und andere Anschauungsmittel für seine Schulen mitzubringen und für Beschaffung von Lehrmitteln und Ergänzung der Bibliotheken einen Schulstiftungsfonds auszusetzen. Die Pastoren seiner Zeit, der berühmte Müllensiefen und der spätere Generalsuperintendent Schulz haben ihn kräftig in seinem Streben, das geistige Niveau der Bevölkerung zu heben, unterstützt.

Aus den damals beschafften Schriften seien genannt: Schriften von Jerem. Gotthelf, Nieritz, Örtel, Stilling, Hoffmann, Schmidt, Weise. Besonders gelesen sind: Die Spinnstube, Robinson, Andersens Märchen, Reisebeschreibungen, die illustrierten Kinderfreunde und Jahrbücher, Daheim und das Quellwasser.

Die Ausgabe der Bücher erfolgt wöchentlich, aber nur im Wintersemester. Im Sommer werden nur auf besonderen Wunsch Bücher ausgeliehen.

Geleitet werden die Bibliotheken von den Ortslehrern. Aufbewahrungsort ist der Schulschrank. Die Cöthener Bibliothek besitzt zur Zeit 304 Bände.

In der nächsten Umgebung sind Volksbibliotheken gegründet in Niederfinow, Stechardtschleuse, Liepe, Amalienhof und Hohenfinow.

Der Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken stellte in der Wanderausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft zu Düsseldorf folgende Sammlungen aus: 1. Eine Bibliothek für das Dorf. 2. Eine Heimatbibliothek für die Rheinlande. 3. Einrichtungen für den Bibliotheksbetrieb. 4. Kataloge verschiedener Heimatbibliotheken.



Mitteilungen.



Heinrich Adolf Köstlin †. Die schwäbische Literaturgeschichte von Rudolf Krauß führt von der weitbekannten und altwürttembergischen Gelehrtenfamilie Köstlin nicht weniger als elf Vertreter an, die sich in der Geschichte des deutschen Schrifttums einen Namen gemacht haben. Einem ihrer besten Sprossen, dem Tübinger Rechtsprofessor Christian Reinhold Köstlin, und seiner Frau, der vortrefflichen Liederkomponistin und Sängerin Josefine Lang aus München, wurde am 4. September 1846 ein Sohn geboren, auf den sich des Vaters wissenschaftliche und künstlerische Begabung und der Mutter musikalisches Talent gleicherweise vererben sollte. Denn Reinhold Köstlin, der einst als ein an geistiger Reife seinen Jahren weit vorangeeilter Jüngling schon mit 16 Jahren die Universität bezogen hatte, war unter dem Schriftstellernamen C. Reinhold auf dem Gebiete der Poesie tätig und erntete damit schöne dichterische Erfolge. Daneben zog ihn die Tonkunst mächtig an und er versuchte sich auch als Komponist. Zwar raffte ihn ein tückisches Leiden in der Blüte des Lebens weg, aber seine und seiner Frau Talente übertrugen sich, wie schon erwähnt, in nicht geringem Umfang auf seinen Sohn Heinrich Adolf, der später in der Walderseeschen Sammlung musikalischer Vorträge seiner liederreichen Mutter ein pietätvolles literarisches Denkmal setzte. Zunächst machte der junge Köstlin die herkömmliche Laufbahn der schwäbischen Theologen durch, trat nach bestandenem „Landexamen", diesem württembergischen Schulspezifikum, in das Seminar Schöntal an der Jaxt ein, worauf er mit 18 Jahren das weitbekannte Tübinger Stift bezog, um Theologie zu studieren. Doch teilte sich die Neigung des hochbegabten Stiftlers zwischen Theologie und Ästhetik mit besonderer Bevorzugung der Musik. Nach

glänzend bestandenem Examen und einer kurzen Vikariatszeit nahm er eine Hauslehrerstelle in Paris an, die ihm immerhin noch soviel Zeit übrig ließ, um eine Fülle künstlerischer und wissenschaftlicher Eindrücke zu empfangen. Das Schreckenswort Krieg! zwang ihn heim; aber bald sollte er den Boden Frankreichs wieder betreten, da es ihn unter die Fahnen drängte, die er als Feldprediger begleitete. Seine Predigten und Reden, die er später in dem Buche „Aus ernsten Tagen" gesammelt herausgab, zeugen von der Hingebung und Begeisterung, die er für sein schweres Amt mitbrachte. Mit dem eisernen Kreuz geschmückt kehrte er in die Heimat zurück, wo seiner eine Repetentenstelle am Stift wartete; da mit dieser Stellung das Recht, Vorlesungen an der Universität zu halten, verbunden ist, so benutzte er die Gelegenheit, Vorlesungen über Musikgeschichte zu halten, aus denen später sein weitverbreitetes Werk „Geschichte der Musik im Umriß" hervorging. Die praktische Seite seiner musikalischen Kenntnisse betätigte er als Dirigent der Akademischen Liedertafel, die ihn später zu ihrem Ehrenmitglied ernannte. Schon in den Jahren seiner akademischen Wirksamkeit in Tübingen tauchte in ihm die Frage auf, ob der denn doch etwas nüchterne Gottesdienst der württembergischen Landeskirche, bei dem die Predigt alles beherrscht und eine Liturgie nicht aufkommen läßt, sich nicht reicher ausgestalten und durch kirchlichen Chorgesang beleben ließe. Als dann Köstlin in den praktischen Kirchendienst eintrat, setzte er als Pfarrer von Maulbronn seinen Plan in die Tat um und gründete 1877 den Evangelischen Kirchengesangverein für Württemberg, aus dem sich im Laufe der Jahre der Allgemeine Deutsche Kirchengesangverein mit rund 2000 Einzelvereinen und 60 000 Sängern entwickelte. Seine begeisterungsvolle und die Freunde der kirchlichen Tonkunst mitreißende Hingabe an sein Werk hielt ihn denn auch aufrecht, als sich auch bei ihm noch in den besten Jahren die Anfänge einer schweren Krankheit zeigten; doch, wenn in den Oktobertagen 1907 das 25 jährige Jubelfest des Gesamtbundes der deutschen Kirchengesangvereine in Stuttgart begangen wird, so schläft sein eigentlicher Schöpfer den ewigen Schlaf auf dem Cannstatter Friedhof.

Das waldumrauschte Maulbronn mit seiner einzig schönen Kirche und seinem romantischen, zu einem theologischen Seminar umgewandelten Kloster hielt den kunstbegabten Pfarrherrn nur drei Jahre; und als nach mehrfachem Wechsel schwäbischer Pfarrstellen 1883 ein Ruf als Professor an das Predigerseminar Friedberg an ihn erging, vertauschte er die alte Heimat mit dem Hessenlande, das ihn dann auch in den Stellungen eines Theologieprofessors in Gießen, eines Oberkonsistorialrats und Superintendenten bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1901 festhielt; nur die drei letzten Jahre seines Lebens brachte er in der alten Heimat zu, immer beschäftigt mit den kirchlichen Fragen und den geistigen Strömungen der Gegenwart, bis ihn am 4. Juni ein jäher Tod aus einem reich ausgenutzten Leben abrief.

Wenn uns seine theologisch-wissenschaftlichen Arbeiten hier weniger beschäftigen sollen, darin er besonders auf dem Gebiet der praktischen Theologie tüchtige Werke über das geistliche Amt, den Gottesdienst und die Seelsorge geliefert hat, so ist dabei doch nicht zu übersehen, daß auch in diesen Werken der Wissenschaft ihm Form, sprachlicher Ausdruck und gedanklicher Aufbau nicht Nebensache blieben. Die fast zu kurze und mißverständliche Formel: le style c'est l'homme nahm bei ihm durchwegs Wahrheit an. Wie seine Persönlichkeit den Eindruck einer edlen Harmonie, der Milde und der Klarheit machte, so übertrug er seine innere Natur auf die Werke seines Forschens und Darstellens, und zwar nach Form und Inhalt. Ein gewisser künstlerischer Zug verleugnet sich nicht einmal in den gelehrten Arbeiten und Darstellungen seiner Fachwissenschaft, von denen er noch in den letzten Tagen seines Lebens eine Neuauflage seines so warm geschriebenen Werkes über die Seelsorge erleben durfte.

Da, wo er dann zu einem weiteren Kreise der Gebildeten sprechen durfte, in seinen musikalischen Essays und in seiner vortrefflichen Geschichte der Musik im Umriß kam ihm jener speziell schwäbische Vorzug bei der Ausbildung der Theologen, die solide philosophische Schulung zu gut. Köstlin war kein abstrakter Philosoph, ja man kann ihn nicht einmal einer philosophischen Schule zurechnen; er war zu sehr Künstler, Schauer und Hörer, um sich in bestimmte Systeme zu bannen; aber dennoch war der philosophische Schulsack eine beneidenswerte Beigabe für seine Darstellungen und Kritiken. So standen seine in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten „Musikalischen Tagesfragen" mit ihrem

weiten Horizont, dem positiven Wissen des Autors und der lichtvollen Darlegung hoch über den zahlreichen ähnlichen Artikeln der Tagespresse. Es mag sein, daß sein Buch „die Tonkunst. Einführung in die Ästhetik der Musik," darin er Hanslicks Theorie vom Musikalisch-Schönen weiter ausbauen wollte, durch die Hereinziehung transzendentaler Ideen den festen Boden vermissen läßt; es ging ihm hierin ebenso wie seinem Namensvetter und Verwandten, dem einstigen Tübinger Ästhetiker Karl Köstlin, der in dem großen Werke der Ästhetik von Friedrich Theodor Vischer die Abteilung „Musik" bearbeitete: auch hier geht mit aller Anwendung Hegelscher Methode die Untersuchung nicht restlos auf. Darum lag auch für Heinrich Köstlin die musikalische Monographie näher als die analytische Forschung nach dem Wesen der Musik und des Musikalisch-Schönen; seine Schriften über Friedrich Silcher und Weber, über die Musik als christliche Volksmacht, über Luther als Vater des evangelischen Kirchengesangs zeigen uns das Gebiet, das er mit innerster Freude selbständig und feinsinnig sichtet nnd baut, wo er das Abstrakte mit dem Konkreten und Lebensvollen vertauschen, den Zügen seiner Lieblinge nachgehen und ihr Lebenswerk mit festen und doch von der Liebe geführten Strichen klarlegen kann. Den Höhepunkt seiner Tätigkeit als musikalischer Schriftsteller stellt freilich erst seine schon genannte „Geschichte der Musik im Umriß" dar. Dies Buch, wie es jetzt im stattlichen Umfang vorliegt, hat selbst wie so manches wertvolle Werk seine Geschichte; als es zuerst im Jahre 1874 erschien, da Köstlin kurz vorher zum Diakonus in Sulz am Neckar ernannt worden war, stellte es in bescheidenem Umfang den Versuch dar, den Köstlin in seinen Vorlesungen im Winterhalbjahr 1872/73 an der Universität Tübingen unternommen hatte; dabei und bei der Zusammenstellung in Buchform hatte sich Köstlin hauptsächlich die Aufgabe gestellt, die rein historische und biographische Darstellungsweise mit der kritisch-ästhetischen in der Weise zu verbinden, daß womöglich ein deutliches Bild von der künstlerischen Individualität entstehe, welche in den Werken eines Künstlers oder einer Kunstepoche zum Ausdruck gekommen ist. Er wollte sich ferner darauf beschränken, das zu bieten, was zum geistigen Verständnis der einzelnen Perioden und der einzelnen Kunstwerke dient und auf das Verständnis nicht bloß der fachmännisch Gebildeten, sondern der Gebildeten überhaupt rechnen kann. Köstlin hatte die Freude, bei den Freunden der Tonkunst auf Verständnis zu stoßen, und so erlebte er den Erfolg, daß mit dem 25. Jahre nach seinem erstmaligen Erscheinen sein Buch im Jahre 1899 eine fünfte Auflage als eine Art Jubiläumsausgabe erlebte, während es heutzutage einer 6. Auflage entgegen sieht. Sein Verfasser hatte nicht gerastet, und so war sein Buch mit ihm selber gewachsen und unter Hinzuziehung trefflicher Fachgelehrter hatte es an Stoff und Gehalt gewonnen. Es ist auch nicht zuviel gesagt, wenn Köstlin im Vorwort zur 5. Ausgabe schrieb: „Dieses Buch bescheidet sich, den Stoff, soweit er zu Tage gefördert ist, in übersichtlicher Weise zusammenzufassen, unter die Gesichtspunkte, welche die geistige Entwicklung der Kulturwelt bestimmen, zu rücken, und eben damit dem Interesse und Verständnis der gebildeten Kreise näher zu bringen." Soweit man Musikgeschichte objektiv schreiben kann, ist dies in dem frisch gebliebenen Buche Köstlins geschehen; hier gellt kein Kampfgeschrei: Hie Wagner! oder: Nieder mit Wagner! sondern hier kommt das geläuterte Urteil eines mit feinem musikalischen Gehör begabten und von großer Liebe zur Sache getragenen Forschers zum entsprechenden Ausdruck. Diese Vorzüge zusammen bewahren dem Werke allen ähnlichen Neuerscheinungen gegenüber seinen besonderen Wert und sichern dem Verfasser einen ehrenvollen Platz in der Geschichte musikalischer Forschung und historischer Darstellung.

Weiterhin ist Köstlin als Schriftsteller mit „Predigten und Reden" aufgetreten, die sich an einen weiten Kreis und nicht etwa an bloße Leser mit kirchlichem Erbauungszwecke wenden. Wie er als Feldprediger mit seinem katholischen Kollegen im besten Einvernehmen zusammen wirkte, so geht auch durch seine populären theologischen und geistlichen Schriften ein irenischer, beinahe interkonfessioneller Zug. Ihm war der politische Hader und die schroffe kirchliche Parteistellung, zuwider, und es ist bezeichnend, daß er als Herausgeber einer kirchlichen Zeitschrift einen Aufsatz beisteuerte, darin er den Standpunkt „jenseits der Parteien" einzunehmen versuchte. Es sind denn doch goldene Worte, die er gleich in seiner ersten Rede an den Kreis seiner Schüler richtete: „Wir sind seinerzeit Theologen geworden nicht um der theologischen Gelehrsamkeit willen. Wir haben uns vielmehr seinerzeit entschlossen, uns die theologische Wissenschaft anzueignen, um dadurch in Stand gesetzt zu werden, die Menschen zu Jesus zu

führen und mit ihm in eine persönliche Lebensverbindung zu bringen. Das können wir doch nur, wenn wir diesen Jesum selbst kennen gelernt, wenn wir ihn gesehen haben, gesehen zwar mit den Augen des Glaubens, im Umriß, von der Ferne, aber doch gesehen, wie er ist und wie er gesehen und verstanden sein will. Vielleicht ist es dem einen oder andern unter Ihnen beim Studium mitunter auch so zu Mute gewesen, als wollte ihm die teure Gestalt des Jesus gerade über dem Studium entweichen, als wollte sie ihm in nebelhafte, unerreichbare Ferne entschwinden über allen den Fragen der kritischen Forschung, über allen den Versuchen der Formulierung und Organisation, worin die Menschen im Laufe der Geschichte sich bemüht haben, das, was ihnen an Ihm das Wichtigste war, festzuhalten und in bleibende Gestalt zu bringen." Diese ruhige Aufforderung Köstlins, an das vielumstrittene Leben Jesu mit Vertrauen heranzutreten, mögen sich alle diejenigen merken, die an der Faßbarkeit Jesu verzweifeln wollen, weil ihnen die menschliche Darstellung von Friedrich Strauß bis auf Frenssen kein Genüge geboten hat.

Die populärste seiner Schriften ist und bleibt aber ein kleines, in jungen Jahren geschriebenes Büchlein, das vor einiger Zeit wieder aufgelegt werden mußte, „Kandidatenfahrten" betitelt. Die Lebhaftigkeit seines Temperaments, der auch seinem Empfindungsvermögen innewohnende Humor, die Frische der Darstellung und die gelegentliche Schärfe der Beobachtung verraten den berufenen Schriftsteller, der das Zeug, sich im geistvollen Essay und in der kulturgeschichtlichen Reisebeschreibung hervorzutun, in sich getragen hätte. Der Kreis des kirchlich-religiösen Standpunkts ist soweit als möglich gezogen; und man muß oft staunen, mit welcher Freiheit des Geistes der jugendliche Kandidat Welt und Menschen angesehen hat, ohne sich in Phantastereien zu verlieren. Dabei schaut überall der gute deutsche Patriotismus heraus, den sich Köstlin bis an sein Ende bewahrt hat.

Es gibt ein Wort: Wehe dem Theologen, der nur Theologe ist! Heinrich Köstlin gehörte zu den glücklichen Naturen, die treffliche Theologen und zugleich allgemein gebildete Menschen sind, weil ihnen eine gute Fee in die Wiege ein Geschenk gelegt hat: Den Sinn für Alles, was schön und groß in Geist und Natur, Welt und Geschichte ist.

Rudolf Schaefer.

Rede am Sarge des Herrn Otto Leixner*) von Grünberg, gehalten am 16. April 1907 von Pastor Stolte.

Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Matth. 5, 8.

Liebe Trauernde! Am Sonntag vor acht Tagen habe ich noch mit ihm reden dürfen, um dessen Sarg wir hier versammelt sind. Er glich schon einem Sterbenden, obwohl noch das alte Feuer aus seinen Augen leuchtete und aus seinem Händedruck zu spüren war. Aber er sprach von seinem Tode, und daß er evangelisch wollte begraben sein, und dann fügte er, langsam und mühsam jede Silbe hervorstoßend, hinzu: „Dann dürfen Sie sagen: hier liegt ein Mensch, der sich immer nach Gott gesehnt, nach Gott gestrebt und Gott geliebt hat und auch die Menschen geliebt hat, wie er irgend konnte. Er hat viel gesündigt, wie wir alle, aber er hat vertraut, auch im Falle des Feuers, auf Gottes Barmherzigkeit."

Das sage ich nun hier an seinem Sarge und, die ihn kannten, bestätigen es im Geiste: ja, es ist wahr, Du hast Gott geliebt und hast die Menschen geliebt, aber zugleich drängt sich das Bekenntnis über unsere Lippen: und wir haben dich geliebt, nicht bloß deine allernächsten, die dir täglich ins Auge und ins Herz blicken konnten, nicht bloß alte und junge Freunde, die das Glück hatten, durch besonderes Vertrauen Dir zuzugehören, sondern auch viele viele, die nur flüchtig Dir begegnet sind; denn wer einen Blick in Dein Wesen tat, der mußte Dich lieb haben: und dann die große Gemeinde derer, die überall in deutschen Landen deine Stimme gehört haben und dadurch getröstet, erhoben, gestärkt und begeistert sind; — wie viele haben Dir oft im stillen gedankt und wollten, sie könnten es jetzt noch laut tun und Dir sagen: wir haben Dich lieb gehabt!

Es gab vieles an ihm, was der Liebe und Bewunderung wert war. Wir sahen in ihm deutsche Art in seltener Weise verkörpert, und Verstandesschärfe und Gefühlswärme, erfindungsreiche Phantasie und klare Gestaltung in der Sprache, Sinn für das Einzelne, Konkrete und philosophisches Denken, Humor und tiefsinniger Ernst, Weisheit des Alters und Feuer der Jugend, nie rastender Gelehrtenfleiß und unmittel-

*) Wir gedenken Otto v. Leixners Lebenswerk eingehend zu würdigen. Inzwischen werden es uns unsere Leser danken, daß wir ihnen die in dieser Rede dargebotene feine Würdigung der Persönlichkeit des Heimgegangenen nicht vorenthalten.
Die Red.

barste Fühlung mit dem Leben, — ein Kindesherz und männlicher Kämpfermut — das alles war in ihm harmonisch vereinigt.

Wenn wir aber das Innerlichste und Tiefste, das eigentliche Geheimnis seiner Persönlichkeit auszudrücken versuchen, so können wir es am besten mit dem Worte des Herrn Jesu: „Selig sind, die reines Herzens sind.“ Wen meint Christus mit diesem Wort? Es sind nach dem Zusammenhang der Bergpredigt nicht die sittlich Makellosen, noch weniger die, welche mit keiner Leidenschaft zu kämpfen haben, sondern die Menschen ohne Falsch, die aufrichtigen, geraden, lauteren Seelen, ohne Berechnung und Hintergedanken; dieselben von denen er auch sagt, daß sie aus der Wahrheit sind und darum einen ursprünglichen Zug zur göttlichen Wahrheit haben.

So aber steht uns sein Bild vor Augen. Ein Mann ohne Falsch, fern von aller Verstellung, von aller kleinlichen Berechnung, allem Eigennutz, ein Mensch reines Herzens.

Darum war er fähig, jede Sache um ihrer selbst willen zu tun, der Wahrheit treu und furchtlos zu dienen, unbeirrt durch Erfolg und Mißerfolg, durch Beifall oder Ablehnung — Blendwerk und Phrasen, künstlichen Aufputz und alles klügliche Werben um die Gunst der Mächtigen oder der Menge hat er verachtet. Vor den Götzen der Mode und des Zeitgeistes hat er sich nicht gebeugt. Gold oder Lorbeeren haben sein Urteil nie bestochen. Ein vornehmer Mann, „der vornehmste Mann, den ich gekannt habe,“ — so hat einer seiner Freunde unter Tränen an seiner Leiche bekannt.

Reines Herzens und darum fähig, wirklich die Menschen zu lieben. Man spürte, wenn man nur seinen Gruß und seine Stimme hörte, das echte Wohlwollen, das durch kein Vorurteil, keine Parteilichkeit sich hemmen ließ. Er konnte gerecht sein auch gegen Angreifer, ohne Groll und Bitterkeit, auch wenn sie ungerecht waren gegen ihn, voll Anerkennung auch für solche, die ihn nicht anerkannten, so daß mancher von ihnen im stillen dadurch beschämt sein mag; und freundlich gegen jedermann, weil ohne Falsch, darum auch ohne Arg, jedem das Beste zutrauend. — Er schreibt einmal: „allen Kräften des Gemüts ruft die Zeit unbarmherzig ein hartes „genug“ zu. Nur einer nicht: der Kraft zu lieben. Nichts Schöneres, nichts Ergreifenderes als ihr heller, milder Strahl in Augen alter Menschen, die nichts für sich begehren und allen mit gleichem, tiefem Wohlwollen begegnen.“ Wir haben diesen hellen milden Strahl in seinen Augen gesehen.

Reines Herzens und darum von ursprünglicher Empfindung für die Würde des Menschen und die Hoheit des Geistes, ein flammender Kämpfer wider alles Gemeine, nicht wider das Natürliche, sondern wider die Entstellung und Herabwürdigung der Natur, nicht wider die Freiheit der Kunst, sondern wider den Mißbrauch der Kunst, tief durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Natur ihren wahren Sinn nur erfüllt als Kleid und Werkzeug des Geistes, daß wahre Schönheit nur da empfunden werden kann, wo Ekel und Begierde schweigen und der adlige Mensch, das höhere Selbst in uns lebendig ist, keine wahre Kunst ohne reines Herz.

So ist der Künstler uns vor allem zum Erzieher, der Dichter zum Propheten geworden. Gerade in seinen „Laienpredigten“ für unsere Zeit, in seinen Winken „Zur Erziehung“ und „Selbsterziehung“, in seinen Führerdiensten „Auf dem Wege zum Selbst“, in seinem Kreuzzug gegen den Schmutz in Wort und Bild gipfelt sein Lebenswerk.

Reines Herzens, darum auch gewürdigt, Gott zu schauen. „Religion ist Sinn für Realität“, ein Sinn, der das Wirkliche auch da empfindet, wo es über den Bereich unserer Sinne hinausragt, wo es aller Erklärungen, alles Messens und Wägens spottet, wo es allen Dünkel des Verstandes niederschlägt und alle Selbstgerechtigkeit zerstört. Darum werden nur die ganz Aufrichtigen Gott erleben. Nur wer aus der Wahrheit ist, vernimmt seinen Odem und hört die Stimme des Sohnes Gottes. Aber so vielen es gegeben ist, die müssen Gott auch lieben mit Zittern und Entzücken zugleich, die sprechen mit dem Psalmisten: „Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“

Das war auch seine Seligkeit. Was die Welt „Glück“ nennt, ist ihm wenig beschieden gewesen, die Schmerzen dieser Erde um so reicher. Ein zarter Körper, ein liebreiches Gemüt, ein über die Welt emporstrebender Geist — wie sollte er nicht leiden müssen in dieser Welt! Sein letztes Buch, „Die letzte Seele“, ist gleichsam ein Bekenntnis seiner Schmerzenskunde, und wer seinen letzten Zeitungsaufsatz vom Anfang März, „Dämmerzeiten“, gelesen hat oder jetzt noch einmal liest, hat einen Eindruck davon, wie er unter dem Schwinden der Kraft gelitten hat,

während es, wie er wohl sagte, in seinem Haupte noch so lebendig war. Aber er hatte eine doppelte Trostzuflucht in der Trübsal. Einmal die Arbeit, zu der er sich auch in den schwersten Zeiten zu sammeln vermochte, und in der er nicht bloß selbst wie in einem Heilbrunnen Erquickung fand, sondern oft auch die eigenen Bitternisse in Gaben für andere umzugestalten verstand. Und der andere Trost, daß er in seinem tiefsten Selbst die Nähe des lebendigen Gottes, die Liebe des Vaters empfand. „Kein Leid ist so groß, daß es nicht verschwände, wenn das Selbst in die Augen Gottes schaut.“ — Das ist seine Erfahrung. — Der Trost blieb ihm, auch als er in den letzten Monaten mehr und mehr auf die geliebte Arbeit verzichten und dafür sich viel Dienst und Mühe von den Seinen gefallen lassen mußte, auch als er merkte, daß ihm der Frühling keine Verjüngung mehr bringen werde. „Das Selbst kennt nicht den Schrecken des Todes. Unerschütterlich überzeugt, daß es einer zeitlosen Welt angehört, kann es auch nicht einen Augenblick zittern vor dem Vergehen.“ So heißt es in seinem genannten Aufsatz.

Er hatte Frieden, er vertraute — auch im Falle des Feuers — auf Gottes Barmherzigkeit. — Und wie in besseren Tagen niemand ungetröstet von ihm ging, so war er auch noch im Sterben der Tröster der Seinen. „Seid nicht so traurig, Gott wird schon alles einrichten,“ so sagte er mit dem Tone der tiefsten Ueberzeugung. Immer freier erhob er sich über alle Verzichte, und wenn er in den letzten Tagen aus Schlaf- und Traumzustand erwachte, so hörten die Seinen keine Klagen, sondern nur Worte wie diese: „Ich habe Euch lieb“, „Ich danke euch“, „Gott gebe dir Kraft“, „Traure nicht“. Von himmlischem Frieden war auch das Antlitz des Toten verklärt.

Und wer ermißt die Seligkeit des Gottschauens im höheren Licht, wo der Geist zu seinem Ursprung, das Kind zum Vater, der Jünger zu seinem Meister heimkehrt, wo nach seinem Ausdruck das hier abgebrochene und vielfach dunkel gebliebene Stück in der Helle und Heiterkeit Gottes enden wird, wo offenbar werden wird, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben!“

Wir können ihn nicht beklagen, wir können ihn nur selig preisen, und mancher wünscht sich im stillen: „Ach daß ich erst wäre, wo du bist; ach, daß ich sterben könnte, wie du!“

Aber noch gilt es zu leben und zu kämpfen. Nur sein Gedächtnis bleibe unter uns im Segen! Vergessen wir nicht, was wir ihm verdanken für unser Innenleben! Man kann nichts Besseres hienieden erleben, als Menschen begegnen, deren Wesen wirklich Ehrfurcht und Vertrauen in uns erweckt. Durch sie kommt Gott uns nahe und wir werden selbst reiner durch sie und lernen Gott schauen.

Vergessen wir aber auch nicht, was er uns an Arbeits- und Kampfzielen hinterläßt für unser deutsches Vaterland. Sterbend drückt er uns das blanke Schwert in die Hand, das er so mannhaft geführt gegen die Geister der Finsternis. Wer führt die heilige Sache weiter zum Siege? Wer ergreift das Panier, das seiner Hand entsunken ist?

„Kein Mensch ist unersetzlich“, so schrieb er vor wenigen Wochen, „überall warten verwandte Kräfte, um Begonnenes fortzusetzen, es vielfach in noch viel veredelterer Kraft mit noch größerem Willen aufzunehmen.“ — Möge es sich erfüllen, auch durch uns! Gott gebe, daß wir kämpfen in seinen Fußtapfen mit reinem Herzen, und nach dem Kampf wollen wir beten, wie er geschrieben hat am Schluß seines letzten Buches:

Nun heb mein Hertz die Hände
Zu Deines Herren Macht,
Daß er zu gutem Ende
Dein Leben hat gebracht.
Ihm g'bührt der Danck allein:
Jeds Denken im Gemüthe,
Jeds Tröpflein im Geblüthe
Seynd, Herr und Vater, Dein!

Du hast aus dunkelen Tägen
Mich in Dein Licht geführt,
Für alles Heyl und Seegen
Nur Dir der Danck gebührt.
So viel der Sternlein prangen,
Den edelen Perlen gleich,
So viel ist mein Verlangen
Nach Deinem Friedens-Reich.
Amen.

Den Vorsitz im Volksbunde zur Bekämpfung des Schmutzes in Wort und Bild hat nach Otto von Leixners Tode Dr. med. Marcinowski, Leiter des Sanatoriums Schloß Tegel bei Berlin, übernommen, der dem geschäftsführenden Ausschuß von Anfang an angehört.

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 13.



Jahrgang 1906/7 Nr. 11. August

Adolf Wilbrandt.

Von Benno Rüttenauer.

Wenn man sich die Geburtsdaten der vornehmsten deutschen Schriftsteller, so weit sie zu den Lebenden zählen, ansieht, stößt man auf die erstaunliche Tatsache, daß die berühmtesten – Ausnahmen zugegeben – ausschließlich zwei Jahrzehnten angehören, die noch dazu genau ein Menschenalter auseinander liegen. Die Berühmtheiten der älteren Generation sind in den dreißiger, die der jüngeren – die Jüngstdeutschen sind sie freilich längst nicht mehr – sind in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts geboren. Und es gibt wirklich nur wenig Ausnahmen. Ist das nicht auffallend? Man ist fast versucht, einer Erklärung für das seltsame Phänomen nachzuforschen.

Nicht weniger auffallend ist die lange Lebensblüte und Schaffenskraft jener reichen Generation aus dem genannten dritten Jahrzehnt. „Wenn es hoch kommt, siebenzig", sagt die Bibel; sie haben alle die siebenzig hinter sich – gut sieben, die mehr oder weniger vorn an, ja auf dem ersten Platze stehen. Einen Siebenziger nach dem andern haben wir gefeiert, so daß nun auch unser Jahrzehnt, unser gegenwärtiges, einen besondern Stempel trägt, als das Jahrzehnt der goldenen Hochzeiten der Literatur, der Siebenziger-Jubiläen.

Das Jahr 1907 allein bringt uns zwei: erst das von Wilhem Jensen, dann das von Adolf Wilbrandt, dem Jubilar von heute (geb. 24. Aug. 1837).

* * *

Über Adolf Wilbrandt eine erschöpfende Studie zu schreiben, wird hier nicht beabsichtigt; sondern wie es bei solcher Gelegenheit wohl Sitte ist, daß ein Bekannter des Dichters in zwangloser Weise von seinen persönlichen

Erlebnissen mit ihm erzählt, man meint damit immer Erlebnisse aus dem persönlichen Umgange, so möge es auch mir verstattet sein, ebenso zwanglos persönliche Erlebnisse auszuplaudern, allerdings nur solche aus dem Verkehr mit seinen Werken.

Lassen wir darum auch die übliche Lebensskizze, die doch schon so und so viel mal gedruckt worden ist, bei Seite und berühren wir biographische Tatsachen nur so weit, als sie schriftstellerische Eigenschaften bestimmen und beeinflussen. Darüber wird sich dann, und sogar mehr als einmal, bei passender Gelegenheit ein Wörtlein sagen lassen.

Zuvörderst einige allgemeine Betrachtungen. Und zwar Betrachtungen über das Verhältnis der älteren Literatur, so weit wir sie miterlebt haben und noch miterleben, zur Literatur, die heut durch die „Jungen" vertreten wird, durch die schon genannte zweite Generation, die nach 1860. Ohne sich darüber klar zu sein, kann man einem Schriftsteller wie Wilbrandt nicht gerecht werden. Weder seine Schwächen noch seine glänzenden Eigenschaften sind ohne eine solche vergleichende Betrachtung richtig zu verstehen und der Ungerechtigkeit des Vorurteils, des Vorurteils auf beiden Seiten, mit gutem Grunde zu entziehen.

Wilbrandt gehört nicht nur der älteren Richtung — wie wir einmal gewohnt sind, die Sache zu nennen — einfach an, er ist geradezu typisch für sie, und er ist zugleich in mehr als einem Sinne ihr glänzendster Vertreter, heute mehr als je.

Jene Literatur hatte einmal so viel Macht und Einfluß, weil sie ausgesprochen die Literatur einer Klasse war, die, gerade frisch zu Macht und Einfluß gelangt, an sich und ihre Zukunft glaubte wie keine andere. Ich meine die Klasse des wohlhabenden Bürgertums. Des Mittelstandes sagte man früher gern, aber das war doch ein zu bescheidener Ausdruck. Die Worte Freiheit, Bildung, Bürgerstolz umschreiben ungefähr das Ideal dieser Klasse. Sie glaubte an die drei Worte. Unter Freiheit verstand man eine kleine Summe sogenannter politischer Freiheiten, achtundvierziger Angedenkens, darunter vor allem solche gewerblichen Charakters. Mit Bildung meinte man Aufklärung, weitgehendes Unterrichtetsein. Auch frei sein vom Kirchenglauben, wo er ernst macht. Unter Bürgerstolz: daß man vom Adel sprach wie der Fuchs von den Weintrauben. Der Glauben an die drei Worte ging so weit, daß man Bildung, Liberalismus, Bürgertum ganz naiv als Synonyme verstand.

Nicht alle hervorragenden Schriftsteller dieser Generation schrieben ausgesprochen für die Klasse und im Sinn der Klasse. Schon Paul Heyse nicht. Sein Ideal war ein persönliches, kein Klassenideal, und er schrieb in Wahrheit für Individuen, wenn sie auch nach Millionen zählten. Nur stark abgefärbt hatte das Klassenideal auf sein persönliches, daß sie sich manchmal zum Verwechseln ähnlich sahen. Bis zu einem gewissen Grade gilt dies ebenso von Hans Hopfen und Wilhelm Jensen; Wilhelm Raabe aber braucht

man nur zu nennen, um zu fühlen, wie er fern steht. Auch er glaubt an die drei Worte, wie die ganze Zeit, aber das Klassenideal hat sich bei ihm schon fast ins Gegenteil verkehrt.

Am ungeschwächtesten und konsequentesten kommt es zum Ausdruck gerade beim ältesten und jüngsten der ganzen Generation, bei dem ersteren in meist recht äußerlicher und oberflächlicher Fassung und vorherrschend politischem Sinn, bei dem letzteren vertiefter, geläuterter, unbefangener, mit stärkerer Betonung des Ethischen.

Die Namen: Spielhagen und Wilbrandt.

Nun ist es klar, in welchem Sinne ich Wilbrandt den glänzendsten Vertreter jener Literatur genannt habe, die allmählich, noch zu Lebzeiten ihrer Vertreter, historisch zu werden beginnt – so rasch ändert sich nicht nur die Physiognomie, sondern auch die Seele der Zeit. Und gewiß ist kein kleiner Schriftsteller derjenige, in dessen Werk die Seele seiner Zeit lebt, daß sie darin gefunden werden kann noch in späten Jahrhunderten. Sein Werk wird ein bleibendes kulturhistorisches Dokument sein.

Das heißt aber noch nicht ein bleibendes Monument, etwas, das zu allen Zeiten allen Augen sichtbar ist.

* * *

Hat man sich lange ausschließlich mit der Literatur der Jüngeren, Deutschen oder Ausländern, beschäftigt, und man kehrt eines Tages zu den Älteren, sagen wir kurzweg zu Adolf Wilbrandt zurück, denn er ist, wie wir schon gehört haben, eine durchaus typische Erscheinung in diesem Sinn, so überrascht uns nichts so sehr als die Menge von Glauben, ehrlichem, freudigem Glauben: Glauben an Gott und an die Menschheit, an die Tugend und die sittliche Weltordnung, Glauben an die Freiheit, an den Staat, an den Fortschritt, an tausend Güter. Und mit dem Glauben geht der Enthusiasmus Hand in Hand. Ein Strom warmer Begeisterung dringt auf uns ein, eine warme Herzensteilnahme für alles, für die eigenen Geschöpfe wie die Menschen überhaupt. Im Gegensatz, meine ich, zur Literatur der Jüngeren, die so viel kälter, abweisender, skeptischer ist, die alles in Frage stellt oder einfach dahingestellt sein läßt, die nichts weniger mitsprechen läßt als das Herz, die den geistigen Cynismus liebt und die Ironie . . ., die das Wort Wissenschaft weniger im Munde führt, Naturwissenschaft versteht sich, aber viel von ihr gelernt hat für die eigene Methode.

Also in jener älteren Literatur mehr Glauben, mehr Wärme, mehr Herz, mehr Begeisterung, mehr Pathos. Und wiederum bei Wilbrandt mehr als bei irgend einem seiner Generation.

Davon einige Beispiele:

Seine Verehrung für Bismarck. Sie ist so groß und so unbedingt, daß er dem angebeteten Manne Verdienste zuschreibt, die demselben sogar von Maximilian Harden abgesprochen werden. Im „Dornenweg“ erscheint Bis-

marck als der erste und eifrigste Propagator der sozialen Gesetzgebung; ist das historisch?

Sein Optimismus. Er ist besonders charakteristisch für Wilbrandt. Aber der Optimismus eines Nietzsche ist das keineswegs, trotz der „Osterinsel“, in der man an Nietzsche auf Schritt und Tritt erinnert wird und nicht immer auf gerade wohltuende Art. Wilbrandts Optimismus ist viel frömmer. Er ist so recht die Summe seines Glaubens. Er ist nichts anders als Glauben. Glauben an Gott, an die sittliche Weltordnung, an den Staat, an die Nation, an das Vaterland, an die Wissenschaft, an den Fortschritt, mit einem Wort: an das Gute, Wahre und Schöne. Dieser Glaube, dieser Optimismus macht ihn weitherzig. Welche Einschränkungen in der „Osterinsel“ auch gemacht werden, eine flammende Begeisterung für das Evangelium Nietzsches ist nicht wegzuleugnen. Christentum und Nietzsche-Weltanschauung prallen hier aufeinander, und man ist keinen Augenblick im Zweifel, auf welche Seite Wilbrandt sich stellt. Gewiß nicht auf die Westenbergers. Aber im „Franz“ predigt der Held, der doch ausgesprochen der Mann ist nach dem Herzen Wilbrandts, eine Weltanschauung, deren Grundlage dennoch die Evangelien bilden sollen. „Was das Christentum Ewiges hat, was es Sittliches lehrt, das kann kein frommer Mensch mehr aufgeben.“ Wilbrandt findet also Sympathisches auf beiden Seiten. Das absolut Unversöhnliche, das bis zur vollen Ausschließlichkeit gehende Gegensätzliche übersieht er. Er glaubt an Synthese auch im unmöglichsten Fall. Er ist für Versöhnung. Er ist ein Christ, aber kein Tolstoi; er predigt den Uebermenschen, aber eben nicht — bis zur Raserei. Er hält sich in der goldenen Mitte. Er vertieft, erweitert, läutert das Ideal seiner Klasse, aber er stürzt es nicht um. Es ist sein eigenes Ideal, sein eigener, ehrlicher, überzeugter Glaube. Er hat darin seine Stärken und — seine Schwächen. Und vielleicht fließen diese Schwächen, oh das kommt oft vor — gerade aus Vorzügen, gerade daraus, daß bei ihm dieses Ideal alle Enge und Einseitigkeit abgestreift hat und weit geworden ist, weitherzig, allzu weitherzig.

Sein Glauben an die Pädagogik. Wilbrandt teilt nicht die Verzweiflung des anfänglichen Faust. Ich glaube, er würde die Feder weggeworfen und keine Zeile mehr geschrieben haben, wenn ihm je der Glaube an die Pädagogik abhanden gekommen wäre, der Glauben an die Erziehungsmöglichkeit; wenn er, wie Faust, daran hätte verzweifeln müssen, was Rechtes zu lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren. Dieser Glaube ist sogar sein vornehmster Halt. Hier macht sich die Abstammuug geltend, Professor war sein Vater, Pastoren vielleicht seine Vorväter. Seine Romane wollen vor allem lehren. Er hätte sie sonst nicht geschrieben. Er müßte sie selber gering achten.

Mit dem Glauben an seine Lehre hängt eng zusammen der Glauben an seine Beredsamkeit. Sie ist eines der charakteristischsten Merkmale seiner Bücher. „Wo gute Reden sie begleiten, da fließt die Handlung munter fort,“ möchte

man das Schillersche Wort abändern. Über die Handlung schüttelt man oft den Kopf; man findet sie manchmal allzu phantastisch, man begegnet allzu oft dem dummen Teufel Zufall, der dann immer tut, als ob er's gar nicht wäre. Aber die Reden sind gut. Sind immer gescheit. Ein französischer Schriftsteller – fast hätte ich gesagt ein „geistreicher", aus reiner Gewohnheit! – also Flaubert hat gesagt: ein gutes Buch müsse dumm sein wie eine alte Kuh, bête comme une vache. Wilbrandt ist anderer Meinung. Seine Bücher sind gescheit wie ein Professor. Übrigens im besten Sinne gescheit – als Reden. Solche Seiten sind besonders sprachlich wahre Meisterwerke. Überhaupt Wilbrandts Sprache. Sie ist voll Klang und Farbe. Sie hat nicht den gleichmäßigen und etwas eintönigen Fluß der Heyseschen Sprache. Sie hat mehr Unruhe und Ungleichheit. Mehr schäumende Wirbel. Sie ist charakteristischer und charakterisierender. Wilbrandt ist selbstverständlich in sie verliebt und tut infolge dessen oft des Guten zu viel. Im „Dornenweg" werden die Reden des Helden – denn Martin Olearius ist der eigentliche Held – heimlich stenographiert und gedruckt, so daß Martin eines Tages ahnungslos als berühmter Schriftsteller aufwacht, als Schriftsteller mit erstaunlichem Erfolg, der es nun wagen darf, seine Hand nach der Geliebten – der jungen Baronin – auszustrecken (was sie ihm freilich erst sagen muß!).

Wahrlich etwas allzuviel wird der Kraft und Wirkung der guten Rede vertraut, der Nebenbei-Rede. Wenn Wilbrandt als der heftige Deutsche, der er ist, sich von Flaubert nichts sagen lassen wollte, gut; aber auch ein Goethe meint: Bilde, Künstler, rede nicht, und vielleicht hat Flaubert – der große Goethe-Verehrer – das nur in seine Sprache übersetzt.

Wilbrandts Glauben an die Freiheit, an den Staat, den politischen Fortschritt, an den Liberalismus. Er wurde auf die härtesten Proben gestellt. Als Knabe hat der Dichter das Jahr Achtundvierzig erlebt, und wie spricht er davon? „Als das große Jahr, das achtundvierziger Jahr, den neuen Völkerfrühling aufgehen ließ, kam er da nicht auch zu uns in die Knabenseele? Ich weiß noch, wie ich erwachte, auf einen Schlaf. Throne brachen zusammen, Völker standen auf; jede Zeitung brachte eine neue Botschaft; jede Zeitung holte ich frisch, wie sie aus der Presse kam, aus der Druckerei, und wenn ich sie nach Hause zu meinem Vater brachte, hatte ich sie schon auf der Straße, in Wind und Wetter, verschlungen. Und jeder Sieg der Freiheit war mein eigener Sieg, jeder Triumph der ‚Soldateska' meine Niederlage . . ." Die Niederlage ließ an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Der geliebte Vater, auf dessen Abgeordnetenwürde der Sohn so stolz war, wurde in einen Hochverratsprozeß verwickelt und in den Kerker geworfen, über ganz Deutschland kam die graue, die aschgraue Reaktion, die so viele, und nicht die Schlechtesten (wie Wilbrandt zu glauben scheint) der Religion Schopenhauers in die Arme trieb; aber Wilbrandts Glaube ließ nur einen Augenblick den Kopf hängen, um ihn rasch nur um so höher aufzurichten. Und mit dem Glauben die Hoffnung und die Liebe.

Wilbrandts Glaube und Liebe zum Vaterland. Wildbrandts Patriotismus. Darauf ist näher einzugehen. An diesem Punkt bekommen wir den höchsten Begriff von der Kraft seines Glaubens, von der Leidenschaftlichkeit seines jungen Herzens, von der unerschöpflichen Wärme, die er auszustrahlen vermag. Hier lohnt es sich auch vor allem der Mühe, ihn selbst zu hören.

Sein Held Franz im gleichnamigen Roman hat alle Völker der Erde kennen gelernt, weil er auf dem ganzen Erdball die „Gotterfüllten" aufsuchen und zusammenbringen möchte, und ist zu der Ueberzeugung gelangt: „Die Deutschen sind das Volk der Völker auf dem Wege zu Gott! Sie, die in Frömmigkeit, in Seelenfreiheitsdrang, in Denkermut, in Gottesvertiefung allen Völkern die Bahn gezeigt und gebrochen, die für die Wahrheit und Freiheit gelitten, geblutet, ihr Reich auf Erden hingegeben haben, bis sie es endlich als ein Volk der Männer wieder aufgerichtet — die Deutschen sind und werden sein die Fackeln auf dem Wege zu Gott." So spricht ein Religionsstifter. So spricht aber auch ein Prophet und Dichter seines Volkes. Denn die Worte sind Wilbrandt aus der Seele und aus dem Herzen gesprochen. Es sind Töne, denen wir überall in seinem Werk begegnen. Sein eigener Glaube, Glaube, Hoffnung und Liebe sprechen uns daraus an. Worte eines Dichters und Propheten, sagte ich. Man darf also nicht den Maßstab nüchterner Tatsachenwahrheit an sie legen. Nicht um strikte Wahrheit handelt es sich dabei, überhaupt nicht um objektive Wahrheit, sondern eben um Glauben, um eine subjektive Kraft der Seele, die sich andern mitteilen, in andern wieder Kraft werden möchte. Nur um Glauben handelt es sich, vom Glauben aber ist gesagt, er kann Berge versetzen. Wer den Glauben nicht hat, soll dennoch nicht darüber spotten und seine sittliche Kraft verkennen. Vor allem sollten wir Deutschen dann nicht immer gleich mit dem Vorwurf des Chauvinismus bei der Hand sein, mit diesem französischen Wort, mit dem aber die Franzosen selber sehr sparsam umgehen. Ein Michelet, ein Viktor Hugo, haben hundertmal von den Franzosen so gesprochen wie Wilbrandt in der angeführten Stelle von den Deutschen, die Franzosen aber haben nicht „Chauvinismus" geschrieen. Wir Deutschen können in diesem Sinne schon noch eine Portion des bergeversetzenden Glaubens, der berauschenden Liebe vertragen. Ein jedes Volk braucht solche Stimmen. Schon die alten Juden brauchten sie — solche Stimmen, solche Übertreibungen, solche Lyrik, solche Prophetenworte. Mag sich der Nüchterne seiner Nüchternheit freuen, der Skeptiker sich überlegen fühlen in seiner Skepsis. Trockene Wahrheit, blinkende Schärfe mögen beide mehr haben; aber allzu scharf macht schartig, und mehr Kraft und Wärme, in der Physik identische Begriffe, sind beim Glauben. Berauschte und berauschende Worte zur rechten Zeit sind so nötig für die Gesundheit wie das trockene tägliche Brod; und der Einzelne, dem sie wider den Geschmack gehen und der eben deswegen im höheren Sinn ein Einzelner ist, soll nicht vergessen, daß es Redner geben muß, die von Zeit zu Zeit die Masse entzünden

können, woraus dann, trotz aller Irrtümer im Einzelnen, schon viel Großes und Gewaltiges entstanden ist.

Die logischen Widersprüche in der zitierten Stelle sind natürlich leicht nachzuweisen; aber einen Glauben zu haben, aus dem solche Worte fließen können, ist mehr als Logik.

Wilbrandts Liebe und Begeisterung kann aber auch in lodernden Zorn umschlagen, und, wenn er gerade seine Augen auf die Schwächen und Erbfehler seines geliebten Volkes gerichtet hat, findet er ebenso zornig strafende, wie sonst enthusiastische Worte. „Daß Ihr einen Freund, ein Mädchen verloren, ist das unheilbar? Daß Ihr die Kunst an die Wand gehängt habt, ist das das Ende der Welt? Habt Ihr kein Vaterland? Herr, Ihr seid ein Deutscher nach dem Buch: Ihr seht mit aufgerissenen Augen Himmel und Erde an und seht Euer Vaterland nicht. Ihr wollt wie ein reicher, lebenssatter Mann mit all Eueren Schätzen ins Wasser springen und vergeßt, daß Ihr eine große Familie habt, für die gesorgt sein will. Und was für eine Familie, Lucius! Unter unserem Himmel gibt es keine so vortreffliche mehr. Nur daß sie in manchen schönen Dingen noch ungeschickt ist. Sie kennt die parlamentarische Weltregierung aufs Haar, aber bei sich zu Hause kann sie noch nicht regieren. Sie weiß wie keine, was antike Tugend und Freiheit und Größe wert war, aber vor ihren kleinen fürstlichen Götzen liegt sie im Staub. Ja, sie ist unreinlich: sie wäscht ihre schmutzige Wäsche vor aller Augen, ausländisches Ungeziefer läßt sie sich auf der Nase tanzen, ihre Ehre von übermütigen Nachbarn durch den Kot schleifen. Das ist schlimmer als alles: diese Unreinlichkeit."

So spricht kein Chauvinist. Sondern wer seinem Volke solche Laster vorwirft und dennoch am Glauben festhält, festhalten muß, „daß es unter dem Himmel kein so vortreffliches mehr gibt", der verdient wahrhaft den Namen eines Patrioten.

Tadel verdienten derartige enthusiastische Ausbrüche des Patriotismus — immer abgesehen von dem Geschmack des Einzelnen, des „guten Europäers" (den Wilbrandt aus seiner Osterinsel fortgelassen hat) — Tadel verdienten sie nur, wenn sie sich direkt und ausdrücklich gegen eine bestimmte andere Nation wendeten, und diese Klippe hat Wilbrandt wirklich nicht immer vermieden. In der „Familie Roland" muß direkt das „welsche" Blut herhalten, um den haltlosen, ja gefährlichen Charakter eines jungen Mannes zu erklären.

Wilbrandts Liebe zur Heimat. Diese Liebe ist die natürlichste Form des Patriotismus. Aller Patriotismus ist künstlich, der nicht aus ihr quillt, und wirklich berührt nichts so sympathisch an Wilbrand — der dies schreibt, ist ein Süddeutscher — als die Liebe zu seinem Stamm, zu seiner mecklenburgischen Heimat. Und wie fein er seine Landsleute charakterisiert! „Ja, ein Mecklenburger, das bin ich . . . Sehn Sie, die Mecklenburger — so was wie den preußischen Staat hätten sie nicht machen können. Spartaner

sind sie ganz und gar nicht. Und wenn die Sachsen „helle“ sind, wir lieben wohl ein bißchen die Dämmerung; und wenn in Schwaben schon der Säugling gebildet ist — so sehr eilts uns nicht. Überhaupt Fixigkeit — wir leben mehr nach dem alten Spruch: „Kommst du heut nicht, kommst du morgen!“ Aber eines haben wir, da lassen wir uns niemand vorbeifahren: einen gesunden, dauerhaften, unerschrockenen, auch schön verrückten Humor! Nicht Witze machen, das meine ich nicht; aber so ein gewisser innerer Sonnenschein. So 'ne sorgenbrechende Seelenstimmung, die sich aus dem Elend herauslachen kann, die mit allem fertig wird. Sehn Sie, man sagt uns nach, daß wir besonders empfindlich sind, meinetwegen; und empfindsam dazu! Dann rührt sich aber der Helfershelfer, der alte Mecklenburger Humor, und bringt uns wieder hoch!“

Man denkt an Fr. Th. Vischer, der auch den Humor definiert und ihn fast — das ist der Humor vom Humor — als ein Privilegium der Süddeutschen hingestellt hat. Tut nichts. Alle Liebe ist einseitig, ja ausschließend; um so mehr, je heftiger sie ist, die Heimatliebe, die Vaterlandsliebe nicht zum wenigsten. In diesem Sinne vom Liebenden objektive Gerechtigkeit zu verlangen wäre ein Unding. Übrigens hat gerade Wilbrandt in Bezug auf Heimatliebe ein schönes und wahres Wort gesprochen. „Es gibt Gegenden, die wir lieben, weil sie schön sind, und Gegenden, die nur schön sind, weil wir sie lieben.“ Ich finde das entzückend ausgedrückt. Was drückt überhaupt Wilbrandt nicht entzückend aus? Außerdem beweist das Wort, daß ihn Liebe nicht blind machte, — wie wir schon geschehen haben, daß ihn sein heißester Patriotismus auch nicht blind machte, ich will nicht sagen gegen die Vorzüge Fremder, was schon viel ist, sondern auch, und das ist mehr, gegen die „Unreinlichkeit“ im eigenen Hause.

* * *

Die idealsten Güter des Menschen sind in dieser Aufzählung enthalten. Und darin liegt die vornehmste Bedeutung der Werke Wilbrandts: daß uns in einem jeden derselben diese Güter als notwendiger Besitz des höheren Menschen, als Postulate der Menschheit überhaupt, vor Augen gestellt werden. In Worten und Werken. Nämlich eben nicht nur in den erwähnten schönen Reden, in dem lehrhaften Bestandteil der Bücher, das wäre an sich bei einem Dichter nicht viel, sondern vor allem durch lebendige Persönlichkeiten. Wilbrandts Helden sind alle begeisterte Patrioten, gute Staatsbürger, Kämpfer für die Freiheit, politische und geistige, Gläubige des Fortschritts, philosophische Optimisten, pädagogische Optimisten, Verehrer Bismarcks. Alle Familientugenden selbstverständlich mit inbegriffen. Wilbrandt kann sich einen Helden nicht denken, der nicht vollständig aus diesem Holze geschnitzelt wäre.

Vollständig aus diesem Holz. Ein verhängnisvolles Wort im Grund. Die Achillesverse des einflußreichen Schriftstellers ist damit ausgesprochen.

Seine Helden (und Heldinnen) sind allzusehr Helden, sind es allzusehr im romanhaften Sinn des Wortes. Nicht im gröblichsten Sinn natürlich, dazu steht die Intelligenz und Bildung dieses Schriftstellers zu hoch; aber doch bis zu einem solchen Grad, wie wir's heute nicht mehr leicht vertragen.

Und eben so steht es mit den entsprechenden Gegenbildern. Was Wilbrandt liebt, was ihm aus dem Herzen geschrieben ist, was er nach seinem Bilde schafft, ist immer – Übermensch, oder wie er lieber sagt: Göttermensch. Und das heißt in der Dichtung, was man auch sagen mag, immer weniger als Mensch, bedeutet kein plus, sondern ein minus. Denn eben der Mensch ist es, dem wir in der Dichtung begegnen wollen, mit dem es die Dichtung allein und ausschließlich zu tun hat, der Roman mehr als jede andere Dichtung, weil er weniger als jede andere Gattung die Abstraktion, die Vereinfachung, die Beschränkung auf wenige große Züge fordert. Und doch wirken Wilbrandts Helden noch immer verhältnismäßig wahr und lebendig, einige in sehr hohem Grad, weil ihnen Wilbrandt so viel von dem Eigenen mitgeben konnte, weil er sie sozusagen aus sich nehmen, ihnen seines eigenen Geistes Odem einhauchen konnte, sie nicht erst zusammenzuklügeln, zu konstruieren brauchte. Übler sind die Gegenbilder daran. Sie streifen öfter an die Karikatur. Nicht immer, nein; wo Wilbrandt ein Vorbild und Urbild aus dem Leben benutzt hat, erzielt er gelegentlich Wirkungen, die an den Realismus der Späteren oder der Ausländer erinnern. So z. B. sein Baron Pillnitz im Hermann Ifinger: dieser halbblinde Mäzen, dieser Gründer einer berühmten Bildergalerie, der eigentlich nicht nach Bildern, sondern nach Ideen Jagd macht, wobei er die Bilder notgedrungen in Kauf nehmen muß. Wie dieser lächerliche Herr aus der Brienner Straße zu München, dieser Philologe, dieser Bibliothekenmensch, dieser Uebersetzer spanischer und persischer Dichter, dieser Geschichtsschreiber fremder Literaturen, dieser Erzpedant, der sich bis ins Ehebett hinein lächerlich macht; wie dieser Herr dennoch seine große Berühmtheit erlangt als Kunstmäzen, als Bilderkäufer, als Galeriengründer, er, dessen Unverständnis der Kunst gegenüber noch tausenmal größer ist als seine Büchergelehrsamkeit, und dessen schäbiger Geiz so groß wie sein Reichtum – wie trotzdem seine Galerie nicht nur sein berühmtestes, sondern sogar sein verdienstlichstes Werk wird, und wie er sich groß fühlt in seiner Mäzenatenrolle, und wie er zuletzt die Geschichte seiner Galerie schreibt: das alles ist in dem Roman mit einer Lebenswahrheit, mit einer künstlerischen und philosophischen Rücksichtslosigkeit dargestellt, daß man vollständig den Eindruck einer in die Darstellung übertragenen vollen Realität bekommt.

Aber manchmal ist es schlimm mit den Gegenhelden. Und es ist dann besonders schlimm, wenn sie zugleich politische Gegner des Haupthelden, d. h. des Dichters Wilbrandt sind. Ihre Schlechtigkeit wirkt dann nicht nur einfach als Unwahrheit, sondern als Parteilichkeit des Autors, das Schlimmste, was dem Dichter passiren kann. In der „Familie Roland" muß der junge Eberhard ein rettungslos verlorener Mensch sein, ein Mordbrenner der

Menschheit, wenigstens in Gedanken und Absichten — nur weil er sich zur Sozialdemokratie bekennt. Vielmehr er bekennt sich dazu, eben weil usw. Im „Dornenweg“ ist der Graf Wildhagen, der konservative politische Gegner des Helden, notwendig ein Trottel und ein Schweinkerl, und ein junger Bursche, der mit sozialdemokratischen Floskeln um sich wirft, wird ohne Weiteres zum Mörder. Der Graf übrigens auch!

* * *

Es gibt zwei große Kategorien der Dichter und Schriftsteller. Um beide anzudeuten, braucht man nur zwei Namen zu nennen: Goethe und Schiller. Die der einen Kategorie sind ihrer Natur nach vor allem Künstler. Das ist eine besondere Sorte Menschen. Ihre wesentliche Kraft liegt nicht in ihrer Intelligenz, dieser Summe und Zusammenfassung aller geistigen Fähigkeiten, so enorm diese, wie z. B. bei Goethe, auch sein können; vielmehr ist ihre Voraussetzung eine höchstgesteigerte, ja abnorm gesteigerte Sinnlichkeit im ästhetischen Sinn des Wortes, nämlich in dem Sinn, daß ihnen Schönheit blüht, wohin sie blicken, daß sie die Schönheit und Harmonie ihres eigenen Wesens direkt und unvermittelt in die Welt hineinfühlen, daß sie ihr Ideal nicht aus den Gegenden abstrakter Begriffe und Forderungen (moralischer, philosophischer, religiöser Art) herholen müssen, sondern es überall als das eigentliche Wesen der Dinge erkennen. Der Dinge, nicht des Dinges an sich. Daher ihre unerschöpfliche Freude, ihre geradezu göttliche Freude und Lust an den Dingen, an den Erscheinungen, an der Welt, die sie darum unausgesetzt in ihrem Inneren sich zu noch erhöhterer Freude und Lust nachschaffen, nachbilden. Nur sie kennen im höheren Sinn die Schöpferlust, so wie im Physischen die Mutterlust sie darstellt. Diese schöpferische Sinnlichkeit — abnorm gesteigerte Sinnlichkeit im ästhetischen Sinn habe ich sie oben genannt — ist im rein künstlerischen Schaffen das Ein und Alles; sie ist eine Art göttliches Feuer, in dem die Schlacken der Erscheinungen für das Gefühl des Künstlers sich in lauteres Gold verwandeln, also, daß der Künstler, um grob zu reden, den schwarzen Teufel, den er schafft, nicht weniger liebt als sein Geschöpf, wie den strahlenden Gott, den goldbeflügelten Cherub. Denn der Künstler schafft in seinem Werk sozusagen eine zweite unbewußte Natur, in der die moralischen Werte nicht gelten — nicht für das Gefühl, für die Liebe des Schöpfers.

Natürlich gibt es den „reinen Künstler“ nicht; es gibt nur Menschen, die es mehr oder weniger sind.

Der Dichter vor allem ist nie reiner Künstler. Aber der reine Künstler kann in ihm vorherrschend sein, kann in ihm wesensbestimmend sein. Dann gehört dieser Dichter in die nach Goethe bezeichnete Kategorie.

Wenn aber andere als die rein künstlerischen Tendenzen, wie ich sie eben philosophisch, wenn auch nur flüchtig angedeutet, in ihm überwiegen; wenn z. B. der Trieb zu lehren (zu bessern und zu bekehren, der pädagogische

Trieb), stärker in ihm sind, als der Trieb (und die Kraft) zu bilden, so haben wir es eben mit einer anderen Art Dichter, fast mit einer anderen Art Mensch zu tun.

Zu ihr gehört Adolf Wilbrandt.

Ich weiß, was ich damit sage, nämlich: daß seine Werke vor allem ethische Werte sind, daß jedenfalls ihre ästhetische Bedeutung dagegen zurücksteht. Oft mehr, oft weniger. Weil wir aber doch bei der Ethik sind, dazu gehört auch, daß man einen Schriftsteller nicht, selbst nicht an seinem 70. Geburtstag, zu den großen Dichtern rechnet, wenn er nicht dazu gehört.

Wilbrandt gehört durchaus zu den Lehrdichtern. Seine beste Dichtung in dramatischer Form, sein Meister von Palmira, ist ein Gedankengedicht, ein philosophisches Gedicht. Es ist vielleicht sein dauerndstes Werk überhaupt.

Bei der dramatischen Dichtung zeigt es sich am eklatantesten, besonders wenn sie für die Bühne berechnet ist, was eine lebensfähige Gestalt und was keine ist. Wilbrandt hatte den lautesten Erfolg mit seinen Bühnenwerken, aber wo sind sie heute? Eine Gedanken-Dichtung, in der Form des Märchens, wobei Fülle, Kraft und Wahrheit der Lebensgestaltung wenig in Betracht kommt, bleibt seine beachtenswerteste dramatische Schöpfung.

Von seinem Roman „Geister und Menschen" sagt Wilbrandt selber, er sei „unerträglich vielseitig, überladen usw." In Wahrheit hat er allen seinen Romanen zu viel aufgepackt, zu viel Gedankenballast, zu viel Zeitfragen, zu viel Politik, zu viel Wissenschaft, und das muß dann das Wesentliche, was an einem Roman das Wesentliche sein müßte, hart büßen: die Charakterdurchbildung, die Psychologie, und oft genug die Führung der Handlung, die eben nicht nur in „Geister und Menschen" allein überreizt, „grausam und manchmal übergeschnappt" ist.

Das tolle Wirtschaften mit den erstaunlichsten Zufällen ist noch nicht so schlimm, auch nicht die Sucht nach theatralischen Effekten und Auftritten — die sogar eine Stärke seiner Bücher ausmachen — das schlimmste ist und bleibt das Mißverhältnis von Seele und Leib, von Geist und Körper im Allgemeinen: der Geist sublim, der Körper banal.

Darum sind diese Romane keine hohen ästhetischen Werte. Ihre Bedeutung liegt in ihrer pädagogischen Mission, in ihrer aufklärenden, politisch, kirchlich, religiös, philosophisch aufklärenden Tendenz.

Wilbrandts Mission war darum keine kleine. Durch ein langes Menschenleben hindurch einer hervorragenden Klasse seiner Nation — denn Wilbrandt ist durchaus Klassenschriftsteller — Lehrer, Berater, Prediger, Ermunterer, Ermahner in allen höheren Fragen des Lebens zu sein, gewesen zu sein, ist wahrlich etwas, worauf ein Mann stolz sein darf, ist kein geringes Verdienst.

Wilbrandt war es auch zu aller Zeit ein hoher Ernst mit seinem Beruf. Nicht nur war ihm der Glaube, den er gepredigt hat, heiligste Überzeugung er hat auch unaufhörlich an sich gearbeitet, sich selber in die Höhe gearbeitet.

Er stellt fortwährend — in der Richtung des Grundtriebes seiner Natur — die strengsten Forderungen an sich. „Suche nicht das Publikum, dem du gefallen könntest," sagt er in dem berühmten Gespräch mit Mucius, „sondern suche dich selbst! Suche nicht draußen um dich her die Mittel auf, durch die du gefallen könntest, sondern suche deinem Innern einen Zweck zu geben, der auf die da draußen zurückwirke! . . . Was tust du und wie lebst du, (frage dich) um nicht mit den Kleinen klein, mit den Eintagsfliegen zur Eintagsfliege zu werden, sondern um den „reichen" Mann aus dir zu machen, der für die von heute, für die von morgen, die von übermorgen gute Gaben genug hat? Der nicht zu fragen braucht: von welchem Beifall lebe ich diesen heutigen Tag — sondern der fragen darf: welches Gute kann ich morgen, übermorgen wirken? . . Mach einen ganzen Menschen aus dir, so wird vielleicht aus dem ganzen Menschen auch ein ganzer Poet! Lebe mit den Besten — ob sie nun vor Jahrtausenden lebendigen Fleisches waren oder ob sie heute herum wandeln; gefalle dir nicht mitten im Teich, wo die Stimmen des Tages quaken, sondern da oben ringe dich hinauf, von wo dieses scheinbar große „Meer der Zeit" zum fern quakenden Teich wird; — und dann zu den Meistern über dir hinaufschauend, Schulter an Schulter mit den gleichgesinnten Genossen, hinhorchend auf die Stimmen der Zeit, die da kommen und gehen, suche zu lernen, zu schaffen, zu wirken: vielleicht gefällt es dann Gott, daß auch du gefallest."

Goldene Worte. Man kann keine höhere und strengere Ermahnung an sich selber richten. Und daß es Wilbrandt damit ernst war, beweist sein Leben und sein Werk. Aus seiner Haut aber kann keiner. Über seine vorherrschend didaktische Natur ist Wilbrandt auch als Dichter nicht hinweggekommen. Wie sagt er in seiner Timandra?

„Sah ich den Dichter an in deinen Versen,
Schüttelt' ich den Kopf: Ein Philosoph!"

Was ich ins Leben mitbekam.

Von Johannes Trojan.

Manchem, sagt man, wird von einer gütigen Fee, wenn er noch ganz klein ist, ein Geschenk in die Wiege gelegt. Dem einen gibt sie es, den Menschen zu gefallen, der Großen Gunst zu erwerben und es zu Ehren und Würden zu bringen; einem anderen verleiht sie Scharfsinn und tieferen Einblick in das Wesen der Dinge, wodurch er zu einem Weisen und Belehrten wird; einem drittem vielleicht schenkt sie das Geschick, Gold und andere irdische Schätze sich zu verschaffen. Und so teilt sie Gaben verschiedener Art aus. Wenn mir aber von einer Fee ein Patengeschenk in die Wiege gelegt worden ist, so war das die Liebe zur Natur und im Besonderen zur Pflanzenwelt. Dieses Geschenk hat mir Glück gebracht und mir über manches Schwere hinweggeholfen.

Zu meinen ersten Erinnerungen aus der Kinderzeit gehört es, daß ich im Frühling jeden Tag durch ein Fenster die Knospen eines vor der Haustüre stehenden Baumes aufmerksam betrachte, um sehr erfreut zu sein, wenn ich finde, daß sie schon wieder etwas größer geworden sind. Sind sie endlich am Aufspringen, dann bin ich befriedigt; es ist dann nicht mehr daran zu zweifeln, daß es Frühling wird. Weiter sehe ich im Geist vor mir die ersten kleinen Frühlingsblumen, die ich am Stadtgraben und im „Irrgarten", wie ein vor einem Tore der inneren Stadt gelegener kleiner Park hieß, gefunden und nach Hause gebracht habe. Dann hörte man auch schon auf den Straßen „Veilchen! Veilchen!" rufen. Das war in der damals noch von Wällen eingeschlossenen alten Handels- und Seestadt Danzig. Auf diesen Wällen erblühten im Frühling unzählige Veilchen, die von armen Kindern gesammelt, in Sträußchen gebunden, auf Teller gelegt und so auf den Straßen ausgerufen und feilgeboten wurden. Waren aber die Veilchen erst da, so kamen bald auch die Schwalben, und auch auf dem Hof des alten Giebelhauses, in dem wir wohnten, war ein Schwalbennest.

Die Hauptfreude an der Natur aber begann erst, wenn die Linden der großen Allee grün wurden, die von Danzig nach der Vorstadt Langfuhr führt, und das fand selten vor Ende des Monats Mai statt. Dann siedelten wir aus Danzig nach Langfuhr über, wo mein Vater ein kleines Haus mit Garten besaß. Er war ein großer Blumenfreund, und manche Gartenblumen hatte er ganz besonders lieb. Vor mir steht bis aufs Kleinste, genau wie ich es damals gesehen habe, das Verbenenbeet, auf das er stolz war, dann das mit Mirabilis Jalappa bepflanzte runde Mirabilisbeet, in dessen Mitte ein hoher Rizinus stand. Ich sehe die wundervollen bunten Winden, die ich bis jetzt nebst einigen anderen Blumen, die im heimatlichen Garten nicht fehlen durften, auf hohem Balkon in Berlin gezogen habe. Aber für so prächtige Rosen, wie sie im Garten zu Langfuhr standen, war da kein Platz und sie wären wohl auch schwer zu beschaffen gewesen. Zum größten Teile waren es wurzelechte Centifolien, die auch jetzt noch aller Rosen schönste, aber ganz aus der Mode gekommen und nur hier und da noch in Bauerngärten zu finden sind. Auch reizende weiße Rosen fehlten nicht, noch die hübschen gelben, und die niedlichen, wenn auch weniger schön geformten Pfingströschen, die zuerst von allen blühen. Dort fand ich auch an einem Centifolienbusch einmal eine Rose, aus der eine zweite Rose emporgeblüht war. „Königsrose" nannten wir dies Blütenwunder, das ich später dann verschiedene Male noch zu sehen bekommen habe.

Mein Vater, ein Kaufmann, mußte den Tag über im Geschäft sein. Wenn er am Abend zu uns herauskam, war sein erster Gang in den Garten, wo er dann zwischen den Beeten umherging, um nachzuschauen, wie es da alles stand und was neu aufgeblüht war. Auf diesem Gange folgte ich ihm gewöhnlich. Einmal machte ich mir den Spaß und säte auf einem Beet Samen von wilden Pflanzen, den ich im Jahre vorher gesammelt hatte, in regel-

mäßigen Reihen aus. Als das nun aufging, konnte mein Vater zuerst nicht erkennen, was es war, und schien sehr gespannt darauf zu sein, was daraus sich entwickeln würde, bis dann endlich der ganze Trug herauskam. Er war nicht böse deswegen auf mich, sondern lachte.

Wie viel Hübsches und auch zum Genuß Anlockendes war in dem Garten zu finden! Da standen zahlreiche Stachel- und Johannisbeersträucher, die nur immer etwas zu früh von uns Kindern abgeerntet wurden. Auch gab es verschiedene gute Obstbäume, deren keiner von mir unerklettert blieb. Darunter war ein Bergamottenbaum, der im Herbst ganz besonders scharf von mir in Bezug auf sitzengebliebene Früchte gemustert wurde. Gerade bei diesen Birnbäumen kommt es ja häufig vor, daß beim Abnehmen einzelne Früchte übersehen werden, weil im Herbst die Fruchtfarbe mit der Farbe des Laubes ziemlich genau übereinstimmt. Dann standen im Garten zwei schöne Lärchenbäume – einer davon mit schiefer Spitze, weil der Wind einmal den Wipfel abgebrochen hatte – ein alter Ahornbaum und eine starke Silberpappel, die entzückend aussah, wenn der Wind sie faßte und ihre Blätter umwendete. In der Nähe des Ahorns aber hatten wir Kinder unser Gärtchen, aus fünf kleinen Beeten bestehend, die wir bepflanzen durften, wie wir wollten. Jedes von uns hatte eines der Beetchen, und ich glaube, daß meines nicht am schlechtesten von den fünfen ausgesehen hat.

Im Garten war auch ein Grasplatz, auf dem, bis er gemäht wurde, allerhand Blumen, besonders aber Butterblumen zu finden waren. Wenn ich da, wo ich dieses jetzt schreibe, am Ontariosee in Canada, die zahllosen Butterblumen betrachte, die auf dem Rasen aufgeblüht sind, dann sehe ich vor mir den Grasplatz im Garten der Heimat und darauf sitzend mein Zwillingsschwesterchen und mich, eifrig damit beschäftigt, die gelben Blumen zu pflücken. Aus ihren Stengeln verfertigten wir dann die bekannten Ketten, durch deren Herstellung kleine Hände so dauerhaft braun gefärbt werden.

Diesen Garten habe ich bis in die neueste Zeit in seinen einzelnen Teilen so oft im Traum gesehen, daß ich manchmal längere Zeit mich besinnen und mich fragen muß: ist das, dessen ich mich zu erinnern glaube, wirklich einmal von mir gesehen, oder gehört es einem Traumbilde an?

Mit der wilden Flora meiner engeren Heimat habe ich mich als Kind schon bekannt gemacht und kann noch genau die Stellen angeben, wo in der Nähe von Langfuhr, zumal auf dem bewaldeten Johannisberge, eine besonders hübsche oder eine nicht häufige Pflanze, z. B. die Akelei oder der wohlriechende weiße Nachtschatten, der zu den Orchideen gehört, zu finden war. Ich sammelte Blumen aller Art, zum Teil um daraus kleine und größere Sträuße und Kränze zu binden. Manchen Strauß brachte ich nach Hause, um den Mittagstisch damit zu schmücken, sonst aber wurden solche Sträuße noch zu besonderen festlichen Zwecken von mir verwendet. Jedes Familienmitglied, dessen Geburtstag in die Sommerzeit fiel, erhielt von mir ein Gedicht mit einem aus wilden Blumen gebundenen Strauß. Daran dachte

ich noch einmal vor ein paar Jahren, als meine unterdessen verstorbene ältere Schwester ihren siebzigsten Geburtstag feierte, und begrüßte sie an diesem Tage auf die alte Art mit Versen und von mir dazu gepflückten wilden Blumen. Auch jetzt noch bilde ich mir ein, daß ich von der Blumenbinderei etwas verstehe, und wenn in meinem Hause einmal eine Tafel zu schmücken oder sonst Bedarf an Blumenschmuck ist, kaufe ich mir, wenn irgend möglich, vom Gärtner lose Blumen und binde diese zusammen nach meinem Geschmack, aus dem Grunde schon, damit kein Draht dazwischen kommt.

Mein Vater sah es gern, daß ich mich mit Pflanzen abgab, und schenkte mir nach und nach, als ich größer wurde, allerhand zum Teil illustrierte botanische Bücher, aus denen ich Belehrung schöpfen konnte. Alle diese besitze ich heute noch. Auf diese Weise habe ich daheim mehr gelernt als durch den Schulunterricht in Botanik, der nur in der Sexta des Gymnasiums erteilt wurde. Unser Lehrer in diesem Fach war ein guter und lieber Mann, aber in der Pflanzenwelt wenig bewandert. Auf diesem Gebiet war ich ihm sehr überlegen.

So war ich schon ganz hübsch mit botanischen Kenntnissen ausgestattet, als ich mich im Frühling 1856 auf die Universität Göttingen begab, um dort Medizin zu studieren. Das Erste, was ich tat, nachdem ich mir eine „Bude" gemietet hatte, war dies, ein paar blühende Topfpflanzen zu kaufen und sie bei mir an die Fenster zu stellen, denn ohne solchen Blumenschmuck konnte ja eine Wohnung nur unbehaglich sein. Dann erlebte ich auf meinem ersten weiteren Spaziergang eine große Freude. Als ich an der Leine hinaufwanderte, die bald oberhalb Göttingens wie ein Gebirgsbach über Klippen brausend geflossen kommt, fand ich im Waldgrunde des Tales die schöne Frühlingsblume Leucoium, das Schneeträpfchen, das in meiner westpreußischen Heimat nicht vorkommt. Die Kommilitonen auf der Kneipe, denen ich nachher meinen Fund mitteilte, mußten sich mit mir freuen, wenn es ihnen auch wunderlich vorkam, daß eine einfache wilde Blume mich so fröhlich machen konnte.

Ich hörte beim Professor Griesebach Botanik und machte die botanischen Exkursionen mit, die unter Führung des Professors Bartling stattfanden. Diese Exkursionen waren für mich eine Quelle großen Vergnügens. Das Ziel einer größeren Exkursion, die um Pfingsten unternommen wurde, war der Oberharz, und bei dieser Gelegenheit kam ich zum ersten Mal auf den Brocken, den ich nachher viele Male im Frühling, im Sommer und im Herbst, einmal auch mitten im Winter, erstiegen habe. Von der ersten Brockenfahrt erinnere ich mich noch, daß wir, als wir eben oben angelangt waren, von einem Schneegestöber — so etwas kommt um die Pfingstzeit und auch später noch nicht selten auf dem Brocken vor — überfallen wurden. Die meisten scheuchte das in das Brockenhaus hinein, während ich mit wenigen andern unbekümmert um die Schneeflocken draußen blieb und nach Pflanzen suchte.

An den alten Bartling denke ich immer dankbaren Herzens zurück. Er verstand es sehr nett, mit uns Studenten umzugehen, und war ein kluger Mann. Nie hat er seine Schülerschar zu den Standorten sehr seltener Pflanzen geführt, weil er wußte, daß diese dadurch der Gefahr vollständiger Ausrottung ausgesetzt worden wären. Auch auf dieser Oberharzpartie haben wir die Betula nana oder die Zwergbirke, die an einer Stelle dort vorkommt, nicht zu sehen bekommen.

Von Göttingen kam ich nach Berlin, wo ich zuerst die Medizin mit der deutschen Philologie, darauf diese mit der Schriftstellerei vertauschte, aber als Philologe wie als Schriftsteller und Journalist behielt ich die Liebe zur Pflanzenwelt und bei allem fast, was ich seitdem geschrieben habe, hat sie mitgeholfen und war beteiligt dabei. Von Berlin aus wurde dann zuerst die nächste Umgebung der Stadt mit dem Grunewald durchforscht und dann manches Stück der Mark Brandenburg, durch deren landschaftliche Reize ich aufs Angenehmste überrascht wurde, in Augenschein genommen. Berlin war damals aber noch lange nicht die Weltstadt, die es heute ist, es wurde nur erst scherzhafter Weise so genannt. So manches Stück Land, auf dem ich um jene Zeit noch botanisiert und hübsche Pflanzen gefunden habe, ist seitdem in Bauterrain verwandelt worden, und auf dem Boden, der damals noch Feld und Wiese war, stehen jetzt ganze Stadtteile.

Um das Jahr 1866 gründete ich mir in Berlin einen eigenen Hausstand. Das Glück wollte es, daß zu dem Hause, in dem ich mich niederließ, ein ziemlich großer Garten gehörte, von dem ein Stücklein mir der gütige Hauswirt zur eigenen Bepflanzung überließ. Es war das um die Zeit, da das Leben mir voll aufging, und zu all dem Herzerfreuenden, das es mir brachte, gehörte es auch, daß ich ein eigenes Gärtchen bekam, wenn auch mietsweise nur. Da wurden nun Gartenblumen gesät und angepflanzt und auch wilde, die ich von Reisen mitbrachte, ja auch ein wenig Beerobst und etwas Salat konnte gezogen werden. Fünf Jahre hat das gedauert, dann mußte ich umziehen, kam aus einer Wohnung in die andere, stieg immer höher in den Häusern hinauf und habe nie wieder zum Blumenziehen außer einigen Stellen auf einem Friedhof einen anderen Platz erworben als einen Balkon und ein paar Fensterbretter.

Berlin ist mein Wohnort geblieben bis auf diesen Tag, ich bin aber, immer auf das achtend, was um mich her grünte und blühte, viel in der Welt, so kann ich wohl sagen, herumgekommen. Ich bin im Osten unseres Vaterlandes bis an die russische, im Westen bis an die französische Grenze gelangt. Ich habe mich umgesehen mit Aufmerksamkeit in meiner westpreußischen Heimat und in den schönen Wald- und Seengebieten Ostpreußens. Im mecklenburgischen Strandgebiet bin ich viel umhergewandert, zumal in der Rostocker Heide, wo mein Wandergesell oft der verstorbene Dichter, der vogelkundige Heinrich Seidel, gewesen ist, dem ich manche Pflanze gezeigt habe, während ich von ihm in die Vogelwelt eingeführt wurde. Den Harz

habe ich gründlich kennen gelernt, habe Thüringen besucht, das Erzgebirge, die Rhön, das Riesengebirge, den Schwarzwald und andere Landschaften Süddeutschlands. Viele Male war ich im Frühling am Rhein und an der Mosel und habe von dort aus Ausflüge in die Eifel und auf den Hunsrück unternommen. Mehrere Jahre hinter einander brachte ich meinen Sommerurlaub in der Lüneburger Heide zu, dem Zauber ihrer Einsamkeiten ganz mich hingebend und mich vertraut machend mit der reizenden Heide- und Moorflora. Ich bin einmal in die Schweiz und nach Oberitalien gekommen. Zum ersten Mal vor sieben Jahren kam ich in die Neue Welt nach Canada, wo ich botanisiert habe in der Umgegend von Toronto und Montreal sowie an den Niagarafällen und mit einer leichten Pflanzenpresse herumgestreift bin in den wilden Wäldern im Norden vom Ontariosee. Wieder bin ich jetzt zu Toronto im Hause lieber Kinder und Kindeskinder und erfreue mich an der canadischen Frühlingsflora.

Wie angenehm einem die Liebe zur Pflanzenwelt einen Ort machen kann, an dem man sonst nicht zu seinem Vergnügen sich aufhält, das empfand ich, als ich vor nicht sehr langer Zeit ein paar Monate auf der Festung Weichselmünde zuzubringen genötigt war. Mit welcher Freude wurden die Urlaubsstunden zu kleinen botanischen Exkursionen in die Strandgegend benutzt! Ich bekam aber auch viel an Blumen geschenkt, womit ich mein sehr bescheidenes Quartier ausschmücken und wohnlich machen konnte.

Daß die Liebe zur Pflanzenwelt als Empfehlung wirkt bei Menschen, die mit der Natur Fühlung haben, das habe ich oft in meinem Leben, vor allem auf meinen Wanderungen, auch ganz einfachen Leuten gegenüber erfahren. Es schwebt mir vor, wie ich in einem kleinen Wirtshause einkehre und dort bei einem Glase Bier oder Wein die Pflanzen, die ich unterwegs gesammelt habe, betrachte und ordne. Nicht lange dauert es, so setzt die Wirtin, die mich zuerst aus einiger Entfernung beobachtet hat, sich zu mir, sieht mir eine Weile aufmerksam zu und fängt nun mit mir ein Gespräch an, zunächst über die Pflanzen. Durch solche Gespräche habe ich eine ganze Anzahl volkstümlicher Benennungen von Pflanzen kennen gelernt, was für mich, der ich ein besonderes Interesse für Pflanzennamen habe, von großem Wert war. Und was erfährt man dann nicht sonst noch alles über Land und Leute, und wie die Bevölkerung denkt und spricht in der Gegend, in die man gekommen ist. Das ist doch anders, als wenn ich in einem großen Hotel sitze, und ein vielleicht aus Berlin bezogener Kellner steht vor mir, von dem ich nichts weiter erfahre, als die Preise der Speisen und Getränke, die auf der Wein- und der Speisekarte verzeichnet sind.

Mir ist etwas Rührendes begegnet in den canadischen Wäldern auf einer kleinen Farm, wo ich mit meinem Begleiter nach einer langen Wanderung an einem sehr heißen Tage glücklich ein Nachtquartier gefunden hatte. Als ich dort meine Pflanzen in die Presse legte, setzte die Farmersfrau, eine alte Irländerin, sich zu mir und sah mir zu. Auf einmal lief sie hinaus, holte

aus ihrem kleinen verwilderten Garten ein grünes wohlriechendes Blatt und legte es mir vor. Als ich ihr sagte, das hieße deutsch „Marienblatt“, englisch „Mary-leaf“ — den lateinischen Namen „Tanacetum Balsamita“ verschwieg ich — strahlte sie ordentlich vor Freude. Den ganzen Abend über erschien sie wahrhaft zärtlich darum besorgt, daß ich — es gab Brot, Speck und Kartoffeln — ordentlich zulangte, und zuletzt brachte sie mir ein großes Glas voll Sahne. Das müsse ich trinken, sagte sie, denn es schmecke sehr gut und sei sehr gesund — und ich tat es.

Vielen einzelnen Blumen, die mir besonders lieb geworden sind, habe ich ein kleines Gedicht gewidmet. So sage ich, um ein Beispiel anzuführen, von der Weihnachtsrose, die schon vor Jahresschluß ihre Blüten entfaltet:

Eh die Lerche sang,
Ist sie wach schon lang;
In der schweigenden Welt,
Die der Winter umfangen hält,
Hebt sie einsam ihr zartes Haupt.
Selber geht sie dahin und schwindet,
Ehe der Lenz kommt und sie findet,
Aber sie hat ihn doch verkündet,
Als noch keiner an ihn geglaubt.

Von Bäumen interessierte mich besonders der schon aus der Heimat mir wohlbekannte Taxus oder Eibenbaum. Eine nicht geringe Anzahl einzelner urwüchsiger alter Eiben habe ich aufgesucht und einen großen Teil der in unserm Vaterlande noch vorhandenen Eibenbestände in Augenschein genommen, darunter den größten von allen, der in meiner Heimatprovinz Westpreußen in der Tucheler Heide zu finden ist und mehr als tausend Stämme enthält. Ich habe viel über Eiben geschrieben, und da ich dadurch als Eibenfreund bekannt wurde, sind mir von vielen Seiten Mitteilungen über Standorte alter Bäume dieser Art zugegangen. Dazu kamen Abbildungen und Photographien, zumteil von mir selbst aufgenommen, Abschnitte gefällter Eibenstämme und allerhand aus dem Holz solcher Stämme geschnitzte Sachen, so daß sich mit der Zeit ein kleines Eibenmuseum bei mir angesammelt hat.

Natürlich besitze ich auch ein Herbarium und eine hübsche kleine botanische Bibliothek. Zu den Hauptzierden der letzteren gehört eine Anzahl alter Kräuterbücher, deren ältestes aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt.

Heinrich Seidel sagt in einem seiner Bücher: „Wenn Johannes Trojan einmal hingerichtet werden sollte, würden ihn noch die am Wege zum Schaffot wachsenden Pflanzen interessieren.“ Das ist vielleicht ein wenig übertrieben, aber das kann ich wohl sagen, daß meinen Augen, bis sie für immer sich schließen, der Anblick der Blumen stets die größe Freude bereiten wird — abgesehen natürlich von lieben Menschengesichtern.

Johannes Trojan.

Zum 14. August.

Von Victor Blüthgen.

Die jüngste Zeit hat mit den Alten von Namen auf dem Parnaß stark aufgeräumt. Man kann die Überlebenden an den Fingern abzählen aus der kleinen Zahl markanter Persönlichkeiten, die den großen Kurssturz der achtziger Jahre überdauert haben. Ein paar Leute nur, die mit ihrer ganzen Art dem Volke ans Herz gewachsen sind und Dauer gewonnen haben. Ob sie noch schaffen — was sie noch schaffen — das macht für ihre Geltung im Volke gar nichts aus, die Hauptsache ist: festgewurzelt sein, dann wächst man von selber weiter. Ein paar Bäume unter viel vergänglichem Kraut- und Blumenflor, der aufhört, sobald er keinen Samen mehr streut.

Es ist nicht gesagt, daß sie just Große sein müssen. Es sind die Glücklichen, ob mehr oder weniger groß. Man gönnt es ihnen allen, sobald sie nur eins sind: echt! Das sind die Bleibenden: die nicht mehr wollen als sie können — dann glaubt man ihnen, daß sie können, was sie wollen, und heißt sie Meister; die etwas zu geben haben, was kein anderer geben kann, es sei viel oder wenig, aber erfreulich muß es sein, und aus dem großen Menschheitsempfinden heraus geboren: ein vertrautes Stück Natur oder ein ersehntes, vorgeahntes, erfaßt und gespiegelt von einer sympathischen Persönlichkeit.

Einer großen, oder einer feinen, oder einer liebenswürdigen, oder einer, die dies und das zugleich ist. Auf alle Fälle einer Persönlichkeit: ein Gesicht muß sie haben, das man nicht vergißt, einen Eigenduft, der eine Offenbarung ist, einen Ton, bei dem man aufhorcht.

All das fällt mir ein, da ich dran erinnert werde, daß Johannes Trojan im August seinen 70. Geburtstag feiert.

In der Tat, wenn sich einer von uns just mit der Persönlichkeit durchgesetzt hat, so ist es Trojan gewesen. Nur wenige von uns werden mit ihrem Schaffen so menschlich-persönlich genommen wie er, ja, bei kaum einem andern ist's so wie bei ihm gekommen, daß sein Dichten gleichsam nur die Hände geschaffen hat, die den Menschen, eben den Johannes Trojan, hochgehoben und auf ein Piedestal gestellt haben. Gleichviel, wie man ihn als Dichter einschätzt, gleichviel, was von ihm bleiben wird — er selber wird bleiben und man wird sich mit ihm beschäftigen. Das tun heute schon Leute, die sich beiseite drücken würden, wollte man sie fragen, was sie von ihm kennen.

Er hat das schmerzlich empfunden, und man begreift das bei einem Poeten, der so außerordentlich produktiv von Jugend auf gewesen ist wie er. Ich erinnere mich noch eines Gesellschaftsabends, an dem er von sich vorzutragen übernommen: da leitete er seine Vorlesung mit ein paar bitteren Worten ein, daß er nicht bloß der Trojan sei, der humoristische Gedichte und Kinderreime verfaßt hätte; er hätte auch ernste Sachen geschrieben, als

Kladderadatsch-Redakteur Hunderte von Leitgedichten, von denen man bloß nicht wüßte, daß sie von ihm seien. Und einmal schrieb er mir: Ich lese nur noch in Wohltätigkeitsveranstaltungen; ich soll die Leute amüsieren, meine Bücher zu kaufen, fällt ihnen darum doch nicht ein. Solch eine Verstimmung ist begreiflich; es sind nicht die schlechtesten unter den Trägern populärer Namen, bei denen ich ihr ähnlich begegnet bin. Aber schließlich: sich persönlich durchgesetzt zu haben ist doch das letzte Wort für den ringenden Künstler, damit ist auch dem dauernd Wertvollen, was er geschaffen, sicher verbürgt, daß es nicht spurlos versinkt.

In der Tat: in weiten Kreisen der Gebildeten zaubert es heute ein leuchtendes Lächeln sympathischen Verständnisses auf die Gesichter, wenn man den Namen Johannes Trojan nennt. Das ist der Überlebende aus dem weinfrohen und weinverständigen Kleeblatt Stinde-Seidel-Trojan, der das köstliche Lied von dem sauersten aller Jahrgänge gesungen und der berufene Preisrichter von Konkurrenzgesängen auf Mosel- und Rheinwein bleiben wird, so lange er lebt. Kein Kladderadatsch-Jahrgang, in dem er nicht der Rebenblüte seinen Segen auf den Weg gegeben und über die Herbstaussichten zu Gericht gesessen, mit jenem drollig-trocknen, gespreizten, vorsichtigen Humor und jenen schnurrigen Einfällen, die für ihn charakteristisch. Man muß den hohen, kräftigen, schweigsamen Mann mit der schweren Zunge und dem überlegenen Ernst, aus dem es plötzlich ebenso überlegen lustig aufblitzt, hinzunehmen, um die volle Wirkung seines Humors zu erfahren. Wie eine Komödie mit rührendem Beigeschmack war es, als man diesen Mann Ende der neunziger Jahre als verantwortlichen Kladderadatsch-Redakteur zwei Monate auf Festung in Weichselmünde einsperrte — ausgerechnet in seiner Heimat! Wer ihm vorher noch nicht gut war, der wurde es damals; wer aber vorher schon wußte, daß er einer unsrer liebenswürdigsten Dichter, dem wurde er ganz und gar lebendig. Schon die Schubart, Kinkel, Reuter hatten an sich erfahren, daß einem Poeten gar nichts besseres werden kann, als auf Festung zu kommen.

Allerlei Umstände kamen zusammen, die es verschuldeten, wenn das unermüdliche Schaffen Trojans, an sich so volkstümlich, ihn nicht schon früher stärker herausgehoben. Er fand keinen Schlager, der ihn mode machte, wie das Stinde mit seiner Buchholzen und Seidel mit seinem Leberecht Hühnchen glückte. Sie waren alle drei Eigensitzer von alter Art, von der sie nicht einen Schritt abwichen zu gunsten der revolutionären Originalitätsstrampelei der Neuen, die sie als Karikaturen ansahen und persiflierten, besonders in einem köstlich-parodierenden Klub: jenem von Emil Jacobsen begründeten allgemeinen deutschen Reimverein mit der Devise „Reimen muß die Nationalbeschäftigung der Deutschen werden", dessen Seele sie waren, mit Friederike Kempner als Schutzpatronin. Die ganze neuere Literaturbewegung ging an ihnen vorbei und verleugnete sie, bis man das mit Stinde und Seidel nicht gut mehr konnte. — Trojan mußte schon auf Festung kommen, um in Berlin

populär zu werden und damit eine Berühmtheit für Lexika und Literaturgeschichten, die nicht zu umgehen ist. Endlich und zuletzt: der Hauptteil seines Schaffens war anonyme Kladderadatschdichtung, ob noch so glänzende, und Reime für die Jugend, um die erst die neueste Zeit sich bemüht, sie als ernsthafte Dichtung zu behandeln.

Gewiß: Trojan ist kein Poet großen Stils; dazu fehlt es ihm an Schwung und Phantasie und Tiefe. Er ist behaglich und beschaulich, voll amüsanter, drolliger Einfälle, ein warmherziger und feinfühliger Freund und Beobachter der Natur und des einfach natürlichen Menschenwesens, die er als Poet empfindet und spiegelt und denen er allerlei hübsche, sinnige und lustige Pointen abgewinnt. Das ist sein eigentlicher Kern. Nur ein ganz besonders fein besaiteter, empfindsamer Mensch kann vom Kleinen, Einfachen, Alltäglichen mit soviel Reizen angesprochen und befriedigt werden, wie er. Ich kenne keinen Zweiten, selbst Seidel nicht, der so wie er geradezu die Trivialität durch sein Empfinden adelt und verklärt. Das Gewöhnliche, Übersehene, Verachtete mutet ihn an, weil es das Natürlichste ist. Wer auf stärkere Reize, auf das Außergewöhnliche gestellt ist, steht vor ganzen Partien Trojanscher Prosa besonders mit Kopfschütteln, bis er sich auf die besondere Art dieses Mannes einstellt und wahrnimmt, daß hier doch ein Poet spricht, mit dem zu wandern ein Gewinn ist, gerade in unsrer verstiegenen Zeit krampfhaftester Originalitäts- und Sensationshascherei. Die feinsten Blüten gab hier vielleicht sein Erstlingswerk: Beschauliches, das 1871 erschien und später in seine Gedichte überging — weitere Gedichtbände von ihm sind nachher unter den Titeln: Von drinnen und draußen und Aus dem Leben erschienen. Dann aber zeigen ihn besonders Prosabände von dieser Seite: Kleine Bilder; Von Strand und Heide; Von Einem zum Andern; Berliner Bilder; und, Poesie und Prosa gemischt: Für gewöhnliche Leute. Indeß selbst die Art, wie er in Zwei Monate Festung und in der Schilderung seiner Canada-Fahrten: Auf der anderen Seite, sich mit den Dingen abfindet, fällt nicht aus diesem Rahmen heraus.

Im Grunde auch seine Prosahumoresken nicht: Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken. Auch die Schnurren Trojans sind auf dem Boden der Idylle erwachsen. Wo er ja an die Burleske streift bleibt er liebenswürdig, wohlwollend, merkt man, daß er all dem menschlichen Kleinkram gut ist, so überlegen wie er vor ihm steht, mit erheuchelt ernsthafter Miene und den Schelm im Nacken. Mit stärker drastischer Wirkung spielt sein Humor in den Scherzgedichten und Neuen Scherzgedichten; nicht in allen, aber in den besten. Da gibt es jene Perlen urwüchsigster Drollerie, die er immer und immer wieder vorlesen muß und die als eiserner Bestand in allen künftigen Deklamatorien verbleiben werden: Was soll ich meiner Tante schenken? Das pessimistische Flaschenkind u. a. m., jene köstliche Serie von Gelegenheitsliedern für außergewöhnliche Gelegenheiten nicht zu vergessen, die das Zwerchfell selbst des Stumpfsinns erschüttern müssen.

Hier ist die Stelle, um Trojan als Jugenddichter zu würdigen. Wie er selten in seinen Gedichten eigentlicher Lyriker ist, so hat er auch keine eigentliche Kinderlyrik geschaffen. Auch hier ist er Idylliker, was er reimt, sind Momentbildchen aus der Kinderstube oder aus dem Kindermilieu für die Kinderstube, humoristisch gefärbt, mit putzigen Einfällen und Pointen durchsetzt. Nicht das Kind dichtet, sondern der Großpapa, der die Kleinen amüsieren will, auch darin vielfach von einer Genügsamkeit, die manchem Kritiker zu weit geht, der sich mit der Sammlung: Hundert Kinderlieder beschäftigt hat. Diese hundert Kinderlieder – was wollen sie besagen gegen die Unzahl von Kinderreimen, die der Unermüdliche in Bilderbüchern, darunter einem mit Silhouettten seines Schwagers Konewka, und in Jugendzeitschriften, an der Spitze die zahlreichen Bände von Lohmeyers Deutscher Jugend, verstreut hat! Immerhin haben so viele darunter lyrischen Gehalt, daß drei Dutzend davon Komponisten zum Vertonen gereizt haben; und es ist selbstverständlich, daß Trojan als einer der ersten vaterländischen Jugenddichter mit ein paar Perlen aus seinen Kinderliedern, übrigens auch mit dem einen niedlichen Märchen „Abenteuer im Walde" in die Schulbücher übergegangen ist.

Aber mit alledem kennt man noch nicht den ganzen Trojan. Der Idylliker, der bei seinem Beschaulichen deutlich von Johann Peter Hebel ausgegangen ist, dann aber, und besonders als Humorist sich selber gefunden hat, wird plötzlich ein anderer, wo das große öffentliche Leben ihn und er dieses packt: er ist nicht umsonst die großen Kriegsjahre hindurch, welche die Geburtswehen des deutschen Kaiserreiches von heute bedeuteten, Redakteur und später und bis heute Chefredakteur des Kladderadatsch gewesen. Politiker und Patriot. Der reife, kluge, charaktervolle Mann, der das Schicksal der Nation mit gespanntester Anteilnahme miterlebt, mit lautem Ja und Nein: der Beschauliche wird pathetisch, der Humorist satirisch, manchmal faßt ihn der Zorn und er schlägt drein, und manchmal jubelt er auf, gibt es wärmste Töne, stark und begeistert, Klänge, wie sie besonders der Franzosenkrieg und Fürst Bismarck ausgelöst haben, dem Trojan persönlich näher treten durfte und zu dem er in unbiegsamer Treue gehalten hat. Von all diesen Hunderten von Zeitgedichten, die in den gebildeten Kreisen der Nation verfolgt und mit starker Wirkung hingenommen wurden, ist nur ein kleiner Teil in Buchform übergegangen und mit dem Namen des Dichters für die Öffentlichkeit verknüpft worden: zusammen mit Kladderadatsch-Gedichten Julius Lohmeyers sind sie als Kriegstagebuch aus dem Kladderadatsch erschienen. Dieser Bruchteil hat allerdings wohl auch am ehesten Anspruch, als Dauergut behandelt zu werden; inwieweit es lohnt, eine Auslese auch aus dem Übrigen zu veranstalten, wird sich zeigen, wenn Trojan seinen begreiflichen Vorbehalt, dies zu tun, zur Tat werden läßt.

Meisterarbeit ist bei Trojan alles, daß heißt: alles zeigt eine sicher formende Hand, die feinfühlig und geschmackvoll schafft. Am persönlichsten prägt er, wo er nicht auf Dichtung großen Stils arbeitet. Immerhin hat er

auch in dieser Richtung feine Arbeit getan, wie nicht wenige Stücke in den Gedichten und dem Kriegstagebuch bezeugen. Mich hat er da immer an Klaus Groth erinnert, so vornehm gemessen schreitet er in gedanklicher und sprachlicher Schönheit, ohne starke Wirkungen.

So fühle ich ihn, den nunmehr Siebzigjährigen.

In Über Land und Meer — 1906, Nr. 32 — hat er einmal über sein Leben und Schaffen geplaudert, der Aufsatz ist mit Trojanporträts aus den verschiedensten Phasen seines Lebens illustriert. Er ist Zwilling, mit einer Schwester zusammen in Danzig geboren, hat bald darauf seine Mutter verloren; sein hochintelligenter Vater, Kaufmann mit einer Dorfschulbildung, hat sich eine umfassende Bildung, namentlich sprachliche, selbsttätig angeeignet, wurde Abgeordneter — Bismarck hat ihn als solchen im Gedächnis behalten. Der Sohn hat schon auf dem Gymnasium angefangen, Verse zu schmieden, aus nie versiegendem Bedürfnis heraus, Dramen, Gelegenheitsgedichte besonders, schon hier mit Vorliebe mit humoristischem Einschlag. Er studierte in Göttingen und Bonn Medizin, dann Germanistik, als Übergang zu schriftstellerischer Berufstätigkeit: anfangs der sechziger Jahre half er Glasbrenners Montagszeitung in Berlin redigieren, dann den Kladderadatsch. Mit 600 Talern jährlich Einkommen hat er sich 1866 verheiratet, sieben Jahre darauf Witwer dann noch einmal; unter sich wesentlich bessernden Verhältnissen bedurfte es doch tapferer Nebenarbeit, um mit einer großen Kinderschar zu bestehen. Erst als alternder Mann hat er sich Reiseflügel zugelegt: im Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, befindet er sich bei einer verheirateten Tochter in Canada, wo er bereits einmal „in den wilden Wäldern, stark verwildert anzusehen, herumgestrolcht ist, mit einer Pflanzenpresse, um zahlreiche schöne Blüten des Urwaldes heimzutragen."

Mögen diese Auslassungen den Heimgekehrten an seinem Jubelgeburtstage grüßen und beglückwünschen, möge wachsende Wertung und mancher gute Tropfen seinen Lebensabend verschönen. Die Lücke freilich, die seine nächsten Freunde hinterließen, wird ungefüllt bleiben.

Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen.

Eine leider zeitgemäße Betrachtung von Karl Reuschel.

II.

„So eine Arbeit muß man für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Mögliche getan hat." Mit diesem Goetheworte wurde am 9. Mai 1905 eine recht umfängliche „Einführung in die Geschichte der deutschen Literatur unter besonderer Berücksichtigung der neuesten Zeit" (geb. 9 Mk.) von Prof. Dr. C. Beyer-Boppard, Verfasser der „Deutschen Poetik", der „Technik der Dichtkunst" usw. aus vermutlich langer Schreibtischhaft entlassen und dem bekannten pädagogischen Verlage von Hermann Beyer und Söhnen in Langensalza zur Herausgabe anvertraut.

Schlagen wir das Buch auf, so finden wir darin die folgende Widmung: Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit Dem Kronprinzen des Deutschen Reiches und von Preußen — Wilhelm — und Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit Der Frau Kronprinzessin — Cecilie — mit huldvollster Bewilligung ehrfurchtsvoll zugeeignet."

Wir Deutschen sind ein monarchisch veranlagtes Volk und gewiß wollen wir nur das Beste unserer geistigen Erzeugnisse in den Händen unserer Herrscher und ihrer Nachfolger wissen. Wie es gekommen ist, daß dem inzwischen verstorbenen Literarhistoriker Beyer sein Herzenswunsch erfüllt und sein Buch von den höchsten Herrschaften entgegengenommen wurde, kann wohl das Hofmarschallamt feststellen, entzieht sich aber der Kenntnis eines fachmännischen Beurteilers. Die Zeiten, da solch ehrgeiziges Verlangen etwas Seltenes war, mögen längst entschwunden sein, und wegen der Überschwemmung mit derartigen „Aufmerksamkeiten" werden jetzt die fürstlichen Kabinette nicht geringe Mühe haben, Wertloses von Wertvollem zu sondern. Jeder nur einigermaßen Sachverständige hätte im vorliegenden Falle dringend vor Entgegennahme dieses Buches warnen müssen, und es wäre erfreulich gewesen, wenn dem Verfasser auf sein Ansuchen ein Brief zugegangen wäre des nämlichen Inhalts wie jenes berühmte Schreiben des großen Friedrich an den ersten Herausgeber des Nibelungenliedes. Denn ein erbärmlicheres Buch dürfte nicht leicht unserem deutschen kronprinzlichen Paare dargeboten worden sein.

Um das Urteil zu begründen — und es auszusprechen ist eine Pflicht des Kritikers — wird es leider unmöglich, dem alten Spruche „De mortuis nil nisi bene" gemäß zu handeln. Wer die Kühnheit besitzt, ein solches Machwerk in die Welt hinauszusenden und unter den Schutz einer Widmung an den Kronprinzen und seine Gemahlin zu stellen, verdient keine Schonung. Im Übrigen beansprucht Beyer sie auch nicht. Setzt er doch einen Vers von Hans Hopfen auf die Rückseite des Titelblattes:

Von welcher Richtung, Schule, Zunft, Partei
Der Mann, der dieses Buch verfaßte, sei?
Schau nur ins Buch, dann schaust du auch den Mann.
Und g'nügt das nicht, daß du erkennst sein Wesen —,
Mußt eben mehr von seinen Büchern lesen.

Besehen wir uns also das Buch genauer, so gewinnen wir hoffentlich die richtige Meinung von Prof. Dr. C. Beyer-Boppard. In der Rückertforschung gilt sein Name etwas. Daß man aber auf einem Sondergebiet mancherlei Tüchtiges leisten und doch ganz unfähig sein kann zu einem umfassenderen Überblick über große Perioden der Literaturgeschichte, wird sich bald zeigen. Beyer hatte das 70. Lebensjahr überschritten, als er seine Einführung dem Büchermarkte übergab, und entweder hat er nie Selbsterkenntnis besessen, oder sie ist ihm in höherem Alter gründlich abhanden gekommen.

Man fühlt sich an die Lafontainesche Fabel vom Frosch, der sich zum Ochsen aufblasen wollte, erinnert, wenn man das immer wiederkehrende Bemühen des Verfassers bemerkt, seine bescheidenen, oft recht fragwürdigen Verdienste um die Literaturgeschichte wie um die lebenden Vertreter unseres Schrifttums aufzublähen. So wird das gotische Vaterunser nach der von ihm „zu Upsala hergestellten Abschrift mit Übertragung“ abgedruckt. Daß Beyer imstande gewesen ist, die gotischen Buchstaben zu lesen, mag ja immerhin für ihn von Bedeutung gewesen sein; für uns besagt es rein nichts, denn wir besitzen andere Abschriften genug. Derartige biographische Einzelheiten finden sich wie Oasen in der Wüste seines Werkes. Sie sind, beiläufig gesagt, das allein Fesselnde darin. Für den etwaigen Biographen des Herrn Hofrat Beyer lohnt es sich, das Buch auf solche Erwähnungen hin durchzusehen. Wir wollen ihm seine Arbeit ein wenig erleichtern und Einiges hervorheben. So steht auf S. 16, Scheffel habe im Jahre 1874 „eine (dem Verfasser in Originalhandschrift gewidmete) Übersetzung“ des lateinischen Walthariliedes erscheinen lassen. Auch literarischen Kreisen wird es neu sein zu erfahren, daß der Verfasser mit seinem Buche über Ludwig II. von Bayern die Anregung zum Luitpoldtheater gegeben (S. 366), daß Maria Pupp-Mattoni ihm ein Sonett gewidmet (S. 304), daß Georg Ebers ihm einen Brief über die Romane im Stile der Luise Mühlbach geschrieben hat (S. 318), daß es unserem Literarhistoriker vergönnt war, „eine onomatopoetisch malende Dichtung nach künstlerisch vollendeter Handschrift der königlichen Dichterin (Carmen Sylva) — im Weltblatt Über Land und Meer — kritisch (zu) beleuchten — und (zu) bewundern“ (S. 309). Auch Detlev von Liliencron hat — allerdings zu einer Zeit, wo er noch wenig galt — an Beyer geschrieben (S. 397), Johannes Scherr ihm „biographisches Original-Material“ überlassen (S. 275), Emil Brachvogel zu Eisenach mit ihm „im engen Verkehr“ gestanden (S. 261) und Bertha von Suttner anerkannt, daß Beyer den Roman „Die Waffen nieder“ mit veranlaßt habe (S. 344). Und mußte es nicht eine großartige Huldigung für Platen sein, wenn Herr Hofrat „dichtend wiederholt Augenblicke der Weihe an seiner Grabstätte im herrlichen Garten der Villa Landolina bei Syrakus“ verlebte (S. 202), oder für Max Müller, daß Beyer gelegentlich der Enthüllung des Denkmals für den Sänger der Griechenlieder im Jahre 1891 eine der Reden hielt (S 209)? Bei der Behandlung Rückerts feiert die Eitelkeit des Verfassers wahre Triumphe. Bescheiden äußert er sich (S. 200): „Meine im Jahre 1900 erschienene Rückert-Ausgabe in 6 Bänden (Hesses Verlag, 2. Auflage 1901) darf sich des Vorzugs rühmen, die einzige authentische, gewissermaßen die von Rückert selbst autorisierte Ausgabe zu sein.“ Auffallend schlicht (nämlich für seine Art) würdigt er seine eigenen dichterischen Arbeiten (S. 325 f., S. 344 und S. 50); dafür sind kurze Hinweise auf seine wissenschaftlichen Leistungen gewöhnlich mit mehr Nachdruck angebracht. Kargt er hier (z. B. S. 17, 48, 50) durchaus nicht mit Selbstlob, so übertrifft er sich und so ziemlich die

schreiendste amerikanische Reklame in dem Paragraphen 165 (Eine urdeutsche, nationale Betonungslehre und die Befreiung vom Fremdtum in der Poesie). Gellend schmettern die Fanfaren aus dem ehernen Munde der Ruhmestrompete. „In unserem neuen deutschen Reiche“, verkünden sie der staunenden Mit- und Nachwelt, „mußte nach langem Irrgange in der Fremde mit Naturnotwendigkeit die schon von Goethe . . . sehnsüchtig gewünschte urdeutsche Metrik und Prosodik erstehen: eine deutsche Betonungslehre, deren wissenschaftlicher Ausbau dem Verfasser dieses Buches vorbehalten war, der in stolzer Befriedigung zum ersten Mal den Satz aussprechen konnte: Das in der neuhochdeutschen Metrik zu beachtende Gesetz darf nur das der Accentqualität sein, welche musikalischer und logischer Natur ist“ usw. Was bedeuten die Stabreimdichtungen Richard Wagners, was die unsere rhythmischen Anschauungen ummodelnden Studien eines Eduard Sievers gegenüber solcher Tat?! Kaiser Wilhelm I. und Bismarck waren nur Außenarchitekten; der innere Ausbau deutscher neuzeitlicher Kultur wurde erst durch Conrad Beyer geschaffen! Haben wir diesen großen, leider viel zu wenig in seiner Bedeutung verstandenen Mann erst durch seine Bemühungen richtig zu schätzen gelernt, so dürfen wir auch nicht vergessen, daß er die Reihe seiner Kulturwerke durch seine Einführung in die deutsche Literaturgeschichte hat zu würdigem Abschluß bringen wollen. Wie wenig er freilich dem Ideal eines solchen Buches nahekommt, wird im Folgenden gezeigt werden. Vorerst sei noch erwähnt, daß es sich empfiehlt, getreu nach dem Hopfenschen Motto noch eine Seite von Beyers Charakter zu beleuchten. In dem ganzen dicken Bande macht sich eine Kriecherei vor den Großen der Erde breit, die von Männerstolz vor Königsthronen das gerade Gegenteil ist und in ihrer Absichtlichkeit komisch wirkt. So ist (S. 159) zu lesen: „Die Handlungen der Eidgenossen und des Tell stehen in keinem inneren Zusammenhang. Auch resultiert zu wenig aus der . . . Rütliszene, die noch den idealen Bayernkönig Ludwig II. an den Vierwaldstättersee zog.“ Bei dem Bericht über die Wiedergewinnung der großen Heidelberger Liederhandschrift vergißt Beyer nicht hinzuzufügen: „Um die Wiedererlangung hat sich der Großherzog Friedrich von Baden ein bleibendes Verdienst erworben, was ich seinerzeit in Audienz ehrerbietigst anerkennen durfte.“ Die früher angeführte Stelle über Carmen Sylva beweist auch genug. Von Goethe heißt es (S. 137): „Im November des Jahres 1775 erfolgte durch Karl August seine Berufung an den Weimarschen Hof, was seinem Leben und Streben ein erhöhtes Piedestal verlieh“, oder an einer anderen Stelle (S. 137): „Wenn er hie und da von der Mittelmäßigkeit gleich einem Übermenschen in die Sterne versetzt wurde, so war daran nicht wenig die hohe Hofstellung schuld, welcher er sein lebelang zur Zierde gereichte.“ Aus Grillparzers Leben weiß Beyer nur zwei Tatsachen hervorzuheben: seine Ernennung zum Archivdirektor und die spätere zum Hofrat. Diesem kindlichen Streben, aus der Literaturgeschichte möglichst eine Geschichte des Mäcenatentums — bisweilen eines recht zweifel-

haften – zu machen, verdanken die Leser des Beyerschen Buches auch die Bekanntschaft mit einem Sonett des dritten Reichskanzlers auf den Dichter A. von Binzer (S. 197). Daß endlich literarische Persönlichkeiten der Gegenwart nach dem Barometer der Hofgunst bemessen werden, darf kaum verwundern, soll aber schon hier, wo es sich um die Charakteristik des hofrätlichen Literaturhistorikers handelt, gesagt sein. Wenn wir noch hervorheben, daß dem Manne jegliches soziale Verständnis abgeht, so glauben wir ihn wenigstens seinen gröbsten Zügen nach aus seinen eigenen Worten geschildert zu haben. Aber Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft ist ein stark angezweifelter Begriff, und Charakteranlage wie Neigungen werden immer beim Geschichtsschreiber in Betracht kommen. Also fragt es sich nur, ob, wenn wir die angegebenen Schwächen des Verfassers einmal als Voraussetzungen hinnehmen, seine Arbeit noch Wert hat.

Es gilt demnach die oben ausgesprochene scharfe Verurteilung des Buches zu begründen. Zum Literarhistoriker gehört kritisches Wissen, weiter historischer Blick, ästhetisches Urteil und Darstellungsgeschick. Herr Hofrat Prof. Dr. C. Beyer-Boppard versagt in jeder Hinsicht. Ihm seine Unkenntnis vorzuhalten, hat wenig Zweck, weil er ihr nicht mehr abhelfen kann. Wohl aber muß auf Einzelheiten seiner Schrift eingegangen werden, weil nur dadurch eine Warnung vor ihr wirksam sein dürfte. Diese Einführung enthält zunächst eine Reihe offenkundigster Schnitzer. Ihr Verfasser will dem Leser auch den Weg zu den besten Ausgaben, Quellenwerken und Monographien zeigen, eine Art Goedekes Grundriß im Kleinen bieten. Da muß es doch sehr verwundern, daß er diese „autoritative Fundgrube literarhistorischen Wissens“ (S. 242) nicht besser ausschöpft, sondern seine ganz zufällig zusammengerafften Literaturnachweise gibt, denen gegenüber die vielgeschmähten Anmerkungen zum „Kluge“ noch als sorgfältig ausgewählt zu gelten haben. Friedrich Fischbachs Übersetzung von 24 Eddaliedern wird mit überschwänglichem Lobe bedacht. F. ist ein Wiesbadener, wie Beyer zuletzt in Wiesbaden lebte, und für den Ruhm von Freunden und Bekannten sorgt unser Verfasser beinahe mit der gleichen Emsigkeit wie für seinen eignen. Die abenteuerliche Vermutung Fischbachs, die Urheimat der eddischen Lieder sei zwischen Wupper und Sieg zu suchen, wird als unumstößlich sicher angesehen. Demgegenüber sei auf die bündige Abfertigung der Arbeiten dieses Dilettanten verwiesen, die Karl Helm in den Hessischen Blättern für Volkskunde Bd. 5 S. 178 f. ihnen hat zuteil werden lassen: „Es ist, als habe F. eine Beweisschrift liefern wollen für die Richtigkeit des von ihm . . . aufgestellten Satzes: „Mit Namen kann man bequem spielen.“ Dieser Beweis ist ihm trefflich gelungen. Er hätte nur nicht glauben sollen, daß bei einer solchen Spielerei etwas anderes herauskommen könne als blühender Blödsinn.“ Allzu tief in das Studium der Edda ist Beyer nicht eingedrungen: so spricht er (S. 18) über die „jedenfalls nach Christus entstandenen Eddalieder“! Den Sängerkrieg auf der Wartburg nennt er eine beachtenswerte dramatische Dichtung (S. 22).

Daß der Ruodlieb noch immer als Werk Fromunds von Tegernsee gilt (S. 17), daß Wernhers Marienlieder aufs neue dem Wernher aus dem nämlichen Kloster angedichtet werden (S. 35), daß Gottfried von Straßburg unter den Lyrikern aufgezählt wird (S. 39), sind Fehler, an die man allmählich gewöhnt ist und die in gewissen volkstümlichen Literaturgeschichten sich wie eine ewige Krankheit fortzuerben scheinen. Zu der gleichen Art gehört auch die Angabe, die Ulmer Meistersingerschule sei die letzte gewesen (S. 48). Schlimmeres Zeugnis gegen Beyer legt die Reihenfolge ab, in der die Minne- bezw. Meistersinger zur Behandlung kommen (S. 40: Hadloub, Heinrich von Meißen (Frauenlob), Dietmar von Aist, Barthel Regenbogen). Nur die allerdürftigsten Bemerkungen gibt er über das mittelalterliche Drama. Das Spiel von Frau Jutten ist dabei unter die Fastnachtsstücke geraten, das Spiel von den zehn Jungfrauen findet sich überhaupt nicht erwähnt. Mit der Frage nach der Heimat Walthers von der Vogelweide macht er sich wenig zu schaffen: natürlich stammte Walther aus dem Vogelweidhof bei Bozen (S. 39). Bei Fischart heißt es (S. 61): „geboren zu Mainz (oder Straßburg?).“ Kurz darauf steht der orakelhafte Ausspruch über Luther (S. 63): „Er wurde der Begründer des Kirchenlieds, wenn auch nicht der Begründer des Kirchenlieds in der Vulgärsprache . . . .“ Über die Entwicklung unserer Muttersprache hat Beyer ganz merkwürdig verworrene Ansichten. Nach seiner Darstellung „wählte Luther, der sich nach der kursächsischen Kanzlei richtete, für seine meisterhafte Bibelübersetzung den niedersächsischen Dialekt. Dadurch aber verdrängte er die volltönende mittelhochdeutsche Dichtersprache.“ Das 17. Jahrhundert wird verherrlicht und ihm sogar Christian Günther zugerechnet (S. 86). Eine gründliche Kenntnis Gottscheds wie des französischen Klassizismus verrät der Satz: Gottsched „forderte für die Dichtung den französischen Naturalismus“ (S. 89). Die Schwabeschen Belustigungen des Verstandes und Witzes nennt Beyer zweimal hinter einander (S. 90) eine „Schrift“. Johann Elias Schlegel gilt ihm als Vater der Romantiker (S. 91). Von Friedrich Wilhelm Zachariä kennt der Literaturgeschichtsklitterer ein Epos „Die Maschinen“ (S. 91) (gemeint sind „Die fliegenden Menschen“). Liscow ist nach ihm (S. 92) im Gefängnis gestorben. Wie tief mag Beyer in den Geist des 18. Jahrhunderts eingedrungen sein, wenn er schreiben kann, den Einfluß Klopstocks hätten selbst die Stürmer und Dränger anerkennen müssen (S. 97)! Eine kleine Blütenlese weiser Aussprüche soll endlich diesen Teil unserer Feststellungen beschließen:

„Lessing war ein ungemein fleißiger Arbeiter, der beweist, daß alles Können nicht angeboren sei, sondern erworben“ (S. 101).

„Lessing ist vor allem in der Geschichte der Fabel epochemachend“ (a. a. O.).

„Dieser Einfluß und diese Selbsterziehung [B. erinnert an den Stadionschen Kreis] ist ein bislang kaum beachtetes Hauptmoment zum Verständnis des bis zum Frivolen leichten, eleganten Stils und Verkehrstons unseres

Wieland, wie auch seiner allmählichen Abwendung vom orthodox-christlichen und asketischen Standpunkt und seiner Hinneigung zum Freidenkertum" (S. 107).

Bürger „war Volksdichter im besten Sinn durch tiefempfundene Lieder ..., durch bezaubernd schöne Sonette . . ., insbesondere aber durch seine unübertroffenen Erzählungen, Romanzen und Balladen" (S. 114 f.).

Klinger „reiste mit Goethe 1775 nach der Schweiz ... Er wurde Theaterdirektor in Leipzig" (S. 127).

„Ein Jahr nach Schillers Tode . . . vermählte sich Goethe mit seiner Haushälterin Christiane Vulpius, um sie dann Napoleon auf dessen Wunsch als Gattin vorzustellen" (S. 138).

„Goethes Lyriken, gegen 2000 an Zahl, sind von sonnig klarer Schönheit durchleuchtet. Je weniger der anregende Stoff als solcher ersichtlich ist, desto mehr überwiegt die subjektive Zugabe" (S. 139).

„Erst nach Herausgabe des Musenalmanachs, 1796, trat Goethe in engere Beziehungen zu ihm (nämlich Schiller)" (S. 150).

„Schiller ist ... konservativer als Goethe" (S. 150).

„Unsere Tragödie hat ... kein Bedürfnis für den störenden Chor, der, soweit er sich an der Handlung beteiligt, überhaupt aufhört, Chor im antiken Sinne zu sein" (S. 158).

„Wackenroder und Novalis waren Vorläufer der literarischen Bewegung der Romantik" (S. 171).

„Im Jahre 1807 wurde er [Kleist] ohne weitere Veranlassung als Gefangener nach Paris gebracht, aber 1808 wieder entlassen" (S. 184).

Kleist „glaubte das [Henriette Vogel] gegebene Wort einlösen zu müssen [daß er sie töten wolle] und erschoß sie, darauf sich selbst am 21. November 1811 am Ufer des Wannsees bei Potsdam" (S. 184).

Rückerts „Wirkung ist so bedeutend wie die eines Goethe und Schiller, so daß ihm ... mit Recht die Ehrenstellung als dritter Klassiker neben diesen beiden einzuräumen ist" (S. 211).

Diese Proben, die noch ganz beträchtlich vermehrt werden könnten mögen genügen, um erkennen zu lassen, daß Herrn Beyer ein gründliches Wissen auf dem von ihm erwählten Gebiete abgeht, ja daß er von einem begabten Primaner der Unkenntnis beschuldigt werden könnte.

Nicht besser ist es mit dem geschichtlichen und ästhetischen Urteil bestellt, wie eigentlich aus dem bisher Angeführten schon deutlich wird. Geradezu kläglich erscheinen Beyers Schlußbetrachtungen, in denen er aus den Einzeltatsachen die Summe zu ziehen versucht. Als ob die Literarhistoriker mit weitem Gesichtskreis nicht für ihn vorhanden wären, so gebärdet sich der hilflose, aber sich leider seiner Hilflosigkeit ganz unbewußte Mann. Die Periodeneinteilung läßt viel zu wünschen übrig. Es bleibt vollkommen unklar, weshalb das Jahr 1813 einen Einschnitt bedeuten soll, weshalb sich auch nicht der leiseste Versuch zeigt, den großen Abschnitt von 1870 bis 1905

sachgemäß zu gliedern. Erst in der 4. Periode, seit der Reformation, sollen die Persönlichkeiten in den Vordergrund treten. In der Tat bringt es Beyer fertig, auch nicht von einem einzigen der mittelalterlichen Dichter ein nur leidlich anschauliches Bild zu geben, denn er handelt nur über Stoffbearbeitungen und der Gattung nach Zusammengehöriges ab, so daß fast alle geschichtlichen Zusammenhänge auseinandergerissen werden. Statt vieler Beispiele möge eines dienen, um die Unmethode zu zeigen. Unter dem Paragraphen über die Gralsage sind die folgenden Werke erwähnt: Tristan und Isolde von Gottfried, Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg (Eilharts Tristan fehlt), der Iwein und der Erec Hartmanns, Wirnt von Gravenbergs Wigalois, Wigumar, Lanzelot vom See (von Ulrich von Zazikhoven), der jüngere Titurel von einem Albrecht, ohne daß man etwas Deutliches über Wolframs gleichnamiges Werk erfährt, endlich der Parzival und der Lohengrin. Der Schwanritter Konrads von Würzburg fehlt. Wer kann aus dieser Unordnung klar werden? An anderen Stellen ist die Verwirrung kaum minder groß. So findet sich Klaus Groth in Paragraph 146, der den humoristischen Roman zu schildern sucht, aber beispielsweise auch die gesamte literarische Tätigkeit Wilhelm Hauffs zu würdigen unternimmt. Tiefste Einsicht verrät die Behauptung, das moderne Bühnendrama habe sich über das originelle Kraftdrama, unter dessen Vertretern Hebbel und Otto Ludwig genannt sind, emporgeschwungen (S. 295). Neben den Größten stehen die Kleinsten, denen bisher der Weg zur Literaturgeschichte versperrt war. Laut Vorwort wünscht der Verfasser keinen Ballast an Namen, Daten und Zahlen zu bieten, aber der weitaus umfangreichste Teil seines Buches ist nichts anderes. Die Charakterisierung der Persönlichkeiten und der Werke könnte nicht äußerlicher sein. Grillparzer, Lenau, die Droste-Hülshoff, Gottfried Keller, Otto Ludwig und hundert der bedeutendsten unserer Dichter werden mit ein paar leeren Phrasen abgetan. Derselbe Beurteiler hat aber Worte höchster Anerkennung für Nataly von Eschstruth (S. 350f.) (hier spielt offenbar die Widmung eines ihrer jüngsten Romane an den Kaiser mit), für ihn ist auch Wolf Graf Baudissin noch eine literarische Erscheinung, ebenso Ernst Georgy. Über Max Dreyer sagt er (S. 420): „Schrieb das vorzügliche Sensationsdrama „Der Probekandidat"." Nach Conrad Beyers Ansicht hat die Periode seit 1870 als eine Zeit nationalen Aufschwungs unseres Schrifttums zu gelten! Bezeichnend sind die Attribute, die er den Dichtungen zuerteilt. Was er für „vorbildlich" hält, würde allein einer besonderen Untersuchung wert sein, um seine kritische Unfähigkeit darzutun. Wenn er nichts weiter zu sagen weiß, so sind die dichterischen, oft sehr undichterischen Erzeugnisse „freundlich". So hat der Schwankfabrikant Benno Jacobson „freundliche Lustspiele" verfaßt (S. 356). Die Inhaltsangaben stehen auf derselben Stufe wie die Werturteile.

Es bliebe also kaum noch ein besonderer Hinweis auf die Darstellung übrig. Als klassische Leistung mag die Behandlung von Goethes Leben er=

erwähnt sein. Ganz unnötige Fremdwörter zieren den Stil des Buches, das im Grunde keinen Stil hat. Entgleisungen aller Art gehören nicht zu den Seltenheiten. Dabei wird man das Gefühl nicht los, daß Herr Beyer sich an seinen eigenen kühnen Wendungen berauscht. Aufs geratewohl heben wir ein paar herrliche Sätze heraus: „Der zielbewußte Wilhelm Jordan, der in Schaum seinen politischen Sekt mit revolutionärem Knalleffekt an die noch niedrige Zeitdecke sprudeln läßt" (S. 213). „Ein Hauptgrund für den traurigen Mut so mancher schriftstellernden Frau sich ohne Gewand im Sumpfe des Obszönen schamlos zu produzieren, liegt zweifellos in den Ausschreitungen der Frauenrechtlerei. Während ruhige Dichter, wie Kleist (Penthesilea), Grillparzer (Libussa), Lessing (Emilie) u. a. die Frauenfrage im ästhetischen Rahmen deutsch gesunden Familienlebens zeigen und männliche Berechtigung mit weiblichem Empfinden ohne gegenseitige Rechthaberei als Ideal erscheinen lassen, bekämpfen unzufriedene Frauen mit großer Zungenfertigkeit alle Männerrechte, und stellen das „Ehejoch" als unwürdig hin." – –

Es war eine schlimme Stunde, in der sich Herr Hofrat Prof. Dr. C. Beyer-Boppard einredete, er sei zum Literaturgeschichtsschreiber geboren, eine schlimmere noch, als er sich entschloß, die Früchte seiner dilettantischen Studien der Öffentlichkeit darzubieten. Mag er immerhin einigermaßen im Rechte gewesen sein, wenn er glaubte, nach Zeit und Umständen das ihm Mögliche getan zu haben. Etwas wissenschaftlich Wertvolleres hätte sich bei so offenbarem Mangel an aller Fähigkeit gewiß nicht erzielen lassen. Aber für seinen Ruhm wäre besser gesorgt ohne diese – byzantinische Literaturgeschichte.



Lesefrüchte.

Kleine Bilder.

Von Johannes Trojan.

Vor Tau und Tag.

(Aus: Kleine Bilder. Ernstes und Heiteres. Berlin, A. Hofmann & Comp.)

„Wer kommt durch das Moos?"

„Ein Elf, wie du! Ist es gut, wo du bist?"

„Komm nur herauf! Ich sitz' auf dem Farnblatt und schaukele mich."

„Da bin ich! – Weißt du was Neues?"

„Das Eichhorn hat erzählt, es wird eine gute Nußernte geben."

„Gut für den, der sie knacken kann! – Was hast du die Nacht über getan?"

„Als es dunkel ward, schlüpft' ich aus einer Rose, in der ich geschlafen hatte. Zuerst darauf hab' ich mit fünf andern Tau getragen; dabei neckten wir uns und begossen uns gegenseitig. Dann bekam ich den Auftrag, eine Herde Goldkäferchen nach Hause zu treiben. Das ist ein sauer Stück Arbeit! Sie sind gar zu schwer in Reih' und Glied zu halten. Wenn man ein verirrtes zurückgeholt, unterdessen verlaufen sich die neun oder zehn andern. Es läßt sich nicht sagen, wie unbesinnlich sie sind. – Zuletzt habe ich sie doch alle glücklich nach Hause bekommen."

„Was tatest du dann?"

„Ich dacht', ich hätt' was geschafft und könnte mir ein Vergnügen machen. Ich ging auf den Tanzplatz und tanzte, so lange mir lieb war. Jetzt sitze ich hier schon eine Weile und ruh' mich. – Was hast du in den letzten Stunden getrieben?"

„Einem Käfer, der auf dem Rücken lag, wieder aufgeholfen."

„Gelang es dir? Ich denke mir das ziemlich gefährlich?"

„Das ist's auch. Ich wagte auch nicht, ihm ganz nahe zu treten. Ich redete ihm tüchtig zu, und als das nichts half, holte ich zwei Grillen die mußten etwas Lustiges aufspielen. Da fing er an, nach dem Takt sich zu wiegen, und bei einer recht lustigen Stelle gab er sich einen solchen Schwung daß er plötzlich wieder auf den Füßen stand."

„Das hast du recht gemacht. Bedankte er sich?"

„Er schalt uns loses Gesindel, Tagediebe und Bettelmusikanten – und trollte sich seines Weges."

„Was hast du weiter getrieben?"

„Dann ging ich auch auf einen Tanzplatz, tanzte aber nicht, sondern stand außerhalb des Kreises auf Wache. Ein Moosstengelchen hielt ich im Arm und war sehr mutig."

„Ist was vorgefallen?"

„Nichts Besonderes! – Doch ja: es kam eine Raupe, die behauptete, eingeladen zu sein, und wollte durchaus mittanzen."

„Wie hätte die es wohl angefangen, zu tanzen!"

„Das möcht' ich auch wissen. Aber sie ließ es sich nicht ausreden und wollte mit aller Gewalt in den Kreis dringen. Zuletzt drohte ich ihr, ich würde sie durch ein paar Ameisen fortbringen lassen. Da sagte sie: Laß nur! dann will ich doch lieber von selbst gehen! – und begab sich ganz niedergeschlagen auf den Rückweg. Da tat sie mir wieder leid – aber wir können doch nicht mit ihr tanzen!"

„Was war das eben? Es schwirrte mir um den Kopf; ich wär beinahe vom Blatt herunter gefallen."

„Eben war's auch bei mir – jetzt schwirrt es dort um die Staude. – Fürchte dich nicht! Es ist ein Nachtschmetterling, der sich einen Spaß mit uns machte. Das sind harmlose Gesellen!"

„Aber sehr erschrecken können sie einen, das muß ich sagen. – Hör', hast du wieder etwas von Menschen gehört?"

„Nein! Ich weiß wenig von Menschen – eigentlich nur, daß sie in große und kleine eingeteilt werden."

„Das weiß ich auch. Die kleinen sind besser, sagt man. Die so groß sind, daß sie den Bäumen unter die Arme reichen, die sollen recht gefährlich sein. – Man erzählt manches Sonderbare von diesen Geschöpfen; aber wer kann das so genau wissen?" –

„Sieh nur! wer kommt da?"

„Eine Schnecke! Die ist früh aufgestanden! – Eil' dich, Schneckchen, eil' dich! sonst kommst du erst an, wenn sie schon abgegessen haben."

„Treib sie doch nicht zur Eile an! Sie läuft ja so sehr, daß sie schon ganz außer Atem ist. Hör', Schneckchen! hinter dir kommt ein Tausendfuß, der will dir was sagen. Lauf' doch nicht so schnell, er kann dich ja gar nicht einholen."

„Halt an, Schneckchen: ich will dir einen Brief mitgeben; er muß aber vor drei auf der Post sein!"

„Sie kriecht unter ein Blatt; sie mag es nicht leiden, daß man sie aufzieht."

„Horch! – Was war das? – Horch! – wieder! Ein Hahn krähte weit hinter dem Walde. Der Wind rührt sich! alle Zweige zittern. Das ist der Morgen. Komm herunter, daß wir uns im Moos verbergen."

„Oder unter den großen Blättern am Bach." –

„Bist du auch schon unten?"

„Ja; aber wo bist du? Ich sehe dich nicht."

„Hier! – Hier bin ich! – Komm mit!"

Aus kleiner Stadt.

(Aus: Von Strand und Heide und andere Skizzen. Berlin, A. Hofmann & Comp.)

Um die Zeit, da die wilden Rosen zu blühen anfangen, ist es für keinen Ort eine Kunst, gut auszusehen, er müßte denn sehr stiefmütterlich von der Natur ausgestattet sein. Kann doch auch ein junges Mädchen schon sehr wenig schön sein, um zur guten Stunde doch einmal von Schönheit angehaucht zu erscheinen. Selbst das viel verschrieene Berlin nimmt sich um diese Jahreszeit gar nicht so übel aus. Ich ziehe aber doch eine kleine Stadt in Mecklenburg vor, die ich vor einiger Zeit gesehen habe, ein Städtlein, dessen Art es, gottlob, unzweifelhaft viele im deutschen Reiche gibt.

Den Ort durchströmt in zwei Armen ein Flüßchen, zu dessen Ufern die Gärten der Bürger sich hinabsenken. Blühende Gebüsche von Flieder, Goldregen und Weißdorn stehen an den Ufern und beugen sich manchmal so

weit über das Wasser, daß über der Mitte desselben ihre Zweige sich begegnen. Es sind hübsche Gärten darunter, in denen es sogar an amerikanischen Coniferen und japanischen Blumensträuchern nicht fehlt. Wo dichtes Weidengebüsch sich ans Ufer drängt, hat die Nachtigall ihren Wohnsitz aufgeschlagen, der so anspruchslos erscheint im Verhältnis zu dem, was sie leistet. Andere Singvögel beleben in großer Zahl die anmutigen Gärten. Manche der letzteren freilich sind einfacherer Art und bestehen nur aus wenigen Gemüsebeetchen; aber auch diese nehmen sich in ihrer Sauberkeit sehr schmuck aus um die Zeit, da die Erbsenblüte anfängt, die Bohnen sich eben behaglich ausbreiten, Petersilie und Mohrrübe ihr krauses Laub entfalten, und der Sellerie seine ersten glänzenden dunkelgrünen Blätter getrieben hat. Manchmal begrenzt den Garten gegen das Wasser ein verfallender Zaun, zwischen dessen Stäben schlankes Gras, breitblättrige Nesseln und Doldengewächse mit feingefiedertem Laube sich hindurchdrängen. Fast an allen Grundstücken ist in das Wasser eine Schöpfbrücke oder Waschbank hineingebaut. Im Laufe des Flüßchens fehlt natürlich auch innerhalb der Stadt eine Mühle nicht, welche Leben und Bewegung in das Wasser bringt.

Diese kleinen landschaftlichen Bilder am Wasser gehören für mich zu dem Reizendsten, was die kleine Stadt den Augen bietet. Der alte Heide hat Recht, der gesagt hat: „Wasser ist das Beste!“ mag man seinen Ausspruch auffassen, wie man will. Wasser ist schlechterdings das Beste; wo Wasser vorhanden ist, gibt es mannigfaltige Pflanzen, Tiere verschiedener Arten und für den Menschen gewöhnlich auch herzerfreuende Getränke.

Das Städtchen hat im dreißigjährigen Kriege und seitdem noch sehr oft erheblich durch Schadenfeuer gelitten. An Privathäusern sind nur wenige noch vorhanden, die sich über das siebzehnte Jahrhundert hinaus gerettet haben. Sieht man genauer zu, so entdeckt man doch noch eine Anzahl von Baulichkeiten, deren kleine Fenster, altmodische Bedachungen und schiefgebogene Balkenlagen Zeugnis davon ablegen, daß sie der Zeit Wallensteins entstammen. Das Rathaus ist im vorigen Jahrhundert in wildem Stil umgebaut worden und zeichnet sich durch Säulen aus, die nichts zu tragen haben, wie Würdenträger im Besitze von Sinecuren, oder wie die Atlanten an modernen Berliner Häusern, die sich unsäglich anstrengen, um einen schwächlichen Balkon zu stützen. Der Ratskeller aber soll noch aus alter Zeit stammen und sehr gediegen und zweckmäßig gebaut sein. Manche alte Urkunde liegt im Archiv des Rathauses, eine darunter von Wallenstein, der den Magistrat der Stadt sehr hart anläßt, weil ihm von einigen angeblich wüstliegenden Hausstätten keine Steuern zugehen; denn des Magistrats Pflicht, sagt der berühmte Heerführer, sei es, auf den wüsten Plätzen ungesäumt neue Häuser zu bauen und steuerkräftige Anwesen zu schaffen. In dieser Sache mag wohl ebenso sehr Wallenstein, der Geld brauchte, wie der Magistrat, der kein Geld hatte, im Recht gewesen sein.

Hier und da sieht man noch ein Stück der alten Stadtmauer, verwittert und oben mit Gras bewachsen. Von außen her sind an der Mauer dürftige Häuschen angebaut, die einem Maler ohne Zweifel sehr hübsch erscheinen; der Bürger der Stadt aber, der in besserem Besitz ist und alles gern ordentlich haben möchte, betrachtet sie als einen Greuel, der schon längst weggeschafft wäre, wenn nicht schwierige Rechtsverhältnisse im Wege ständen. Übrigens ist ein großer Teil des Bodens, auf dem früher die Stadtmauer stand, in Promenaden, „Wälle" genannt, und in schöne Anlagen mit alten, schattigen Bäumen verwandelt. Nichts erinnert sonst an die alte Zeit, als der „Kuhturm", der eine halbe Stunde vor der Stadt in der „Landwehr" steht, auf welchem vormals der Wächter postiert war. Hoch über alle alten und neuen Bauten des Städtchens erheben sich die beiden gewaltigen Kirchen aus Backstein, die alles überdauert haben, was das Städtchen betraf, seit der Zeit, daß man Kunde von ihm hat, vieles auch, was schon vor der Zeit Wallensteins geschah. Wie damals bauen auch jetzt noch in den Spitzbogen der Fenster die Schwalben ihre Nester. Während aus dem Innern der Gesang der Gemeinde tönt und von oben die wohllautenden Glocken erklingen, fliegen sie unablässig hin und her, ihre Jungen fütternd. Die Kirchen sind nicht gerade schön, aber ihre solide Bauart und ihr einfaches Wesen macht einen wohltuenden Eindruck: sie haben etwas angenehm Großmütterliches an sich.

Den Marktplatz des Städtchens umgeben schmucke Häuser, und vor diesen stehen natürlich Kugelakazien: abscheuliche Wechselbälge von Bäumen, die, aus einer Zeit des Ungeschmacks herstammend, von einer neueren Welle der Geschmacklosigkeit leider wieder in die Höhe genommen worden sind. Zum Glück fehlt es in den Straßen des Städtchens aber nicht an Bäumen besseren Wachstums, deren Kronen nicht künstlich auf Besenstiele gepfropft worden sind. Der Markt sieht immer nett aus, an den Markttagen sowohl, wenn die Landleute dort ihre Erzeugnisse feilbieten, als sonst auch. Man sieht an sonnigen Vormittagen manchmal fast niemand darauf, als die sauber gekleideten kleinen Mädchen, die ihre ebenso sauber gekleideten Puppen aus einem Hause in das andere tragen und einander Besuche abstatten. Am Abend gehen dieselben kleinen Mädchen auf Stelzen über den Marktplatz und lösen abwechselnd das Problem, die Rathaustreppe auf diesen für den Ungeübten nicht leicht handbaren Maschinen emporzusteigen. Unterdessen sitzen angesehene Bürger mit ihren Gästen vor den Türen beim Haustrunk und lassen sich nach des Tages Arbeit wohl sein. Das alles sieht ruhig der Mond mit an, während er in Berlin, Ähnliches gewahrend, außer sich geraten und dazu ein erstauntes Gesicht machen, vielleicht sogar vor Verwunderung davonlaufen würde.

Es ist nichts hübscher, als ein Gang um das Städtchen herum. Auf dem Walle schon hört man den Kuckuck rufen, der, wie das Stadtholz, in dem er seinen Aufenthalt hat, der Gemeinde zugehört und für sie zu rufen verpflichtet ist. Nach diesem Holz zu blickt man hinaus und über schimmernde

Wiesen hin, durch die das Flüßchen geht. Hier und da gewahrt das Auge lange, glänzende Leinwandstreifen, die über das Wiesengrün ausgebreitet und auf demselben festgesteckt sind. Es wird auch in dem Städtchen gesponnen und gewoben. Große Herden von Kühen mit bunten Kälbchen suchen ihr Futter auf dem Weideland zwischen Acker und Holz. Sie gehören den Bürgern der Stadt, für deren Quartiere sich noch die alte Bezeichnung „Herdschaften" erhalten hat. In drei „Herdschaften" teilt sich die Bürgerschaft des Orts.

Ich will nicht sagen, daß sich die Reichshauptstadt um diese Jahreszeit nicht gut ausnimmt, aber die kleine Landstadt hat ihre Reize für sich. Diejenige, von welcher ich geredet habe, heißt Nennmichnicht und liegt fast genau in der Mitte zwischen Kehrwieder und Bleibeinweilchen.



Der tote Dichter.

1907.

Zu der Muse, als sie neulich
Bei mir einsah, sagt' ich: „Muse,
Denk, ein Dichter ist gestorben,
Der nicht Schlechtes hat gedichtet
Und dahin doch ging in Armut.
Ist nicht sehr das zu beklagen?"

Als die Muse das vernommen,
Hell aufglänzten ihr die Augen.
„Zu beklagen, meinst du? Nein doch",
Rief sie, „sehr erfreuend klingt es.
Ganz gewiß hat er erworben,
Was mehr wert als aller Reichtum
Und gedichtet, was so bald nicht
Wie so viel jetzt ist vergessen.
Ist dem so?"
„So ist es", sagt' ich.

An die Jugend.

1886.

O Vaterland, wie schwer errungen
Ist deine Herrlichkeit und Macht!
Mit vielem Blut ist dir gelungen
Der Sieg in mancher harten Schlacht.
Wer aber wird es dir erhalten,
Dein Kleinod, schwer erkauft im Streit,
Wenn nicht die Jungen, gleich den Alten,
Für dich zu kämpfen sind bereit?

Ach, jedem Feinde stehst du offen,
Wenn anrückt gegen dich sein Heer;
Auf keinen Helfer darfst du hoffen,
Nicht schirmt dich hoher Berge Wehr.
Nicht schützen Mauern dich und Türme
Vor schwer errungnen Guts Verlust —
Nur Eines kann am Tag der Stürme
Dich retten: Brust gereiht an Brust.

O Vaterland, wie schwer erworben
Hast du, was stark dich macht und groß,
Und noch ist nicht der Feind erstorben,
Den du erzeugt aus eignem Schoß.
Zwietracht, sie strebt dich zu bezwingen,
Die einst dich schwach gemacht und klein.
Wie willst du diesen Feind bezwingen,
Wenn nicht der Jugend Herzen dein?

Dir, deutsche Jugend, übergeben
Ist unsrer Güter Schutz und Hut,
Dem Vaterlande weih dein Leben,
Ihm leg' zu Füßen Gut und Blut.
Dann wird es immerdar aufs Neue
Erblühn und bleiben stark und neu.
Das deutsche Reich steht auf der Treue —
Zeig dich, o deutsche Jugend, treu!

Zur guten Nacht.

Mach' zu die Augen und fürcht' dich nicht,
Über dir wacht ein lieb Gesicht!

In der Mutter getreuer Hut
Ruhst du sicher und schläfst du gut.

Warm und traulich ist das Gemach,
Fest darüber des Hauses Dach.

Und hoch oben in Himmelsfern
Über dem Dach steht Stern an Stern.

Über den Sternen noch einer wacht
Dich behütend die ganze Nacht.

Kannst du wohl besser behütet sein?
Mach' zu die Augen, schlaf ruhig ein!

Die 88er Weine.

In diesem Jahr am Rheine
Sind leider gewachsen Weine,
Die an Wert nur geringe,

Es reiften nur Säuerlinge
Im Verlauf dieses Herbstes;
Nur Herberes bracht' er und Herbstes.
Zuviel Regen, zuwenig Sonnenschein
Ließ erhofften Segen zerronnen sein,
Nichts Gutes floß in die Tonnen ein.
Der 88er Rheinwein
Ist, leider Gottes, kein Wein,
Um Leidende zu laben,
Um Gram zu begraben,
Um zu vertreiben Trauer;
Er ist dafür zu sauer.

An der Mosel steht es noch schlimmer,
Da hört man nichts als Gewimmer,
Nichts als Ächzen und Stöhnen
Von den Vätern und Söhnen,
Den Müttern und Töchtern
Über den noch viel schlechtern
Ertrag der heurigen Lese.
Der Wein ist wahrhaft böse,
Ein Rachenputzer und Krätzer;
Wie unter Gläubigen ein Ketzer,
Wie ein Strolch, ein gefährlicher,
In dem Kreise Ehrlicher
Unter guten Weinen erscheint er.
Aller Freude ist ein Feind er,
Aller Lust ein Verderber;
Sein Geschmack ist fast noch herber
Als der des Essigs, des reinen,
Ein Wein ist es zum Weinen.

Aber der Wein, der in Sachsen
In diesem Jahre ist gewachsen
Und bei Naumburg im Tale
Der raschfließenden Saale,
Der ist saurer noch viele Male
Als der sauerste Moselwein.
Wenn du ihn schlürfst in dich hinein,
Ist dirs, als ob ein Stachelschwein
Dir kröche durch deine Kehle,
Das deinen Magen als Höhle
Erkor, darin zu hausen.
Angst ergreift dich und Grausen.

Aber der Grünberger
Ist noch viel ärger.
Laß ihn nicht deine Wahl sein!
Gegen ihn ist der Saalwein

Noch viel süßer als Zucker.
Er ist ein Wein für Mucker,
Für die schlechtesten Dichter
Und dergleichen Gelichter,
Er macht lang die Gesichter,
Blaß die Wangen; wie Rasen
So grün färbt er die Nasen.
Wer ihn trinkt, den durchschauert es,
Wer ihn trank, der bedauert es.
Er hat etwas so Versauertes,
Daß es sich nicht läßt mildern
Und nur schwer ist zu schildern
In Worten oder Bildern.

Aber der Züllichauer
Ist noch zwölfmal so sauer
Als der Wein von Grünberg,
Der ist an Säure ein Zwerg
Gegen den Wein von Züllichau.
Wie eine borstige wilde Sau
Zu einer zarten Taube,
So verhält sich, das glaube,
Dieser Wein zu dem Rebensaft
Aus Schlesien. Er ist schauderhaft,
Er ist gräßlich und greulich,
Über die Maßen abscheulich.
Man sollte ihn nur auf Schächerbänken
Den Gästen in die Becher schenken,
Mit ihm nur schwere Verbrecher tränken,
Aber nicht ehrliche Zecher kränken.

Wenn du einmal kommst
In diesem Winter nach Bomst,
Deine Erfahrung zu mehren,
Und man setzt, um dich zu ehren,
Dir heurigen Bomster Wein vor,
Dann bitt' ich dich, sieh dich fein vor,
Daß du nichts davon verschüttest
Und dein Gewand nicht zerrüttest,
Weil er Löcher frißt in die Kleider
Und auch in das Schuhwerk leider.
Denn dieses Weines Säure
Ist eine so ungeheure,
Daß gegen ihn Schwefelsäure
Der Milch gleich ist, der süßen,
Die zarte Kindlein genießen.
Fällt ein Tropfen davon auf den Tisch,
So fährt er mit lautem Gezisch

Gleich hindurch durch die Platte.
Eisen zerstört er wie Watte,
Durch Stahl geht er wie Butter,
Er ist aller Sauerkeit Mutter.
Stand halten vor diesem Sauern
Weder Schlösser noch Mauern.
Es löst in dem scharfen Bomster Wein
Sich Granit auf und Ziegelstein.
Diamanten werden sogleich,
In ihn hineingelegt, flaumenweich,
Aus Platina macht er Mürbeteig.
Dieses vergiß nicht, falls du kommst
In diesem Winter einmal nach Bomst.



Kritik.



Eduard Engels: Geschichte der deutschen Literatur. Von den Anfängen bis in die Gegenwart. 1. Bd. Von den Anfängen bis zu Goethe. Mit 3 Handschriften und 16 Bildnissen. 2. Bd. Von Goethe bis in die Gegenwart. Mit 44 Bildnissen. Leipzig, G. Freytag und Wien, F. Tempsky. 1906. Geb. 12 Mk.

1189 Seiten im Lexikonformat! Es gehört in unserer hastenden Zeit nicht wenig Mut dazu, sich an die Lektüre eines solchen Riesenwerks heranzuwagen — ganz abgesehen von dem Mut, den der Verfasser zu dem Unternehmen benötigt hat. Die Mehrzahl wird das Buch zunächst auch nicht in der Absicht ergreifen, auf der ersten Seite anzufangen und in ununterbrochener Folge bis zur letzten weiterzulesen. Es ladet vielmehr ein, darin zu lesen, in zwangloser Auswahl, je nachdem gerade ein Dichter oder eine Dichtung dem einzelnen besonders am Herzen liegt. Aber wer einmal sich ein paar Abschnitte zu eigen gemacht hat, der wird immer weiter dringen und nicht ruhen, bis er, von vorwärts nach rückwärts oder von rückwärts nach vorwärts blätternd, schließlich doch den ganzen Inhalt oder wenigstens seinen größten Teil ausgekostet hat, falls er nunmehr nicht vorzieht, das Werk im zeitlichen Zusammenhang vorzunehmen. Diese Wirkung ist der schönste Erfolg der Engelschen Auffassungs- und Darstellungsgabe.

Eine jugendwarme Begeisterungsfähigkeit für alles Große und Echte zeichnet den Verfasser aus. Sprudelnde Frische des sprachlichen Ausdrucks steht ihm zur Verfügung. Er sucht den Stoff nicht in ein ausgeklügeltes System einzuzwängen. Er hält nicht mit starrer Pedanterie an Einteilungsprinzipien fest. Er wechselt seine Methode nach den zu behandelnden Gegenständen, den zu schildernden Persönlichkeiten. Um den Ruhm strenger Wissenschaftlichkeit hat er sich dadurch gebracht, oder vielmehr lag ihm ein solcher gar nicht am Herzen. Er wollte ein gutes und fesselndes populäres Werk liefern, und das ist ihm vollständig gelungen. Nur darf man nicht glauben, daß Gelehrsamkeit nicht vorhanden sei, weil sie nicht zur Schau getragen wird. Jedem Laien muß einleuchten, daß eine solche Leistung ohne vielseitiges gediegenes Wissen, gründliche Stoffbeherrschung und eine fast verblüffende Belesenheit nicht zustande kommen kann. Aber mit Gelehrsamkeit allein ist es nicht getan. Engel

hat ganz recht, wenn er vor der bloßen Gelehrsamkeit sich bekreuzigt, durch die in das deutsche Schrifttum einer seiner beklagenswertesten Mängel, seine Formlosigkeit, sich eingeschlichen habe. Damit hängt Engels ungemein hohe Wertung des himmelentsprossenen poetischen Genies zusammen. In der Bewunderung der schöpferischen Potenz geht er mir sogar zu weit. Wenigstens teile ich durchaus nicht seine Überzeugung, „daß der beste Literaturgeschichtsschreiber noch tief unter einem Dichter von mittlerem Grade steht" (S. VIII).

Engel hat als sein Publikum vor Augen die „Hunderttausende hochgebildeter Deutscher, die von der Beschäftigung mit Literatur nicht so sehr gelehrtes Wissen wie edelste Geistesbildung und innere Erhebung begehren." An die Gebildeten unter den Nichtgelehrten wendet er sich also. Wer ja die Hauptwerke unserer Literatur nicht kennt, für den bedeutet eine Literaturgeschichte nicht mehr als für den Blinden die Farbe. Engel darf demnach mancherlei bei seinen Lesern voraussetzen; er kann auf umständliche Inhaltsangaben verzichten und sich daran genügen lassen, mit ein paar Worten an den dichterischen Vorwurf zu erinnern. Dadurch gewinnt er Raum für zahlreiche Proben und Zitate. Er erteilt möglichst oft den Dichtern das Wort und führt möglichst viele bedeutsame Urteile von Mitlebenden und Nachlebenden buchstäblich an. Stellenweise zieht er sich bescheiden auf den Standpunkt eines Sammlers und Ordners zurück, übernimmt die Rolle eines sich taktvoll im Hintergrunde haltenden Hausherrn, der seine weiten Räume erlauchten Geistern zum Stelldichein überlassen hat.

Heutzutage verlangt man von dem Verfasser einer Literaturgeschichte mehr als literarische Fachkenntnisse. Er muß der Geschichte und der gesamten Kulturgeschichte bis zu einem ziemlich weitgehenden Grade mächtig sein. Denn die meisten Dichterpersönlichkeiten und Dichtwerke können erst im Zusammenhang mit den politischen Ereignissen und geistigen Strömungen ihres Zeitalters recht verstanden werden. Dieser Verpflichtung ist Engel wohl eingedenk gewesen. Anschauliche Schilderungen der allgemeinen Verhältnisse schickt er überall den Einzeldarstellungen voraus. Lebhaft bedauert er bei jeder schicklichen Gelegenheit das Fehlen einer deutschen Hauptstadt und damit eines Kulturmittelpunkts bis zum Jahre 1870. Ebenso gut steht einem Literaturgeschichtsschreiber möglichst innige Vertrautheit mit fremden Literaturen an. Eine geistigen Gehalt wie äußere Gestalt, Stoffe und Formen möglichst ausgiebig berücksichtigende internationale Vergleichung ist zu einem fast unentbehrlichen wissenschaftlichen Hilfsmittel geworden. Daß Engel auch in dieser Hinsicht alles Wünschenswerte leistet, versteht sich bei ihm, der uns mit beliebten französischen und englischen Literaturgeschichten beschenkt hat, ganz von selbst.

Aber je inniger er mit den geistigen Offenbarungen fremden Volkstums vertraut ist, je besser er solche zu schätzen weiß, desto überzeugender klingt, desto eindrucksvoller wirkt, was er zum Preise deutscher Dichtkunst und deutschen Schrifttums vorbringt. Warmes patriotisches Empfinden, geschärftes Nationalbewußtsein erfüllt ihn. Er behandelt deshalb auch mit besonderer Vorliebe die literarischen Persönlichkeiten, welche nach irgend einer Richtung entschiedene Träger unseres Volkstums sind: Luther oder Schiller. Die weltbewegende Macht deutschen Dichterworts läßt er vor uns auftreten und vermerkt die Aussprüche unserer großen Geister, deren sich Männer der Tat in entscheidenden geschichtlichen Augenblicken bedient haben. Das Überwuchern der lateinischen Bildung in dem Zeitalter des Humanismus, der französischen in den

folgenden Jahrhunderten muß Engel natürlich ein Greuel sein. Bis auf die Sprache erstrecken sich seine nationalen Bestrebungen. Er gehört zu den entschiedenen Sprachreinigern. Wie man über diesen Punkt immer denken mag, jedenfalls muß man Engel nachrühmen, daß er in seiner eigenen Darstellung seine Grundsätze mit Geschmack durchgeführt hat. Er versäumt auch nicht die charakteristischen Neuschöpfungen herzuzählen, durch die jeder einzelne Dichter unsere Sprache bereichert hat.

Aus dem allem ergibt sich schon zur Genüge, daß Engel kein Nachbeter und Nachschreiber, sondern ein selbständiger Denker und Beurteiler ist, der sich nicht scheut, uralte Überlieferungen über den Haufen zu werfen. Aber er tut es aus ehrlicher Überzeugung, nicht etwa aus Neuerungssucht und aus Begier, die Leser zu verblüffen. Mit dem Minnesang, dem höfischen Roman der sogenannten mittelalterlichen Blütezeit geht er streng ins Gericht, und infolgedessen wehrt er sich auch ganz folgerichtig gegen die landläufige Auffassung, daß das 14. und 15. Jahrhundert eine Epoche des Verfalls gewesen sei, ebenso wie er später von dem vorgeblichen Tiefstand unserer Literatur in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts nichts wissen will. Gottfried von Straßburg stellt er entschlossen über Wolfram von Eschenbach, Jean Paul wirft er ohne Zimpferlichkeit über Bord, der Überschätzung der Romantiker bereitet er ein gründliches Ende, der vornehmen Mißachtung Theodor Körners und der Vaterlandsdichter tritt er tapfer entgegen. In diesen und hundert anderen Fällen richtet er die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes*) gegenüber gelehrter Wichtigtuerei auf. Mit seinen berechtigten Neigungen und Abneigungen bringt er ein allezeit besonnenes, gerecht abwägendes Urteil in Einklang. Man prüfe daraufhin die Abschnitte über einen Gottsched, einen Heine, einen Hebbel! Man muß ihm namentlich für die Zurückhaltung dankbar sein, die er sich gegen diesen wahrlich großen, aber durch eine der jüngsten literarischen Moden maßlos verhimmelten Dramatiker auferlegt. Grabbe wird energisch beiseite geschoben als ein „Riesenwoller", der kein Könner gewesen ist.

*) Man wird freilich in all diesen Fällen nach wie vor eine andere Auffassung vertreten dürfen, ohne den Anschein zu erwecken, daß man des gesunden Menschenverstandes entbehre. Die Red.

Auf manchen Widerspruch muß sich Engel natürlich gefaßt halten. In den Kämpfen gegen Richard Wagners Kunst „ein unheimliches Wiederaufleben Gottscheds" zu erblicken, geht denn doch nicht an. Dann müßte er ja auch Friedrich Vischer, sonst einen seiner bevorzugten Eideshelfer, in diesen Topf werfen. Und, um es gerade herauszusagen, auch das anklägerische Pathos, das Engel gegen die deutschen Autokrätchen des 18. Jahrhunderts aufwendet, schießt über das Ziel hinaus. Wie unerquicklich diese Französlinge auf deutschen Fürstenthronen uns erscheinen, dürfen doch sogar sie beanspruchen, daß man, statt bloß zu verdammen, sich in die Besonderheiten ihrer Daseinsbedingungen zu versetzen versucht. So grau in grau, wie Herzog Karl Eugen von Württemberg und seine in mancher Hinsicht hochverdiente Militärakademie gemalt sind, rechtfertigt es selbst nicht die edelste Schillerbegeisterung. Wie sehr uns unser Herz in diesem tragischen Kampfe auf die Seite des um seine Dichterzukunft spielenden Jünglings hinreißt, müssen wir doch auch seinem strengen Erzieher gegenüber den Billigkeitsstandpunkt einnehmen. Ich darf wohl den Verfasser auf meine Studie „Schiller und Herzog Karl Eugen von Württemberg" im Türmer-Jahrbuch 1906 hinweisen, worin ich auf Grund der sorgsamsten historischen Einzelforschungen und Erwägungen Licht und Schatten

gleichmäßig zu verteilen mich bemüht habe. Und noch eine Kleinigkeit! Warum dieses entsetzliche Schillerbild, das man sich als eines unter vielen, aber nicht als einziges gefallen lassen mag, anstatt des Graffschen oder Simanowitzschen, die sich beide mit der Vorstellung, in der Schiller im Volke lebt, decken?

Indessen man bedenke! es handelt sich um eine erste Auflage.*) Bei einem solchen Riesenwerke können erst die folgenden alle billigen Wünsche erfüllen. Jedenfalls wird dabei Engel eher auf Zusammendrängung als auf Erweiterung bedacht sein müssen. Es wird ihm gewiß gelingen, dies und jenes noch knapper zu fassen. Freilich bedeutet seine Breite zugleich Reichhaltigkeit. Sie ist bedingt durch die vielen beigegebenen Proben, die man nicht missen möchte, und durch die starke Betonung der allgemeinen kulturhistorischen Beziehungen, die gerade einen der bestechendsten Vorzüge des Werkes bilden. Ferner bedingt durch die ausgiebige Berücksichtigung der neueren und neuesten Literatur ohne Vernachlässigung der älteren.

Die Literatur der Gegenwart! Sie ist die Achillesferse aller Literaturgeschichten der letzten Jahrzehnte. Man darf an ihr nicht vorübergehen und kann sie eigentlich doch noch nicht schreiben. Sie reizt den Verfasser selbst am stärksten, fesselt den Leser am meisten, und doch fehlt ihr gegenüber beiden Teilen die Unbefangenheit wie der zusammenfassende Überblick. Engel ist sich dessen natürlich wohl bewußt gewesen. Er will darum auch gar keine maßgebenden Urteile aussprechen, sondern nur persönliche Eindrücke wiedergeben über Erscheinungen und Vorgänge, deren persönlicher Zeuge er zum Teil aus unmittelbarer Nähe gewesen ist. Auch hier waltet er sachlich seines Amtes, ohne sein Temperament zu verleugnen.

*) Die dritte Auflage wird im September erscheinen.

Besonders wertvoll sind wiederum die der allgemeinen Betrachtung gewidmeten Abschnitte, wertvoller noch als die Schilderungen der Einzelpersönlichkeiten. In Bezug auf diese kann eben heute noch keine Einstimmigkeit erzielt werden. Manche werden sich wundern, daß die einen fehlen und andere Namen aufgenommen sind. Nicht jeder wird mit jeder Wertung einverstanden sein. Was tun z. B. A. Ohorns „Brüder von St. Bernhard“ in einem solchen Buche? Ist Ompteda nicht zu kurz gekommen? Und eine der Hauptdoktorfragen: H. Sudermann und G. Hauptmann! Ist nicht dieser allzu hart geschlagen und jener gar zu sanft gestreichelt worden?

Doch genug der Einzelheiten! Man liest Engels Urteile gerne, auch wo die eigenen davon abweichen, weil sie den Stempel der Ehrlichkeit an der Stirne tragen und durch ernsthafte Begründung belehrend oder doch anregend wirken. Daß der Geschichtsschreiber sich mitunter zum Satiriker verwandelt, der unsere jüngsten und allerjüngsten literarischen Modetorheiten der verdienten Lächerlichkeit preisgibt, kann jedermann, der nicht Fischblut in den Adern hat, Engel nachfühlen. Mit olympischer Ruhe kann man nicht an die Begutachtung von Gegenwartsleistungen herantreten. Nur die scharfe Polemik gegen einen bekannten Berliner Literarhistoriker sollte er aus den künftigen Auflagen ausmerzen, weil sie überflüssig ist und mißdeutet werden könnte.

Man darf erwarten, daß von Eduard Engels Werk, dem ein so überraschender Augenblickserfolg zuteil geworden ist, auch nachhaltige Wirkungen ausgehen. Es bietet seinen Lesern Brot und nicht Steine, warmblütiges Mitleben und Mitempfinden statt papierener Weisheit. Für Engel ist eben die Literatur nichts von den sonstigen Daseinsäußerungen des Volkes Abgerissenes oder Abreißbares, vielmehr ein organischer Bestandteil davon. Es ist ein

gar seiner Ruhm, diese Auffassung fest vertreten und folgerichtig durchgeführt zu haben.

Stuttgart.

Rudolf Krauß.

Marie von Ebner-Eschenbach. „Meine Kinderjahre.“ Biographische Skizzen. Gebrüder Paetel. Berlin 1906. 5 Mk., geb. 6 Mk.

„Wenn man nicht aufhören will, die Menschen zu lieben, darf man nicht aufhören, ihnen Gutes zu tun.“ Dieses Wort Marie von Ebner-Eschenbachs hat mir immer am besten gefallen. So wenig geistreich es dem modernen Ohr klingt, so tief ist seine verborgene Weisheit und Güte. Und als ich das köstliche Buch, auf das ich mit diesen Zeilen hinweisen möchte, las und wieder las, verstand ich vollkommener als je zuvor, daß jenes Wort den bewährten Lebensglauben einer großen, reinen und starken Seele in einzigartiger Weise zusammenfaßt.

Als E. K. Franzos im Jahre 1894 die „Geschichte des Erstlingswerkes“ herausgab, da begann M. von Ebner-Eschenbach ihren Beitrag mit den Worten: „Meine Erinnerungen an die frühe Kinderzeit sind nicht besonders lebhaft.“ Aber dieser Satz traf schon damals nicht ganz zu. Denn was sie dort „aus ihren Kinder- und Lehrjahren“ erzählt, mutet uns so frisch und lebensvoll an, daß wir die kleine Gräfin Marie Dubsky wie eine Mitlebende vor uns sehen. In dem Jahrzehnt, das seither vergangen ist, hat sich nun vollends an der Dichterin ihr eignes Wort bewährt: „Alt werden heißt sehend werden.“ „Nun stehe ich am Ziel“, sagt sie in ihrem Vorwort, „der Ring des Lebens schließt, Anfang und Ende berühren sich. Mit einer Macht des Erinnerns, die nur das hohe Alter kennt, lebt die Kindheit vor mir auf.“ Und wie reich war diese Kindheit — und dieses Kinderherz! Wie ernst und aufrichtig und tapfer nahm die kleine Gräfin Marie das Leben auf mit seinem buntem Wechsel von Freud und Leid!

Es ist unmöglich, einen Begriff von diesem Erinnerungsbuch zu geben indem man die biographischen Daten, die darin enthalten sind, aufzählt. Denn sein Zauber liegt gerade in den tausend kleinen, biographisch unscheinbaren Begebenheiten, bezw. in der Art, wie sie auf das „grüne Seelchen“ wirkten und von ihm erwidert wurden. Ob sie nun von der Verehrung erzählt, mit der auf ihrem mütterlichen Gute Zdißlawitz die Leute von ihrer frühverstorbenen Mutter sprachen, und die bezeichnende Bemerkung daran knüpft: „Ich glaube, daß meine Liebe zu den Bewohnern meiner engsten Heimat ihren Ursprung hat in der Dankbarkeit für die Anhänglichkeit und Treue, die sie meiner Mutter über das Grab hinaus bewahrten“; ob sie ihrer Kinderfrau Pepinka oder ihrer Amme Anischa gedenkt oder ihrer verschiedenen „Gubernantinnen“ oder ihrer prächtigen Klavierlehrerin oder ihres milden Beichtvaters; ob sie uns zuhören läßt, wie ihr Vater von seinen Kriegserlebnissen erzählt; ob sie uns ans Sterbebett ihrer geliebten Stiefmutter oder ihrer Großmutter führt, oder ob sie uns endlich die ersten Leiden ihres Dichterberufs ahnen läßt: stets ist es ihre edle Frauenseele, die aus all diesen Dingen und Erlebnissen zu uns spricht und ihnen Ewigkeitswert gibt. Noch mehr als Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ gehören M. v. Ebner-Eschenbachs „Kinderjahre“ zu jenen „Erbauungsbüchern“, die man, wenn man sie einmal kennt, auch besitzen möchte, um sich immer wieder an ihnen zu erfrischen. Und es wäre das schönste Denkmal, das der Verlag von Paetel seiner Klassikerin schon bei Lebzeiten errichten könnte, wenn er eine wohlfeile Ausgabe dieser Bücher veranstalten würde.

Ich hebe zum Schluß noch einige Worte reiffster Lebensweisheit heraus, die sich den leider viel zu wenig bekannten „Aphorismen" der Dichterin würdig anreihen.

„Pietät ist immer nur die Frucht der edlen Ausgeglichenheit, die man Reife nennt. Die Jugend weiß nichts von ihr und ewig unereicht bleibt sie den Halbgebildeten, den Vorurteilsvollen, den Parteilichen." (S. 197).

„Jede Dichterindividualität, wenn sie auch nicht zu den großen gehört, hat von Natur aus ihr eigenes Gepräge und gibt es der Form, in der sie sich, in oft schwerem Ringen, auszugestalten sucht. Der Geist baut sich selbst sein Haus; was er von fremden Baumeistern lernen kann und soll, ist nur das Alphabet der Kunst." (S. 233).

„Etwas Talent ist immer vorhanden, ohne Talent macht man gar nichts, nicht einmal etwas Miserables. Aber das vorhandene Fünkchen, ja sogar der Funke, wird noch lange nicht genügen, ein Licht daran zu entzünden, das über den Tag hinaus leuchten kann." (S. 267).

„. . . Die Bettlerin unter den Freuden — die Schadenfreude." (S. 268).

Dr. E. Ackerknecht.

Seidel, Heinrich: Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände, gebd. je 4 Mk. Stuttgart und Leipzig. J. G. Cotta Nachf. 1. Bd. 325 S. 8. Tausend 1901, 2. Bd. 304 S. 2. bis 4. Tausend 1906. 3. Bd. 323 S. 2. bis 4. Tausend 1906.

Der 2. und 3. Band dieser Abenteuer sind die letzte Gabe, die Seidel seinen Freunden noch letzte Weihnachten bescheren durfte. Im November vorigen Jahres starb der Dichter.

Alle drei Bände enthalten sehr lebendige und ausführliche Schilderungen von Jungenserlebnissen, deren Schauplatz die Schweriner Gegend ist, in der Seidel aufwuchs. Sie hängen zeitlich zusammen und sind inhaltlich, wenn auch lose, miteinander verbunden. Die Hauptabenteuer des Pastorensohnes Reinhard Flemming und seines Freundes, eines Sohnes des benachbarten Gutsbesitzers, spielen — im ersten Bande — auf dem heimischen See und seinen Inseln. Die beiden Kameraden führen so recht ein Leben, wie es sich wohl jeder Junge einmal wünscht. Ein Leben im Freien, nur so viel eingeschränkt von den Stunden des verständigen Onkel Simonis, eines Seidelschen Originals, daß die Beiden es besser merken, wie gut ihre Freiheit schmeckt. Eine alte Jolle, mit der sie tun können, was sie wollen, ein bißchen Robinsonleben während der Ferien auf einer Insel, auf der sie unbeschränkte Herren sind mit allen Jagd-, Fischerei- und sonstigen Rechten, eine geheimnisvolle größere Insel mit fremdländischen Vögeln und Raritäten, auf der ein wortkarger Sonderling in mystischem Dunkel herrscht, und die sie durch ein glückliches Wasserunglück kennen lernen, und endlich ein großartiges Abenteuer mit viel Heimlichkeit, Gefahr und zwei schweren Einbrechern, denen die Jungen durch Zufall rechtzeitig auf die Spur kommen — das sind die wichtigsten „Inventarstücke" eines Jungenparadieses, wie wir es uns selbst in unsern Träumen nicht schöner aufgebaut haben.

Den Erwachsenen stört vielleicht an mancher Stelle der Erzählung ein Übelstand, der im ersten Bande ihr auffallendster Mangel ist: Wie die Ruhe und Idyllik, die Stimmung und Ton des Ganzen beherrschen, durch die immer fühlbarer werdende Spannung und Gruseligkeit der Verbrechergeschichte immer weniger genießbar wird. Die „reifere Jugend" wird durch derartige Nebenempfindungen nicht im geringsten gestört werden, und ihr möchte man diese Jungengeschichten ganz besonders empfehlen. Vor allem,

weil es echte und rechte Jungen sind, die sie hier kennen lernen, und keine „Jugendschriften"wesen. Ich rechne den beiden Jungen z. B. die Riesenangst nach ihrer zufälligen unentdeckten Teilnahme an der Verbrecherzusammenkunft sehr hoch an und bin überzeugt, ein Jugendschriftenheld hätte nicht Viertel so viel aufgebracht. Natürlich erzählen die Beiden später von ihrer Angst nicht gerade am ausführlichsten, aber ihrem Gedächtnis haben sich diese Stunden furchtbar eingeprägt. Und auch zu ihren weniger unfreiwilligen Heldentaten haben wir das rechte Zutrauen. Wenn z. B. im zweiten Bande erzählt wird, wie sie sich beim Feuerlöschen sehr nützlich machen, so glauben wir das gern. Erstens wissen wir aus ihrem Vorleben, daß sie die nötige „körperliche Vorbildung" haben. Zweitens haben sie unmittelbar vorher einen rechten Unfug angestellt, so daß an ihrer Entschlossenheit nicht zu zweifeln ist wie bei den Musterknaben, die gewöhnlich, dem Hauptberuf ihrer wächsernen Engelhaftigkeit zum Trotz, sozusagen „nebenamtlich" auch noch große Heldentaten zu vollbringen haben. Und endlich unterscheidet sich ihre Tat auch in ihren Folgen gar nicht von anderen besonderen Leistungen des täglichen Lebens; weder macht die Mitwelt phantastisch viel Aufhebens davon, noch bleibt bei dem schwächlicheren der Beiden eine den Strapazen entsprechende tüchtige Krankheit aus.

Die weniger realistisch gezeichneten und mehr scherzhaft stilisierten Nebenfiguren werden, gerade so wie sie sind, bei der „reiferen Jugend" gleichfalls besonderes Verständnis finden. Weil der Humor reinster Prägung ein gereiftes Verständnis für Lebenszusammenhänge und selbstständigeres Erfassen und Beurteilen des Dargestellten verlangt, ist er jungen Menschen nicht oft leicht zugänglich. Für ihn finden sie einen gewissen Ersatz in scherzhaft stilisierender Darstellung, die zu ihrem Verständnis nicht so sehr ein wirkliches Verhältnis zu den Dingen verlangt, als eine gewisse intellektuelle Reife, welche Freude daran hat, das „Witzige" gedanklicher Gegensätze zu erkennen, und zwar auch von der ästhetischen Freude mehr als der Erwachsene haben kann, der im Allzuabsichtlichen leicht die Fülle und Rundung des Lebens vermißt. Das scherzhaft Stilisierende zeigt sich auch im einzelnen Wort. Als z. B. Reinhard Flemming zum ersten Male mit des Freundes Gewehr auf ihrer Robinsoninsel auf Jagd geht, wird erzählt: „Ich hatte große Dinge vor. Kein Ritter, der auszieht, den Drachen zu töten, der die wunderschöne Prinzessin bewacht, war wohl je mit glänzenderen Hoffnungen in den Kampf gegangen. In meinem Arme lag Donner und Blitz und sicherer Tod, das heißt, wenn ich nicht vorbeischoß." Die leichte Ironie, das „von oben Herabsehen", das meist in scherzhafter Stilisierung liegt, ist unschädlich, weil Seidel in seiner inneren Schlichtheit und seinem besonnenen Künstlertum das rechte Maß der Dinge nicht aus dem Auge verliert, so daß es nicht eigentlich zu Verzerrungen des Lebens kommt.

Im Gegenteil: Vieles ist meisterhaft erzählt in den „Abenteuern". Auch im 2. und 3. Bande, in denen die Erzählung zum Teil in der Stadt weitergeführt wird. Reinhard Flemmings Vater ist nach Schwerin berufen. Der Gutsbesitzerssohn soll als Pensionär mitgehen. Da gibts zuerst ein großes Abschiednehmen. Bei der Gelegenheit lernen wir Tante Malchen oder Fräulein Säuberlich kennen — ihr Name sagt alles — und als zartes Widerspiel zu ihr die Musterknaben Gebrüder Köhnke. — In der Stadt werden die beiden „Neuen", die aber schon eine ruhmreiche Vergangenheit haben, von der Elite der Quartaner aufgefordert, sich ihrem tapferen Indianerstamm anzuschließen. Die bis ins Einzelnste gehende liebevolle Schilderung vom Leben

und Untergang der Comanchen ist im zweiten Bande das glänzendste Stück der Erzählung, in seiner Art schwer zu übertreffen, wie mir scheint. Im 3. Band behält Seidel alle angesponnenen Fäden in den Händen, verschlingt sie geruhsam miteinander und erzählt auch noch von ein paar anderen Leuten, wie z. B. von dem unverheirateten Pastor und Bücherfreund, zu dem Reinhard aufs Land kommt, um seinen von der Krankheit „geschwächten Organismus zu kräftigen". Am Ende erleben wir noch eine lustige Hochzeit bei Reinhards hohem Gönner von der Polizei, dem berühmten Kriminalisten und niederen Polizeibeamten Mudrach, der die brave Wirtschafterin Mamsell Callmorgen von der geheimnisvollen Insel holt. Damit kommt auch der längste und letzte der roten Fäden, der immer wieder in der gemütlichen Erzählung lustig auftaucht, zu seinem Ziel und Ende.

Was an dem weit ausgesponnenen Garn immer und überall erfreut, ist die sonnige Gemütlichkeit im Erzählen, dieselbe sonnige Gemütlichkeit, die Leberecht Hühnchens Art und Leben vielen Tausenden lieb gemacht hat. Den Abenteuern kann freilich die nicht eigentlich literarische Hauptwirkung Hühnchens, der dem Leben ein lebendiges Beispiel bescheidener Lebenskunst bietet und in dieser Hinsicht so bald nicht übertroffen oder überflüssig werden kann, — diese Hauptwirkung Hühnchens kann den Abenteuern Reinhard Flemmings nur insoweit beschieden sein, als der Leser in Ton, Gehalt und Stimmung des Erzählten das von ihnen aus einer innig-bescheidenen sonnigen Lebenskunst widerstrahlende Licht und dessen Wärme zu püren vermag.

Gerhard Böhme.

Hopfen, Otto Helmut: Daniel Abraham Davel. Eine Erzählung. (327 S.) Berlin, S. Fischer 1905. 4 Mk.

Otto Helmut Hopfen, ein Sohn Hans von Hopfens, zeigt in dieser Erzählung, daß er viel von dem schönen väterlichen Talent geerbt und Eigenes zu sagen hat. Er schreibt eine kernige, an dem hohen Vorbilde Kleists geschulte Sprache, deren Melodie sogleich den Hörer zu verschärfter Aufmerksamkeit veranlaßt, wie wenn uns unerwartet auf einer edlen, alten Geige etwas vorgespielt wird. Doch nicht nur im Klange, auch in der inhaltlichen Darbietung hat diese Schweizer Heldengeschichte Verwandtschaft mit der Musternovelle des großen Preußen, mit dem Michael Kohlhaas. Die Hinrichtung des Helden bildet den Ausgang, wie in Stendhals Le Rouge et le Noir. Dem französischen Psychologen steht jedoch Helmut Hopfen sehr ferne.

Seine Erzählung ermangelt beinahe gänzlich der romanhaften Erotik. Sie bewegt sich in einer reinen, kühlen Bergluft, deren mikrobenfreies Wesen bisweilen fast ein wenig puritanisch anmutet. Nüchtern wird darum die Dichtung jedoch nicht. Der Held hat mystische Neigungen, die seine vaterländischen Freiheitspläne mit der traumhaftesten Romantik dem Irdischen entrücken. Und hier zeigt sich des jungen Hopfen dichterische Ader nun am unverkennbarsten. Wie er die Leitmotive klingen läßt, das tändelnde, tiefsinnig gewordene Gardez vous d' être sévère (S. 82, 161, 264, 309), das gefühlvolle Vale, viator! (194, 226 usw.), besonders aber das ganz überraschend schöne, fromme Hauptmotiv, den Choral der Victoire (S. 48, 62, 108 bis zum Schluß), das deutet eine sinnreich schaltende Künstlerhand an, die eine nicht eben einwandfreie Methode der Wagner-Musik in das Gebiet der Poesie geschickt zu verpflanzen scheint. Bei Richard Wagner hat diese Methode indessen wohl in noch höherem Grade als bei Hopfen

der Verstand geschaffen; bei Hopfen ist, wenn wir recht sehen, einfach die Freude an der lyrischen Wirkung der Wiederholung die Mutter dieser Klang-Seelenwanderung gewesen.

Viel tiefe Stimmungspoesie liegt namentlich in dem modern empfundenen Raumlassen für das Irrationelle, Unaussprechliche. Die Persönlichkeit des Helden siegt gegenüber seiner Zeit, obwohl er im geschichtlichen Lauf der Ereignisse, äußerlich betrachtet, unterliegt. Der schmerzliche Untergang hat gleichsam ein Nachspiel in höheren Regionen. Am Anfang und am Ende seiner Erzählung weiß der Verfasser mit feinster Kunst fühlbar zu machen, daß dem ehrlichen soldatischen Willen des unglücklichen Freiheitshelden nach dem Tode die gebührende Ehre gezollt wird. Es scheint dann, als breche ein geheimnisvolles Sonnenlicht durch die bunten Fensterscheiben der Bibliothek, in der wir diese Memoiren lasen, und vergolde die Trauriges meldenden schwarzen Lettern mit einem seltsam schönen, ins Unendliche und Unergründliche hinausweisenden Leuchten, ja, als lächle die Gottheit ironisch über den scheinbaren Sturz und Zusammenbruch des Göttlichen, das sich in Wirklichkeit ja doch erhalten muß und erhält von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Das Buch Hopfens erzählt von der Kindheit aufwärts das Leben eines patriotischen Schweizer Bürgers, der treuherzig das Beste seiner Vaterstadt mit Energie und Mut will und auch durchführt, am Ende aber doch in einer für ihn ehrenvollen Weise hauptsächlich dadurch scheitert, daß er sich in seinem Vertrauen auf andere verrechnet hat. In der Jugendgeschichte bringt die Gestalt einer vorüberschwebenden, unendliches Sehnen hinterlassenden Liebe im Verein mit dem sehr ergreifend geschilderten, herrlichen landschaftlichen Hintergrund wohl die Hauptwirkung hervor. Es folgen Kriegsjahre, ein starker Trommelwirbel verjagt die mystische Erscheinung, doch das Heilige bleibt über dem Dasein liegen. Auch eine Liebesverirrung, deren traumhafte Schilderung ein wenig an „Auch Einer" denken lassen könnte, schwebt mit lyrischen unruhvollen Klängen poetisch vorüber. Zuletzt wird der Versuch eines politischen Leistens im Großen von den rauhen Mächten der widerstehenden Außenwelt niedergeschlagen. Ein wenig bleich ist das Ganze, aber es ist vielleicht die Blässe des Bedeutenden, indem alles rote Blut aus dem Sinnlichen mehr und mehr verschwindet, um im Innern wirkende feinere Bildungskräfte zu speisen.

Hans Lindau.

Wilhelm Speck: Menschen, die den Weg verloren. Zwei Novellen. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1906. 3,50 Mk., geb. 5 Mk.

Es gibt Bücher, von denen man nur wenige Seiten zu lesen braucht, um sofort den Geisterhauch zu fühlen, den alle echte Poesie ausströmt. So erging es mir mit Wilhelm Specks „Zwei Seelen", die damals in den „Grenzboten" erschienen. Ich hatte das Heft aufgeschlagen und sah gleichgiltig hinein, ohne zu wissen, wer diese Blätter geschrieben hatte, wie er hieß und wer er war. So las ich, um nach kurzer Weile aufzuspringen, mich aufraffend aus der Schlaffheit eines glühenden Sommertages, und voller Erregung zu rufen: Wer in aller Welt kann denn heute so etwas schreiben? — Das ist die Macht des Gesanges:

„Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?"

So wirkt nur die wahre Kunst! Mit solchen Gefühlen erfüllten mich in den Universitätsjahren Keller und Böcklin, später Mörike und Hebbel, im letzten Jahrzehnt noch Hans Thoma, Wilhelm

Steinhausen, Wilhelm Raabe und — Wilhelm Speck.

Man ersieht aus dieser Namenreihe auch, daß es im eigentlichsten Sinne deutsche Kunst sein muß, der wir bei Wilhelm Speck begegnen. Die poetischen Sippen, denen er zugehört, sind hier genannt, aber bei den mancherlei Fäden, die ganz natürlich zwischen den Vertretern moderner deutscher Poesie hin und her laufen, erweist Wilhelm Speck seine wurzelechte Bodenständigkeit gerade daran, daß er im Grunde keinem gleicht, nur er selbst ist. Mit dem Schwaben Mörike hat er den romantischen Grundzug gemein, den auch Raabe aufweist, dazu die Gefühlsweichheit und die Tiefe des Hinabsteigens in die verborgenen Gründe der menschlichen Seele. Dem Niedersachsen Raabe kommt er nahe in dem starken und ausschließlichen Betonen der inneren Werte, auch und gerade da, wo sie in unscheinbarer, von der Welt übersehener oder mißachteter Gestalt auftreten, zugleich in der großartigen Mischung von Tragik und Humor, in der Raabes Eigenart viel richtiger erkannt wird, als wenn man ihn schlechterdings einen Humoristen nennt. An den Alemannen Keller aber erinnert die durchsichtige Plastik der Gestaltung, die natürliche Kunst der Erzählung, die bei Wilhelm Speck so ganz einzigartig berührt. So weist er manche Berührungspunkte mit jenen auf und ist doch in allem anders. Zum erstenmale wieder seit dem Thüringer Otto Ludwig entsendet mit dem Niederhessen Wilhelm Speck Mitteldeutschland einen großen Poeten auf den Plan.

Das vorliegende Buch umfaßt zwei Novellen. Mit den „Flüchtlingen" erscheint des Verfassers erstes Werk in neuer Gestalt; dazu tritt mit der Erzählung „Ursula" eine im reinsten Glanze schimmernde Perle seiner ausgereiften Kunst. Beide Novellen wurzeln thematisch in dem Fluchtmotiv, das auch die „Zwei Seelen" beherrscht. Die „Flüchtlinge" fliehen vor einer nicht gewollten und in Wirklichkeit auch nur eingebildeten Tat. Der Mann glaubt, er habe in einem Verzweiflungskampf der Eifersucht seinen Nebenbuhler erschlagen. Wie das unselige Paar dann in die Gewalt eines erprobten Veteranen des Landstreichertums gerät, wie sich diese naiven Naturen immer unentrinnbarer in die Fangarme ihres Blutsaugers verstricken, sodaß nur eine zweite Gewalttat sie befreien kann, das wird mit zwingender, ergreifender Folgerichtigkeit entwickelt, zugleich mit einem farbensatten Realismus der Milieuschilderung, die uns an die niederländischen Meister Teniers und Ostade gemahnt. Nur schwebt hier über dem Ganzen der zarte Duft, der dem unverlierbaren Adel dieser beiden reinen, frischen Menschenseelen entströmt. Auch die zweite Nottat bleibt nur eine Gedankensünde, aber die zartere Seele des Mädchens zerbricht darunter. Wohl begreifen wir die Eingebung des verzweifelten Herzens, das ihr in plötzlichem Entschluß rät, den Peiniger in den Abgrund zu stoßen. Aber wir verstehen auch, daß in diesem schrecklichen Augenblick ihre Seele den tiefen Riß erhält, der nie wieder heilen könnte. In Wahrheit stirbt Lucie mehr an dieser inneren Wunde als an den Folgen des eigenen Sturzes über die Felsenböschung. Dieses Schicksal ist tottraurig, aber es ist unentrinnbar; man denkt dabei an jene, freilich in anderem Sinne, unselige Katharina in Storms „Aquis submersus".

Auch Wilhelm Specks Ursula ist ein Mädchen, das unter dem Eindruck einer Gedankensünde steht. Die furchtbare Erinnerung steckt in ihr wie ein schweres Krankheitsgift, das geraume Zeit schlummert, aber doch zuletzt zum Ausbruch kommt und in schwerer physischer Krise überwunden werden muß. So geht

es zugleich mit Ursulas Seele. Was die Krise zum Ausbruch bringt und überwindet, ist das Gleiche: eine starke Herzensneigung, die das kranke Herz ganz erfüllt, und die gläubige, helfende Liebe eines edlen Mannes. Ursula ist eine herrliche, herbsüße Mädchengestalt, welche den ganzen Zauber echter Natur ausströmt. Der Dichter führt diese reine Blume hart an den Sumpf der Sünde. Das geschieht mit überlegener Kunst der psychologischen Entwickelung. Er zeigt uns, wie Unglück und Hilflosigkeit, Dankbarkeit und Furcht solche reine Seele in einen Zustand von Gefühlsverwirrung und Willenlosigkeit zu versetzen vermögen, daß sie zuletzt sehenden Auges auf den schillernden Pfuhl zuschreitet, gewärtig, darin zu versinken. Wir sehen recht deutlich, was sie selber nicht sagt — denn die ganze Vorgeschichte erfahren wir in Form einer epischen Analyse aus ihrem Munde, und diese Beichte ist ein organisches Element des Genesungsprozesses — wir sehen ganz deutlich, daß sie nicht nur durch einen Zufall gerettet wird, daß diese Rettung so oder so durch einen spontanen Ausbruch ihrer innersten Natur hätte erfolgen müssen; wir begreifen aber ebensowohl, daß die Aufrichtige selber nicht hieran denkt, daß sie lediglich unter der dauernden Erinnerung des Entsetzlichen steht, so wie sie uns die schreckhafte Impression ihrer aus der verworrenen Erinnerung eines verstörten Geistes brechenden Erzählung vergegenwärtigt. Mit dieser atemlosen Flucht schließt der erste Abschnitt des Lebens Ursulas ab; es war die Flucht vor sich selber. Das entscheidende Ereignis des zweiten Lebensabschnittes ist die andere Flucht, an sich grundlos und lediglich eine seelische Nachwirkung der ersten. In atemloser Angst folgen wir dem dramatisch gesteigerten Vorgang — in dem Gegensatz der beiden Erzählungen erweist sich auch die technische Meisterschaft des Dichters — und wir empfinden vor allem auch ganz deutlich, daß hier die Entscheidung über Ursulas Geschick liegt. Diese Flucht führt in die Arme rettender Liebe. Kein gewöhnlicher Mann konnte ein solches Mädchen nach dem, was geschehen war, zu neuer Lebenshoffnung und sicherer Lebensfreude erwecken. Wilhelm Speck hat in diesem Leonhard zum erstenmal eine Männergestalt von positiver Kraft geschaffen, die das Leben meistert — nicht mit gewaltiger Faust, welche das widerstrebende niederzwingt, sondern mit der ruhigen, sicheren Kraft eines starken, gläubigen, entschlossenen Herzens.

Die Psychologie dieses Seelenproblems, das den Kern jeder echten Novelle abgibt, wäre nicht lückenlos ohne ein drittes Moment. Ursula konnte nicht zu sich selber kommen, weil das Gelehrtenkind in der Umgebung des zwar klugen und guten, aber dem Leben abgewandten, spintisierenden Ohms nicht den Weg zu dem Quell allen wahren Lebens fand, zu zweckbewußter Tätigkeit. Das fehlte ihr nach allem noch, und das lernt sie von der alten Christine, der Haushälterin mit dem Gebahren des richtigen Hausdrachens und dem weichen, sorgenden Gemüt eines Weibes, das in den Enttäuschungen, in der Aufopferung eines langen mühevollen Lebens ein rechter Mensch geblieben ist. Diese Christine gehört zu den Prachtgestalten kernigen, deutschen Humors. Sie gibt der ganzen Dichtung diejenige Würze, ohne die auch ein sonst vorzügliches Gericht eine gewisse Flauheit behalten würde.

Die epische Komposition der Novelle verdiente eine eingehendere Betrachtung. Hier können nur einige Andeutungen gegeben werden. Mit großer Kunst ist die Vorgeschichte in die eigentliche Erzählung so eingelassen, daß sie zugleich den eigentlichen Hebel für deren Fortgang liefert. Aus dieser meisterhaft verschlungenen Doppelhandlung erwächst zugleich, Zug

für Zug, in analytischer Synthese das Charakterbild der Heldin. Die ganze Geschichte ist in den romantischen, stimmungsreichen, alles Fremdartige fernhaltenden Rahmen der umgebenden Landschaft und der Reise Leonhards so sicher und weich eingebettet wie das idyllische Dörfchen in den Kranz seiner umgebenden Wälder und Berge.

Wir haben noch nichts von dem Schauplatz der Dichtung gesagt, und da möchte man fast behaupten: das Beste kommt zuletzt. In diesem Landschaftsbilde, im Rauschen dieser Wälder, offenbart sich die echte Heimatkunst, die, wie in Raabes „Alten Nestern" keine Verengung des Horizontes, wohl aber die starke Bodenständigkeit des rein Menschlichen bedeutet. Wilhelm Specks mitteldeutsche Landschaft reiht sich mit Otto Ludwigs, Raabes, Immermanns, mit K. F. Meyers und Storms Landschaftsbildern den großen Schilderungen deutscher Landschaft ein. Diese Landschaft umgibt die Ursulahandlung wie ein romantischer Märchenwald. Zwar begegnen uns keine anderen Wunder darin, als die des wirklichen Lebens, doch erschaut mit der freigestaltenden, dabei ganz exakten Phantasie, die völlig auf dem sicheren Boden der Beobachtung des Lebens steht. Diese Mischung von Romantik und Realismus bildet das Erdreich, aus dem die meisten der großen modernen Erzähler erwachsen sind. Noch immer gilt der höchste Preis Zeus' seltsamer Tochter, seinem Schoßkinde, der Phantasie; allerdings hat die bewegliche Göttin, dem Zug der Zeit folgend, eine moderne wissenschaftliche Ausbildung genossen.

Wilhelm Speck ist keiner von den fruchtbaren Dichtern, und das Wenige, das er uns bis jetzt gegeben hat, bewegt sich in einem nicht eben weiten Rahmen. Aber es trägt dafür die unverkennbaren Züge echter, reifer, großer Kunst: tiefe, menschliche Fragen mit wahrer Herzenswärme erfaßt, in vollendeter Kunstform aufgefangen. Seine künstlerische Erscheinung trägt die klassischen Züge auf den ersten Blick erkennbar an sich. Er ist einer von den so seltenen wirklichen Poeten, die den besten ihrer Zeit genug tun und für alle Zeiten leben. Zu dieser Höhenkunst gibt es freilich keine Bergbahnen für bequeme Vergnügungsreisende; wer sie erreichen will, muß sie im eigenen Wanderschweiße erklimmen.

Frankfurt a. M.

Dr. Joh. Gg. Sprengel.

Jesus, dramatische Dichtung von Dr. Daniel Greiner. Hohmann, Darmstadt. Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Es kommt nicht leicht einer, der starkes Innenleben hat, an Jesus vorbei, heute noch weniger als einst, irgendwie setzt er sich mit ihm auseinander, davon zeugt auch unserere moderne Kunst und unsere Literatur. Einer trägt sein eignes Erleben und Kämpfen in Jesus hinein, ein anderer sucht an ihm sich erst zu verstehen und zu beurteilen. Sie singen von ihm, sie malen ihn, sie folgen seinem Erdenwandel in der Sprache der Dichtung, und wo etwa einer ihn schmäht und verwirft, geschieht es in einer nervösen und maßlosen Gereiztheit, die wie in Haß verkehrte Liebe aussieht.

Vor uns liegt ein Drama, verfaßt von dem bekannten Bildhauer Dr. Daniel Greiner, dem einstigen Mitglied der Künstlerkolonie in Darmstadt. Schlicht baut es sich auf, meist dem Bericht der Evangelien folgend, weder mit einer positiven noch liberalen Theologie liebäugelnd, sondern über den Parteien stehend. Neben stark dramatischen Szenen sind entzückende lyrische Partien, z. B. das kurze volksliedartige Gespräch zwischen Maria und Jesus und das Nachtlied des Johannes. Am eindrucksvollsten ist die Versuchung und der Schlußakt „Gethsemane." In

diesen steigt Greiner in die Tiefen der Lebens- und der Gotteserkenntnis, hier wird die Sprache gewaltig und wuchtig. Der letzte Akt ist wohl der packendste und zeugt am stärksten von der Eigenart des Verfassers; hier scheinen sich plötzlich die Kulissen zu verschieben, sodaß wir Blicke tun in das, was hinter den Dingen und Erscheinungen ist, auch in unserem Leben. Er spielt in Gethsemane zwischen Jesus und dem Satan und endigt mit der Gefangennahme.

Das besonders wertvolle und einzigartige an dieser Jesusdichtung aber ist, daß das geschriebene Wort vom Bild unterstützt wird und zwar so, daß beides aus der gleichen Quelle fließt. Wie oft hat der Illustrator schon den Dichter verdunkelt oder entstellt, hier aber ist alles Harmonie, denn der Bildhauer und Zeichner Greiner hat den Dichter Greiner ergänzt, und es ist reizvoll zu sehen, wie der Künstler die beiden Ausdrucksformen handhabt, um seine Gedanken zu gestalten.

Sechs große Originallithographien neben fünf Charakterköpfen aus der heiligen Geschichte schmücken die Dichtung, ebenso ist die Einbanddecke des schönen, vornehm ausgestatteten Buchs vom Künstler selbst entworfen. Die Bilder haben alle einen großen Zug, oft etwas Monumentales. Sehr sympathisch und doch originell aufgefaßt ist der Kopf Jesu; man kann sich lange in ihn vertiefen und er sagt immer wieder Neues. Andere Bilder, wie „Er ging in der Nacht auf den Berg zu beten", wirken durch die geheimnisvolle Stimmung der Landschaft, die Tempelaustreibung durch die gewaltige Gliederung des Säulenbaus, unter dem die Menschen sich winzig ausnehmen. Sehr schön ist auch das Bild „Auf der Zinne des Tempels" und die ergreifende „Kreuzesvision in Gethsemane."

Interessant wird für den Leser zu erfahren sein, daß Greiner ursprünglich Pfarrer war, bis die Kunst übermächtig wurde und ihn in ihren Dienst lockte, wahrlich kein leichter Dienst, denn er war und ist noch mit schweren Entbehrungen verbunden. Hoffen wir, daß dieses Buch beiträgt ihm Freunde seiner Kunst und seiner Dichtung auch in weiteren Kreisen zu erwerben.

Helene Christaller.

Moses. Bühnendichtung in fünf Akten von Carl Hauptmann. München 1906. Georg D. W. Callwey. (234 S.) 3 Mk.

Unablässig ringt Carl Hauptmann mit seinen Dichtungen um den höchsten Preis. Und wenn auch fast immer im Hinblick auf die seine Kräfte in der Regel übersteigende große Aufgabe manches zu wünschen übrig bleibt, ja nicht zu verkennen ist, daß so mancher armselige Handwerker dies große Talent an Geschick bei Weitem übertrifft: in der Ausgestaltung des Einzelnen erreicht Carl Hauptmann da, wo sein Herz zu schlagen beginnt, seine Stimme sich hebt, wo aus dem Reden unmerklich Singen wird, stets Außergewöhnliches, Unvergleichliches, das noch lange im Herzen nachklingt. Heuer hat er mit einem gewaltigen Stoffe gerungen: des Moses und seines wankelmütigen Volkes Geschick auf der langen, langen Wanderung von Ägypten ins Land, wo Milch und Honig fließt, in großen, mit kühner Hand hingeworfenen Bildern uns vor Augen zu stellen. So unablässig er gerungen hat, obgesiegt hat er nicht. Das ist leicht nachzuweisen. Der Rahmen einer fünfaktigen Bühnendichtung reicht bei weitem nicht für die unübersehbare Fülle des Stoffes. So zerfließt die Handlung. Die Menschen, selbst Moses, sind nicht in voller Rundung herausgekommen. Sobald ein Bild aufleuchtet, wird schnell gewechselt und ein anderes an seine Stelle geschoben. Über die Kluft muß jeder so gut hinwegzukommen suchen, wie es geht. Aber Carl Hauptmann liegt ja auch nichts an

einem festgefügten, kunstgerechten Drama. Ihm, dem Lyriker, geht es immer um die Stimmung. Im Volke gleicherweise wie in seinen Hauptgestalten. Die aber hat er in den geschickt gewählten Momenten stets unnachahmlich herausgearbeitet. Gleich der erste Aufzug, der das auszugbereite Volk zeigt, ist in dieser Hinsicht ein Meisterstück. In Aarons „Gehäuse", im Lande Gosen, sind sie alle zusammengekommen: die Gläubigen, die verzückte alte Mutter Mosis, die Zweifler, die Festen, die Lauen, zuletzt auch Aaron und Moses. Alle gegürtet an den Lenden. Den Stab in der Hand. Bereit das Osterlamm zu essen. Bereit hinwegzuziehen, sobald Pharao einwilligt. Draußen aber durch die Nacht geht der Würgeengel Jehovas. Die abgrundtiefe Ruhe wandelt sich in entsetzliches Hilfeschreien. Darüberhin klingt mächtiger, immer mächtiger der Gesang der Ausziehenden, mündend in frenetisches Jehovarufen. Wenn auch die folgenden Akte, insbesondere der Tanz um das goldene Kalb, diese Stimmungshöhe nicht erreichen, so bergen doch auch sie der Schönheiten viele. Gegen den Schluß aber, wo Moses auf den Berg Nebo gestiegen ist, von Josua gestützt, und unten das Volk jauchzend den Auszugschor, der nun zur Erfüllung wird, abermals anstimmt, wird die Höhe im Anfang womöglich noch übertroffen. Beseligt lauscht man den klingenden Worten. Wieder und immer wieder aber kehrt man zu jenem Lied zurück, das sich über die Ebenen und Berge, die Auen und Öden der Dichtung, alles bindend, wölbt:

Eintönig wankend und wiegend eilen die weißen Kamele,
Meines Vaters und eures . . . eintönig wiegend . . . .
Und der mähnige Kopf nickt einschläfernd auf und nieder,
Daß die blauen Perlen und schwarzen Fransen zittern . . .
Auf und nieder . . nickt auf und nieder . .
Und der mähnige Hals, der lange, taucht behende
Nach den steingrauen, harten Stacheln am Wege,
Nach dem dürren Kraute im Sande der Wüste . . .
Flüchtig vorüber! . . . eilend vorüber! . . .
Immer blinkend und starr und tot liegt die ewige Wüste.
Die Spuren verwehen im Sande.
Die Stimmen verhallen.
Der Einöde Schweigsamkeit hat sie eingesogen
Gierig wie die Dürre den Tau.
Fern nur immer die heiligen Berge . . . .
Weit und breit ringsum nur blinkende, schwarze Kiesel
Und die nie ausgekostete, ewige Ruhe der Wüste.
Und wir wandern und wandern . . . . !
Aus dem Sande am Wege ragt bleiches Gebein,
Ein Kamel am Weg ist verendet . . .
Und wir wandern und wandern . . . !
Schwebender Faden, in Glutlicht zitternd, scheint unser Weg,
Vom Winde verblasen, vom schnaubenden Tier kaum gewittert,
Hin bis zum fernsten dunkelsten Saume der Wüste . . .
Und wir wandern und wandern . . . !

Schade, daß Carl Hauptmann den für die dramatische Form nicht zu bewältigenden Stoff nicht zu einem großen Versepos ausgestaltet hat. Dann hätt manches, was dem Drama zum Nachteil wird, als Vorzug angerechnet werden können.

Hamburg. Hans Franck.

Kurze Anzeigen.

Max Hesses Volksbücherei. Nr. 346—349: Das Nibelungenlied, Nr. 350—352: Gudrun, Nr. 355—358: Das kleine Heldenbuch, Nr. 359

—360: Heliand, Nr. 364—373: Das Amelungenlied. Sämtlich von Karl Simrock. Mit Einleitung von Gotthold Klee. 8°. Jede Nummer 5—6 Bogen. Leipzig, Max Hesses Verlag. Jede Nummer brosch. 20 Pf.

Von Hesses Volksbücherei, in der bereits eine Anzahl Meisterwerke der schönen Literatur aller Völker und gute Unterhaltungsschriften zu billigem Preise erschienen sind, wurden vor kurzem eine Reihe von Bänden herausgegeben, die ältere deutsche Dichtungen enthalten, und zwar in den mustergiltigen Übertragungen von Karl Simrock, so das Nibelungen- und Gudrunlied, die Dichtungen von Walther und Hildegunde, vom hörnernen Siegfried, vom Rosengarten, von Hugdietrich und Wolfdietrich und das Hildebrandslied, die im Kleinen Heldenbuch vereinigt sind, der Heliand und das Amelungenlied mit seinen verschiedenen Liederzyklen. Der Wert dieser Dichtungen, zumal in der Bearbeitung Simrocks, ist allbekannt und bedarf keiner Empfehlung, aber daß der Verlag sie in so preiswerten Einzelausgaben hat erscheinen lassen, muß anerkennend erwähnt werden. Die nationalen Dichtungen des Mittelalters sind bei einem großen Teile des deutschen Volkes leider noch viel zu wenig bekannt, und da in den Schulen ihre Bedeutung meist nur vorübergehend hervorgehoben wird, so ist es von großem Vorteil, wenn dem deutschen Volke die Schätze seiner Literatur in billigen Ausgaben, die jedem die Anschaffung ermöglichen, dargeboten werden. In den Hesseschen Ausgaben hat der Bearbeiter Gotthold Klee jeder Dichtung eine Einleitung beigegeben, die den Leser über den Inhalt des Werkes sowie über seine nationale und literarische Bedeutung und über die Entstehung der Sage und der Dichtung unterrichtet. Diese Einleitungen sind knapp und übersichtlich abgefaßt, enthalten keine gelehrten Erörterungen, sondern geben in populärer Darstellung alles Wissenswerte, was durch die neueren Forschungen über die Dichtungen festgestellt ist. Beim Nibelungenliede werden die verschiedenen Sagen mit einander verglichen und ihr Zusammenhang erläutert, beim Gudrunliede wird der geschichtliche Hintergrund der Dichtung nachgewiesen, beim kleinen Heldenbuch der Wert der einzelnen Dichtungen geprüft und ihr Ursprung festgestellt, beim Heliand die Bedeutung der Dichtung für die Verbreitung des Christentums erörtert und beim Amelungenliede wird der Zusammenhang der acht in der Dichtung vereinigten Heldenlieder eingehend besprochen und außerdem die Bedeutung Simrocks für die deutsche Literatur gebührend gewürdigt. Da die Ausgaben des Hesseschen Verlages sich durch klaren Druck und gutes Papier auszeichnen, kann man ihre Verbreitung als Volksbücher nur wünschen.

Parzival und Titurel. Rittergedichte von Wolfram von Eschenbach. Übersetzt von Karl Simrock. Mit Einleitung von Gotthold Klee. 2 Teile. Max Hesses Volksbücherei, Nr. 374—383. 8°. Je 380 S. Leipzig, Max Hesses Verlag. Brosch. jeder Teil 1 Mk., zsmgebd. in 1 Bd. 2,50 Mk.

Wolfram von Eschenbachs gewaltige Dichtung „Parzival“ ist im Mittelalter und noch zu Ausgang desselben weit bekannter gewesen als heutzutage, das beweisen die zahlreichen noch jetzt vorhandenen Handschriften und der Umstand, daß das Werk bereits im Jahre 1477 im Druck erschienen ist. Seit dem 16. Jahrhundert fiel es der Vergessenheit anheim und wurde erst durch Lachmanns Ausgabe im Jahre 1833 der wissenschaftlichen Welt wieder bekannt gegeben; Simrocks Übertragung um 1842 gab dann dem deutschen Volke einen kostbaren Schatz seiner Ependichtung zurück. Obwohl der Gegenstand der Dichtung bald in den weitesten Kreisen des Volkes verbreitet wurde, kam Wolframs Dichtung selbst im deutschen Volke wenig in Aufnahme, weil die Breite der Darstellung, die Dunkelheit der Sprache und die Häufung eingehender Schilderungen dem modernen Empfinden nicht entsprach. Aber trotz dieser Mängel verdient der „Parzival“ des Wolfram von Eschenbach wegen seiner dichterischen Größe, der Kraft seiner Empfindungen und der sittlichen Tiefe ein Allgemeingut des deutschen Volkes zu sein, und man wird dem Herausgeber Dank wissen, daß er die Simrocksche Bearbeitung des „Parzival“ neu herausgegeben und ihr eine Einleitung beigefügt hat, in der Wolframs Bedeutung als nationaler Dichter voll gewürdigt und der Wert seiner Schöpfungen kurz und treffend dargelegt wird.

Walther von der Vogelweide. Gedichte. Übersetzt von **Karl Simrock.** Mit Einleitung von Gotthold Klee. Max Hesses Volksbücherei Nr. 361–363. 8°. 208 S. Leipzig. Max Hesses Verlag. Brosch. 60 Pf. Geb. 1 Mk.

Walther von der Vogelweide ist von jeher der Liebling des deutschen Volkes gewesen, keiner der Minnesinger hat sich so im Herzen der Nation behaupten können wie er, und die Lieder der anderen sind nie so oft gedruckt worden wie die seinigen. Und mit Recht, denn Walthers Lieder sprechen heute noch zum Herzen und rühren, wie einst, auch heute noch die empfindsamen Seelen unseres Volkes, seine Lieder sind für die Ewigkeit gesungen. Deshalb ist es kein Fehler, daß die Dichtungen Walthers in einem neuen Abdruck vorliegen, in der Bearbeitung Karl Simrocks und in einer billigen Volksausgabe. Jeder im deutschen Volke müßte Walthers Lieder besitzen, jeder sie wieder und wieder lesen und sich erfreuen an ihrer Anmut und ihrem Liebreiz, an ihrem Wohllaut und der Fülle der Gedanken, an der Herzenswärme und der Streitbarkeit des Dichters. Die vorliegende, von Gotthold Klee besorgte Ausgabe der Lieder enthält eine Einleitung des Herausgebers, in der auf die Bedeutung des deutschen Minnesangs hingewiesen und Walthers Verdienst um die Hebung dieser Dichtungsart und des deutschen Volksgesangs gewürdigt wird. Die Ausgabe gibt die 5. Auflage der von Simrock aus dem Jahre 1873 wieder und enthält auch die Vorrede dieses Bearbeiters zur 1. Auflage und seine Anmerkungen zu den einzelnen Liedern.

Dr. G. Albrecht.

Ewigkeitsfragen im Lichte großer Denker. II. Band. **Sören Kierkegaard.** Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg. 1,90 Mk.

Kierkegaards Persönlichkeit hat viel Anziehendes. Er ist ein scharfer Denker mit einem eisernen Willen, d. h. mit einem Willen, der an sich selbst die höchsten Anforderungen stellt. Er fordert bei jedem Erkennen des Guten ein rasches Umsetzen in die Tat. In dieser Weise arbeitete er an sich und erreichte es durch die gewaltige Strenge gegen sich, seinen Willen in Gottes Willen hinzugeben. Eine eigentümliche Kraft strömt aus seinen Worten, sie verbindet sich mit jener tiefen Bescheidenheit, die nur den Menschen eigen ist, die mit eroberter Klarheit in jedem Augenblick ihres Lebens vor ihrem persönlichen Gott stehn. Man fühlt, Kierkegaard hat gelitten und gekämpft in seinem jungen Leben, er hat sich gesehnt nach jener großen Liebe zur Menschheit, die naturgemäß ein Widerstrahlen der wahren Liebe zu Gott sein sollte. Sein Lebensweg war dunkel und schwer. Seine Schriften fanden erbitterte Angriffe, und es dauerte lange, bis er in seiner Einsamkeit erkennen durfte, daß dies die notwendige Führung für ihn war. In seinem letzten Lebensjahr schrieb er in sein Tagebuch: „Ach, so verstand ich es; ich meinte, ich sollte Dich o Gott zum Beistand haben in der Liebe zu den Menschen. Du verstandest es anders, Du brauchtest die Menschen gegen mich, um mir zu helfen, Dich zu lieben!" — Und auf seinem Sterbebett sagte er zu seinem Freund: „Grüße alle Menschen, ich habe sie alle zusammen sehr lieb gehabt."

Wir fühlen heute diese wunderbare Liebe, wir, die wir uns mit seiner Lebensarbeit beschäftigen. Nur ein Mann, der so tief, so leidenschaftlich empfand und doch mit scharf denkendem Verstand alles durcharbeitete, konnte so weit in die Ewigkeitsfragen eindringen.

Die kurzen Auszüge der vorliegenden Sammlung gaben Gelegenheit, aus Kierkegaards persönlichen Aufzeichnungen einiges aufzunehmen, was in seinen veröffentlichten Werken nicht in dieser Weise zum Ausdruck kam. Seine Ausführungen über den Glauben, die Sünde, die Persönlichkeit des Menschen veranlassen nicht nur zu tieferem Nachdenken, sondern zu einer schärferen Beobachtung seiner selbst.

„Glaube ist der Ausdruck einer Persönlichkeit zu einer anderen.

Persönlichkeit ist etwas in sich selbst Hineingebogenes, etwas Verschlossenes, das, was darinnen ist, zu dem man sich gläubig verhalten muß. — Die beiden am meisten sich leidenschaftlich Liebenden, wenn sie auch eine Seele in zwei Körpern sind, sie können niemals zu mehr kommen, als daß das Eine glaubt, daß das Andere es liebt. In diesem rein persönlichen Verhältnis zwischen Gott als Persönlichkeit und dem Gläubigen als Persönlichkeit im Existieren liegt der Begriff Glaube."

„Die Welt in Gottes Gedanken und die moderne Weltanschauung“ — „Unsterblichkeit“ — „Sünde“ — „Christus“ — „Die heilige Schrift“ (besonders auch das Lesen und Verstehen von Gottes Wort) — alles ist in einer so ruhigen, nüchternen, bestimmten Weise behandelt, als ob es für die Suchenden und Fragenden der heutigen Zeit geschrieben sei; der Suchenden, die an die Ewigkeitsfragen herantreten, nicht mit der Überlegenheit des Wissens, sondern mit der festen Hoffnung, zu finden, was ihres Lebens Ziel sei. J. Z.

Hansjakob, Heinrich: „Waldleute“. Ausgewählte Erzählungen. 1. Band. Stuttgart. A. Bonz & Co. 263 S. Volksausgabe geh. 1,50 gebd. 2,40 Mk.

Der vorliegende erste Band der in fünf Bänden erscheinenden Volksausgabe von Hansjakobs Erzählungen vereinigt 3 Schwarzwaldgeschichten: „Der Fürst vom Teufelstein“, „Theodor der Seifensieder“ und „Afra“. Wenn diese Ausgabe dazu beiträgt, den Schriften des bekannten Volksschriftstellers weitere Verbreitung zu schaffen, so kann man es nur mit Freude begrüßen. Es sind freilich nur kleine Schicksale, die Hansjakobs Menschen erleben, und mancherlei abschweifendes Detail muß man mit in den Kauf nehmen. Auch wird man nicht immer mit den Ansichten des Verfassers, auch nicht mit seinen Betrachtungen über die „gute alte Zeit“ einverstanden sein. Aber der Waldduft des Buches und die prächtigen Gestalten, welche es schildert, entschädigen dafür reichlich. Zudem ist Hansjakob ein vortrefflicher Kenner des schönen Schwarzwalds und weiß noch aus früheren Zeiten, in denen das Waldleben von keiner Überkultur verdorben war, viel Interessantes und Lesenswertes zu berichten. J. F.

Künstlerworte, gesammelt von Karl Eugen Schmidt. 303 S. E. A. Seemann, Leipzig 1906. In Liebhabereinband 4 Mk.

Bekommt man das Buch in die Hand, freut man sich zunächst über den aparten Einband. Zuzweit ärgert man sich über das ganze unnütze Unternehmen, Künstlerworte aus ihren Zusammenhängen herauszureißen und an dem bekannten „roten Faden“ aufzureihen (hier heißt er „Das Schöne“, „Kunst und Natur“, „Technik“, „Licht“, „Impressionismus“ und so fort in 29 Stücken). Man sagt sich, daß aus derartigen Jahrhundertübersichten — die Künstler, die vor 1800 starben, blieben verschont — keine gründliche Belehrung zu gewinnen ist, und fragt sich, ob die Lektüre irgendwie genießbar sein kann. Man versuchts, blättert, liest ganze Abschnitte und — wo ihrs packt, da ist's interessant! Schließlich bedauert man nur, das Buch ohne Namenregister benutzen zu müssen, also allzu schwer das wiederfinden zu können, was man sucht. Eine zweite Auflage mit Register wird den doppelten Wert haben.

Gerhard Böhme.

Spruchwörterbuch. Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, Wahlsprüche, Inschriften an Haus und Gerät usw. usw. Von Franz Freiherrn von Lipperheide. 1906. Expedition des Spruchwörterbuchs, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 38. 12 Mk.

Diese reiche und hochinteressante Sammlung ist das letzte Werk des verstorbenen Freiherrn von Lipperheide, dem er jedoch noch seine ganze Kraft und Begeisterung widmete und widmen konnte. Wir besitzen mehrere Spruchwörtersammlungen. Ich erinnere nur an die sehr umfangreiche und sehr teuere von Wanderer. Die kleineren machen einen zu dilettantenhaften Eindruck. Diesen doppelten Uebelständen will die Sammlung Lipperheides abhelfen. Ein umfangreiches Werk — sie erscheint in 20 Lieferungen (je 3 Bogen umfassend) zu 60 Pf., Gesamtpreis 12 Mk. — bietet sie doch nur das Wertvollste und zwar in einer sehr sinnvollen und für den Gebrauch praktischen Anordnung. Zu letzterem Zwecke wurde das System der Konkordanzen angenommen, d. h. jeder einzelne Spruch erscheint nach seinem Hauptleitworte alphabetisch eingeordnet. Hiernach findet sich z. B. ein bekannter Spruch des Magisters Martinus in Bibrach (1498)

Ich leb', waiß nit wie lang',
Ich stirb' und waiß nit wann,
Ich fahr' und waiß nit wohin,
Mich wundert, daß ich froelich bin,

im Alphabet unter Froelich.

Aufnahme fanden nur Sprüche, die originelle selbständige Gedanken trugen und

sich durch möglichst knappe Form und künstlerisch-volkstümlichen Ausdruck auszeichneten. Übrigens, wie ich sehe, wurden Anfänge von Gedichten und dergleichen auch als Sprichwörter behandelt. Hierdurch wird das fleißige Werk, für welches die Redaktion etwa 300, von Beginn der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts an erschienene Sammlungen von Sinnsprüchen, Wahlsprüchen usw. durchgesehen hat, besonders wertvoll. Außer 25000 Stellen in deutscher Sprache enthält das Werk 5000 aus fremder Sprache übersetzte Citate (mit Angabe des Textes in der Originalsprache). Jeder Spruch ist mit bibliographischen Anmerkungen (über Herkunft u. a.) versehen.

Hans Benzmann.

Strecker, Reinhard: „Gedichte". Gießen, Emil Roth, 1906. Gebunden 2,40 Mk.

Der Verfasser bezeichnet in der Widmung an seine Mutter die Gedichte als

„Blumen, die ich am Wegesrand
Neben der Alltagsarbeit fand.

Hervorgeblüht aus des Lebens Grund,
An dunkeln Tagen, in fröhlicher Stund."

Es ist also Feierstundenpoesie. Wir haben das reife, gute Werk eines Mannes vor uns, der nach getaner Arbeit sich am Quell seiner Lieder erfrischt und ihnen anvertraut, was seine Brust bewegt, Freude wie Leid, Gedanken wie Empfindungen. Bei der erschreckenden Überfülle schlechter und mittelmäßiger Lyrik ist es eine Freude, in den vorliegenden Gedichten eine ausgesprochen eigenartige, kraftvolle Persönlichkeit feststellen zu können. Das Buch bietet eine Fülle des Schönen und Guten. Mögen sich recht Viele an der feinen und ruhigen Art dieses ernsten Dichters erfreuen. Der Verfasser hat das Buch selbst mit hübschen, ansprechenden Kreidezeichnungen versehen.

Hans Leo Mettin.

Trojan, Johannes: Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Erich Kloß. (Bücher der Weisheit und Schönheit.) Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. (VIII, 127 S.) 8°. Geb. 2,50 Mk.

Das ist wirklich ein weises und schönes Buch. Gleich das feine Bild des liebenswürdigen Poeten lockt zum Blättern. Und wo man nun auch liest, fühlt man sich angezogen. Den Beginn machen graziöse Humoresken, wie „Das Gesellenstück" und „Zwölf Treiber und doch nichts". Dann folgt das reizende Märchen „Das Abenteuer im Walde". Die zweite Hälfte des Buches enthält Verse, bald innig und zart, wie das „Herdfeuer", bald voll sprudelnder Laune, wie „Die 88er Weine". Hoffentlich hat das Werkchen den Erfolg, daß viele Hände nach den Büchern des Dichters greifen, in denen noch viel Schönes zu finden ist.

E. M.

Jugendschriften.

Schaffsteins Volksbücher. Für die Jugend.

Mörike, Eduard: Ausgewählte Gedichte. Herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. 50 S., in Pappband 1 Mk. Köln. H. & F. Schaffstein. —

Grimmelshausen: Simplicissimus. Für Schule und Haus bearbeitet von Guido Höller. 174 S., in Pappband mit dauerhaftem Rücken. 2 Mk. Ebenda.

Als Werke der Buchkunst bedürfen die vortrefflichen Bände dieser Sammlung keiner Empfehlung. Man darf hoffen, diese und einige andere neuere Sammlungen, in denen typographisch vorzügliche Bücher für weiteste Verbreitung erscheinen (unter den jüngsten: „die Bücher der Rose" bei W. Langewiesche-Brandt) werden auf die Herstellung von Massenbüchern einen guten Einfluß haben. So wenig die ganz billigen Bände Reklams usw. überflüssig werden, so gewiß entspricht dem zunehmenden Reichtum in Deutschland und der „gesteigerten" oder bequemeren Lebenshaltung dieser neue Buchtypus gut gedruckter und ausgestatteter Massenbücher, die unsere geplagten Augen mit geringerer Anstrengung lesen und mit mehr Freude anschauen. — Die Schaffsteinschen Volksbücher druckt W. Drugulin in Leipzig und E. R. Weiß hat sie ausgestattet. Type, Satzanordnung, Papier alles ist vortrefflich, der Preis mäßig, aber vielleicht ohne genügende Rücksicht auf den Einband angesetzt. (In Lieb-

habereinbänden sind die Bücher 1 Mk. teurer.) Der einfache – wenn auch starke – Pappband ist nicht besonders haltbar und das Papier, mit dem er überklebt ist, nimmt leicht Schmutz an. Außerdem ist es in der Farbe nicht immer beständig und stimmt in seinen die verschiedenen Bände unterscheidenden Farbentönen (bläulich, gelblich usw.) nicht immer zu dem in allen Bänden gleichbleibenden Vorsatzpapier. Es wäre dankbar zu begrüßen, wenn für den Einband noch glücklichere Lösungen gefunden würden.

Den Kindern „vom 13. Jahre an" kann man sehr gut eine kleine Auswahl der goldklaren Gedichte Mörikes geben, wenn sie auch noch nicht alles in ihnen „verstehen". Nur bitte nicht nötigen oder gar „literarisch" belehren. In Jugendbüchern sind gutgemeinte Vorworte schädlich, wenn sie nicht musterhaft sind. Konnte man kein musterhaftes für Mörikes Gedichte bekommen, (etwa von einem besonderen Kenner mit der nötigen ästhetischen Erfahrung, z. B. F. Avenarius, oder von einem erprobten Vermittlertalent zwischen Kind und Kunst z. B. M. A. Vogel), so hätte man besser jedes Vorwort fortgelassen oder nur gesagt, was der Mann war, der den „Turmhahn" dichtete, wo er lebte usw. Statt dessen die „lieben jungen Leser" anzureden und gleich mit einem Satze zu beginnen, der in allen Richtungen „schief" gebaut ist, das ist schlimm. „Wenn eine gütige Hand euch dies Büchlein auf den Tisch legt, so werdet ihr darin einen den Mann kennen lernen, dessen Name euch bisher fremd war." Dann ein Rahmengleichnis und literarische Belehrung: „ . . . im Rahmen der reinsten Sprache, die seit Goethe ein deutscher Mann geredet hat." Und weiter: „So soll es stets sein! Ihr sollt den Dichter aus seinen Werken, nicht aus der Geschichte seines Lebens zuerst kennen lernen." „Starkes Licht geht von so echten Kunstwerken aus." „Wie schnell läßt er das ganze Bauernvölkchen in den wenigen Zeilen aufleben . . . " „Versucht einmal, die Welt zu sehen, wie der Dichter sie gesehen hat" usw. Unzulängliche Vorworte dieser Art finden sich neuerdings öfter bei Büchern, die von gemeinnützigen Vereinigungen herausgegeben werden. (Vergl. z. B. das Vorwort zu der vortrefflichen billigen Ausgabe des Dürerschen Marienlebens bei Fischer & Franke.) Auf derartige Übelstände muß doch wohl von vornherein hingewiesen werden. Es scheint, der Fehler ist meist der, daß die interessierten Vereine im schönen Eifer für ihre Unternehmungen alle Arbeit an diesen tun wollen, ohne zu bedenken, daß es verdienstvoller ist, mit fremder Hilfe ein mustergültiges Werk zu stande zu bringen, als ohne fremde Hilfe ein weniger gutes. – Gleich auf der ersten Textseite „Maienglocken" statt (schon sind da und dorten) „Morgenglocken" (wach geworden) – das konnte wohl vermieden werden.

Das Vorwort zum Simplizissimus gibt schlicht kurze literarhistorische Notizen, wie sie bei diesem Buche wünschenswert sind. Nicht jeder vierzehnjährige Junge hat Verlangen nach der Wildheit und Buntheit unseres „ersten" neueren Romans aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Aber es ist wertvoll, daß wir den Simplizissimus in so schöner und doch nicht teurer Ausgabe für Schule und Haus haben können. Die Bearbeitung stammt von Guido Höller. Ihre wesentliche Aufgabe konnte nur sein: Weglassen der Stellen, die Anstoß erregen können, Streichungen, um zu kürzen, und Verbinden der auseinandergeschnittenen Teile durch Sätze aus den fortfallenden. Diese Aufgabe wurde gelöst. Aber natürlich ging manche Kunstwirkung verloren, die man nicht missen möchte. Mir fiel besonders auf, wie künstlerisch Grimmelshausen die – in der Bearbeitung fehlende – energisch gegebene Vorgeschichte Oliviers in seinen Roman stellt: ein Gegenbild zu Simplizius an der Stelle tiefster Erniedrigung, wo er Oliviers Räuberleben teilt und dennoch vor dessen Vergangenheit und Charakter sich abhebt wie ein weißer Rabe. – In einem Neudruck könnte auf S. 61 eine kleine aber wichtige Stelle eingefügt werden: Simplizius wagt nicht sich aufzurichten. „Zudem zweifelte ich noch, ob mir die eben erzählten Sachen (von der Hexenversammlung) geträumt hätten oder nicht." Durch diese Einschaltung würde eine objektive Grundlage des Erlebnisses deutlicher werden, die in der Erzählung gegeben ist; ob als Haupt- oder Nebensache, braucht uns nicht zu kümmern.

Gerhard Böhme.



Zeitschriftenschau.

„Einiges vom Märchen" plaudert Rudolph Vogel im „Türmer" (Jg. 9, H. 9):

„Märe ist Bericht, Kunde; und zwar Kunde, welche, ungeschrieben, im Gedächtnis der Leute haftet (me-mor-ia) und von Mund zu Munde geht. Über Inhalt und Form sagt uns das Wort nichts. So hat es sich bis heute erhalten und ist dem deutschen Ohre verständlich und geläufig. Sonach wäre eine Märe das, was man sich erzählt, ohne Rücksicht auf Form und Inhalt; und so unbestimmt das klingt, so sagt es doch gerade genug, uns über das Wesen des Märchens Aufschluß zu geben.

Was haftet im Gedächtnis? Was erzählt man sich? — Nicht alles, nicht das Alltägliche. Man erzählt sich das Ungewöhnliche, was fesselt, rührt, erheitert, was Staunen und Verwunderung erregt, kurz, was alle gerne hören, Junge und Alte. Ob es wahr ist, was tut's? Das Seltsame, Unwahrscheinliche ist das Liebste; der Hörer will staunen, will lachen, er hat seine Freude daran, wenn der Erzähler lügt, daß sich die Balken biegen, vorausgesetzt immer, daß er unterhaltsam zu lügen versteht. Deshalb liegt auch dem Erzähler selbst nicht das Geringste daran, ob man ihm glaubt oder nicht. „Dees' G'schicht is lägenhaft tau vertellen", beginnt er harmlos; und je toller es dann kommt, je übermütiger er lügt, desto fröhlicher leuchten die Augen der Lauschenden. Nie im Leben ist eine größere Dummheit zu Raum gekommen als die tantenhafte, pedantische Schulweisheit, die Märe mit Acht und Aberacht zu belegen, „weil sie lügt."

Lügen und Betrügen steht beieinander. Lüge ist, was sich fälschlich für Wahrheit gibt, sich in das Gewand der Wahrheit kleidet. Und in diesem Sinne gibt es allerdings sogenannte Dichtungsarten, die jung und alt belügen, weil sie sich zum Zwecke der Täuschuug das Mäntelchen der Wahrhaftigkeit umhängen, um für Wirklichkeit genommen zu werden. Sie beginnen etwa mit den Worten: „Es war an einem grauen Novembermorgen das Jahres 18**" usw. — Sie sind es, die, wie jede Lüge, die sich für Wahrheit gibt, den Sinn zerrütten und den Verstand täuschen und das Herz vergiften, die in jungen Köpfen und Herzen unsagbares, bitteres Unheil stiften! Das Märchen aber ist, als Dichtung, rein und wahrhaftig; es gibt sich frei und ehrlich als das, was es in Wahrheit ist, und spottet derer, die töricht genug sind, es für Wirklichkeit zu nehmen: „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Taler!" Es wendet sich, wie jede echte und rechte Dichtung, nicht an den passiven Glauben, sondern an die mit- und nachschaffende Vorstellungskraft des Hörers, an die Schöpferin jener andern Welt, welche, über allen Schranken der Wirklichkeit schwebend, unserm Sehnen und Verlangen schmeichelt und dem heißen, törichten Herzen Befriedigung schafft. Ein Paradies! — Aber das Märchen ist ehrlich genug, uns nicht darüber im unklaren zu lassen, daß das Märchenland eben nur ein Paradies ist, dessen Freuden wir allein in der Einbildungskraft nippend genießen. Es liegt in „Nirgendheim", und keiner gelangt hinein, es sei denn, daß er sich durch ein Gebirge von Hirsebrei hindurchfräße.

In diesem Sinne ist die Märe zugleich eine wahrhaft deutsche Dichtungsart und grundsätzlich verschieden von der „Wirklichkeits"-Poesie des Romanen, die ihre höchste Aufgabe darin sucht, dichtend der Wirklichkeit so nahe wie möglich zu kommen. Man beachte nur den scharfen Gegensatz zwischen dem Märchen und den von den Romanen uns überkommenen Dichtungsarten, dem Roman und der Novelle! Ist es nicht der nämliche Gegensatz wie der zwischen der frei im Reiche der Einbildungskraft herrschenden Tragödie eines Shakespeare oder Goethe und dem in die spanischen Stiefel der verlogenen drei Einheiten eingeschnürten Stücke eines Corneille und Racine? Nicht ohne Grund wiederum sind uns die Romanen in der Komödie über, deren Reiz in dem satirischen Spiele mit der Wirklichkeit beruht, während sie in der Lyrik, der reinsten Form der Vorstellungspoesie, Stümper geblieben sind bis auf den heutigen Tag. Der Romane steht, wenn er dichtet, immer mit beiden Beinen auf der Erde und hüpft wie eine Krähe beim Anflug — der dichtende Germane schwebt auf einem Zaubermantel in einer höheren, selbstgeschaffenen Welt, die Welt der Wirklichkeiten tief unter sich im Duft oder im Dunst, je nach dem

Wetter; über sich, dem sehnsüchtigen Auge nahe scheinend und doch ewig ferne, den lichtklaren Himmel, den er mit der Seele sucht. — Das ist deutsch!

Über die Form der Märe also sagt uns das Wort nichts. Wie alle Dichtung erschien sie ursprünglich im Festgewand. „Mären" nannten sich, weil von Mund zu Mund gehend, alle unsere alten deutschen Epen, wie aus dem Anfangs- und Schlußwort der Nibelungen ersichtlich. „Hier hat die Mär ein Ende" heißt: „Hier ist es zu Ende mit dem, was mir mündlich berichtet ist."

Das Märchen — hier tritt der Unterschied von der Märe zum ersten Male in einer Auge und Herzen gleich wohltuenden Weise zutage — hat, gottlob, das höfische Festgewand abgelegt, um sich in schlichter und doch schmucker, anheimelnder Tracht unter das aufhorchende Völklein zu mischen. Einfach wie sein Kleid ist seine Rede, lieb, traulich, mit den altgewohnten Lauten und Wendungen allen vertraut und verständlich. — —

Und doch: Unter dem groben, schlichten Bauerngewande steckt, das fühlt ein jeder, etwas Ungewöhnliches, vor dem die Hörer erschauern, sie wissen nicht warum. Das Märlein kommt, und es wird stille ringsum. Funkelt es nicht wie Gold hie und da durch die Risse des groben Kleides? Leise beginnt es, wie sich ein Wind erhebt im Gezweige der Linde, uralte, halbvergessene Reimlein erklingen wie geraunte Zauberformeln, und in den tiefen, dunkelklaren Augen leuchtet's auf, geheimniskündend: der Abglanz der germanischen Volksseele, jener verborgenen, gottentstammten Macht, welche jedes deutsche Herz im Innersten ergreift und erschüttert und reinigt und begeistert und unaufhaltsam himmelwärts zwingt.

Wer ist das? flüstert es ringsum verstohlen. —

Hört's! Eine lichte Elbe ist es, die in schlichtem Bauernkleide vor euch steht: reißt ihr das grobe Linnen vom Leibe — und sie steht strahlend vor euch da, eine heilige Seherin, und ihr Anblick zwingt euch in die Knie. Als euresgleichen sucht sie euch heim, auf daß ihr nicht erschrecken solltet, und sitzt bescheiden an euerm Herde; und doch strahlt unmerklich Glanz und Helle der ewigen Gottheit von ihr aus: die Alten schauern auf und wissen nicht warum, und heimlich hocken die Kinder beieinander und flüstern leise. — Das ist das Märchen.

So wandelt die Unsterbliche, unerkannt, oft verschmäht und verachtet in unscheinbarem, prosaischem Gewande durch die deutschen Gaue und überläßt den anspruchsvollen koketten Modedamen der Tagesliteratur Schleppe und Schnürleib und dekollettiertes Festkleid, hinter dem sich nur zu häufig die öde Nichtigkeit versteckt. —

Und der Inhalt des Märchens? — Wer umschriebe ihn, wer mäße ihn aus! Wie die schöpferische Natur im Größten und Vollendetsten, wie im Kleinsten und scheinbar Einfachsten immer und immer wieder sich in höchster Vollkommenheit zeigt, gleichviel, ob es sich um ein Sonnensystem oder um ein nur nach Mikromen zu messendes Protozoon handelt, so ist dem Märchen nicht Gegenstand noch Maß noch Ziel gesetzt. Es ist im Kleinen groß und im Großen klein. Der eben leise sich erschließenden Blume der kindischen Einbildungskraft, die mühsam nach Form für einen langsam sich bildenden Inhalt ringt, verleiht es seinen entzückenden, das Herz der Alten bezaubernden Duft, jenen Hauch des Unbewußten, Ahnungsvollen, das der Schönheit entgegenträumt; und den kraftvoll erstarkten Baum übersät es mit Blüten, die der Frucht und Reife harren, und säuselt als weicher Lenzwind durch die aufschauernden Blätter, die dem Herbste entgegen welken.

Ungleich der Sage, welche nur eine eigenwüchsige Abart der Märe ist, bedarf die Märe nicht des Helden, nicht der Handlung, nicht der Verwickelung und Lösung. Frei waltet sie im Äther und spottet aller ästhetischen Gesetze; denn die Unsterbliche schwebt über allem Gesetz. Tatsächlich kennt beispielsweise das Märchen vom Schlaraffenland weder Helden noch Handlung; aber es ist trotzdem ein echtes und rechtes Märchen; und nicht bloß die Kinder „hören es gerne". Mit ungebundener Freiheit tummelt sich und scherzt unser Herzensliebling auf dem blühenden Gefilde der Einbildungskraft, auf dem es Blumen in endloser Fülle, aber keine abgezirkelten Beete gibt — und die strenge Anstandsdame, Ästhetik genannt, steht wider Willen lachend dabei und ringt die Hände und seufzt: „Ach, wenn das Kind nur mal was Vernünftiges tun wollte!"

Sieh! Da versteckt sich auch schon Tausendschönchen lachend hinterm nächsten Rosenbusch, und taucht wieder hervor als „Hans im Glücke" und tut wunder wie

ernsthaft; denn er hat den großen, ungeschickten Klumpen Goldes wirklich und wahrhaftig sauer genug verdient. — Und nun soll er die Last auch noch schleppen! Die Sonne brennt heiß und — bautz, da lieg! — — Kleiner Philosoph! O der lieben, ewig gültigen Weisheit, die dein kindisches Tun predigt!

Husch! ist das Märlein fort; aber schon taucht es wieder hervor als artiger Kobold, Übermut in jeder Falte des klugen Gesichtchens. Was gilt's? Wollen sehen, wer am tollsten und lustigsten von uns lügen kann, und der Meisterdieb soll sein, wer bei nachtschlafender Zeit dem Könige das Bettuch unterm Leibe wegstiehlt! Hört ihr, was die Vögel plaudern? Dort schleicht Meister Reineke herbei, und seine Weltklugheit steht in seltsamem Gegensatz zur Weisheit der Toren, die das Sonnenlicht in Fässern fangen wollen!

Was also ist der Inhalt? — Alles und nichts. Das Sinnige und Innige, das Tolle und Törichte, das Weise, das albern scheint, und das Alberne, das der Weisheit letzter Schluß ist; das Widerspruchsvollste, das bis in den Himmel hineinragende und das zur Fratze gewordene Heilige, Himmel und Hölle, Herrgott und Teufel mit seiner Großmutter, über deren Stammbaum nichts Näheres verlautet, der unlösliche Widerspruch, über den das deutsche Herz brütet, lacht, weint, bricht — — mit einem Worte: das deutsche Herz selbst, das ist es, was, scheinbar ohne Regel und Geschick, immer aber packend, rührend, erschütternd im deutschen Märchen zum deutschen Herzen spricht. Kein Volk der Welt macht uns das nach! Unser ist es — ein Kleinod, ein Spielzeug — ein lächerliches vielleicht, vielleicht aber auch ein ernsthaftes (ich weiß es nicht), was uns Deutschen die liebste, lichteste aller Elben, die je auf deutschem Boden wohnte, als Püppchen in die Wiege legte, uns seiner zu freuen, es zu herzen und zu küssen.

Nun sind wir der Wiege entwachsen, und halten unser Kinderspielzeug mit einem lachenden und einem weinenden Auge in unsern Händen; und ein stilles Träumen kommt über uns, und ein Wunsch quillt uns heiß aus dem Herzen auf und wir gedenken eines Wortes aus heiligem Munde:

„Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen!"



Bibliotheksnachrichten.



Wilhelm Bube: Die ländliche Volksbibliothek. Vierte stark erweiterte Auflage. Berlin. Trowitzsch & Sohn 1907. 208 S. Gr. 8°. Geh. 2,50 Mark, gebd. 3 Mk.

Wer die früheren Auflagen dieses Buches von der ersten an miterlebt und sein Werden verfolgt hat, wird sich beim Erscheinen der vierten herzlich freuen, wie aus dem kleinen, schwachen Bübchen sich allmählich ein gesunder kräftiger „Bube" entwickelt hat. Alles, was der Verfasser in dieser Schrift bietet, ist in eigener ehrlicher Arbeit gewonnen nnd aus eigener mannigfacher Erfahrung geschöpft und durch die Praxis bewährt. Mit praktischem Sinn verbindet sich bei ihm ein wahrer Bienenfleiß und echt deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, so daß man sein Buch — im Gegensatz zu manchem anderen Katalog 2c. — als einen absolut zuverlässigen Führer auf dem Gebiet des ländlichen und kleinstädtischen Volksbüchereiwesens bezeichnen darf, einen Führer, mit dessen Hülfe es auch dem Unerfahrensten und Vielbeschäftigtsten be gutem Willen möglich sein wird, ohne längeres Umhertappen die rechten Wege einzuschlagen zur Darbietung gesunder Geisteskost an unser Volk. Die weite Verbreitung des Bubeschen Werkes und die schnelle Folge seiner Auflagen bezeugen das so viel besser als Worte, daß man fast bitten muß, er möge das von einem alten Mitarbeiter gespendete Lob nicht übel aufnehmen.

Die „Winke für Bibliothekare auf dem Lande und solche, die es werden wollen", die — 12 Seiten umfassend — dem eigentlichen Musterkatalog voraufgehen, geben eine Reihe wertvoller Ratschläge zur Gründung und Verwaltung ländlicher Bibliotheken. Sie behandeln die Beschaffung der Geldmittel (Gemeinde-, Kirchen- und Sparkassen, Kreis, Oberpräsident), Veranstaltungen zu ihrer Ge-

winnung, Gesellschaften und Anstalten, die bei geringer Gegenleistung oder kostenlos Bücher gewähren, die Erweckung der Leselust durch Jugendbibliotheken, Lesevereine, und berühren kurz die Fragen der Organisation (Bibliotheksverbände, Kreisbibliotheken ꝛc.). Nicht die Gemeindebibliothek für jeden kleinen Ort, und noch weniger die Kreis-Wanderbibliothek, sondern die Kirchspielbibliothek scheint Bubes Ideal einer ländlichen Volksbibliothek zu sein, ein Urteil, dem alle Sachkundigen zustimmen werden. In den Fragen der Verwaltung (Vorstand, Bezugsquellen, Einbände, Aufstellung der Bibliothek, Anordnung der Bücher, Bücherausgabe und Buchführung) wird man im Einzelnen von dem Verfasser abweichen dürfen (die Unterbezeichnungen der fünf Gruppen, in die B. den ländlichen Bibliotheksbestand so schön und einfach teilen will, kommen mir z. B. überflüssig vor, ebenso die Führung von besonderen Zuwachslisten neben dem Hauptkatalog; überhaupt scheint mir des Schreibwerks für einen in seinem Hauptamt hinreichend beschäftigten Bibliothekar etwas viel), aber man merkt doch allem, auch den beigegebenen und probeweise ausgefüllten Formularen, den erfahrenen Sach- und Menschenkenner an.

Das Wertvollste an dem ganzen Buche ist der fast 140 Seiten umfassende und in der vorliegenden Auflage auf 900 Nummern erweiterte Musterkatalog, dem noch eine Reihe Spezialkataloge angehängt sind. Jedes einzelne der darin aufgeführten Bücher ist von B. gründlich geprüft und in ein paar kurzen Zeilen nach Inhalt, Sprache, Wert charakterisiert. Auflage, Seitenzahl, Verlag und Preis sind hinzugefügt, einfache, billigere Ausgaben desselben Buches, sowie solche mit künstlerischem Schmuck werden aufgeführt. Jedem Schriftsteller ist eine kurze Biographie und Charakteristik beigegeben. Alle diese Angaben sind von Auflage zu Auflage sorgfältiger geprüft und ergänzt, auch nach der buchhändlerischen Richtung hin, so daß das den früheren Auflagen der B.schen Schrift beigegebene Verlagsverzeichnis am Schlusse hat fortfallen dürfen. Dabei ist auch diesmal wieder unter den Büchern gesichtet, und vergriffene und überholte Werke sind durch andere ersetzt.

Von den 900 Bänden des Hauptkatalogs entfallen 630 (70 Proz.) auf die schöne Literatur, 90 (10 Proz.) auf Naturkunde und Landwirtschaft, 90 (10 Proz.) auf Geschichte und Biographie, 63 (7 Proz.) auf Länder und Völkerkunde, wobei auch unsere Marine und unsere Kolonien ihre — in künftigen Auflagen vielleicht noch zu vermehrende — Vertretung finden, 27 Bände (3 Proz.) auf Verschiedenes, Sammelwerke, Zeitschriften usw. Jeder der 5 Hauptabteilungen sind die Grundsätze für die Auswahl vorangestellt. Diese sind durchweg gesunde, nüchterne, praktische. Die für die Abteilung I (Schöne Literatur) maßgeblichen möchten wir jedem Volksbibliothekar in Stadt und Land zur Nachachtung empfehlen; gerade hier wird unendlich viel gesündigt. Der letzte — wir können sie leider nicht alle mitteilen — charakterisiert das ganze Bubesche Buch: „Der Grundzug der ländlichen Volksbibliothek soll Landfrische und ein gesundes deutsch-christliches Volkstum sein.“ Dem entspricht es, wenn B. in der Auswahl mit Vorliebe die Dorf- und Bauerngeschichten — sollte es nicht gerade für den Bauerngeschmack zu reichlich sein? — und die volkstümlichen Erzählungen berücksichtigt und im Anhang einen offenbar mit besonderer Liebe ausgearbeiteten 30 Seiten langen Sonderkatalog „Heimatbibliotheken“ gibt, der auf die Nummern des Hauptkatalogs hinweist und diese ergänzt. Es sind ja solche Kataloge der Heimatliteratur, nach den verschiedenen deutschen Landesteilen geordnet, bereits von anderer Seite herausgegeben. Auch wenn darin viel Wertloses mit aufgeführt ist, so ließe sich doch der B.sche Heimatkatalog auch bei Vermeidung des Wertlosen noch ergänzen. Bei der Provinz Hannover vermisse ich u. a. die v. d. Elbeschen Bücher, „Die Ricklinger“ und das leider wenig bekannte „Die Brüder Meyenburg“. Ferner Bernhardine Schulze-Smidt „In Moor und Marsch“ (in der Zeit der Freiheitskriege um St. Jürgen spielend), bei Braunschweig Bonnets „Im Banne des Löwen“.

Auch sonst wird man ja in der Einzelauswahl von dem Verfasser abweichen können: Die Sachen der Nathusius, die bei aller Vortrefflichkeit der Verfasserin doch ein recht einseitig-engherziges Christentum vertreten, würde ich gern entbehren, Berthold Auerbachs Bauerntypen haben mir immer den Eindruck der Unechtheit und des Salonbauerntums gemacht; dagegen vermisse ich Frenssens „Peter Moor“. Daß unter den 10—12 in

guten Uebersetzungen gebotenen Ausländern Walter Scott ganz weggelassen ist, bedauere ich; einiges von ihm (wie Ivanhoe, Quentin Durward) würde auch der Landmann gern lesen. Die Dialektschriften gehören der Vollständigkeit wegen in einen Musterkatalog der Heimatliteratur; ob man sie gerade auf dem Lande viel lesen wird, ist mir nach eigener Erfahrung zweifelhaft.

Doch das sind alles nur Einzelausstellungen und -Einwände, zum Teil auf persönlichem Geschmack und persönlichen Eindrücken beruhend, die den Wert des Buches nicht im entferntesten herabsetzen.

Ein dem Hauptkatalog angehängtes Verzeichnis von Sammelwerken soll dem Bibliothekar Material zur Erweiterung der Bibliothek an die Hand geben, nicht in dem Sinne, daß nun die Aufnahme ganzer Sammlungen in die Bücherei empfohlen und ein allgemeines Urteil darüber abgegeben werden soll, vielmehr bleibt die Einzelauswahl aus diesen kurz charakterisierten Sammlungen dem Bibliothekar überlassen. Das Gleiche wird von dem nachfolgenden Zeitschriften-Verzeichnis gelten.

Dagegen bietet die über 200 Nummern umfassende Sammlung billiger Bücher nur ausgesucht gutes Material, das für alle Verhältnisse paßt und gerade den Anfänger in den Stand setzt, zu verhältnismäßig geringem Preise eine gute Bücherei zusammenzustellen. Keines dieser Bücher, die zumeist der schönen Literatur, zum kleineren Teil verschiedenen Wissenschaftsgebieten angehören, überschreitet den Preis von 1 Mk.

Ganz kurz, nur nach den Nummern des Hauptkatalogs, sind eine Anzahl Sonderbibliotheken — Familienlektüre, Frauenlektüre, Humor, Kriegsgeschichten, Militärgeschichten, Seegeschichten — zusammengestellt, die es dem Bibliothekar erleichtern, etwaige Lücken in seiner Bibliothek festzustellen und auszufüllen.

Dankbar zu begrüßen ist das am Schlusse in dieser Auflage zum ersten Mal gebotene Autorenregister, das Aufschlagen und Uebersicht wesentlich erleichtert.

Für den Gebrauch des Katalogs ist es notwendig, die auf Seite 21 gegebenen Vorbemerkungen zu studieren; namentlich sei darauf aufmerksam gemacht, daß die gelesensten, für alle Bibliotheken empfohlenen Bücher durch Fettdruck der Nummern hervorgehoben sind, und daß das literarische Niveau bezw. die Leseschwierigkeit der Bücher durch vorgedruckte Sterne bezeichnet ist.

Das Buch sei allen ländlichen Volksbibliothekaren und denen, die es werden wollen, aufs Wärmste empfohlen, auch den Besitzern der dritten Auflage werden die Vorzüge der neuen vierten bald einleuchten. Dem überaus fleißigen Verfasser aber wünschen wir noch ein langes, gesegnetes Weiterarbeiten für das Volkswohl.

Apel-Nienburg.



Mitteilungen.



Den Lebensgang Kuno Fischers († am 4. Juli d. J.) zeichnet die „Tägl. Rundschau" (—e— in Nr. 156 vom 6. Juli) auf Grund neuen und bisher unveröffentlichten biographischen Stoffes nach:

„Ernst Kuno Berthold Fischer wurde geboren in Sandewalde in Schlesien am 23. Juli 1824 als Sohn des damaligen Pastors Karl Theodor Fischer und seiner Ehefrau Charlotte, geborenen von Corvin-Wiersbitzky. Der Vater Fischers, der aus Züllichau (Bezirk Frankfurt a. O.) stammte, war seit 1818 Pfarrer in Sandewalde. Er galt damals als ein besonders tüchtiger Redner, zu dessen Predigten regelmäßig auch zahlreiche Zuhörer aus anderen, entlegeneren Gemeinden sich einfanden. Hiernach scheint die glänzende Beredsamkeit Kuno Fischers ein väterliches Erbstück gewesen zu sein. . . .

Von Heidelberg aus hat Kuno Fischer seine glänzende Laufbahn angetreten. Hier war es, wo sich der junge Gelehrte, der in Halle seinen Studien obgelegen hatte, im Herbste 1850 habilitierte und eine Lehrtätigkeit eröffnete, die sofort eine große und mit jedem Semester sich mehrende Zahl von Zuhörern an ihn fesselte, namentlich waren seine Vorlesungen über Cartesius, Spinoza und Kant stark besucht.

„Ganz wohl erinnere ich mich noch" teilt Wilhelm Holtzmann dem Schreiber dieser Zeilen in einem Briefe mit, „des fabelhaften Aufsehens und gewaltigen Eindrucks, welchen das Auftreten dieses jüngsten Dozenten an der damaligen Universität machte. Wir waren verblüfft, als sähen wir ein Phänomen, hörten wir ein Orakel. Eine derartige Sicherheit und Wucht des zugleich lichtvollen und blendenden Vortrags war uns nie vorgekommen. Einige Jahre später glaubte ich bei Fischers Lehrer Erdmann zu Halle etwas Ähnliches zu finden; aber der Schüler hatte den Meister jedenfalls überholt. Als ich 1858 selbst Dozent wurde und über Schleiermacher las, erinnerte ich mich wieder der Vorträge über Spinoza und bemerkte zu meiner eigenen Verwunderung, wie tief und nachhaltig die eine Zeitlang von Sand bedeckten Spuren aus meiner ersten Studentenzeit sich erweisen sollten. Dafür bin ich meinem einstigen Lehrer und späteren Kollegen zeitlebens zu tiefstem Danke verpflichtet."

Aber schon 1853 fand diese Tätigkeit ein unerwartetes Ende, da die schwache und reaktionäre Regierung Fischer die Lehrerlaubnis entzog. Es hat mich tief ergriffen, als ich jene hochsinnigen Worte las, mit denen Großherzog Friedrich in seinem langen, ungemein herzlichen Schreiben an Fischer aus Anlaß seines 80. Geburtstages auf jene unglückselige Zeit zurückkam, und es ist nur zu bedauern, daß dieser herrliche Brief des groß denkenden Fürsten auf Fischers Wunsch hin unveröffentlicht bleiben soll. . . .

Nach seiner Verheiratung nach Heidelberg übergesiedelt, legte er in der unfreiwilligen Muße den Grund zu seinem Lebenswerk, der „Geschichte der neueren Philosophie". Die Bände über Spinoza, Leibniz und Bacon sind da entstanden. Damals lebte Fischer in der glücklichen Stille seiner Häuslichkeit, im freundschaftlichen Verkehr mit Männern wie D. Fr. Strauß und Gervinus. . . .

Als dann 1856 an Fischer die Berufung nach Jena kam, war es ein schwerer Abschied aus liebgewordenen, trauten Verhältnissen, aber für Fischer eine innere Notwendigkeit, ihm Folge zu leisten, zurückzukehren zur Lehrtätigkeit, die er selbst als seines Lebens innerstes Glück bezeichnet hat. In sechzehn reichen Jahren hat er der thüringischen Universität eine Bedeutung für die Philosophie gesichert, wie diese sie seit den Tagen Fichtes nicht mehr besessen hat. Von dort aus sandte er seine Werke über Kant und Fichte in die Welt. „Die Steine, die man Ihnen in den Weg warf", rief Strauß dem Freunde zu, „haben Sie zu Staffeln Ihres Emporsteigens zu machen gewußt. Sie sind von dem Zeuge gemacht, das weder biegt noch bricht, und an dem sich das Schicksal die alten wackligen Zähne ausbeißt."

Über diese Jenaer Zeit schreibt mir Bernh. Siegm. Schultze, Fischers Altersgenosse: „Als ich im Herbst 1858 hierher berufen wurde, hat mich von den Kollegen, in deren Kreis ich eintrat, vor allem gleich Kuno Fischer mächtig angezogen durch sein von Grund auf offenes Wesen und seine edle Denkweise. Wissenschaftlich waren nicht eben viel Berührungspunkte, denn spekulative Philosophie ist mir stets ziemlich fremd geblieben, aber in der Auffassung konkreter Dinge und menschlicher Situationen stimmte unser Urteil meist auffallend überein. Fischers Faust-Vorlesungen habe ich mit Hochgenuß gehört. Im geselligen Kreise, wenn er nach seinem Geschmack war, konnte Fischer reizenden Humor entfalten. In unverloschener Erinnerung stehen mir ein paar heitere Frühstücksgelage in meinem Junggesellenheim mit einigen älteren Kollegen, wo Fischer hinreißend von Humor sprudelte. Mein Junggesellentum war oft das Ziel seines Spottes. Als ich dann geheiratet hatte, wurde er Pate meines ältesten Sohnes und hat mir auf der Taufe eine brillante Rede gehalten. Nie hat ein Mißton unsere Freundschaft getrübt!" . . .

1872 wurde Fischer als Nachfolger Zellers nach Heidelberg zurückberufen, wo er über drei Jahrzehnte seine reichgesegnete Tätigkeit entfaltet hat. Wohl selten hat ein akademischer Lehrer auf dem Katheder solchen Einfluß ausgeübt wie Kuno Fischer. Das Lehren war ihm Notwendigkeit, Lebenskraft. Auch im persönlichen Verkehr hat man diesen Eindruck gehabt: erzieherisch, belehrend zu wirken, und durch die Reflexe des Eindrucks seiner Persönlichkeit selbst wieder angeregt, gehoben zu werden, das war für Fischer Bedürfnis. In seiner Lehrtätigkeit lagen die eigentlichen Wurzeln seines Wirkens.

„Auf dem Katheder," sagt einer seiner begabtesten und von ihm hochgeschätzten Schüler, „ist Kuno Fischer ganz er selbst, ein Herrscher des Wortes und ein Herrscher über den Gedanken. Selbst ganz erfüllt von den großen Gedanken, die seine Gegen-

stände bilden, weiß er stets auch seine Hörer hinzureißen und zu begeistern. Was er gibt, ist nicht die Darstellung des Lebens und der Lehre eines Philosophen; man sieht den Menschen in seiner ganzen Persönlichkeit vor sich erstehen, man verfolgt das Werden und Wachsen seiner Gedanken, man lernt sein System nicht kennen, man erlebt es vielmehr; und so auch, wenn er ein Kunstwerk schildert, glaubt man zu sehen, wie die Teile organisch sich zum Ganzen zusammenschließen. Selten ist das geistige Band, das den Lehrer mit seinen Hörern verknüpft, so innig gewesen, als dasjenige zwischen Kuno Fischer und seiner Hörerschaft. Aber dieses Verhältnis ist durchaus gegenseitig. Er selbst hat es oft ausgesprochen, daß die ständige Berührung mit der Jugend es sei, die jene Kräfte jung erhalte und daß er in dieser Wechselwirkung das höchste Glück des akademischen Lehrers erblicke. Wie er jede Vorlesung als ein Ereignis, jedes Semester als eine bedeutungsvolle Aufgabe ansah, so brachte er auch dem einzelnen ein liebevolles Interesse entgegen, für das ihm viele zeitlebens zu Dank verpflichtet sind. Wem das Glück zuteil wurde, ihn im persönlichen Umgang kennen zu lernen, der weiß, daß der Kern seines Wesens Güte und Wohlwollen ist. So hat er unermüdlich gewirkt durch mehr als hundert Semester, Generationen haben seinen Worten gelauscht und Tausende die bestimmenden Eindrücke von ihm empfangen. So ist er zu einer Macht in unserem geistigen Leben geworden. Was er vertritt, ist die Tradition jener Kultur, die am Anfang des 19. Jahrhunderts dem deutschen Volke seine großen Denker und Dichter geschaffen haben, und was er der deutschen Jugend ins Herz pflanzen will, ist die Achtung vor dieser Kultur und die Ehrfurcht vor dem Genie. So steht er in der Armseligkeit der Moderne da als der große Künder der erhabensten Zeit unseres Volkes. Über die Grenzen der Gegenwart schweift sein Blick hinaus in die Zukunft, und unbeirrt durch das Parteigetriebe des Tages sieht er, wie über die Kämpfe des 19. Jahrhunderts, die zur Bildung der Nationalstaaten geführt haben, jene beiden großen internationalen Mächte emporsteigen, deren Konflikt den gewaltigen Kampf der Zukunft bilden wird. Stets ist er ein aufrechter Vertreter freiheitlichen Geistes gewesen, und auch nach dieser Seite hin ist sein Einfluß auf die Jugend nicht hoch genug anzuschlagen. Der Mann, der dem deutschen Volke seinen Kant wiedergeschenkt hat, der in Wort und Schrift gewirkt hat, wie kein zweiter, darf jenes tiefsinnige Wort Goethes aussprechen:

> Die Zeit ist mein Gedanke,
> Mein Acker ist die Zeit!"

Über die literarische Tätigkeit Fischers zu schreiben, hieße Eulen nach Athen tragen. Sein monumentales Werk, die „Geschichte der neueren Philosophie" stellt eine Geistesarbeit dar, von der man es kaum zu fassen vermag, daß sie von einem einzigen geschaffen wurde — und daneben auf gleicher Höhe der „Faust" — der übrigen Schriften nicht zu gedenken. Der gewaltigen Macht seiner Sprache war sich Fischer voll bewußt, und wenn man ihm eine Freude machen wollte, so wies man auf seine schriftstellerische Tätigkeit hin. Er hat gerne und oft gerade in privaten Gesprächen sich mit Stolz einen deutschen Schriftsteller genannt. Über seine Philosophie kann man das Goethewort schreiben „bewundert viel und viel gescholten" — ebenso wie über sein Leben. Es hat ihm an persönlichen Feinden nicht gefehlt und bitter hat er sich z. B. noch Ostern 1902 in einem Brief aus Baden-Baden darüber beklagt, daß wieder, wie schon so oft, „zwei über alle Maßen irrsinnige Schmähbriefe" ihm zugegangen waren. Aber er wußte auch, daß den Großen der Zeit, die auf der Höhe des Lebens stehen, der Neider folgt, der mit scheelem Blick das ihm selbst Unerreichbare verfolgt, und so hat sich auch Kuno Fischer an das Wort gehalten, das Friedrich der Große einmal an Voltaire schrieb: „Ich bin ein gutes Postpferd geworden, das sich nichts mehr kümmert um die Kläffer, die ihm auf der Straße begegnen."

Kuno Fischer war von Anfang an eine volle, zielbewußte, harmonisch in sich abgeschlossene Persönlichkeit. Er war da und war Kuno Fischer.

„Ich erinnere mich noch heute," so schrieb einmal Wilhelm Wundt in einem Brief, „mit Freuden so mannigfacher anregender Stunden, die ich im persönlichen Verkehr mit Fischer erlebt habe. Die Verehrung für Fischer, der ich oft und gerne Ausdruck gegeben habe, gründet sich in erster Linie auf die genußreiche Lektüre seiner Werke, in zweiter auf persönliche Eindrücke und Gespräche, die sich aber leider nicht mehr festhalten lassen."

Nun er dahingegangen, trauert um ihn die ganze gebildete Welt. Aber sein Name wird für immer eingegraben bleiben in den Annalen der Wissenschaft, wie noch lange unter den Zeitgenossen das Andenken dieser gewaltigen Persönlichkeit sich erhalten wird. Wer ihm persönlich nahegestanden hat, weiß, wie wahr das Wort ist, das er – bei seinem letzten öffentlichen Auftreten – in der Rede an den Großherzog von Baden beim Universitätsjubiläum August 1903 gesprochen hat: „Große Geister sind große Wohltaten, die Beschäftigung mit ihnen ist ein unfehlbares Heilmittel gegen die kleinen und schlechten Objekte, die nicht aufhören lästig zu sein."

Etwas über modernen Wandschmuck. In dem Gedichte „Der Sommertag" von Detlev von Liliencron heißt es:

An der Wand die Bilder: Ein Wasserfall;
Von der Säule das goldene Kalb schlägt Lassalle
In tausend Trümmer mit wuchtigen Hieben,
Ein Vorderhuf nur noch war stehen geblieben.
Ein gütiges, greises Kaisergesicht,
Daneben im Rahmen ein Glückwunschgedicht.

Der Dichter schreibt dies von dem Zimmer einer armen Näherin. Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir diese Verse aber auch auf den Bilderschmuck besser bemittelter Stände anwenden; ja, wir dürfen dann den Worten etwas mehr Zorn zu Grunde legen, da diese Kreise sehr häufig aus Gleichgültigkeit und unnütz angewandter Sparsamkeit die Wände in solch trostlosem Zustande lassen. Der miserable Oeldruck ist es namentlich, der in allen möglichen Formen und Größen die Wände verunziert. Als Milderungsgrund könnte höchstens in Betracht gezogen werden, daß die Ansprüche auf guten Zimmerschmuck in früheren Jahren überhaupt sehr niedrig geschraubt, dann aber auch die Preise für wirklich gediegenen Bildschmuck so hoch waren, daß nur die Wenigsten an eine durchgreifende Besserung denken konnten.

Heute jedoch, da die Kunst alle Seiten menschlicher Betätigung durchrinnen soll, hat man sich auch der Frage des künstlerischen Wandschmucks mit erhöhtem Interesse zugewandt. Man darf sagen, daß heute auch der mindest Bemittelte imstande ist, sein Zimmer mit wirklich künstlerischen Bildern zu zieren, und daß uns die Wände somit zum Gradmesser der künstlerischen Erziehung seines Bewohners werden.

Treten wir jedoch der Sache näher und stellen wir zunächst fest, welche **Anforderungen wir an ein gutes Wandbild erheben.**

Die deutsche Kunst wurzelt in der Volksseele, im Gemüt; wir müssen also verlangen, daß die für das deutsche Zimmer bestimmten Bilder einen **seelischen Inhalt** besitzen, daß sie weniger Glanzleistungen äußerlicher Technik sind, sondern daß sie der deutschen Landschaftsseele entquollen sind oder deutsches Leben und Weben wiederspiegeln.

Es muß ferner eine gewisse Kraft der Darstellung von ihnen ausgehen, welche die Raumtiefen des Zimmers beherrscht. Das Bild darf seinen schmückenden Charakter auch in einer Entfernung von 5–6 Metern nicht verlieren. Sehr feine, dünne Zeichnungen, die nur die Umrisse charakteristisch wiedergeben, sagen uns durch die Tiefe eines Zimmers hindurch nichts. Wir vernehmen ihre feine Sprache nicht mehr. Die Wand würde an der Stelle für uns tot sein. In der Mappe, in der Hand eines richtigen Beschauers mögen sie Worte und Werte gewinnen. Als Wandschmuck aber lasse man sie unberücksichtigt.

Die dritte Forderuug wäre an den Gegenstand des Bildes zu stellen, an seine Auffassung, Verarbeitung, und schließlich auch reproduktive Wiedergabe. Wir sind heute, da sich auch die bedeutendsten Maler in den Dienst der Bewegung gestellt haben, nicht mehr an abgegriffene und verbrauchte Bildstoffe dilettantischer Handwerksmeister oder Maler von untergeordneter Bedeutung gebunden. Wir erwarten von neuzeitlichen Bildern, daß sie uns neuzeitliches Leben geben, keine Süßlichkeiten und Plattheiten. Die Bilder müssen uns von der Eigenart des Künstlers erzählen, nicht seines Meisters oder seiner Schule, der er anhängt. Und endlich – und dies sei eine Hauptforderung – stellen wir die Bedingung einer guten, künstlerischen Wiedergabe, die uns die Feinheiten des Originals und seine Werte nicht verdeckt oder verschleiert, sondern in annähernder Originaltreue wiedergibt.

Vor allem haben wir dem Karlsruher Künstlerbunde den ersten wirklich untadelhaften Bildschmuck neuerer Zeit zu verdanken. Er bediente sich, auf Thomas Anregung, der seine Drucke selbst im Verlage von Breitkopf & Härtel veröffentlichte, einer fast vergessenen Technik, der Lithographie (Steindruck), der sich bisher fast durchweg nur die handwerksmäßigen Vervielfertiger eines Bildwerks bedient hatten, wobei von der originalen Schönheit des Vorbildes, und war die Lithographie noch so peinlich-genau und sauber hergestellt, natürlich immer ein gut Teil verloren ging. Die Idee des Künstlers ging nicht mehr von Seele zu Seele, der Handwerker stand dazwischen und vermittelte mit mehr oder weniger Feingefühl. — Die Bildwerke der Karlsruher Künstler waren aber als Originale eben schon Steinzeichnungen, die der Künstler selbst auf den Stein gezeichnet, zu deren Vervielfältigung er selbst die Farben bestimmt und den Druck überwacht hatte. So ward jeder Abzug der Originalplatte selbst wieder Original. — Immerhin aber waren diese Bilder, die je 10—30 Mk. kosteten, für den Bürger noch zu teuer, und seine Stube wartete immer noch des guten Schmucks.

Da machten denn Voigtländer und Teubner den Anfang und brachten diese Steinzeichnungen in Größe von 41 mal 30 cm oder von 100 mal 70 cm zum Preise von 2,50 Mk. bis 6 Mk. in den Handel. Nun folgten auch bald andere Firmen, so daß uns heute eine stattliche Auswahl zur Verfügung steht.

Es sei hier gestattet, auf einige Blätter der Firmen Teubner, Voigtländer, Breitkopf & Härtel, Fischer & Franke hinzuweisen. Aus dem Voigtländerschen Verlage seien hervorgehoben: „Morgenrot“ von R. Haug, das uns drei Reiter in der Frühe eines anbrechenden Tages vorführt. Bange Schwere und wehmutvolle Ahnung durchzittern das Bild, das in dünnen, zurücktretenden Farben gehalten ist und auch koloristisch vortrefflich die seelenmatte, ängstigende Stimmung wiedergibt, von der die drei Krieger befallen sind. — Kräftiger gehalten in Ton und figürlicher Darstellung ist „Eiserne Wehr“ von Angelo Jank. Ein geharnischter Reiterzug auf starkknochigen Pferden wacht auf einer vorgelagerten Kuppe, welche die tiefer im Tal gelegene kleine Festung beherrscht. Dekorativ ist gerade dieses Bild von starker Wirkung. — Anmutiger gehalten ist „Altes Schloß in Bregenz“ von Paul von Ravenstein, das sowohl durch die sanfte Harmonie seiner Farben wirkt, als auch durch den eigenartigen Stimmungszauber, wie er namentlich alten Schlössern und Burgen entströmt, und der auch hier vortrefflich zur Geltung kommt. — Weniger getroffen scheint mir das „Abendlied“ von Oskar Graf-Freiburg, das uns die Stimmung des alten, Geige spielenden Mannes mehr erraten läßt, als daß sie uns aus dem landschaftlichen Hintergrunde zufließt. — Ganz ausgezeichnet ist dagegen „Pappeln im Sturm“ von Gustav Kampmann, der mit einfachen Mitteln und wenigen Tönen und in ungemein stark dekorativer Weise die unheilschwangre Schwüle eines Gewittersturmes festgehalten hat.

Aus den jüngsten Erscheinungen hebe ich besonders hervor: „Erntesegen“ von Gustav Kampmann. Die ganze ungeheure Segensfülle eines weiten Feldes, auf dem das gelbe Korn in zahllosen Stiegen steht, hat der Maler geschickt in den Rahmen seines Bildes gebracht. Es ist etwas düsterer, weniger sonnig-freudig als sein berühmtes „Wogendes Kornfeld“, doch von ähnlicher packender Gewalt. Drei köstliche, in zarten Tönen gehaltene kleinere Bildchen „Am Parktor“ von Georg Lebrecht, „Verschneite Fluren“ von Anton Glück und „Eichen im Schnee“ von R. A. Jaumann seien dann noch besonders hervorgehoben. Sie beweisen namentlich, daß die Steinzeichnung auch in matter, weniger kräftiger Farbengebung schöne Stimmungen wiederzugeben vermag, was anfangs vielfach bezweifelt wurde.

Aus dem Teubnerschen Verlage liegen mir folgende Bilder vor. „Die Sonn' erwacht“ von Hans von Volkmann. Dies Bild hatte ich mehrfach rühmen hören und war darum sehr erstaunt, als es mich bei der ersten Durchsicht der Bilder fast völlig unberührt ließ. So ließ ich es in verschiedenen Stimmungen und an verschiedenen Tagen wieder auf mich wirken, und ich fühlte dann ein wachsendes fesselndes Interesse. Jetzt ist es mir eins der liebsten unter denen, die ich besitze. Nun glühen die Bergesrücken in wieder ausströmendem Sonnenlichte, und ein Leuchten hüllt das anscheinend so eintönige graue Bild ein; der Chor der jubilierenden Englein über der aufgehenden Sonne singt sein Reigenlied in die Schönheit der Morgenfülle. Recht zum Wand-

schmuck geeignet sind dann die kleineren Wandbilder des Verlags: Marie Ortlieb: „Herbstluft“; H. v. Volkmann: „Herbst in der Eifel“; Franz Hein: „Das Tal“; Walter Strich-Chapell: „Blühende Kastanien“ Hermann Petzer: „Am Stadttor“; Adolf Luntz: „Altes Städtchen.“ Es ist mir unmöglich, an dieser Stelle auf jedes der einzelnen Bilder einzugehen; wem aber Raum zu einem der größeren Bilder fehlt, der greife unbedenklich zu einem der hier aufgeführten. Es ist keins darunter, das ich nicht aus vollster Überzeugung empfehlen könnte. Gerade von diesen kleineren Wandbildern verspreche ich mir als Wandschmuck sehr viel, da sie auch bei näherer Betrachtung nicht verlieren, ihr koloristischer Gehalt aber auch auf weitere Entfernung hin die Wandfläche wohl zu beherrschen vermag und dem beobachtenden Auge Linien- und Flächenwirkung in gleich stimmungsreicher Weise vermittelt. Nur kurz sei noch gesagt, daß „Herbst in der Eifel“, „Das Tal“ und „Am Stadttor“ besonders durch geschickte Farbenbehandlung, die übrigen drei mehr durch den in sie gebannten Stimmungsreichtum wirken. Bemerkt sei auch, daß Teubner neuerdings ganz kleine Steinzeichnungen zu je 1 Mk. in den Handel bringt. Eins der mir vorliegenden Blättchen von Biese: „Verschneit“ faßt zwar glücklich die winterliche Stimmung in ihren Rahmen; im großen und ganzen aber halte ich die Herstellung solch kleiner Blätter nicht für vorteilhaft; die lithographische Technik verlangt Raum zu breiter und kräftiger Gestaltung und läßt sich nur schwer in ein kleines Feld zusammendrängen.

Künstler-Steinzeichnungen unter dem Namen Zeitgenössische Künstlerblätter, Serien von je 10 Blättern verschiedener Künstler, unter ihnen Thoma, Volkmann, Klinger, Steinhausen, gibt Breitkopf & Härtel heraus. Der Preis für jedes dieser Blätter ist auf 2 Mk. festgesetzt. Es sind dies teils einfarbige, teils mehrfarbige Blätter. Vorzüglich sind namentlich die des deutschen Thoma, wie „Großmutter und Kind“, „Heilige Familie“. Auch die Personen des letzten Bildes tragen durchaus deutsche Gesichtszüge und sind in den Vordergrund einer deutschen Landschaft gesetzt. Die „Märchenerzählerin“, ebenfalls von Thoma, ist in Situation und Gesichtsausdruck gut getroffen, auch ist der verträumte und jugendlich-versehnte Ausdruck im Gesichte des lauschenden Knaben glücklich wiedergegeben. Freunden Thomascher Kunst sei dann noch die letzte Thoma-Serie warm empfohlen, aus der „Waldtal“, „Am Weiher“, „Ruhe auf der Flucht“ und „Berglandschaft“ durch große Stimmungskraft und gehaltvolle Schönheit hervortreten.

Die Bilder Thomas atmen deutsche Seele, sie sind von einem starken Deutschtum durchtränkt, das sie wohltätig von anderen Blättern desselben Verlags, z. B. denen Sascha Schneiders, abhebt. Die Zeichnungen dieses Künstlers möchte ich lieber der Mappe überweisen. Sie sind zu reflexionsreich, zu verstandesmäßig aufgefaßt, als daß sie einem geruhigen Beschauer wohltun könnten. Eine verbindende Linie von Bildseele zur Menschenseele läßt sich in den seltensten Fällen ziehen. Doch mögen sie dem Kunstfreunde und Kenner namentlich schöner körperlicher Linien wohl etwas sagen, vorzüglich in rein technischer Beziehung. Aber in das deutsche Zimmer möchte ich diese Bilder nicht hineintragen. Mit desto freudigerem Herzen kann ich die Kinderfriese dieser Firma empfehlen, namentlich den „Frühlingsreigen“ von H. v. Volkmann. Es ist ein ganz entzückendes helles und freudiges Bild: Tanzende, sommerselige Kinder unter blühenden Bäumen. Das Bild wird Sonne und Glanz in das Kinderzimmer hineintragen und auch als fortlaufender Fries wohl ein ganzes Zimmer mit Sommerstimmung zu füllen vermögen. Ich wüßte keinen besseren Wandschmuck für die Kinderstube. — Ein gewaltiger, rein technischer Fortschritt besteht zwischen den ersten Blättern dieses Verlags und den letzten Ausgaben Fischer & Frankes. Namentlich haben die Künstler dieser Blätter auch die Schwierigkeiten der Tonübergänge wohl zu überwinden gewußt. Die Ausführung einzelner (von Ernst Liebermann), wie „Der Mai ist gekommen“, „Und abends im Städtchen“, „Die Lore am Tore“, „Droben stehet die Kapelle“, und dann die beiden wundervollen „Am Brunnen vor dem Tore“ und „Guter Mond“ kann ich mir garnicht schöner denken. Aber man begeht eigentlich ein Unrecht, aus diesen 15 Blättern, denen je ein Volksliedervers zu Grunde liegt, einige herauszugreifen, da sie alle in vorzüglichster Weise den Stimmungswerten des Liedes angepaßt sind, und ein mehr oder

minder Gefallen sich bei gleicher künstlerischer Auffassung allein nach den individuellen Gefallen des Beschauers richtet. Diese Blätter kosten je 4 Mk. Von den größeren Steinzeichnungen nenne ich noch die beiden Herbststimmungen Heinrich Ottos „Kloster Maria Laach" und „Ziehende Heerde", die als Gegenstücke gedacht sind und eine Leuchtkraft, Glut und Wärme ausströmen in einer Fülle, wie sie mir noch bei keiner Lithographie begegnet ist; und dabei wirkt die Farbengebung durchaus nicht übertrieben. Überhaupt zeichnen sich die Blätter Fischer & Frankes durch einen ungemein hellen und freudigen Ton aus. Von den letzten Ausgaben hebe ich noch „Nur am Rhein will ich leben" von Ernst Nikutowski, „Die Hirtin" von Wilhelm Schacht-München und das großzügige „Weiden" von Meyer-Basel hervor. Bei doch weit verschiedener technischer Bearbeitung, die namentlich zwischen dem etwas verwaschenen stilisierten Bilde von Nikutowski und dem peinlich sauber gearbeiteten von Schacht hervortritt, möchte ich doch diese drei Bilder für die bis jetzt besten Erzeugnisse der Steinkunst halten. Doch der Aufzählungen genug! Denn der Vorzüge und Schönheiten sind so viele, daß man sie fast bei jedem Bilde dieser Verleger findet. Aus allen Steindrucken aber sprechen die Originalität und die Idee des Künstlers so ursprünglich und rein, daß sich niemand dem Eindruck der Bilder ganz verschließen kann. Und sie sind so farbenfroh, so einfach, die dargestellten Motive dem naiven Volksempfinden so angepaßt, daß sie ihren Weg in die Bürgerstube finden müssen. Ob uns die Künstler in die norddeutsche Heide oder in die Region der Hochalpen versetzen, ob sie uns ein stilles schwäbisches Städtchen oder das Getriebe einer Eißengießerei vorführen, immer fesseln sie durch ihre einfache, ich möchte sagen volkstümliche Technik und durch die stille, unaufdringliche Größe der Auffassung, die aus allen Bildern spricht und unsere Seele nicht unberührt läßt. Jedenfalls haben die Künstler den Beweis erbracht, daß in der deutschen Erde und in der deutschen Volksseele die Urkraft aller deutschen Kunst steckt, und daß nicht nur in Italienfahrten das Heil der Künstler und ihre Fortbildung beruht. Und jedem, dem daran gelegen ist, billige, gute Originalwerke, prächtige, farbenedle Bilder in seine Wohnräume zu hängen, die ihm diese lieb und traut machen und ihm etwas von dem unendlichen Reichtum seiner Heimat, etwas von der der freien Sonnennatur in seine dunkle Stadtstube bringen sollen, der lasse sich von den betreffenden Firmen Prospekte und Kataloge kommen.

Neben diesen farbenfrohen Bildern seien auch die Kunstwartunternehmungen nicht vergessen. Besonders sei der Vorzugsdrucke gedacht. Mir liegen zur Einsicht vor: von Rembrandt: das Hundertguldenblatt (4 Mk.), die drei Bäume (3 Mk.), die Nachtwache (5 Mk.); von Tizian: die Überredung zur Liebe (5 Mk.) und von Ludwig Richter: Im Juni und Brautzug im Frühling (je 6 Mk.) Diese Bilder sind in einer Feinheit und Vollendung wiedergegeben und von solch vornehmer schöner Wirkung, daß die Preise für die Blätter geradezu lächerlich erscheinen. Ich muß gestehen, daß manche Schönheiten dieser Bilder mir erst beim sorgfältigen und vertieften Anblick dieser sauberen Drucke offenbar wurden. Ich hatte mehrfach Gelegenheit, sie mit teureren Ausgaben anderer Verleger zu vergleichen; die Kunstwartblätter brauchen sich trotz ihres billigen Preises nicht zu schämen. — Dann aber sei auch noch der bescheideneren Drucke dieses Verlags und derer von Fischer & Franke gedacht. Ich denke da an die „Meisterblätter" der ersten Firma und die „Hauptblätter graphischer Kunst des 15. bis 18. Jahrhunderts" und die „Kupferstiche und Radierungen alter Meister" des letzteren Verlags. Der Preis eines solchen Blattes beträgt nur 25 Pf. Sie vermögen, recht ausgesucht und an den rechten Platz gehängt, wohl Gehalt genug auszuströmen, Wand und Zimmer zu beherrschen. Man mache nur einen kleinen Versuch mit den Holzschnitten Dürers, die bei beiden Verlegern zu haben sind. Ihre kräftige, ja monumentale und exakte und reine Linienführung verliert auch im Rahmen nicht. Gerade Dürer, der so tief in der Volksseele wurzelt, wie kein zweiter Maler, dessen Kunst gelegentlich als „das Rückgrat deutscher Kunst" bezeichnet worden ist, wünsche ich in tausend und abertausend Blättern verbreitet. Seine Schnitte geben dem Volke, was es sucht und erhofft: Greifbare Gestalten, Symbolik, Gegenständliches und zeitgemäße Typen. Doch wollen wir auch der Blätter anderer Künstler nicht vergessen, namentlich nicht Schwinds, Richters, Holbeins,

Rethels, von denen ebenfalls Blätter in diesen Sammlungen zu haben sind. Wo aber die Linienführung des Blattes zu fein und zart ist, als daß dieses als Wandschmuck Verwendung finden könnte, da tue man es in die Mappe und erfreue sich in stillen Stunden seiner unaufdringlichen, leisen Feinheiten. Besonders möchte ich den Lesern die Meisterblätter des Kunstwarts (Callwey-München) empfehlen; sie sind in einer technischen Vollendung wiedergegeben worden, die bei Beachtung des billigen Preises verblüffend wirkt und sich nur aus dem Vorhandensein einer eigens zu diesem Zwecke gegründeten Stiftung erklären läßt. Nach Art der Meisterbilder sind auch die Reproduktionen der Künstlermappen, die das Bedeutendste derjenigen unserer Maler vereinigen, „die berufen sind, mit uns und in uns wahrhaft zu leben." Wir finden da in guten und billigen Ausgaben: Böcklin, Dürer, Millet, Preller (3 Mappen), Rembrandt, Rethel, Ludwig Richter (2), Schwind (7), Steinhausen (2), Albert Welti und Meunier. Für kleinere Zimmer und Erker ließe sich aus diesen Mappen wohl Geeignetes aussuchen. Zu empfehlen wären dann die Wechselrahmen des Verlags. Wem aber diese billigen Blätter noch zu teuer sind, der greife zu den „Modernen Flugblättern" Breitkopf & Härtels, die nur 10 Pf. kosten, aber einzelne wunderschöne Stücke bergen, die, schlicht und geschmackvoll gerahmt, wohl Heimatrecht in der Wohnstube genießen dürften, wie beispiesweise die Zeichnung von J. V. Cissarz: „Es waren zwei Königskinder" oder diejenigen Hans Thomas: „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod" und „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht", oder so manche der übrigen Zeichnungen, die in ihrer kräftigen, naiven Darstellung vielfach an die Holzschnitte des Mittelalters gemahnen.

Nun wir aber endlich guten Wandschmuck besitzen, läßt sich hoffen, daß auch allenthalben ernst gemacht wird, mit der Talmikunst unserer Stubenbilder aufzuräumen, damit echte, frohe und ewige Kunst in unsere Wohnräume einziehe, daran wir uns erfreuen und erbauen können.

Und wer ein nur etwas empfängliches Gemüt hat, in dem wird ein Sehnen erwachen, aus dem Dunkel herauszukommen, das seine Seele umlagerte, dessen Herz wird sich den stummen, aber eindringlichen Lehren dieser Bilder öffnen, der wird ihren Bildworten lauschen:

Geht hinaus in die freie Natur, betrachtet eure Täler und Höhen, eure stillen Winkel und Gassen, eure träumerischen Heiden und einsamen Felder, beobachtet den Bauer hinterm Pfluge, den Säemann, der da still und ernst über die Felder schreitet, geht der Sonne entgegen, wenn sie ihr Frührot über die Berge gießt, lernt einmal wieder das heimatliche Leben genießen, und ihr werdet der Schönheiten und Bilder so viele entdecken, daß eure Seele trunken wird in reiner, großer Freude. Laßt einmal nur die weite Größe eines ernteschweren, goldenen Roggenfeldes in Euch aufgehen, badet in dem schimmernden, satten Glanze eure Seelen rein von allen Schlacken, und golden wird in euch aufblühen, was jedes unserer Blätter euch verkündet: Die Liebe zur Heimat.

Ehe jedoch ein Bild seinen Erzieherberuf solchermaßen ausüben kann, ist noch mancherlei nötig. Dazu genügt nicht allein der Kauf des Bildes, und daß man es getrost nach Hause trage. Doch sei hiermit der Anfang gemacht. Geschmack und Kunstsinn des Besitzers wird sich nun in einer passenden Rahmung offenbaren müssen. In früheren Jahren überließ man diese den Händlern und legte auf Form und Farbe wenig Gewicht. Der durchgebildete Geschmack der Neuzeit hat auch hier bessernd durchgegriffen. Der Rahmen hat ja offenbar den Zweck, die Welt des Bildes zu begrenzen und von der Außenwelt abzusondern; also wird man am vorteilhaftesten eine Rahmenfarbe wählen, die in dem Bilde nicht vorkommt, da nur dann die Abgrenzung eine deutliche und sichtbare wird. Sehr beliebt sind aus dem Grunde schmale Goldrähmchen, da die wenigsten Bilder Gold aufweisen und dieses vornehm und vorteilhaft abschließt. Doch sei man in diesem Falle sparsam und wähle keine allzu breiten Leisten; sie sind unfein und protzenhaft. Die Firma Teubner hat zu ihren Bildern passend gefärbte Rahmenleisten herstellen lassen, die harmonisch zum Grundton der Steinzeichnung getönt sind. — Jedenfalls sind die Rahmen als geradezu unkünstlerisch zu verwerfen, die unbeholfen und plump die Bildwelt auf dem Rahmen fortführen. Etwas anderes ist es, wenn Thoma und andere zu ihren Bildern eigene Rahmen entworfen und mit symbolischen Zeichen geschmückt haben, so daß Bild

und Rahmen einen wohltuenden Zweiklang ergeben. Solche Rahmen gibt Voigtländer zahlreichen Lithographien bei. — Zur feinen Bildwirkung trägt des weiteren ein bescheidener unaufdringlicher Hintergrund sehr bei. Also trete die Tapete in Farbe und Linienführung achtsam zurück; wo ihre schmückenden Wirkungen allein aber stark genug sind, da beeinträchtige man sie nicht durch die stimmungzerstörende Wirkung eines weiteren Schmuckes. Man beachte doch immer, daß unsere Zimmer einen Teil unseres Innenlebens wiederspiegeln, daß sie Bekenntnisse sind. Man verzichte also da auf einen Schmuck, wo er unangebracht ist, denn jede Geschmacklosigkeit fällt auf ihren Urheber zurück.

Ist das Bild nun glücklich gerahmt und hat man nach bestem Wissen und Gewissen die Zimmerwände bestimmt, die durch den Bildschmuck gewinnen, so kommt das schwierige Geschäft des Aufhängens, das zur Berechnung einer vollendeten Wirkung ungemein viel Feingefühl und Kunstsinn voraussetzt. Man hüte sich vor allen Dingen, die Bilder wahllos aufzuhängen. Das schönste Bild würde dadurch verlieren können. Es kommt durchaus nicht darauf an, möglichst viel an die Wand zu hängen, sondern das Wenige geschmackvoll zu verteilen. So kann ich beispielsweise die schöne Wirkung eines einzeln hängenden Bildes durch die eventuelle Nachbarschaft von Zukömmlingen sehr beeinträchtigen, ja aufheben. Auch achte man ja auf die verbleibenden Wandflächen, die ja doch durch die Bilder in mehrere Felder zerrissen werden. Diese dürfen nie den Eindruck in dem Beschauer erwecken, als sei ihnen durch die Bilder Gewalt angetan worden. Es müssen ruhige Flächen verbleiben, ohne verletzende Ein- und Ausschnitte.

Dies alles erfordert natürlich viel Mühe, viel sorgsames Abwägen und Probieren. Der Erfolg aber wird nicht ausbleiben, von unsern Wänden wird ein melodischer Akkord ausgehen, hervorgerufen durch die harmonischen Klangwirkungen der Tapete, des Rahmens und des Bildes. Es wird ein Gefühl der Beruhigung und des Stolzes in uns aufsteigen; der Beruhigung, zur künstlerischen Ausschmückung der Wand getan zu haben, was in unsern Kräften lag, und des Stolzes, sie jedem scharfen Auge zeigen zu können, ohne innerlich erröten zu müssen. Denn die Wände sind die Verräter ihrer Herren. Sie sagen uns, wie es in den Seelen ihrer Bewohner ausschaut, ob in ihnen Lust und Liebe zu Himmel und Erde, zu Leben und Stille wohnt. Sie verkünden uns die Geistesrichtung und das Ideenleben der Besitzer; sie haben einen stummen, aber beredten Mund, der zum unerbittlichen Ankläger, aber auch zum weisen Lobredner werden kann. Wir bieten unsern künstlerischen Ruf, unsere Geschmacksbildung jedem Besucher offensichtlich dar. Uns selbst ist es anheimgestellt, ihm eine gute oder schlechte Meinung von uns mit auf den Weg zu geben!

Daß ich schließe: Ich habe natürlich das Thema nicht erschöpfend behandeln, sondern nur andeutende Handreichungen geben können. Umsomehr würde es mich freuen, in den Lesern das Verlangen nach einer durchgreifenden Umgestaltung ihres Wandschmuckes hervorgerufen zu haben. Ein Aufsatz in diesen bescheidenen Grenzen muß sich daran genügen lassen, fördernd und weckend zu wirken. —

Wilhelm Lennemann.

Auch eine Literaturgeschichte. Unter diesem Titel hat die N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung den in der Juninummer des Eckart erschienenen Aufsatz Dr. Karl Reuschels „Literaturgeschichten, wie sie nicht sein sollen" und eine Arbeit Heinrich Falkenbergs „Wie man Literaturgeschichte schreibt und Inferiorität züchtet" in einer Broschüre zusammengefaßt. In diesem Hefte wird Wert und Unwert der „Neubearbeitung und Fortsetzung" der Vilmarschen Geschichte der deutschen Nationalliteratur durch Prof. Dr. Karl Macke im Vergleich zu der Original-Ausgabe mit der Fortsetzung Adolf Sterns unter verschiedenem Gesichtspunkte eingehend untersucht. Der Verlag stellt die Broschüre Interessenten kostenfrei zur Verfügung.

Heinrich Hansjakob feiert am 19. Aug. seinen 70. Geburtstag. Max Ettlinger schreibt dazu im „Kunstwart" (H. 22):

„Kein höheres Lob weiß Heinrich Hansjakob für die prächtigen Schwarzwäldergestalten, deren er so viele mit spürsicherem Blick erfaßt und mit raschem Griffel aufgezeichnet hat, als es der Seppe-Toni in der Erzählungsfolge „Waldleute" von ihm erhält: Der habe „während eines halben Jahrhunderts jene wunderbare Origi-

nalität entwickelt, um derentwillen er nicht unbeschrien versinken darf in die herkömmliche Vergessenheit". Und mitten unter alle diese Originale stellt Hansjakob sich selbst, als nicht das Geringste unter ihnen; denn er will seine Bücher nicht machen „wie ein Schreiner seine Kasten und Komoden", sondern er will „auch dabei und darin sein", und der jeweilige Held der Erzählung gibt ihm nach eigener Erklärung oft nur die Form ab, in die er seine Gedanken und „Bosheiten" hineinschreibt. So muß er sich's denn trotz des oft betonten Verzichts auf rein literarische Würdigung an der siebzigsten Wiederkehr des Tages, da der kleine „Becke-Philipple von Hasle" erstmals die Welt beschrie, gefallen lassen, auch seinerseits als ein rechtes und echtes schriftstellerisches Original nicht ganz unbeschrien davonzukommen.

Was versteht eigentlich Hansjakob unter den „Originalen", die er seinen Lesern bekannt und lieb machen will? Sind es Sonderlinge, die durch ihre Abweichung von der gewöhnlichen Menschenart die Aufmerksamkeit auf sich lenken, und deren außergewöhnliche Lebensläufte wir mit Staunen, Schaudern und Entzücken verfolgen? Dies gewiß nicht. Originale, das sind nach Hansjakobs Begriff echte, wurzelfeste Menschen, deren Art und Schicksal sich gemäß ihren natürlichen Anlagen und Lebensbedingungen entfaltet hat, die stark und aufrecht emporgewachsen sind, wie die Tannen des Schwarzwalds. Manche ästhetisierenden Neudenker unsrer Tage reden lobpreisend von einem „Stile des Lebens"; dieser Begriff deckt sich ungefähr mit dem, was der katholische Priester Hansjakob als die „stille Größe des Landvolkes" bewundert und verteidigt; denn er hat dieses Ideal unter seinen Landsleuten im Kinzigtal und seinen Pfarrkindern am Bodensee als lebenswirklich erkannt und sieht es gefährdet durch alle jene verändernden und zunächst verfälschenden und verkrüppelnden Einflüsse, die er unter dem Gesamtnamen „Kultur" brandmarkt und mißachtet. Hansjakobs zürnende Anklage der Kultur, die sich bei seiner Einsicht in die Unabwendbarkeit der wirtschaftlichen und technischen Umwälzungen immer mehr zum Kulturpessimismus verdichtet, ist nicht so sehr Weheruf des Sittenrichters, als Groll des Künstlers, dem man die Modelle verdirbt...

Wenn man Hansjakob schon einen Realisten nennen will, der ein Stück Wirklichkeit durch sein Temperament gesehen schildert, so muß man das Temperament recht stark betonen. Das Schreiben ist bei ihm überhaupt Temperamentsache, er zählt sich selbst zu den „Sanguinikern, die es von Natur aus drängt, andern mitzuteilen, was in ihrem unruhigen Kopfe vorgeht". Und diesem Mitteilungsdrang gibt er sich rückhaltslos hin, macht nirgends ein Hehl aus seinem Lieben und Hassen, seinen Überzeugungen und Widersprüchen. Hansjakobs überzeugte Liebe gibt sich am schönsten und klarsten in dem kund, was er gestaltet; seinem Trutzgeist läßt er freien Lauf in den eingestreuten „Schlenkerern" gegen uniformierende Stadt- und Maschinenkultur, „Humanitätsdusel" und „Schuldressur" und den obersten aller Teufel, die Bureaukratie. Nicht gar so schlimm steht es mit seinem Groll gegen die „Wibervölker", denn in seinen Erzählungen spielen die Frauen nicht selten die edlere Rolle. Überhaupt fühlt man bei allem zornigen Auftrutzen — und selbst sein positivstes Fühlen und Denken als katholischer Priester und süddeutscher Demokrat äußert sich manchmal in Formen, die den Unterschied von andrer Leute Meinung recht augenfällig hervorkehren —, spürt man bei allem derben und groben Dreinfahren die tiefe Ehrlichkeit und treue Sorge allerwegen als eigentlichsten Beweggrund. Gerade dies mag ihm weit über den Kreis seiner Gesinnungsgenossen, die bei Gelegenheit auch ihr Teil hören müssen, so viele Leser und Freunde gewonnen haben. Und noch ein gewichtiger Rechtfertigungsgrund steht ihm zur Seite. In Hansjakobs schriftstellerischem Temperament ist ein Wesensgrundzug der Humor, und darum eines seiner Hauptarbeitsmittel die Aufweisung der Widersprüche. Er selbst betont es als seine Absicht, „das menschliche Erhabene im kleinen" aufzuweisen, die stille Bescheidenheit ans helle Licht zu ziehen; wer aber dermaßen das Echte vom Unechten scheiden will, der darf sich auch nicht scheuen, manche angemaßte Größe zu ducken und vorlauten Schreiern über den Mund zu fahren. Humor und Freimut gehen immer Hand in Hand, und Humoristen dürfen, ohne daß man's ihnen verdenkt, ein gut Teil grob sein, die schwäbischen zumal. Hansjakobs Humor ist ein ganzer, ihm fehlt auch nicht die wehmütige Seite, die in Tränen lächeln läßt; gerade in seine besten Schöpfungen ist ein tragischer Zug verwoben."

Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 13.



Jahrgang 1906/7 Nr. 12. September

Ein Gruß an Wilhelm Raabe.

Von Heinrich Spiero.

Am 18. April 1827 legte Goethe seinem Eckermann, um ihn „zum Nachtisch noch mit etwas Gutem zu traktieren", eine Landschaft von Rubens vor. Er ließ Eckermann zunächst sagen, was er auf dem Blatt sähe, fand die Beschreibung der Einzelheiten vollständig, fragte dann aber weiter, von welcher Seite der dargestellte Vorgang beleuchtet wäre. Und da entdeckte Eckermann überrascht, daß das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten käme, „welches aber ja gegen alle Natur sei."

„Das ist eben der Punkt", erwiederte Goethe mit einigem Lächeln. „Das ist es, wodurch Rubens sich groß erweist und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiste über der Natur steht und sie seinen höhern Zwecken gemäß traktiert." „Der Künstler", fuhr Goethe fort, „muß freilich die Natur im einzelnen treu und fromm nachbilden, er darf in dem Knochenbau und der Lage von Sehnen und Muskeln eines Tieres nicht willkürlich ändern, sodaß dadurch der eigentümliche Charakter verletzt würde. Denn das hieße die Natur vernichten. Allein in den höheren Regionen des künstlerischen Verfahrens, wodurch ein Bild zum eigentlichen Bilde wird, hat er ein freieres Spiel, und er darf hier sogar zu Fiktionen schreiten, wie Rubens in dieser Landschaft mit dem doppelten Lichte getan. Der Künstler hat zur Natur ein zwiefaches Verhältnis, er ist ihr Herr und ihr Sklave zugleich. Er ist ihr Sklave, insofern er mit irdischen Mitteln wirken muß, um verstanden zu werden; ihr Herr aber, insofern er diese irdischen Mittel seinen höheren Intensionen unterwirft und ihnen dienstbar macht. Der Künstler will zur Welt durch ein Ganzes sprechen; dieses Ganze aber findet er nicht in der Natur, sondern es ist die Frucht seines eigenen Geistes oder, wenn Sie wollen, des Anwehens eines befruchtenden göttlichen Odems." –

Diese tiefen und längerem Nachdenken erst sich ganz erschließenden Worte gelten dem Künstler schlechthin, wenn sie auch gelegentlich eines Gemäldes fallen. Recht um jeden Zweifel über die beabsichtigte Gemeingültigkeit auszuschließen, bestätigt Goethe auf Eckermanns Frage, daß ähnlich kühne Züge auch in der Literatur zu finden seien. Goethe hat mit diesen Maximen das Prinzip des Naturalismus als berechtigt hingestellt — für einen Teil künstlerischen Schaffens. Er hat aber zugleich dem Dichter die volle Herrschaft über die Natur zurückgegeben als eine Bedingung, ohne die er das Höchste, „ein Ganzes", nicht erreicht. Die erste große literarische Bewegung in Deutschland seit jenem Jahre 1827, der Realismus, hat diese Erkenntnisse durch eine Reihe von Meisterwerken wieder in Leben umgesetzt. Und keiner von seinen Erzählern hat die Ewigkeit dieser einem Meisterleben gleichsam als reife Frucht entsprossenen Wahrheit stärker erwiesen als Wilhelm Raabe. Er ist unter den Meistern jener Zeit, die uns erst im Rückblick als eine zusammenhängende Kette erscheinen, der jüngste, der einzige noch lebende und vielleicht — der am meisten geliebte.

Die wunderbare Mischung von untrüglichen Beobachtungen des Kleinen und Unscheinbaren mit dem tiefen und weiten Blick für die Welt ist es ja, was alle Werke Raabes so lebendig, so zeitlos wirksam gemacht hat. Die Zeit, in der seine größeren Meisterwerke spielen (also etwa „Abu Telfan", „Der Schüdderump", „Der Hungerpastor", „Die Akten des Vogelsangs", „Alte Nester", „Die Leute aus dem Walde", um nur diese zu nennen) ist längst vorbei, für uns Junge vollends vergangen, wie der ganze Deutsche Bund. Aber heute wagt doch wohl keiner mehr zu sagen, Raabe wäre eben nur der Historiker jener engen Zeit und ihrer alten Nester, deren größtes das Berlin der Sperlingsgasse und der Musikantengasse („Leute aus dem Walde") war. Nein, Raabes Bücher sind keine Zeitromane, sondern, um mir ein Bartelssches Wort wiederholt zu eigen zu machen, Naturromane. Weil Raabe, wie jeder wirklich souveräne Dichter, bei aller Treue und Andacht zum Kleinen die Gabe hat, im Großen das Anwehen jenes befruchtenden göttlichen Odems fühlen zu lassen — deshalb sind diese Geschichten aus den mittleren Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts unvergängliche Chroniken menschlicher Herzen geworden. Naturromane also in dem Sinne, daß die fortdauernden, vom Zeitgeist unabhängigen Gestaltungen des Innern die Hauptsache bleiben gegenüber dem Mittel, wie Goethes vergessener Ausdruck für „Milieu" lautete. Zugleich aber Naturromane, weil bei ihrer Schöpfung der Dichter die Ganzheit hinzutat, die nach Goethes Worten in der Natur nicht zu finden ist und ohne die wir doch die „unendliche" Natur nicht zu fassen vermögen, nicht wiederzuerkennen glauben. Religion und Erinnerung können uns dieselben Wege führen. Sie lehren uns die staubigen Wege des Alltags „im Ganzen" sehen und führen uns, wie es in der Schrift heißt, in die Klarheit, die aber nicht die Nüchternheit des Alltags ist. In jeder gehobenen Stunde des Daseins ist uns das die Natur, nicht die Anschauung jeder Tagesminute.

Und ebenso weist uns Raabes Realismus im Gegensatz zum Naturalismus diese höheren Zusammenhänge, diese ewigen Werte, ohne die wir uns ein Weltbild nicht zu schaffen vermögen. So kehrt das scheinbar Paradoxe in sich zurück. Der Dichter, nicht nur Sklave der Natur, sondern, wenns gilt, ihr Herr, lehrt uns die Natur größer begreifen, als sie selbst es lehren kann.

Um solche Wirkung zu üben, mußte Raabe eines können: weise wählen. „Alter Peter, es ist wirklich eine Kunst, eine Nuß, die man knackte und hohl fand, wegzuwerfen und seine Meinung nicht darüber zu verhehlen; denn die Welt verlangt das Gegenteil und verlangt, daß man gut von ihren tauben Nüssen rede, sie für voll nehme und ihren Kern lobe.“ („Frau Salome.“) Mit gewohnter Drastik hat Meister Wilhelmus diesen Grundsatz da unter Anderm einmal ausgesprochen. Und er hat ein andermal gesagt: „Wer wahrhaft vornehm ist, hat immer Respekt, wo er hingehört, der Pöbel nicht.“ („Die Innerste.“) Vor seinen Gestalten aber, vor denen, die aus tiefen Augen ins Leben schauen und mit geprüften Herzen das Leben tragen, haben wir Respekt, müssen ihn haben. Denn Raabe versteht es, ihn uns beizubringen. Man verfolge das einmal an sich selbst gegenüber dem Kreistierarzt a. D. Schnarrwergk im „Laren“ oder den Insassen und Freunden des Armenhauses im „Schüdderump.“ Zunächst treten da scheinbar verwachsene, schnurrige Figuren auf, man möchte, besonders als Neuling in Raabe, fast ihrer lachen. Und staunend — jubelnd — die Lippen beißend vor verhaltenem Schluchzen, steigt man mit ihnen die Höhen und Tiefen ihres Lebens hinauf und hinab und schließt Freundschaft mit Menschen, die einem für alle Zeit näher bleiben als mancher, mit dem wir täglich Salz und Brot teilen. Eines der größten Beispiele für diese Kunst ist der Ritter von Glaubigern im „Schüdderump“, der aus einem stark verschrobenen alten Herrn ein unvergeßlicher Mensch von stiller Heldengröße wird.

Immer wieder wirft Wilhelm Raabe die tauben Nüsse fort, die doch Frau Welt für volle genommen wünscht; immer wieder wird ihm der Stein, den die Bauleute verwarfen, zum Eckstein.

Da steigen sie auf, all die seltsamen Gestalten eines überreichen Lebenswerks: die Base Schlotterbeck, der Meister Unwirrsch und der Ohm Grünebaum des „Hungerpastors“, die Jane Warwolf des „Schüdderumps“, der Magister Buchius vom „Odfeld“, ein Meisterwurf vor vielen, der Vetter Just der „Alten Nester“ und der Apotheker Kristeller im „Wilden Mann“, die zarte Pastorsschwester Phoebe der „Unruhigen Gäste“ und all die vielen aus „Abu Telfan“, der Rittmeisterin Grünhage zu Wanza an der Wipper ja nicht zu vergessen. Und dann jene „verlorenen Söhne“, wie Velten Andres vom Vogelsang, jene heißen Herzen, denen erst im Tode Ruhe wird. Und diesen Velten Andres machte ein Mann aktenkundig, der im siebenten Jahrzehnt seines schweren, bis dahin an Anerkennung und Dank armen Lebens stand.

Heute freilich, da der „Eckart“ am 76. Geburtstag bei Wilhelm Raabe einkehren will, darf ich diesen Dichter den geliebtesten unter seinen Alters- und Kunstgenossen nennen. Ich tue das mit vollem Bewußtsein und nehme gleich die Tatsache für mich in Anspruch, daß gerade unser „Eckart“ sein erstes Jahr nicht vollenden wollte, ohne Wilhelm Raabes ganz besonders zu gedenken. Aber ich weiß auch, daß Raabe nie zu den beliebtesten Poeten zählen wird. Er wird nie die Verbreitung etwa Scheffels erlangen, von reinen Modeschriftstellern ganz zu schweigen, er war auch nie so volkstümlich wie Fritz Reuter und wurde nie so viel gelesen, ja verschlungen, wie Auerbach oder Spielhagen – aber er hat all diese heut schon in der dauernden Schätzung überholt und wird von Jahr zu Jahr mehr erkannt werden und erkannt werden müssen als der größte Erzähler Deutschlands im ganzen neunzehnten Jahrhundert, Keller nicht ausgenommen. Raabe hat nicht nur, nach Adolf Sterns Wort, eigene Maßstäbe für das deutsche Leben, und zwar, wie ich hinzufüge, für das ganze deutsche Leben, sondern er hat die Maßstäbe, die wir heute brauchen und hoffentlich noch lange brauchen werden. Bei keinem unter seinen und unsern Zeitgenossen mehr als bei ihm prägt sich jener deutsche Doppelzug aus, den er zum Leitwort eines seiner schönsten Bücher nahm: jenes in die Gassen und nach den Sternen Blicken. Wenn uns Deutsche der Blick in die Gasse, das tätige Angreifen bei jeder ernsten menschlichen Tätigkeit bewahren soll vor dem Streben ins Blaue, das uns zu aller Welt Narren gemacht hat, so muß das Aufschauen zu ewigem Leuchten uns behüten vor dem reinen Amerikanismus und der skrupellosen Sensationssucht, die über alle Grenzen bricht. Raabe hat, und das wollen wir ihm nicht vergessen, früh schon in seinen Dichtungen Deutsche zu kraftvoller Arbeit nach Südafrika geschickt, hat prophetisch schon 1863 Japans Weltstellung vorausgesagt und Europa in jener Zeit des alten Bundestags, da Bismarcks Wirken zur Reife ging, darauf hingewiesen, daß einst im Stillen Ozean die Flagge der Zukunft entfaltet werden würde. Aber Wilhelm Raabe hat auch geschrieben: „Es ist doch der höchste Genuß auf Erden, deutsch zu verstehen!“ („Eulenpfingsten.“) Deutsch verstehen aber lernen wir so recht aus Raabes größten Werken. Wenn wir einmal die „Drei Federn“, den „Hungerpastor“, „Abu Telfan“ und den „Schüdderump“ allein als eine Tetralogie herausnehmen – dann finden wir bei uns in Deutschland kein Seitenstück zu so großer und so ganz deutscher Kunst.

Freilich, gerade diese Bücher wurden von den „weitesten Kreisen“ bei ihrem Erscheinen verschmäht.

Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit – (Das letzte Recht)

solche Erkenntnis pflegt nicht die Menge anzuziehen. Und wenn man sagt, daß Alles, was Dauer hat, in der Stille wird und wächst, wie Raabe das

oft betont hat, so geht der große Troß wohl an solchem Poeten vorüber. „Das Publikum nimmt es niemals übel, wenn man ein schlechtes Buch schreibt; wenn man ein gutes schreibt, das nimmt es einem übel", hat Raabe einmal zu mir gesagt. Und mit einem Unterton von Bitterkeit hat er schlimmere Erfahrungen durchklingen lassen in den ersten Sätzen von „Ein Geheimnis", wo er von den Leuten spricht, die törichter Weise selbst Geschichten erfinden und mit Recht öffentlicher Mißachtung anheimfallen, „wenn sie ihr leichtfertig Handwerk nicht ins Große treiben und was man nennt große Dichter werden."

„Was man nennt, große Dichter." Wilhelm Raabe lächelt vielleicht fein und listig, wie so oft, wenn er sich nun wieder und wieder so genannt sieht. Wir könnens ihm nicht ersparen. Immer noch sind nur seine minder ragenden Werke Eigentum der Menge, auch da dem Absatz gefälliger Zu-Munde-Redner nicht vergleichbar. Aber eine immer größer werdende Zahl ernster Menschen umfaßt die Größe seines eigentlichen Lebenswerks als einen Stamm neu sprießender Kräfte vollen Lebens, das aus deutscher Seele kommt. Raabeverehrer kennen sich schnell untereinander heraus, bilden etwas wie einen Orden, der gerade die besten aufzunehmen strebt, und empfinden sich dem Dichter in engerer Weise verbunden als allen andern. Und darum nenne ich ihn den am meisten geliebten. Sein Lachen verhallt nicht, sein Humor verraucht nicht, seine Gestalten leben mit uns, wie sie mit ihm lebten.

Und so denn zum Schluß: Dank Dir, Wilhelm Raabe, für alle Spenden Deiner Kunst, für jeden Blick, den Du uns in Dein Herz tun ließest. Heil Dir, der im engen, niedersächsischen Bezirk weltweite und weltweise Dinge schuf, in alle Jahre! „Und du sollst ein Segen sein!"

Wilhelm Raabe und die Kleiderseller.

Von Wilhelm Brandes (Wolfenbüttel).

I.

Wo immer in diesen letzten Jahrzehnten, zumal seit den Jubiläumstagen von 1901 und 1906, von Wilhelm Raabe, seinem Leben und Wesen in seiner alten Stadt Braunschweig berichtet ist in Schrift und Druck, da hat wohl selten die Bemerkung gefehlt, daß er seine abendliche Erholung in dem Kreise der „Kleiderseller" zu suchen pflege. Und je nach dem Wissen und der persönlichen Erfahrung des Erzählers erhielt dabei der Kreis sein schmückendes Beiwort, als etwa der „fröhliche" oder der „wunderbare" oder der „getreue" oder auch der „trunkfeste". Jede dieser Bezeichnungen und einige dergleichen mehr stimmen zur Sache; die Kleiderseller selbst aber benennen sich seit lange mit dem schönen Charakteristikum der „ehrlichen", und diesem Selbstruhmestitel gemäß will im Folgenden Einer, der länger als ein Vierteljahrhundert zu ihnen gehört, von der Vereinigung Bericht geben und von dem, was Wilhelm Raabe wirklich darin gesucht und gefunden hat.

Ein phantasiebegabtes und philologisch geschultes Mitglied der Gemeinde hat einst in ihrem Auftrage eine Urgeschichte der Kleiderseller geschrieben und darin ihren Ursprung bis tief ins hellenische Altertum zurückverfolgt. Da sind die „Seller", wie der gekürzte Name lautet, mit dem sie sich mund- und versgerecht zu nennen lieben, nichts anderes und nichts geringeres, als die Nachfahren jener Σελλοὶ ἀνιπτόποδες χαμαιεῦναι, die nach Homer in grauer Vorzeit das uralte Zeusheiligtum von Dodona umwohnten und als ὑποφῆται des Gottes aus dem Wipfelrauschen seiner Eichen sich und andern seinen Willen in Gegenwart und Zukunft deuteten. Der Historiker knüpft daran manche feine und tiefsinnige Betrachtung über das Fortleben dieser Beschäftigung und jener eigentümlichen Gewohnheiten bis auf unsere Zeit und weiß auch sonst allerhand erstaunliche Übereinstimmungen zwischen Ahnen und Enkeln ausfindig zu machen, wie nur je ein Mann, der seinen Familienstammbaum mit kühnen Konstruktionen auf Moses oder Wittekind zurückführt. Allein die oben belobte Ehrlichkeit zwingt uns, von dieser schönen Phantasie rund drittehalbtausend Jahre abzuziehen und die Anfänge der Kleiderseller zu Braunschweig auf das Jahr 1859 zu verschieben.

Damals nämlich besann sich die gute Stadt darauf, daß sie nach gern und gläubig angenommener Überlieferung demnächst auf ein tausendjähriges Bestehen zurückblicken könne. Sie rüstete also für 1861 eine großartige „Jubelfeier" und erkannte in der Vorbereitung und noch mehr in der Stimmung des stolzen Festes selber die Ehrenpflicht, die Denkmäler und Überbleibsel ihrer Vergangenheit zu bleibendem Gedächtnis zu sammeln. Urkunden und Chroniken wurden zusammengetragen und mit ihrer Veröffentlichung begonnen; zugleich aber gab ein eifriger Lokalpatriot und fleißiger Schöngeist, der wackere Dr. Karl Schiller — derselbe, dessen langjährigen Bemühungen man das Rietschelsche Lessingdenkmal verdankt — die Anregung, ein städtisches Museum zu schaffen. Er gründete zu diesem Zwecke eine zwanglose Vereinigung Gleichgesinnter, die es sich zur Aufgabe machten, Kunst- und Kulturdokumente der heimischen Vergangenheit, Bilder, Münzen, Schriften, Geräte aller Art in öffentlichem und privatem Besitz aufzuspüren und, wenn nötig für Geld, meist aber für gute Worte zu erwerben, was in jener unhistorischen und gegen solchen „Kram und Trödel" gleichgültigen Zeit ohne Schwierigkeit geschah. Die so gesammelten Schätze füllen heute die weiten Räume eines prächtigen Neubaues und gehören zu den wirklichen Sehenswürdigkeiten der Welfenstadt. Weil aber jedes Ding einen Namen haben will und die Sammler bei ihrer Tätigkeit den Trödlern ins Handwerk zu pfuschen schienen, so nannte man sie scherzweise und nannten sie sich selber mit dem Namen, den damals in Braunschweig und wohl auch sonst in Niedersachsen die Althändler führten, „Kleiderseller" — von demselben Wort, das auch im Englischen to sell und in Zusammensetzungen wie bookseller noch erhalten ist. Die wirklichen Althändler erfuhren von der Konkurrenz zuerst, als Schiller durch ein Inserat

in den „Anzeigen“ eine Versammlung der „Kleiderseller zu Braunschweig“ auf den und den Tag im Restaurant zum „Gieseler“ anberaumte. An diesem Tage sollen dann die echten und die falschen Trödler zu beiderseitiger Verwunderung einander gegenüber gesessen haben, bis die zünftigen den „ehrlichen“ brummend das Feld räumten.

Bis in den Anfang der siebziger Jahre behielt der Kreis seine ursprüngliche, nur auf das allgemeine Interesse an Stadt- und Landesgeschichte erweiterte Bestimmung und Bedeutung. Er war damals sehr zahlreich, und ich erinnere mich noch aus meiner Primanerzeit um 1870, daß die ehrwürdige Versammlung an ihren Nachmittagen den langen Saal jenes Lokals an langer Tafel füllte. Bald danach aber geriet sie in Abnahme: führende Männer starben daraus hinweg, andere zogen fort, wie Wilhelm Roßmann nach Dresden, die streng historisch Gerichteten aber fanden in dem neuen Zweigverein des Harzgeschichtsvereins eine Stätte, auch in Schrift und Druck zu wirken, und so blieb schließlich nur eine engere Gruppe zusammen, die allgemach ganz andere Ziele verfolgte und den alten Namen mit neuem Sinn erfüllte. Als ich im Winter 1881 zum ersten Mal die Gesellschaft aufsuchte, saßen wir selbfünft in einer stillen Ecke des „Gieselers“, und die Stunde, in der man kam und ging, war eine erheblich spätere geworden. Unter den vier Männern aber, die diesmal den alten Namen vertraten, saß der, um deswillen ich gekommen war, Wilhelm Raabe.

Bald nachdem er im Sommer 1870 in die Heimat zurückgekehrt und im besten Schwabenalter aus einem Stuttgarter Metöken ein Braunschweiger Vollbürger geworden war, hatte ihn ein Nachbar und neugewonnener Freund vom „Krähenfelde“, der nahezu gleichaltrige Stadtarchivar Hänselmann, bei den Kleidersellern eingeführt. Seitdem hatte er ein Jahrzehnt alle Phasen der Verwandlung der Gesellschaft, ihre Wanderung von einer Stätte zur andern — selbst bei „Wurste-Bartels“ Hinter den lieben Frauen hatten sie zeitweilig Unterstand gesucht — ihren äußerlichen Niedergang und ihre innere Erhöhung getreulich mitgemacht und zu dem, was Neues sich aus der alten Trödlergemeinde entpuppt hatte, selber sein gutes, ja wohl das beste Teil beigetragen. Was dies Neue war, das will ich mit seiner Erlaubnis ihn selber sagen lassen wörtlich, wie er es am 13. September 1881 bei der nur in dieser heimatlichen Enge begangenen Feier seines fünfzigsten Geburtstages von einem „Gedenkzettel in Sedez“, den er „aus der Brusttasche zog“, vorgelesen hat:

„Liebe Herren und Freunde! Sie haben mir eine große Ehre angetan und eine große Freude gemacht. Ich nehme Beides an; aber für uns alle heute Abend.

Eine Tatsache ist es, daß ich immer noch derselbe ausgezeichnete Redner bin, als welchen Sie mich bei so hundertfachen angenehmen und unangenehmen Gelegenheiten kennen gelernt haben und zu würdigen wußten. Nehmen Sie es heute also schriftlich, was ich Ihnen zu sagen habe!

Wohl hat mir unser, in dieser Hinsicht ganz besonders kompetenter guter Freund Rincklake dann und wann ein Schandmaul zugeschoben (wo das an mir sitzt, weiß ich nicht); aber eines weiß ich, daß ich immerdar seit mehr denn zehn Jahren mit jedem Körper- und Seelenteil zu dem eisernen Bestande dieses wunderbaren Kleidersellertisches gehört habe und unbewegt über gute und böse Perioden, über Ebbe und Flut mit der unerschütterlichen Gewißheit: Wir bleiben! hingesehen habe.

* * *

Ob wir heute zu zwanzig oder dreißig zu Tische sitzen, oder morgen zu drei – es ist gleichgültig: Wir sind da. Wir haben in Uns alles, was es möglich macht, dann und wann (in unserm besondern Falle wenigstens alle Woche einmal!) einen gesunden Atemzug zu tun. Und rundum sind Nägel genug an der Wand vorhanden, um jedwede Kappe daran aufzuhängen.

Es hat wohl schon mancher die seinige genommen mit dem besten Willen wegzugehen und wegzubleiben; aber möglich gemacht hat er's nicht. Er ist wiedergekommen, und wir haben nicht einmal danach hingesehen, wenn er seine Kappe von neuem aufhing.

So muß es sein unter auserwählten Männern und wahren Menschen!

Meine lieben Herren und Freunde; wir können uns nicht anders wollen, als wir sind; und entbehren können wir einander garnicht. So wollen wir bleiben, wie wir sein müssen: bescheiden und frech, still und großschnauzig, kurz so bunt wie möglich.

Unter uns hat keiner vor dem andern etwas voraus. Was gelten uns Jahre? Kennen wir nicht! wir sind alle Eines Alters! – Schöne, höfliche, löbliche Eigenschaften? Wir wissen alle, wo uns der alte Adam zu enge ist und stellenweise aus den Nähten geht! – Was gehen uns Amt und Würden an? Wir sind alle des nämlichen Ranges und wissen uns allesamt mit demselben buntscheckigten Fell überzogen! – Geld tut es garnicht unter uns! — Wir sind die Leute, die frei durchgehen durch die Philisterwelt, und holen wir uns einmal Einen von uns besonders heraus (wie heute Abend), um unser Mütchen an ihm zu kühlen und das an ihm zu feiern, was man draußen im Philistertum ein Jubiläum nennt, so geschieht auch das immer sub specie aeternitatis, nämlich der Aeternität der treuen, unverwüstlichen Genossenschaft der Kleiderseller zu Braunschweig. Wir begehen nur Gesamtfeste, und der einzelne Trödelhändler hat sich einfach ruhig gefallen zu lassen, was man zufällig mit ihm vornimmt!

In diesem Sinne einzig und allein lasse auch ich mir ruhig gefallen, was man heute Abend mit mir anfängt, denn in diesem Sinne wird die Kleidersellerei blühen und immerdar gedeihen. Unter allen Umständen und irdischen Zufälligkeiten: wie heute, wo der Kreis voll geschlossen ist, so wenn morgen Einer allein am Tische sitzt, auf den zweiten wartet und von dem endlich auch noch hereinsickernden Dritten das melancholische Wort hört: „Also das sind nun die Trümmer dieser schönen Welt!"

Liebe Freunde, an dem Abend, in der Mitternacht, wann Einer von uns wirklich allein sitzen bleibt, sich als Einzelner fühlend, und ihm der Trunk im Glase absteht – dann sieht es schlimm aus in dieser alten Stadt Braunschweig. Es steht schlecht um die Kneipe darin! Und hätte sie, die Stadt, ihre jetzige Bevölkerung verdoppelt und verzehnfacht, sie wäre doch ein ödes Nest. Ohim und Zihim möchten sie vollauf bevölkern und in ihr tanzen, aber sie wäre kein Aufenthalt mehr für einen anständigen, wirklichen Menschen. Es wäre ein Trödel wohl geblieben, aber die, welche immer mit dem Trödel Bescheid wußten, wären nicht mehr vorhanden. Abgestanden wäre alles mit dem letzten Rest in dem letzten Glase des letzten Kleidersellers.

So, liebe Freunde, in dem Sinne, daß unter uns allewege jeder das Ganze darstellt und die Gesamtheit den Einzelnen, lebe der Kleiderseller in saecula saeculorum – hoch!"

Was der Kleidersellerjubilar von 1881 seiner Zunft als das ihr Eigentümliche und Bleibende nachrühmt und anwünscht, das wiederholte er zwanzig Jahre später, als am Tage nach der glänzenden siebzigsten Geburtstagsfeier, an der diesmal das ganze literarische Deutschland teilgenommen, wiederum der engere Kreis mit werten Gästen von draußen sich in der alten Sellerherberge zum „Grünen Jäger" zusammengetan hatte, – wiederholte es mit denselben Worten und hatte auch jetzt nichts davon ab- und nichts hinzuzutun: „So waren wir, so sind wir, so bleiben wir!"

Wer aber in Wilhelm Raabes Dichtung heimisch ist, der erkennt, wie der Redner in diese Gemeinschaft sein Ideal einer geselligen Vereinigung freier und denkender Männer deutscher Art hineinsieht und hineinzutragen bemüht ist. „Frei durchgehen!" Wir erinnern uns der Stelle aus dem „Deutschen Adel", die eben da steht, wo uns der Dichter zu den guten Gesellen in „Butzemanns Keller" führt: „Frei durchgehen! Ist das nicht das größte Wort, das in diesem in Stricken und Banden liegenden Menschenleben gesprochen werden kann? Ja wohl, sie rühmen sich ihrer Selbständigkeit in allen Gassen, die armen Kinder der Erde; wenn ihnen das Glück gut ist, dürfen sie ihre Ketten vergoldet der Sonne entgegenhalten: bei den lachenden Göttern, wer geht frei durch? Niemand anders als derjenige, welcher Glück hat beim Schmuggel nach Avalun, der auf Seitenpfaden sich durch die Waldwildnis zwängt und geduckt bei Nacht über die Heide schleicht." Raabes Kleiderseller sind eben die, die „alles in sich haben, dann und wann" die Bedingungen und Hemmungen, die Unterschiede und Werte, Ketten und Gold dieses sogenannten wirklichen Lebens zu suspendieren und rein als Menschen unter sich „einen gesunden Atemzug zu tun". Andere Völker und andere Zeiten haben wohl ihren „Schmuggel nach Avalun auf Seitenpfaden" in andern Formen betrieben. Es ist aber nun einmal hergebrachte deutsche Art, die Art eines Volkes, dessen „Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum zieht" und dessen „hohe Männer" sogar alle ein wenig „aus

Nippenburg kommen", dies gern gesellig an einem langen oder runden Tische zu tun und mit einem guten Trunk zur Hand, der wahrlich nicht Zweck und ebensowenig Mittel ihrer Weltflucht ins freie Menschentum ist, wohl aber ein dazu einstimmendes Akzidens, das übrigens ebendarum bei keinem heiligen und keinem profanen Seelenmahle der Weltgeschichte je gefehlt hat. Item, mit dem oder ohne das, das Wesentliche bleibt in allen dergleichen Gemeinschaften, sofern sie echt sind, daß der Einzelne das Sehnen hat, aus der Enge herauszukommen, und zugleich den guten Willen, das „Ich, den dunkeln Despoten" in sich abzusetzen und – was schwerer ist – auch lachenden Mutes von andern absetzen zu lassen. Dabei „wetzet ein Mann den andern", wie ein Messer das andere, aber das Ergebnis ist keine schneidende Schärfe, sondern nur die klare Objektivität im Denken und Empfinden, die uns aus der schlimmsten, der eigenen Gefangenschaft erlösen kann.

II.

Solchem Raabeschen Ideal hat „der Kleiderseller" sich nachzubilden versucht, bewußt und unbewußt. Gelang es ihm? Gewiß nicht immer, noch allemal: ich weiß Zeiten nnd Abende genug, wo er sich in Red' und Weisheit nicht merklich von andern deutschen Stammtischen guter Art unterschied und Gäste, die sich besonderes vermuten gewesen waren, einigermaßen enttäuscht abzogen. Aber er war sich dann auch seiner Schwäche empfindlich bewußt, denn er bewahrte das Bild dessen, das er sein sollte und wollte, in getreuem Herzen, und seine Redner und Liedersänger wurden nicht müde, es sich selber und der Gemeinschaft immer wieder in neuen Formen zu suggerieren:

„Ein Luftschiff weiß ich sondrer Art,
Ist seit schier dreißig Jahren,
Wochein wochaus dieselbe Fahrt
Hinauf ins Blau gefahren;
Es trägt ein wundersames Volk
Aus Erdenlärm und -wehe
Durch Nebeldunst und Regenwolk
Empor zu Sonnennähe.

Von allerhand Humoren schwillt
Die bunte Kugel droben,
Jed' Wort, das frei vom Herzen quillt,
Gibt einen Ruck nach oben;
Und weht dazu ein frischer Wind
Und läßt die Gondel schwingen —
Ob zwei, ob zwölf im Schifflein sind,
Der Aufflug muß gelingen!"

Oder in anderm Ton, das Hier der Umwelt mit dem Dort der Gemeinschaft kontrastierend:

„Hier war das Nein, dort ist das Ja,
Das Trennen hier, dort das Verbinden,
Wer schon sich weltverloren sah,
Lernt wieder sich ins Ganze finden;
Verdrossen wich er aus der Welt
Ins lichte Heim der Sellerbrüder —
Die Brust von Lebelust geschwellt,
So kehrt er zu der Arbeit wieder:
Der Nebel, der sein Aug' umspann,
Die Trübsal, die er sah und sann,
Was andre, was er selbst verböst —
In diesem Lichte ward's gelöst!"

All solches Singen und Sagen hätte freilich nichts gewirkt, noch weniger auf Jahrzehnte bei immer neu heraufkommenden Generationen vorgehalten, wenn die Lehre nicht zugleich gelebt, von den Reifern und den Ältern den andern vorgelebt wäre. Selbstverständlich, daß auch hierin Wilhelm Raabe das Vorbild gab. Wie der große Humorist, der damals auf der Höhe seines Schaffens stand, den „Abu Telfan" und den „Schüdderump" und die „Alten Nester" geschrieben hatte und sich selber sehr wohl bewußt war, was diese Bücher und ihr Schöpfer bedeuteten, in jener Rede mit keinem Worte seiner Dichterschaft gedenkt, noch gar etwas vor den andern damit voraus haben will, so hat er sich ihnen auch in praxi nie anders, denn als gleicher Lebenskamerad gegeben, als „Genosse unter Mitgenossen" in Ernst und Laune, Tollheit und Erhebung. Allerdings galt auch damals der Prophet noch nicht im Vaterlande. Bei dem Braunschweiger Schriftstellertage 1882 konnte ein heimisches Komiteemitglied sein naives Erstaunen äußern: „Nun seh' einer unsern Raabe an! Verkehrt da zwischen den großen Leuten" – den Friedrich, Träger, Lindau, Blumenthal — „ganz als wenn . . ." Auch von den Kleidersellern selber hatten die allermeisten ihm über den „Hungerpastor" hinaus nicht folgen können, schwiegen sich also aus oder schalten den „greulichen Pessimisten", und ihre volle Anerkennung galt immer eher dem Menschen als dem Schriftsteller:

„Doch hat er vieles gut gemacht
Und manches schöne Buch erdacht,
Das hübsche Mädchen lesen,
Und ist von aller Afferei
Ein Todfeind stets gewesen."

So schwieg denn auch Raabe hier von seinen Sachen oder gab kurz abwehrende Antworten, bis er inne ward, daß das jüngere Geschlecht ihm wirklich – langsam – nachkam. Aber sein Schein und Wesen sondernder Scharfblick, sein schlagendes, oft kaustisches Urteil, dazu sein unbeirrbar sicheres und richtiges Empfinden ließen in ihm auch ohne das stets den geistigen Führer erkennen.

Es wäre jedoch schweres Unrecht, darüber der anderen „erlesenen Männer und wahren Menschen" zu vergessen, denen er in seiner Rede die Hand bietet, und vor allem eines, der kaum einen geringeren, lange Zeit sogar einen unmittelbar stärkeren Einfluß zumal auf die Jüngeren geübt hat: der schon genannte Stadtarchivar Ludwig Hänselmann.

Als eines schwäbischen Vaters und einer niedersächsischen Mutter Sohn in Braunschweig geboren und fast von Kindesbeinen an historischen Studien zugewandt, dann ein Lieblingsschüler Droysens, hatte er seit 1859 die Leitung des städtischen Archivs und der Stadtbibliothek und die Herausgabe der Urkunden und Chroniken übertragen erhalten. Von da ab widmete er sich wissenschaftlich ganz der Erforschung und Darstellung der heimischen Vergangenheit. Seine zahlreichen und zum Teil sehr umfänglichen, immer bis zur Kunstwerkform vollendeten Arbeiten auf diesem Felde, die ihm u. a. den Göttinger doctor juris honoris causa eintrugen und für alle Zeit einen Platz unter den Meistern des Faches sichern, erstrecken sich über das ganze Gebiet von der Urzeit der Stadt bis ins neunzehnte Jahrhundert. Aber die Heimat seines Herzens war das ausgehende Mittelalter, dessen ebenso reiches und weiches, als kernig kraftvolles Idiom, das Mittelniederdeutsche, er sprachlich und stilistisch, wie kaum je ein anderer, beherrschte, dessen Denk- und Empfindungsweise ihm vielleicht vertrauter, sicherlich näher war, als die seiner eigenen Zeit. Es war nicht bloß die Schlegelsche prédilection d'artiste, sondern es entsprach einer Neigung des ganzen Menschen, der bei aller kritischen Schärfe in historischen Dingen sich gläubig in Görres' Mystik und in spiritistische Philosopheme versenken konnte, daß er sich auch als Dichter gerade in dieser Periode heimisch machte; wie vollkommen und in seiner Art ohne Gleichen, das zeigen seine zuerst im „Daheim" erschienenen Geschichten „Unterm Löwensteine."*) Dies meisterliche Novellenbuch hat leider nicht einmal in der Heimat die Verbreitung gefunden, die es im Vaterlande verdiente. Das ist um so bedauerlicher, als dieser mangelnde äußere Erfolg ihn in seinen größeren Anläufen gleicher Art erlahmen und drei geschichtliche Romane aus den Zeiten vor und während der Reformation nicht über die ersten Bücher hinauskommen ließ. Für die Kleidersеller war er neben dem „Raabenvater" recht eigentlich der gewinnende und zusammenhaltende Geist, „die Hänselmutter". Freilich klingt die Formel, in die er das Wesen der Vereinigung zu fassen suchte, erheblich schärfer als die Raabesche und scheint das profanum vulgus unerbittlich auszuschließen: „Die Kleidersellerei ist das fleischgewordene Prinzip des wahren Freisinns, die echte Darlebung des Gegensatzes, die praktische Korrektur aller Philisterei. Nicht nur der groben, handgreiflichen, welche sich breitspurig und großmäulig auf allen Gassen

---

*) Aus der Gesamtausgabe (Wolfenbüttel, Zwißler) hat die Braunschweigische Lehrervereinigung die Novelle „Hans Dilien der Türmer" gesondert für 1 Mk. erscheinen lassen (Braunschweig, Hafferburg). Tolle, lege!

einherschrotet — nein, auch der abgeklärten und abgefeimten, die den Besten zeitweilig anfliegt und stellenweise aufs Maul schlägt. Die Kleiderseller sind ein Bund von Auguren, die sich das Bedürfnis gerettet haben, zu Zeiten ihr priesterlich Kleid abzulegen und ungeniert einander in die Zähne zu lachen. Sie sind ein Verein von forschenden Liebhabern des nackten Adams, ehrlich beflissen, diesem Geschöpfe, einerlei ob es gerade in Mir oder in Dir oder in Ihm auf das theatrum anatomicum gezerrt wird, die Putzen aus den Schwären zu drücken und unter die Nase zu halten — stets mit herzinnigem Vergnügen, nie aber mit Schadenfreude, sondern immer ein jeglicher durchdrungen von dem stillen Bekenntnis: Nil humani a me alienum puto." Auch hat er in manchen seiner „Kleiderseller-Schampfernölleken" seiner satirischen Ader den Lauf gelassen, wie es nur in dieser Gesellschaft möglich war. Aber im Grunde war er doch, wie ein durch und durch harmonisches und in Gott vergnügtes Gemüt, so eine kindlich irenische Natur, und die Güte seines Herzens, der gesunde Humor und die anmutige Laune seiner Diktion in Rede und Schrift milderten die Schärfen seiner „vivisektorischen Kritik" und machten ihn sogar zum berufenen Vermittler streitender Geister und zum Beschwichtiger allzu stürmischer Bewegungen. So konnte ihn ein Sellerlied dem Göttinger Diplom zum Trotz zum doctor medicinae kreieren:

„Wer hat wie er beim Gerstensaft
Der Zeit den Puls gefühlt,
Der tollgewordnen Wissenschaft
Den Wasserkopf gekühlt?
Wer hat wie er als Anatom
Seziert der Menschheit Weh?
Wer wies in Mecklenburg und Rom
Die einz'ge Panacee?

Oft wenn ihr euch den Kopf verkeilt
Mit Zungenschlag und -stich —
Er war's, der jedem unverweilt
Ein Liebespflaster strich;
Und oft, wenn Pan gestorben schien
Und der Humor verreckt,
Hat dieses Meisters Sprüchlein ihn
Von Toten auferweckt."

In Prunk- und Stachelreden aus dem Stegreif unübertroffen entwickelte er je länger je mehr auch eine wirkliche Meisterschaft in gebundener Rede: ich stehe nicht an, ihm unter den Verspoeten der Sellerei den Kranz zuzuerkennen. Ob in Sprache und Geist eines beliebigen vergangenen Jahrhunderts oder in den geschliffensten modernen Formen, ob kurz und derb oder in eigens ersonnenen fast überkünstlichen Strophen — alle Maße und Töne waren ihm recht, sie spielend leicht mit eigenem Gehalt zu erfüllen. Wie frisch und echt setzt sein „Trutzliedlein der löblichen Kleiderseller" ein:

„Der herbſt treibt an, beſtellt ſeind kuch vndt keller,
Auff man fur man, wolweiſe Kleyderſeller,
Verſamlet euch zu hauff
Vndt laſt der welt den lauff,
Laſt ſie ins aſchgraw faren.
Euch frumbt zu diſer friſt,
Dz jr ein bencklin wiſt,
Druff hertz vndt stertz jr wol mügt waren.

Hui wie mit blaſt auß nordt die winde wehen,
Weh dz der glaſt des ſummers mus zergehen,
Sint rauchreiff, ſchnee vndt eiß
Sich prauchen jrer weiß.
Ei narr, ruck her zum fewer,
Alwo wir ſunder wanck
Bey ratt, ſchertz, ſang vndt klangk
Beſtehn des winters ebentewer.

Oweh der welt, von hundertt tauſendt zungen
Jr ſchreyen gellt, derweill mit nott umrungen.
Sie gier= vndt neidtbewegt
Vmb ſchimlicht brodt ſich ſchlegt,
Daran den todt zu freſſen.
Sitz her geſell vndt lach,
Hie friedt vndt gutt gemach,
Hie nott vndt ſtreitt vnd todt vergeſſen.

Mit ſawerm ſchweiß wanckt jder ſeiner ſtraßen
Vff diſer reiß vndt martelt ſich ohn maßen,
Ob paß, geleidt vndt zoll
Nit tewer werden woll,
Der ſeckel jm gar ſchwinden.
Far hin, ertz dolle meutt,
Wir ſellerordens leutt
Wölln vns ohn plag zur grube finden."

Und wie ſchelmiſch=grotesk entwirft er am Schluß, nachdem er einem halben Dutzend andern „die Putzen aus den Schwären gedrückt", ſein eigenes Porträt:

„Ein ſchreibersknecht, beſchüttet mit charteken,
Nährt karg vndt ſchlecht von wurtzeln ſich vndt quecken,
Frißt allen vnflat ein,
Vermag nit pier noch wein,
Muß ſchmach vndt honſpott dulden.
Hie findt er vberſchwangk
An ſpeiß vndt lindem tranck
Vndt guter trauttgeſellen hulden.

In einer nacht, do er mit muden sinnen
Vmbsunst bedacht, was maß er mucht gewinnen
Vff morgen ein stuck brott,
Nachdem in hungers nott
Er heute schier verkrummet,
Satzt er vndt sung ditz lied,
Lullt sich in ruh vndt friedt
Vndt warf dahin sein sorgenkummet."

Kein Wunder nach alledem, daß sich die Kleiderseллerei lange liebe Jahre nicht minder zu ihm als zu seinem großen Freunde bekannte und beide als ihres „Reiches Kronjuwele, des Sellerleibes Doppelseele" einschätzte:

„Ist er einst hin mit Raaben,
Mag man uns Epigonenpack
Im „Nickerkulk" begraben!"

Ohne entfernt an die geistige Bedeutung der beiden Dioskuren, des sterblichen und des unsterblichen, zu reichen, muß doch an dritter Stelle Theodor Steinway genannt werden der aus Amerika wieder heimgekehrte Mitinhaber und europäische Vertreter der New-Yorker Pianofortefirma Steinway & Sons. Zum smarten Geschäftsmann fehlte „Thedecken Steinweg dem goden gesellen", dem Mann mit dem Riesenkörper, dem mächtigen Haupt und den klugen, blitzenden Augen mehr als er selber glaubte, vor allem aber hatte er einiges zuviel, das ihn bei den Yankees nicht dauern ließ: eine gerade deutschredende Biederkeit, ein weiches, leicht überströmendes Herz und einen Hang zu idealistischer Phantastik, der seine Geschichten immer doppelt schön und wunderbar gestaltete. Mit Raabe verband ihn alte Bekanntschaft: sie hatten schon anno 1859 das Schillerfest in Wolfenbüttel zusammen inszeniert, wobei Steinway die Festrede und Raabe das Festgedicht lieferte — allerhand aus dieser Feier ist in den „Dräumling" eingeflossen. Als die größte oder vielmehr die einzige Finanzkraft der Kleiderseller sorgte der „weltberühmte Theodor" zumeist für den Druck ihrer Gesellschaftslieder und sonstigen Verlautbarungen, und sein gastfreies Haus hat manches außerordentliche Symposion der Brüderschaft gesehen, deren Fröhlichkeit seine Herzensfreude und ihm Dankes genug war. Sein vorzeitiger Tod im Frühjahr 1889 ließ eine langempfundene Lücke, und schmerzlich klang es ihm aus den Reihen der Getreuen nach:

„Nein, lieber Freund, das war nicht recht gehandelt!
Du wolltest nur ein kleines Weilchen ruhn,
Dann kämst du nach, versprachest du — und nun
Bist du ganz sacht auf ewig fortgewandelt . . .
Und hatten uns doch noch so viel zu sagen!
Manch kecker Liederpfeil blieb unbefiedert,
Manch Wort und Werk der Liebe unerwidert,
Das wir nun still auf treuem Herzen tragen."

Und weiter drängen sie herauf, die vertrauten Schatten: da ist Bernhard Abeken, lange Zeit der Älteste der Tafelrunde, von Beruf „ein

Advokate, den man nicht in Gerichten sieht", von Natur Privatgelehrter, als Politiker Land- und Reichstagsabgeordneter von freisinniger Färbung, auch eine Reihe von Jahren Liebhaber-Redakteur des „Tageblatts", als Schriftsteller Verfasser eines vergessenen Romans „Greifensee" und einer vortrefflichen, noch heute lebendigen Novelle „Eine Nacht", die sein alter Freund Paul Heyse in den „Deutschen Novellenschatz" aufnahm*) — ein feiner Geist, der sich an dem Besten der Weltliteratur gebildet hatte und in sicherer Rede vollendete Form mit trocknem Humor und schlagendem Witz verband. Den Kleiderseller gab er ihr erstes Lied — eben jenes zu Raabes fünfzigstem Geburtstage — und sanktionierte damit die Strophe des „Wirtshauses an der Lahn", die sich freilich zu lyrischen Epigrammen wie keine andere eignet, als bleibende „Kleidersellerstanze." Da ist der Ingenieur Heinrich Stegmann, aus harten und enttäuschungsreichen Anfängen sich emporringend, jener „Schaumburg-Lippesche Thongelehrte", dem Raabe im siebenten Kapitel von „Hastenbeck" für seine „Geschichte der fürstlich braunschweigischen Porzellanfabrik Fürstenberg" seinen Dank und den der Leser votiert, ein getreues Herz und ein schweres Blut, und doch auch er mit mehr als einem Liede in den Drucken vertreten. Da ist der „Kaptein" Römer, Hänselmanns Jugendfreund, eine echt Raabesche Gestalt: ein Menschenalter lang hatte er sich in den Südmeeren umhergetrieben, auf englischen Schiffen Sklavenhändler mitgejagt, als chinesischer Zollbeamter die Blockade von Kanton brechen helfen, im Dienste eines malaiischen Fürsten Pilger nach Dschedda gefahren, für die Holländer auf Sumatra Tabak gepflanzt; nun ein früher Greis in seine Familie heimgekehrt konnte er wirklich vom „Trödel der Welt" berichten und tat es doch so selten, fast ungern, als wäre es alles nichts und schäme er sich fast des verworrenen Lebens, mit dem andere geprahlt und sich interessant gemacht hätten.

Und weiter dringt es an: Tote und Lebende, ständige Genossen und gelegentliche Gäste, Professoren, Doktoren, Juristen, lateinische und mathematische Schulmeister, Literaten und Redakteure, Schauspieler und bildende Künstler, Offiziere a. D. — doch genug der flüchtigen Porträtskizzen, die eben nur eine Vorstellung von der Zusammensetzung des Kreises um Raabe geben können und sollen, wie ich ihn zu Anfang der achtziger Jahre vorfand.

III.

Ich hatte zuerst nur scheu und sporadisch meine Kappe zu den andern gehängt, ein ungeschickter, stiller Gast, und es währte eine gute Zeit, bis ich, der Jüngsten einer, mich heimisch fühlte; dann aber gewann ich hier eine Ergänzung zu Haus, Beruf und Welt, die ich zum vollen Leben nicht wieder entbehren konnte. Ich war zur glücklichsten Zeit gekommen. Bisher hatte

*) Neugedruckt als No. 292 der „Bibliothek der Gesamt-Literatur" (O. Hendel, Halle), auch ins Englische übersetzt als An eventful night and what came of it.

man sich nur einen Wochenabend in einem städtischen Restaurant getroffen; mit dem Frühjahr 1882 aber begannen die regelmäßigen Donnerstagsausgänge nach dem „Grünen Jäger", eine Stunde östlich vor Braunschweig zwischen Kloster Riddagshausen und der Buchhorst. Die altfränkisch behagliche Waldschenke und ihr junger Wirt boten, was wir brauchten, eine wirkliche Heimstätte, die uns vom Abend bis in die Nacht allein gehörte. Die Sonnabende in der Stadt wurden beibehalten, aber sie wurden zur Nebensache, eine offene, exoterische Tafel; draußen erwuchs jetzt erst recht zwischen den regelmäßigen Getreuen eine wahrhafte Lebensgemeinschaft. Welche hohe und köstliche Zeit, dieses Jahrzehnt des „Kleiderseller auf dem Grünen", schon damals im Genuß und vollends jetzt in der Erinnerung! Die wunderbaren Gänge der Alten und der Jungen mitsammen hinaus an den Klosterteichen vorüber „ins Wabetal" und wieder heim zu jeder Jahreszeit bei jeder Witterung, bei klingendem Frost und stäubendem Ost,

„Bei Wetterschlag und Sonnenbrand,
Mondschein und Regenbogen!"

Je teurer erkauft, umso werter dann die Stunden des Beisammenseins draußen, diese Stunden des Aufschließens und Mitteilens des ganzen Menschen. Kein Überwuchern alltäglichen Bierbankgeredes; Geschichte und Politik, Literatur und Kunst, religiöse und ethische Probleme, Zeitfragen aller Art, was den Einzelnen antrat und bedrängte, was alle bewegte — man denke an die Jahre 1888 und 1890 — das gab den Stoff der gemeinsamen Unterhaltung, immer einer Unterhaltung im Geiste der ehrlichen Kleiderseller. Eine Strafrede Hänselmanns, die jeden einzeln bei den Ohren nahm, beflügelte die trägen Ingenien, ein Verstummen Raabes, ein leises Et tu, Brute?! aus der Sophaecke rief von Abwegen zurück. — Denn jeder hielt seinen Platz, und diese Ecke gehörte Raabe:

„Stets thront er hier: bald graue Sphinx
Ob Rätseleiern brütend,
Bald als Prophete rechts und links
Mit Paradoxen wütend;
Mal weckt ein schnöder Oberton
Empörung und Entzücken,
Mal rinnt ein andrer herzentflohn
Uns rieselnd übern Rücken."

Hatte er in der Stadt mitunter den ganzen Abend kaum hundert Worte verlautbart, hier auf dem Grünen nahm er den lebhaftesten Anteil an den Debatten und konnte zumal, wenn es um das Vaterland oder die Freiheit der Geister ging, in echten furor teutonicus geraten. Dabei war er wohl von allen der regelmäßigste und zuverlässigste im Erscheinen. Aber auch wir andern versäumten den „heiligen" Donnerstag nur in Notfällen, empfanden die Trennung mit Schmerzen und suchten den geistigen Zusammenhang brieflich aufrecht zu erhalten:

„Jetzt sitzt ihr draußen in der Sommernacht,
Die Fenster offen, Feuer im Kamine;
Erst wart ihr stumm, nun seid ihr aufgewacht,
Hell wird das Wort und wechselvoll die Miene:
Herüber — 'nüber brüllt die Redeschlacht
Um Jud' und Bismarck, Kreuz und Guillotine,
Und, wenn Gott will, vielleicht um Elfe schon
Erhält das Wort die vierte Dimension." —

Aber mit Reden und Gesprächen allein tat sich die weltflüchtige Lebensfreude in der „schönen, grünen Jägernacht" noch nicht genug. Schon früher war im Kleiderseller gesungen, wenn auch nicht eben häufig, und eigene Lieder, wenn auch nur zu Festen. Jetzt erwachte eine Sangeslust und eine Lust am fröhlichen Verseschmieden unter den „guten Gesellen", wie nie zuvor. Neben andern mehr gelegentlichen und intermittierenden Dichtern erhielten sie in dem schon öfter zitierten „Barden Brandanus" ihren „bestelleten poetam et cantorem." Et cantorem — denn nach dem Vorbild mittelalterlicher Troubadoure hatte er auch neue Weisen zu neuen und alten Texten zu finden und sang sie selber. Scheffels „Heini von Steier" und sein Grenzwall-Lied mit dem „Ham' mer dich"-Refrain wurde in solchem eigenen Ton für die Kleidersellerabende kanonisch und Opitzens melancholisches „Ich empfinde fast ein Grauen" mit den Schlußversen: „will mit andern lustig sein, muß ich gleich alleine sterben" zu dem alldonnerstäglichen Aufbruch- und Nachhausegeheliede. Selbst Raabe, der „notorisch unmusikalischste Dichter des Jahrhunderts" lernte die altertümlich schwere, zwischen Dur und Moll wechselnde Melodie richtig singen: „Es ist mir sauer genug geworden." Das chorische Gesamtresultat befriedigte jedenfalls die Sänger, wenn auch der irenische Ironiker Hänselmann nachmals aus der Erinnerung davon die erschütternde Beschreibung entwerfen konnte:

„Kein weibisches Gezirp, kein triviales
Konzertgeheul der kränkelnden Kultur —
Ein Urbarditus ist's, ein gigantales
Aufjauchzen unverseuchter Kreatur,
Die noch zur Wolkenburg des heilgen Grales
Hinanstürmt auf der Vorzeithelden Spur,
In frommer Wut, in mystischem Entzücken,
Die nie vor hohlen Götzen sich wird bücken."

Und ebenso war jeder Anlaß zu einem „schönen neuen Liede" willkommen und trieb seine Blüte; vornehmlich aber ward die Harfe gerührt, wenn die Seller einen aus ihrer Mitte, am liebsten Hänselmann oder Raabe, „herausholten, um ihr Mütchen an ihm zu kühlen und das an ihm zu feiern, was man draußen im Philisterium ein Jubiläum nennt." Um einen Grund dazu war man selten verlegen: als Raabe im Spätherbst 1889 sich einmal hatte entschlüpfen lassen, daß er am 15. November 1854 die Chronik der Sperlingsgasse zu schreiben begonnen habe, ward flugs auf dieses Datum die

Feier eines „fünfunddreißigjährigen Federansetzungstages“ anberaumt, und ohne Schwierigkeit erging das Lied, diesmal im Ton des Prinzen Eugenius, also:

„Fünf und sieben, fünf und sieben —
Zahlenmystik gilt's zu üben,
Uns aus Indien angeweht:
Fünf Sinn' hat der Mensch empfangen,
In der Schöpfung Topf zu langen,
Aber sieben der Poet.

Fünfmal sieben — fünfunddreißig:
Einen jungen Dichter weiß ich,
Der den ersten Lorbeer pflückt . . .“

und so fort cum gratia bis zu dem Kern- und Trutzverse:

„Fünfmal sieben — fünfunddreißig:
Längst schon wuchs das Lorbeerreisig
Ihm zum vollen Kranz heran,
Der den modschen Dichterpuppen
Ihre breiten Bettelsuppen
Ärgerlich verbittern kann.“

Nur natürlich, daß dergleichen Versspiele im unmittelbaren Tagesdienst der Kleidersellerei auch andere Versuche und Leistungen aus der Verborgenheit hervorlockten: so las unter andern Hänselmann seine Romanfragmente „Die Büßer von Bornum“, „Eggeling Steinwegs Versuchungen“ und den „Pfarrer von Hedeper“, Stegmann seine lippischen Dorfgeschichten vor, Karl Mollenhauer, irre ich nicht, die eine und andere seiner novellistischen Skizzen, die dann in den „Grenzboten“ erschienen, Louis Engelbrecht brachte Lyrik und Dramatisches und ich ein phantastisches Festspiel und meine Balladen. Die Kritik, bei der Raabe selten den ersten, aber immer den entscheidenden Ton angab, war ehrlich, aber sehr viel milder in der Form, als die Programme von früher und der sonstige Debattenton erwarten ließen — im schlimmsten Fall wohl auch ein Schweigen oder wohlwollende Nebenfragen, die dem Urteil ausbeugten. Es zeigte sich also auch hier, daß Freunde unter einander in allen möglichen andern Dingen schärfer und rücksichtsloser sich aussprechen, als in literarischer Kritik, gleich als ob man fürchtete, in der Kunst oder Liebhaberei des andern — und wir waren ja alle außer einem dilettanti — seine eigentliche Seele zu verletzen.

Raabe selber hat nie etwas von seiner Dichtung vorgelesen, sprach auch nie über ein Buch, das er plante oder an dem er arbeitete; höchstens dicht vor der Ausgabe hieß es einmal andeutend: „Passen Sie auf, eins wird Sie freuen!“ oder „Sie sollen sich verwundern!“ Dann fand sich beispielsweise, im „Odfelde“, daß eine Scharteke, die ich ihm vor Jahr und Tag mitgebracht, Kampfs „Wunderbarer Todesbote“, für das Werk eine erhebliche Bedeutung gewonnen hatte: „Das kam mir gerade gelegen, es fehlte mir noch!“

Um aber doch auch wie die andern etwas Persönliches für das Ganze zu tun, entzog der Dichter seiner Arbeit eben am „Odfelde" einen ganzen Tag oder zwei, um eine seiner wundersamen Federzeichnungen in Folio anzufertigen. Das Bild zeigt die Sellerschaft, ihn selbst und Hänselmann voran, auf dem abendlichen Gange zur Waldschenke, im Hintergrunde den Teich mit Weiden und Pappeln und die Klosterkirche; dem Zuge vorauf schreitet ein schwarzer Kater als Laternenträger, der Weltüberdruß; am Waldrande aber den Kommenden entgegen erhebt eine weiße Geniengestalt, von Elfen und Koboldeu umspielt, ihre strahlende Leuchte; allerlei Allegorisches ist an Himmel und Erde hinzugefügt. Die Kleiderseller empfanden den vollen Wert ihres „neuen Hundertguldenblattes":

„Es ist von Tiefsinn allerhand
Gestrichen voll bis an den Rand.
Doch wie das mal bei Raabe geht,
Daß nicht der Zehnte ihn versteht,"

so erhielt der Barde den Auftrag, der „Ehrlichen Kleiderseller Kontrafakt und Symbolum", das alsbald in Photographie und Druck für alle vervielfältigt wurde, eingehend zu kommentieren. Als „armer Thyrsosschwinger" suchte er der Spur des „echten Bakchen" nachzugehen und dabei noch einmal treulich den wahrhaften Genius der „Kleiderseller auf dem Grünen" in Worte zu fassen:

„Dem Geiste, dem wir huldgend nahn,
Sind tausend andre untertan,
Die einen schwarz, die andern weiß,
Der singt dir zu in Himmelstönen,
Der weist die Zunge, der den Steiß,
Der will dich trösten, der verhöhnen.
Des deutschen Waldes Heimlichkeit,
Liebreiz und Graun im Widerstreit,
Was er im Dickicht undurchweht
An luftigem Gesindel hegt,
Aus Busch und Röhricht fern und nah —
Beim ersten „Prosit!" ist es da;
Unsichtbar ist's hereingeglitten,
Sitzt und regiert in unsrer Mitten
Und wirkt ein jedes seinen Teil
Zur kurzen wie zur langen Weil.

Doch stracks verstummt der frevle Chor,
Tritt, schöner uns den Tag zu weihen,
Mit aller Gabe guter Feien
Die hohe Herrin selbst hervor.
Nichts kann sie locken, nichts sie zwingen,
Des Abends Krone uns zu bringen:
An Zahl und Auswahl nicht gebunden,

Noch gar an Schoppen oder Stunden,
Läßt sie aus Gnaden sich herbei,
Und — auszubleiben steht ihr frei.
Oft, wenn wir froh zu Zehn und Zwölfen
Uns an der Tafel lang gereiht,
Kobolde nur und schwarze Elfen
Vernutzten die Gelegenheit,
Und ob sie selbst auf leisen Zehen
Schon um die hellen Fenster schlich —
Eh' ihre Wunder noch geschehen,
Verscheuchte sie das „Ham' mer dich!"
Wohl saßen wir, sie zu erharren,
Gutgläubig bis zum Morgen fest,
Sie mied die abgesungnen Narren,
Und stumme Heimkehr war der Rest.
Und oft wenn wir zu Drein und Vieren
Uns schlossen um den Lampenschein,
Ließ sie die holde Nähe spüren
Und zog zu Lipp' und Herzen ein,
Und lieh zur Fülle der Gesichte
Aus Ernst und Laune bunt gemischt
Den Funken uns von ihrem Lichte,
Der mit dem Tode erst erlischt . . ."

Ich habe der jüngeren Generation, die im Laufe der achtziger Jahre mit mir in diese Kleiderseillerei hinein- und hier draußen mit ihr zusammenwuchs, im Ganzen, nur einiger weniger, wie es die Sache forderte, namentlich gedacht. Einer aber verlangt ein volles Blatt in diesen Erinnerungen und darf es erhalten, weil er nicht mehr unter den Lebenden weilt — Ulrich Kirchenpauer. Ein Sohn des bekannten Hamburger Oberbürgermeisters Bismarckschen Angedenkens, durch ein Wort des damaligen Kronprinzen Friedrich veranlaßt, den Kontorrock mit dem Rock des Königs zu vertauschen, und dadurch in einen Beruf geraten, in dem er sich niemals wohl fühlen konnte, — vielleicht hätte er es auch in keinem andern vermocht — war er kaum als Bezirksadjutant nach Braunschweig gesetzt, als er bei uns in der Waldschenke erschien, sich alsbald mit einem Liede und demnächst mit seiner ganzen Persönlichkeit als guter Kamerad legitimierte und fortan drei Jahre lang von 1885 bis 1888 auf dem Grünen Regen und Sonnenschein machte. Er war das, was man heutzutage eine impulsive, zugleich das, was Goethe eine problematische Natur nennt: ungewöhnlich vielseitig begabt, ein Redner von hinreißender Verve, als Deklamator und Schauspieler mehr denn Dilettant, Versifex und Prosakünstler, temperamentvoll und herrisch und wiederum von fascinierender Liebenswürdigkeit, melancholisch und ausgelassen und bei alledem ein durchunddurch vornehmer Mensch und ein romantischer Idealist von reinstem Wasser — geradeso hatte er alles Zeug dazu, im Dienste jenes genius loci und seiner beiden Oberpriester, die er schwärmerisch verehrte,

seinerseits gerade diese Gesellschaft zu kommandieren. Eine schwache Opposition, die ihm gleich im Anfange die nicht unbegründete Befürchtung entgegenrief:

„Die Großen, wie die Kleinern,
Die ganze Zunftgenossenschaft
Wirst du verrodensteinern!"

mußte innerlich überwunden die Waffen strecken. Wie viel von dem strebenden und schimmernden Leben jener Jahre wir ihm mittelbar und unmittelbar verdankten, läßt sich kaum ermessen. Als er einmal auf längerem Urlaub im Odenwalde und Schwarzwalde war — seine Reisebriefe klangen wie eine Mischung von Brentano und Eichendorff — empfand es der Kleiderseller als eine Lähmung seiner besten Kräfte und sang das Lied „vom vermißten Kirchenpauer":

„Acht Wochen wie im großen Bann,
Kein Sang und keine Rede —
Wo sonst man Flachs und Seide spann,
Da zupft man heute Hede!

Stumm sitzt der Hauf im Kreis herum
Und läßt die Prise wandern,
Und sagt mal einer „hum" und „mum",
So wundern sich die andern.

Ja, weckten nicht von Zeit zu Zeit
Uns tolle Reisebriefe,
Die ganze Sellerherrlichkeit
Säß' hier im Berg und schliefe!"

Und als er endgültig scheiden mußte, um zu seinem Regiment nach Göttingen-Eimbeck zurückzukehren, klang ein großer Schmerz und ein gerechter Dank in dem Abschiedsgesange zusammen:

„Manch gutes Wort zu guter Stund
Hat uns dein Mund gesprochen,
Manch jubelnd Hoch aus Herzensgrund
Ist drüber losgebrochen;
Und warfst du lodernd in den Kreis
Wildfrohe Liederkerzen,
So sangst du dich mit Wort und Weis'
Hinein in unsre Herzen.

Dein Lied verstummt, dein Platz wird leer,
Die Stunden sind gemessen;
Wir aber werden nimmermehr
Des Fahrenden vergessen.
Und kehrst du je vom Leinestrand
Heim zu der Buchhorst Gründen —
Hier unser Glas, hier unsre Hand —
Du sollst die Alten finden!"

Er sollte nicht wieder heimkehren. Anfang der Neunziger quittierte er freiwillig-unfreiwillig, wie vorauszusehen, den Militärdienst und übersiedelte nach Hamburg zu seiner verwitweten Mutter. Dort hat er still gelebt, dort ist er vor drei Jahren gestorben; aber seine Briefe und die Briefe aus seinem Kreise, die dann an Wilhelm Raabe kamen, bezeugten seine Treue zum alten Symbol und wie vielen er seinerseits noch in den letzten Jahren „einen Funken von jenem Lichte" vermittelt hatte, „das mit dem Tode erst erlischt."

IV.

Der „Kleidersellér auf dem Grünen" überwand Kirchenpauers Ausscheiden, er überwand auch Steinways Tod und den Verlust mehr als eines getreuen Mitgliedes, den Beruf oder anderer Zwang der Verhältnisse von Braunschweig entfernte; fehlte es ihm doch auch nicht an neuem verheißungsvollem Nachwuchs. Er sang seine Lieder nach wie vor und baute auf seine aeternitas in saecula saeculorum. Da traf ihn ganz unversehens ein Schlag, von dem er sich nicht wieder erholen sollte. Am Johannismorgen 1892 starb Wilhelm Raabes jüngste Tochter, „ein liebes schönes Kind, sechzehnjährig — von Aurora entführt." Der Vater trug den großen Schmerz wie ein Mann und ein Weiser und hatte doch den leidenschaftlichen Schmerz der Seinigen dazu zu tragen. Er erschien auch nach Wochen wieder bei den Freunden, die eben ein Stück seines Lebens waren, aber nur an dem Abende in der Stadt: nach wie vor zur „Grünen Jäger-Nacht" hinaus- und heimzugehen hart vorüber an der Stelle, wo er jetzt seinen Liebling in die Erde gelegt hatte und ihr Stein herübersah, das vermochte er nicht mehr. Und wer hätte es anders von ihm erwarten oder gar verlangen wollen? Ebenso selbstverständlich, daß die andern Genossen des „ewigen, unverwüstlichen Kleidersellers" die alte Stätte nicht sofort aufgaben, sondern für eine spätere Zeit zu halten suchten. Nun aber zeigte sich, wie das ganze Wesen da draußen mit dem einen Mann untrennbar verbunden gewesen war und wie recht der Barde ein Jahr zuvor gesungen hatte:

„Niemand zu Leide noch zu Lieb —
Doch was wir sind und haben,
Was uns an Kraft und Weihe blieb,
Das hängt an Wilhelm Raaben!"

Über die leeren Plätze der lieben Toten hatte man hinwegkommen können mit einem männlichen Serrez les rangs! — die verlassene Stelle des einen Lebendigen war unüberwindlich. Noch setzte sich der regelmäßige Besuch den Winter über fort, aber die alte Lust und die alte Kraft wollten nicht wiederkommen, und allmählich wurden dann auch die Abende selber lückenhaft.

Zu Ostern 1893 war ich als Direktor nach Wolfenbüttel versetzt, an dieselbe „Große Schule", auf der einst Raabe sein Latein gelernt. Wenn mir etwas das Scheiden von der alten dreißigjährigen Heimstadt schwer

machte, so war es die örtliche Unmöglichkeit, den engen Zusammenhang mit der Kleidersellerei drüben aufrecht zu erhalten. Ganz natürlich der Wunsch, eine Vermittelung zu finden, und da er von der andern Seite freundlich erwidert wurde und auch andere Wolfenbüttler „Affiliierte" der Kleiderseller ihn teilten, so kam man überein, jeden ersten Sonnabend im Monat sich nachmittags auf dem „Großen Weghause" — halbwegs zwischen den beiden Städten und von jeder nur eine gute Wegstunde entfernt — zu treffen. Man knüpfte damit zugleich an eine alte erlauchte Literaturtradition an: auf demselben Weghause fanden sich einst Lessing und die Braunschweiger Freunde vom Collegium Carolinum zusammen, und noch drückt die Hand dieselbe Klinke und steigt der Fuß dieselben ausgetretenen Treppstufen von der Diele zum Hochparterre hinan, die seine Berührung geweiht hat.

Es war nicht so gemeint gewesen, daß diese Weghausnachmittage dem „Grünen Jäger" Konkurrenz machen sollten, aber mit der Zeit taten sie es doch, je länger je mehr, zumal als aus dem Monatsverkehr ein vierzehntägiger wurde, der sich zugleich allmählich auf die Abendstunden zwischen 6 und 9 Uhr verschob: wo Raabe, da war und ist eben der Kleiderseller. Drei Männer empfanden diesen Wandel auf das schmerzlichste, der treue „Herbergsvater" Frick, dem „seine" Sellerrunde ans Herz gewachsen war, der wackere Riddagshäuser Förster Bäbenroth, der sich zehn Jahre lang unter uns behagt hatte, und vor allen andern — Ludwig Hänselmann.

Ihm erschien das, was sich vollzogen hatte, einfach als eine Fahnenflucht, nicht bloß vom Orte, sondern auch vom Geiste der echten Kleidersellerei. Wie sollte die auf dem Weghause gedeihen, wo plötzlich und wechselnd so manche neuen und stillen Gesichter auftauchten, wo man im Hellen drei Stunden saß und dann nach Hause ging, später sogar — und mit der elektrischen Bahn! — fuhr, wo sich jedes laute Singen und mit Feuerzungen Reden, wenn ja die Stimmung dazu sich hätte finden wollen, schon wegen der Nachbarschaft anderer Gastzimmer verbot! Dazu der Schmerz, daß auch in der Stadt die Sache neue Formen annahm: von der Mitte der Achtziger bis tief in die Neunziger hatte man am Sonnabend ganz für sich allein in der „Klippstube" gesessen, einem sonderbaren Fachwerkanbau am alten hochgiebligen Gewandhause, eng zwar, aber um so behaglicher, dazu mit dem wohltuenden Beigeschmacke, daß es die Trinkstube der Patrizier der Altstadt vor drei Jahrhunderten gewesen. Noch der „vierzigste Federansetzungstag" war festlich mit Liederschall in den Räumen des „Kellers" begangen. Da ging die Wirtschaft in andere Hände über, und nach kurzem Schwanken folgte der Rest der regelmäßigen Gäste dem alten Wirte Herbst in seine neu aufgetane, ob auch räumlich sehr beschränkte Weinstube an der Friedrich-Wilhelmstraße nahe dem Bahnhofe. Hier besetzte Raabe mit den Seinigen die seither so berühmt gewordene „Ecke", in der ihn dann seit seiner „Renaissance" hunderte von Besuchern aus aller deutschen Welt heimgesucht haben, kein Interviewer ohne ihre behaglichen Reize zu schildern. In der Tat, ein gemütlicher Dichter-

winkel auf dem Altenteil! Aber auch hier und hier erst recht inmitten fremder Tische kein Raum für das Kleidersellertum von ehedem mit Sang und Rede, vollends für Hänselmann nicht einmal ein Raum zu ruhig genießendem Gedankenaustausch. Denn seine Kleidersellertragik vollständig zu machen, hatte sich die Schwerhörigkeit, an der er von Kindheit an gelitten, allmählich fast zur Taubheit entwickelt. Er trug diese Alterslast im übrigen mit gelassener Ergebenheit und gutem Humor, ja er pries sich glücklich, von allem Lärm der Menschheit unberührt sich im Archiv in seine liebe Arbeit vertiefen und auf den Wegen zwischen Haus und Beruf in der Stille seine kunstreichen Stanzen und Terzinen bauen zu können. Nur seine altgewohnte Art der Geselligkeit vermißte er jetzt doppelt schwer; das leiser durcheinanderwirrende Tischgespräch auf dem Weghaus und in der Herbstschen Ecke, von dessen Inhalt er immer nur im Gröbsten unterrichtet werden konnte, erschien ihm als mattes „Gevatternsumsala" ohne Saft und Kraft. Und so, aus diesem Leiden und Entbehren, erwuchs ihm und uns ein Strauß von Rügegedichten voll bittersüßem grotesken Humor, aus Wirklichkeit und Karrikatur, aus Sehnsucht und Selbstironie zusammengewoben, eine Filigranarbeit in Blumen und Stacheln, dergleichen die Kleidersellerlyrik denn doch bisher noch nicht geschaffen. Bald stellt er Einst und Jetzt in schmerzlichen Kontrast:

„Und allnachgrade ward dies sachte Pendeln
Von Braunschweig nach dem Weghaus und zurück,
Dies kühle Kosen, dies gesetzte Tändeln,
Dies maß- und stilvoll temperierte Glück,
Mit hohem Konsistorium anzubändeln —
Abständig ward es wie ein Modestück,
Das dreiunddreißigmal in sieben Wochen
Bei Bödemann die Bretter hat bekrochen . . .

Dabei gedenkt man alter Sellerzeiten
Und fragt sich weiter: wie war's möglich nur,
Aus jener Tage Flug herabzugleiten
Auf diese gegenwärt'ge Landkutschfuhr?
Wie kann man sich — kein Fakir tät's — bereiten
Solch unaussagbar schmerzliche Tortur?
Der Dekadenzmensch lernt zwar viel ertragen,
Doch hierzu braucht's 'nen ganz besondern Magen."

Bald ironisiert er vom Standpunkte der vermeintlichen „Tugendboldigkeit der Weghäusler" das Alte, das er liebte, und das Neue, das er haßte:

„Bekennen wir's, es waren Sündengänge
Zum Grünen Jäger und daher bei Nacht.
Was lockte uns? Sinnloses Wortgepränge,
Der Lügenmären nie erschöpfter Schacht,
Bier, Tabak, Würste, Schelmenliederklänge,
Längst abgestandner Witze Niedertracht.
Ja wohl, das war's, um was wir Afterklugen
Zehn Jahr durch Seel und Leib zu Markte trugen.

Und alle fühlten, nein, so gings nicht weiter –
Sie fühlten's, aber keiner sah es ein.
‚Wie ist doch der Philister viel gescheidter!'
Seufzt einer wohl; jedoch ihm folgen – nein!
Wir stiegen immer tiefer auf der Leiter,
Ein Tritt noch und wir tunkten häßlich ein.
Da reichte uns die bessre Sellerjugend
Zum Seitensprung den Krückstock ihrer Tugend.

Nun ist das Alte, Gott sei Dank! vergangen.
Ein löblich neues Leben blühet auf.
Zum Grünen Jäger zöge man mit Zangen
Uns jetzt vergebens – unser Wochenlauf,
Zum Weghaus führt er, wo mit Rosenwangen
Die fromme Jugend unser harrt, zuhauf
Mit Wolfenbüttels edelsten und besten
Vernunftbegabtesten Sonnabendgästen."

Und wieder, wenn es ihm gelungen war, wie im Herbste 1898, noch einmal für etliche Donnerstage eine Pilgerschaft zum Grünen Jäger zusammen zu bringen, jauchzte er auf:

„Und so geschah's! Die langgemiednen Wege
Durch Nacht und Nebel trat man wieder an;
Und wieder wird man inne, daß die Pflege
Des Übermenschtums nur gedeihen kann
In jenem märchenhaften Waldgehege
Gen Aufgang, wo dem Zwang, der Acht, dem Bann
Gemeiner Üblichkeiten selbst die Zagen
Den Esel bohren und ein Schnippchen schlagen."

Eitle Hoffnung, vergebene Mühe! Zwar von Raabes Seite hätte nichts mehr im Wege gestanden: der älteren Töchter Glück und Gedeihen, das Aufwachsen blühender Enkelkinder und die stille Macht der Zeit hatten ihn verwinden, wenn auch nicht vergessen lassen. Zu einzelnen besonderen Gelegenheiten war er für den Grünen Jäger wieder zu haben, und so konnten wir noch in den neunziger Jahren mehr als einen Gedächtnisabend draußen mit ihm begehen. Aber es waren eben – Gedächtnisabende, an denen man aus der arca circitorum, dem „Schranke der Trödler", die alten Schriften und Drucke hervorholte und mit Sang und Rede auf Stunden das Leben von ehedem wieder in den altvertrauten Raum täuschte, um mitten darin und gerade darüber am stärksten zu empfinden, daß kein noch so kunstgerechter Knoten den Faden da zum Weiterspinnen wieder anknüpfen könne, wo er vor sechs – acht – zehn Jahren gebrochen war. Raabe hatte Recht: der „Geister" wurden allgemach zu viele, und wieviel waren denn überhaupt von uns noch da, die um diesen „Trödel Bescheid wußten"? Schon überwog allgemach die dritte Generation, und die war auf eine neue Zeit gestimmt und auf dem Weghause und in der Ecke daheim. Der Grüne

Jäger mit allem, was an ihm hing, war schließlich für uns selber historisch geworden, und so schied er mit Fug aus dem Alltagsgebrauch und wurde zum geweihten Festlokal der Alten, zu denen wir nun auch gehören.

In diesem Sinne brachte Raabe 1901 seine Jubiläumsgäste, Heinrich Hart und Hans Hoffmann, Julius Lohmeyer und Adolf Stern, Paul Gerber und die andern Nächsten und Besten, am zweiten Abend hierher, brach hier das lächelnde Schweigen des offiziellen Festtages und hielt seine einzige, jene Kleidersellerrede von 1881: er wollte zeigen, daß er auch dieses Fest nur als einer von ihnen und als ein Fest der Gesamtheit „über sich ergehen lasse". Selbstverständlich daß, als wir weiter den Genius loci für diesen Abend wieder aufweckten, auch Hänselmann einen seiner Meistertöne redete und seiner Taubheit zum Trotz im vollen Behagen saß.

Und so noch ein und das andre Mal später im heimischen Kreise. Auch mit dem Weghause schloß er, wenn nicht innerlich Frieden, so doch guten Vertrag und kam immer ab und an, bei den alten Freunden zu sitzen; bis ihn im Winter auf 1903 eine schwere Krankheit hart anstieß, also daß er „eine ganze Nacht mit dem Tode um die Wette rannte" und lange Monate brauchte, sich wieder zu erholen. Ein Herzleiden blieb nach, und als wir — wiederum, wie bei Raabe, der getreue Engelbrecht voran — im Frühjahr 1904 auch seinen siebzigsten Geburtstag zum 4. März rüsteten, diesmal im Bunde mit dem Geschichtsverein und dessen „Intimen", denen er seit Jahren sein regstes Interesse und seine schönsten Verse geschenkt hatte, da ahnten wir und wußte er, daß es der letzte war. Eine milde Winterabendsonne lag trotz Sang und Klang über der Feier, aber doch die Sonne! Und sie lag auch über seinem Schwanenliede, der noch einmal in allen Farben spielenden Dankrede, zumal über dem Schluß: „Ich halte still, ich bin fröhlich. Und ich weiß es zu erkennen.

Wohlan denn, habet Dank, vielliebe Herrn
Und gute Freunde! Euer Gruß und Segen
Entfacht zum Hochglanz meinen Abendstern,
Dringt mir ins Herz, wie linder Maienregen,
Und schwellt, weiß Gott, den lang verschrumpften Kern
Im Innersten mit wonnigem Bewegen,
Entwindet mich aus Abenddunkelheiten
Trägt mich zurück in Morgensonnenzeiten . . ."

Achtzehn Tage später fanden ihn an einem Vormittage die Archivbeamten über seiner Arbeit gebückt sanft eingeschlafen, die Feder noch in der Hand, den Frieden der Ewigkeit in dem weißen Gesichte. Ave, pia anima! Es steht wohl um sie. —

Und die Kleiderseller und Raabe, was gilt von uns? Durfte er wirklich trotz alledem sein: „So waren wir, so sind wir, so bleiben wir!" wiederholen und dürfte er es noch heute? Ich sage ja und freudig ja! In Wahrheit haben nur einmal wieder in dieser wechselvollen Welt die Formen sich

gewandelt, der Geist ist derselbe geblieben, — ja er ist eher stärker geworden, einheitlicher — sein Geist! Die ihn auf dem Weghause umgeben und die meisten von denen, die ihn, bald viele, bald wenige, der eine heute, der andere morgen, in seiner Ecke zur gewohnten Abendstunde aufsuchen, sie sind mit seinem Geiste durchtränkt, denn sie sind mit seinen Büchern groß geworden. Und gerade weil der Geist dieser Bücher, Gott sei Dank, nun nicht mehr in engen Gemeinden und stillen Konventikeln ein Leben der Diaspora führt, sondern im deutschen Leben überall eine wirkende Macht geworden ist und sein Name für ungezählte Tausende das Symbolum der Zusammengehörigkeit, darum hieß es auch für „den Kleiderseller": „Gehe aus dem Kasten!"

Das ist die innere Notwendigkeit und Vernunft, weshalb wir mit ihm für alle, die da kommen wollen, offene Tafel haben müssen in der Ecke und auch auf dem Weghause und weshalb wir das in diesem Bewußtsein mit Freuden tun. Wohl hatte auch der Grüne Jäger seine Gäste aus der Ferne, da kamen Hänselmanns Hansagenossen, Koppmann, von der Ropp, der treffliche Weyland; da brachte Steinway Virtuosen, wie Reisenauer, und Musikschriftsteller, wie Eduard Hanslick mit; da tauchten, dank Freund Mollenhauer, Bienemann von Reval und der Philosoph Teichmüller von Dorpat auf; aber von Kunstgenossen Raabes wüßte ich nur den Landsmann Hans Herrig und den alten Wiking Hermann Allmers zu nennen. Jetzt strömt es seit Jahren herzu von allen Seiten, klingende Namen und getreue Menschen. Längst war Hans Hoffmann von Wernigerode aus ein lieber, oftgesehener Gast — sein schönes Raabebüchlein trägt die Spuren davon —, aber welch ein bunter Reigen ist seitdem bei uns eingekehrt und an uns vorübergezogen! Zahn und Frenssen und Speck und Ganghofer, Keller, der Dichter des „letzten Märchens", Detlev von Liliencron, Otto Ernst, Hermann Anders Krüger, der auf dem Lessingschen Weghause zuerst sein „Kronprinzen"-Drama vorlas, Carl Busse, Anna Ritter und wieviele noch!

Der Kleiderseller weiß diese Ehr' und Freude, die ja eigentlich ihm nicht gilt, die er aber doch mitgenießt, nach aller Gebühr zu würdigen. Aber, meine Verehrtesten, auch alledem gegenüber bleiben wir, die wir sind und waren, — auch darin Jünger des Meisters, der unwandelbar in sich ruhend, der Fülle der Gesichte lächelnd standhält. So wenig einst das stockstille Schweigen, so wenig beirrt ihn heute das huldigende Rauschen im ganzen Blätterwalde. Nur heller gestimmt durch die leuchtende und wärmende Sonne seines Lebensabends, als einst, da er unter Wolken ging, scheint er mir im übrigen seit den fünfundzwanzig Jahren in allem unverändert an Seele und Leib. Als wir 1906 seine Fünfundsiebzig feierten und zwar diesmal wieder auf dem Grünen, da schritt der hohe Alte in seinem langen schwarzen Rock, den Schlapphut über das noch immer nicht kahle Haupt gezogen, das braune Plaid über der Schulter, genau so fest den Andern vorauf die Stunde hinaus und in tiefer Nacht wieder heim, wie damals, als wir

zuerst diese Straße zogen. Und ebenso geistesfrisch, so scharf im Denken und Urteilen, so unbegreiflich sicher in Wissen und Gedächtnis erweist ihn jede Stunde des Zusammenseins. Noch gibt er das Vorbild, Konvenienz und falsche Rücksicht mit freiem, ehrlichem Wort zu durchbrechen und das Kind unverhohlen beim Namen zu nennen, noch liebt er sich den Kreis „so bunt wie möglich“ und hält auch dem Jüngsten gegenüber an seinem Satze: „Wir sind alle eines Alters!“ Und also gilt es von ihm noch immer und heute erst recht:

„Gar manchen sah er abwärts ziehn
In Amts= und Eheketten,
Sah manchen feig von hinnen fliehn,
Half manchen Toten betten;
Doch ob die alte Kompanei
Ihm schmolz wie Schnee im Märzen,
Er hält dem jungen Volk die Treu
Mit Hand und Mund und Herzen.“

Will's Gott, noch manches gute Jahr! Einst freilich wird es an dem jungen Volke sein, „den Kleidersell er“ in Braunschweig aufrecht zu erhalten; die Formen wird dann wieder die Zeit finden und geben, wenn nur der Geist der Alten, die ihn geschaffen haben, sie mit Leben erfüllt. Wenn aber wirklich einmal ein Letzter seine Kappe an den Nagel hängen sollte, „sich als Einzelner fühlend“, dann mag ihn das Eine trösten, daß das Gedächtnis der Sippe, die mit ihm ausgeht, unvergänglich ist, gebunden an den Namen

Wilhelm Raabe.

Einiges über Klaus Groth.

Von Timm Kröger.

„Siebenzig Jahre währt unser Leben und, wenn es hoch kommt, achtzig und, wenn es köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen“ so sang und sagte in grauer Zeit ein weiser Mann. Die Heilkunst hat seitdem der Tränke und Tropfen viel erfunden, Salben und Latwergen gemischt, Bazillen und Bazillentöter entdeckt, der Preis eines Menschenlebens ist hoch gestiegen, aber immer noch währt unser Leben siebzig und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre. – Jeder schwingt den Hammer, sein Glück zu schmieden, und doch gilt noch das Wort: wenn ein Leben köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Von Ewigkeit her in vorgeschriebenen Rinnsalen fließt unser Dasein, im günstigen Fall endet es mit einem sanften Dahinsterben, ein Schattenspiel, von dem ein Held, Ewigkeitslächeln auf den Lippen, nicht ungern scheidet.

Der Dichter, dem diese Zeilen gelten, wurde trotz seines von Haus aus schwachen, den Angriffen der Witterung schwer widerstehenden Körpers achtzig Jahre alt. Man muß wohl sagen: sein Leben ist köstlich gewesen. Man

kann es sagen, obgleich auch er die Empfindung der Tragik (welchem Sterblichen sind sie fremd?) — gut kannte.

Die Spuren dieser Erfahrung, eine unausgeglichene Stimmung, um nicht zu sagen — Verbitterung trug er mit sich herum. Einige vermeinen, er habe keinen Grund gehabt, es ist aber schwer darüber zu rechten. Wir enthalten uns dessen und sagen: nach seiner Eigenart hatte er Grund. Bei seinem ersten Auftreten hatte ihn der Beifall umtost, da konnte und durfte er annehmen, daß er für die Poesie seines Stammes eine Art Messias geworden sei, daß er für die plattdeutsche Dichtung das Wort gefunden habe, das in Schlaf versunkene Dornröschen zu wecken und, daß ihm niemand diesen Ruhm verkleinern könne. Er hat aber erfahren müssen, daß dem Hosianna der Menge das Kreuzige rasch folgt.

Nach ihm, dem klassischen Lyriker der plattdeutschen Dichtung, kam der Epiker Reuter. — Wann hat jemals bei einem Wettstreit um Volkstümlichkeit der Epiker den Lyriker nicht in Schatten gestellt? — Es folgten Jahrzehnte, wo über Groth entweder garnicht oder abfällig gesprochen und geschrieben wurde. — Die Bonner Universität hatte ihn, als er auf der Höhe seines Ruhmes stand, zum Doktor Ehren halber ernannt, an der Kieler Universität habilitierte er sich als Privatdozent, er hoffte sich, wie die Reaktion gegen seine Anerkennung begann, wenigstens als Gelehrter durchzusetzen. Aber das geschah nicht so, wie er erwartet hatte, und manche Anzeichen sprachen dafür, daß die Professorenzunft den Autodidakten als Eindringling zu betrachten geneigt sei.

Meines Erachtens hat der Dichter das schmerzlicher empfunden, als es lohnte; der aber hebe den ersten Stein, der sich bewußt ist, seine eigene Person so durchaus nebensächlich zu schätzen, daß Enttäuschungen zu den Unmöglichkeiten gehören. Tatsache ist, daß es hüben, wie drüben Grund zur Verstimmung gab, und, als nun endlich . . endlich . . . . . am späten Abend seines Lebens ihm auch in der Allgemeinheit des deutschen Volkes, unter Führung bewährter Beurteiler, volle gerechte Würdigung zu Teil wurde, als Kranz auf Kranz auf sein Haupt fiel, da war er zu alt geworden, um die Freude voll auszukosten und ungetrübt genießen zu können, da hatte sich mancher Stachel schon zu tief eingedrückt, um noch unblutig herausgelöst werden zu können.

Ich betone das, um zu zeigen, daß auch diesem reichen Leben die persönliche Tragik nicht erspart geblieben ist. Es war und blieb aber ein Leid, das man unter Lächeln verbirgt. Hatte sich auch durch Druck und Gegendruck eine Zeitlang eine Schärfe in dem Verhältnis des Dichters zu seinem Volk herausgebildet, im Wesentlichen war doch alles ausgeglichen, als es, und nicht nur das niederdeutsche, dem Greis ganz besonders zu seinem achtzigsten Geburtstage einmütig huldigte. Er ist sogar an diesen Huldigungen, genau ausgedrückt: an den Anstrengungen, die er sich auferlegte, sie entgegen-

zunehmen, gestorben. Man hat es ein hartes Schicksal genannt, ich finde nichts versöhnlicher als diesen Abschluß.

Nach dem Tode des Dichters stand sein einfaches, aus gelben Backsteinen geführtes Landhaus, das durch die von ihm gepflanzten Linden dichter beschattet wurde, als für einen der Sonne bedürftigen alten Herrn zweckmäßig schien, lange Zeit vereinsamt am Klaus-Grothplatz und Schwanenweg zu Kiel, zumal die „Kajüte", wo er seine Freunde „zur Schummerstunde" zu empfangen pflegte.

Die „Kajüte" war ein nicht gar großes, im Erdgeschoß belegenes, unmittelbar durch eine Tür mit dem Freien verbundenes Zimmer. Unangemeldet und ungesehen schlüpften die Eingeführten direkt vom Garten hinein. Klaus Groths „Kajüte" und seine „Gartenpforte", der sein berühmtes Lied „Min Port" gilt, gehören zu den neuen literarhistorischen Erinnerungsstücken aus dem Leben großer Dichter, und ich gedenke gern der Gunst des Schicksals, das mir gestattete, in der Kajüte zu „schummern". War es auch eine verhältnismäßig kurze Zeit, ich empfinde immer eine angenehme Wärme, wenn die Stunden in meiner Erinnerung auftauchen. Denn Klaus Groth war nicht allein der von mir hochverehrte Dichter des Quickborn, sondern auch ein warmer Gönner und Förderer meiner eigenen Bestrebungen. Ich habe manches gütige und anerkennende Wort von ihm vernehmen dürfen.

Eine besonderere Freude war es, ihn erzählen zu hören. Was für ein Leben hatte der Greis hinter sich! — Welch ein Reichtum an Berührungen und Beziehungen! Wenn man die Reihe durchfliegt, so scheint kaum ein berühmter Name der fünfziger, sechziger und siebziger Jahre aus der Literatur und aus verwandten Gebieten zu fehlen. Noch mehr entzückte er als Erzähler von Anekdoten und Geschichten, die er meistens dem plattdeutsch bewegten Volksleben entnahm. — Es ist etwas eigenes um das Erzählen von Mund zu Mund Wenn man eine mündlich dramatisch vorgetragene Geschichte Wort für Wort niederschreibt, mutet sie uns oft gesucht an, denn Ton und Farbe des Vortrags, der Klang, das Leben und die gemütvolle, liebenswürdige Bosheit des Lächelns teilen sich dem Papier nicht mit. Klaus Groth fing in gedämpftem ruhigem Ton an und sparte den Reichtum der Lichter auf für Stellen, wo sie angebracht waren. — Wenn ich mir ein klein wenig Tastsinn zuschreiben, mir ein klein wenig Urteil beimessen darf, dann war der Alte ein großer Erzähler. Und wenn er bei seinem Vortrag den plattdeutschen gemütvollen Derbheiten, worin sich oft ein so köstlicher und feiner Humor versteckt, nicht aus dem Wege ging, so kann mich das nur in meinem Urteil bestärken.

Wie sich jemand beim Geschichtenerzählen gibt, das schätze ich für mein Urteil hoch ein. Wie fein und grob die Natur (um ein Bild aus der Flachsbereitung zu wählen) unsere Seele aus der Heede gehechelt hat, das kann man beim Vortrag garnicht verbergen, auch wenn man sich Mühe gäbe, es zu tun. Und, da der Faden bei Klaus Groth so sehr fein auf die Spule

lief, war seine Seele ganz sicher aus dem allerfeinsten Flachs durch eine gute Hechel gekommen. – Wer könnte es auch bezeifeln, der den Quickborn und seine „Vertelln“ kennt!“

Quickborn! – – Von Groths Büchern wollte ich eigentlich garnicht sprechen. Haben meine Worte überhaupt einen besonderen, nicht in ihnen selbst liegenden Zweck, so ist es der, aus dämmernden Erinnerungen ein Bild des Dichters zu weben, das heißt seiner Person, wie ich sie gekannt habe. – Und doch komme ich zum Quickborn. Bei einem Dichter ist am Ende das, was er tat, nicht gut zu trennen, von dem was er ist. Ich sage also auch ein Wort über das einzig dastehende Gedichtbuch „Quickborn“, sage es aber nicht als Beurteiler, sage es vielmehr, vollgesogen von dem Eindruck, den es in mir hinterließ.

Vor allen Dingen vergesse ich, daß der Quickborn plattdeutsch geschrieben ist. Der plattdeutsche Quickborn bietet freilich das passendste Gewand für seine Ideen. Das fühle ich ich, und das genügt für den Gegenstand unserer heutigen Betrachtung. Denn hier habe ich es nur mit den Ideen zu tun, ich darf, ja ich muß vergessen, wie der Dichter sie eingekleidet hat.

Ich lese also Quickborn, verliere mich darin und gewinne dafür das Gefühl des Glücks. Ruhe, Behagen ziehen in meine Seele ein und, wo es mich tief trifft, hallt ein heiliger Schauer in mir nach. Ich habe – mit einem Wort – das, was man poetischen Genuß nennt. Eine Freude habe ich, die mich vom Leid des Lebens erlöst. Der Grüblersinn, der nach dem Material fragt, der Aufweisung der Ursachen des Entzückens heischt, wird sich erst geltend machen, wenn die Bilder aus der unmittelbaren Anschauung verdrängt und in die weiten Speicherräume der Erinnerung verstaut worden sind. Und dann kommt die Stunde, wo man Theorien heranschleppt und an ihnen den Gegenstand seiner Freude mißt.

So ist es mir auch beim Quickborn ergangen. – Warum war ich so ruhig? – Was war das Wesen meiner Freude? – Mir hat immer noch der alte Meister Schopenhauer die beste Antwort gegeben: es ist die Losreißung der reinen anschauenden Erkenntnis vom Willen.

Man sagt ja Überflüssiges, wenn man es wiederholt, man ist in Gefahr langweilig und platt zu werden, wenn man es in das geliebte Tagesdeutsch überträgt. Ich will aber das Risiko tragen, ich habe es schon getan, alles Wesentliche ist in den Zeilen enthalten, die eben aus meiner Feder geflossen sind. – – – In der Regel bleiben wir an den Dingen, wie sie uns erscheinen, haften, nur in den Augenblicken künstlerischer Verzückung dringen wir (im Geben oder Nehmen) bis zu den Ideen der Dinge vor – bis zu dem Ewigen und Unabänderlichen, das hinter diesen Dingen steckt. Als anschauendes vom Willen befreites Subjekt der Erkenntnis ruhen wir in der Betrachtung, verlieren uns darin, unsere Wünsche, unsere Begierden, unsere Leidenschaften schweigen – und diese Versenkung bringt dem Künstler und dem, der im

Stande ist, ihn zu verstehen, die Erlösung von dem in uns allen für und für pochenden Willen.

Ist das richtig, dann drängt sich eine Folgerung als unabweislich auf. Echte Poesie, echte Kunst überhaupt kann nicht im Dienst der Tageskämpfe stehen, oder sie hört auf, echte Kunst zu sein. Denn Kämpfe und Interessen gehen vom Willen aus, sind so recht Ausstrahlungen seines Pols. Ist es überhaupt noch Kunst, dann ist es jedenfalls eine zweiter Klasse. — Wohlgemerkt! — Ihre Kulturbedeutung kann gerade darauf beruhen, daß sie sich dem Willen zu Dienst verschrieben hat, sie kann als Kampfmittel im guten, wie im schlechten Sinn, einen überragendenden Wert erlangen. — Das steht auf einem andern Blatt. — Hier ist allein von der Kunst die Rede, diese wird unter allen Umständen durch alle Anklänge an den Willen mit einer Hypothek belastet, die ihren Wert herabsetzt.

Um zum Quickborn zurückzukehren. Selten ist eine Poesie so durchaus vom Willen frei, wie die im Quickborn. Dort — in erster Linie spreche ich vom ersten Teil — finde ich das, was uns not tut, in vollem Maße: lautere und reine Poesie. Weil der Wille ganz ausgeschaltet ist, klingen Groths Lieder noch jetzt rein und jung und frisch, wie am ersten Tag. Denn was von der Zeit unabhängig ist, kann nicht veralten. Die Schönheit nimmt uns ganz in ihren Frieden auf. Keine Verszeile weckt unsern Argwohn, als ob damit etwas gesagt sein solle, was außerhalb des Anschauungsgebiets liegt, als ob etwas bezweckt werde. — Kein Lied und kein Gedicht weckt das Raub- uud Kampftier, das in uns allen schlummert. — Schon nach dem von Groth gewählten Gegenstand — typische Darstellung des Volkslebens seines Stammes — blieb dem Willen kein Raum, Unfrieden und Unkraut zwischen den Weizen zu säen. Der Dichter ging an seiner Zeit vorbei, indem er das von allen Zeiten Unabhängige, das Ewige besang.

Man vergebe uns, daß wir es sagen. Es klingt so fremd in unsre Zeit hinein, so befremdlich in die Tage der großen Zeitromane und Zeitdramen, in unsere Tage der Kämpfe und Wirren. — Ja, Kämpfe und Wirren. — Hört nur, wie die Menschheit in den Schraubenwindungen dieser Wirren keucht — hoffentlich zur Höhe emporkeucht.

Muß nun — fragt man — gefolgert werden, daß die Darstellung der Kämpfe von dem Gebiet echter Kunst ausgeschlossen ist? — Frage und Antwort gehören wohl halbwegs zu unserm Thema, und, um nicht mißverstanden zu werden, will ich meine Auffassung wenigstens andeuten. Kann es tendenzlos geschehen — dann ist es Gegenstand der Kunst, sonst nicht. Tendenzlos. Es gehört ein großer Meister dazu, das, was Tag für Tag unser Begehren anruft, zur reinen Anschauung abzuklären, sodaß wir uns auch darin, frei, frei vom eignen Willen verlieren. Wenn es ein Dichter vermag, uns so weit in den Äther zu heben, daß wir das Wogen und Wallen unter uns parteilos mit der Ruhe und Allwissenheit eines Gottes überschauen, dann genießen wir echte Kunst, vielleicht die allerhöchste. Hat man aber die Absicht, uns auf

die Sache eines Kämpfers (und sei er auch im Recht) festzulegen, dann ist es eine schlechte, eine niedrige Kunst. Denn das, was auf die Welle berechnet ist, die uns grade hebt, muß mit den kommenden versinken.

Im Quickborn ging Klaus Groth an seiner Zeit vorbei. Und das ist kein ganz geringes Verdienst. Denn als er den Quickborn schrieb, war die schleswig-holsteinische Erhebung im Gange. Wie nahe lag da die Versuchung, einen billigen patriotischen Ton, einen tyrtäischen Klang hineinzumischen. Den Absatz bei der breiten Masse hätte das sicherlich gefördert. Klaus Groth hat das nicht getan, er ging, was er, sollte das Kunstwerk rein erhalten bleiben, tun mußte, er ging an seiner Zeit vorbei.

Der feine Künstlersinn, der Klaus Groth eigen war, gab ihm die Kraft, an seiner Zeit vorbei zu gehen. — Der echte Genius, der in ihm wohnte, gab die Richtung, die politische und soziale Windstille, in der er seine Jugend verlebt hat, stärkte sie. Vielleicht wäre er auch unter ungünstigeren Verhältnissen groß genug gewesen, an seiner Zeit vorbeizugehen, die auch in seiner Brust schlummernde Speerfreude zu dämpfen, die Stoßkraft zu hemmen, wahrscheinlich wäre er auch dann, wenn er ein paar Jahrzehnte später im Heider Müllerhaus geboren worden wäre, der echten Kunst treu geblieben. Es ist ihm aber vieles dadurch erspart worden, daß seine Knabenfüße unter anderen Sternen wandelten. — Gütigere Sterne und glücklichere, als die sind, die über dem Wogenschwall unserer Tageskämpfe ihre Bogen ziehen. Denn nach Beendigung der Freiheitskriege herrschte — wenigstens in Dithmarschen — eine große Stille, und an dem Baumsteig des Heider Marktplatzes ist wohl kaum ein Blatt vom politischen Winde bewegt worden. — — „Die Unruhe“ — schreibt Klaus Groth selbst darüber (ich übertrage nach Bartels aus „Detlof“), „war immer draußen. Wir lasen von dem Lärm unten in der Türkei oder unten in Spanien ebenso wie wir von dem Vesuv erzählten, der nun wieder Feuer speie, daß es auf Dörfer und Häuser niederregne. Wer sollte anfangen? Kein Mensch, den wir kannten. Napoleon war tot und lag still begraben auf seiner einsamen Insel, der kam nicht wieder und in Paris hatten sie einen Bürgerkönig, ähnlich wie wir einen Bürgerdeputirten. Es war auch vorbei mit den Revolutionen seit dem nassen Sommer 1830, wo es bei uns regnete, daß man kaum einmal unseres Herrgotts liebes Korn einbringen konnte, und mancher Morgen auf dem Halm auswuchs — ein schauerlicher Sommer. Nein, der Mann sah nicht darnach aus, daß er etwas anfangen werde, wie Bonaparte und seine Generale, die immer wie auf dem Theater gingen, Pelzmäntel um [bei den Pyramiden. Er glich mit seinem Haarschopf mehr einem Frankfurter Friseur — — “In dieser Weise wird die Schilderung der kleinbürgerlichen Verhältnisse noch eine Weile fortgesetzt. Leute, die dem Schornsteinfeger allenfalls noch guten Tag sagten, berichtet Groth, ergriffen vor jeder Uniform die Flucht.]

Die Zeit ging ganz leise, Klaus Groth verlebte darin die Jahre, die einem Dichter den Stoff späterer Poesien in der Erinnerung niederlegen. Kein

Kampfruf, kein aufgeregter Klang verunreinigte die Ruhe, als er die Bausteine zum Quickborn zurechtlegte. Wußte er vielleicht auch selbst noch nicht, wozu es dienen sollte, in den friedevollen Blättern seines Gedichtbuchs klingt die Poesie dieser Zeit um so reiner nach.

Frauen im Bibliotheksdienst.

Von Dr. Gustav Albrecht-Charlottenburg.

Seit die Bücherhallenbewegung in dem letzten Jahrzehnt einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen und die Zahl der öffentlichen Büchereien und der Volksbibliotheken sich beträchtlich vermehrt hat, ist die Nachfrage nach bibliothekarisch ausgebildeten Kräften naturgemäß gestiegen. Diesen Umstand hat sich die Frauenbewegung sofort zu Nutze gemacht und das weibliche Geschlecht auf diesen neuen, ihrer Ansicht nach leichten und für Frauen sehr geeigneten Berufszweig hingewiesen, und die Folge war, daß die Frauen sich der Sache mit großem Eifer annahmen und in großer Zahl, befähigt und unbefähigt, vorbereitet und unvorbereitet, sich bei den Bibliotheken als Volontärinnen und Hilfsarbeiterinnen meldeten. Der Erfolg war den neuen Berufsgenossinnen günstig. Bei dem Mangel an geeigneten Kräften waren den Behörden und den Leitern von Volksbibliotheken, besonders in kleineren Städten und Ortschaften, diese Volontärinnen und Hilfsarbeiterinnen sehr willkommen, zumal sie vielfach aus Liebe zur Sache und ohne große Ansprüche auf Besoldung ihr Amt übernahmen, und in kurzer Zeit waren einige sechzig Frauen und Mädchen in Volksbibliotheken, in städtischen und in privaten öffentlichen Büchereien als Hilfsarbeiterinnen und Volontärinnen beschäftigt.

Diese Erfolge spornten die Mitschwestern zu erneuter Tätigkeit an. Man sah ein, daß man die errungenen Vorteile ausnutzen und höhere Ansprüche stellen könne, und da in Anbetracht der Umstände eine Schule für Bibliothekarinnen ins Leben getreten war, so beanspruchten die dort fachgemäß ausgebildeteten Frauen und Mädchen bald eine höhere Besoldung, leitende Stellungen an kleineren Bibliotheken und auch Beschäftigung an wissenschaftlichen Bibliotheken. Auch mit diesen Forderungen drangen die Frauen zum Teil durch, und neuerdings sind nicht nur einige leitende Stellen in kleinen Volksbibliotheken mit weiblichen Kräften besetzt und die Gehälter vielfach erhöht worden, sondern Frauen haben auch in einigen wissenschaftlichen Bibliotheken Beschäftigung gefunden.

Im allgemeinen scheinen die Frauen, soweit die bisherigen Erfahrungen dies ersehen lassen, sich im Bibliotheksfache zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten bewährt zu haben, doch stehen den mannigfachen Anerkennungen, die von maßgebender Seite der weiblichen Beschäftigung im Bibliotheksdienste gezollt werden, auch eine Reihe von abfälligen Urteilen gegenüber, und diese Verschiedenheit der Meinungen hat dazu geführt, daß man sich in Fachkreisen mit dieser, für die Entwicklung des gesamten Bibliothekswesens wichtigen

Frage der Beschäftigung von Frauen im Bibliotheksdienst eingehender beschäftigt hat. Auf verschiedenen Versammlungen, so besonders in Halle im Jahre 1903, haben die deutschen Bibliothekare zu der Frage Stellung genommen und die Verwendung von Frauen im Bibliotheksdienst bei genügender Vorbildung und unter dem Gesichtspunkt der Entlastung der wissenschaftlichen Beamten als zweckmäßig bezeichnet, und vor kurzem hat sich auch die Vereinigung Berliner Bibliothekare mit der Sache befaßt und über den augenblicklichen Stand dieser „Frauenfrage" Bericht erstatten lassen. Die Ausführungen*) des Referenten Dr. G. Fritz-Charlottenburg, der es übernommen hatte, die Frage vom bibliothekarischen Standpunkt aus zu beleuchten und an der Hand der gemachten Erfahrungen die für die Beschäftigung von Frauen im Bibliotheksdienst geschaffenen Grundlagen und Bedingungen zu prüfen, lassen erkennen, daß die ganze Angelegenheit sich noch im Zustande der Entwickelung befindet und ein abschließendes Urteil über die Befähigung und Brauchbarkeit von Frauen im Bibliotheksdienst noch nicht gestattet. Immerhin gewährt der Bericht eine klare Übersicht über den augenblicklichen Stand der wichtigen Frage und eine kurze Wiedergabe dürfte von allgemeinem Interesse sein.

Die Berechtigung einer Beschäftigung von Frauen im bibliothekarischen Berufe ist, soweit es sich um die grundsätzliche Zulassung der Frauen handelt, von den deutschen Bibliothekaren bisher ohne weiteres anerkannt worden, über die Art und Weise der Beschäftigung jedoch und über die zweckmäßige Ausbildung der Frauen für den Bibliotheksdienst gehen die Ansichten in fachmännischen Kreisen vielfach auseinander. Dies hängt mit der praktischen Bedürfnisfrage zusammen, da man selbstverständlich bei einer Beschäftigung in großen wissenschaftlichen Bibliotheken ganz andere Ansprüche an eine weibliche Arbeitskraft stellen wird als in einer Volksbibliothek oder einer modernen Bildungsbibliothek, die beide im Interesse der Volksbildung eingerichtet sind und einen volkstümlichen Charakter tragen. Daher kommen Frauen als Hilfskräfte in wissenschaftlichen Bibliotheken nur zur Entlastung der Bibliothekare, also im mittleren Dienst, wo sie zur Aufnahme von Titelzetteln, zur Aufstellung von Listen, zum Ordnen der Zettel und ähnlichen Arbeiten verwendet werden können, in Betracht, während ihre Tätigkeit in den modernen Bildungsbibliotheken, namentlich in den mit Lesehallen verbundenen Volksbüchereien, viel umfangreicher und vielseitiger gestaltet werden kann. Dementsprechend ist die Zahl der in volkstümlichen Bibliotheken beschäftigten Frauen größer als die in wissenschaftlichen, und während in diesen die Frauen fast nur als Hilfskräfte Verwendung finden, nehmen sie in jenen vielfach eine leitende Stellung, sei es unter Aufsicht eines Bibliothekars, sei es als selbständige Bibliothekarin, ein.

Während man aber von den Frauen beim Eintritt in eine wissenschaftliche Bibliothek von Anfang an eine Vorbildung in literarischer wie in

*) Veröffentlicht im Zentralblatt für Bibliothekswesen XXIV (1907), S. 217—228.

technischer Beziehung verlangte, hat man von dieser Forderung bei der Einstellung von Frauen in Volksbibliotheken früher vielfach Abstand genommen, ohne zu bedenken, daß der Dienst in diesen Bildungsanstalten in physischer, sozialpädagogischer und ethischer Beziehung viel höhere Anforderungen an die weiblichen Kräfte stellt. Aus diesem Grunde sind viele ungeschulte Hilfsarbeiterinnen im Dienste der Volksbibliotheken tätig gewesen, und es ist erst nach und nach gelungen, hierin Wandel zu schaffen und eine Besserung eintreten zu lassen. Nunmehr wird von den Frauen auch für die Dienstleistung in Volksbibliotheken eine bestimmte Vorbildung verlangt, und die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß diese Forderung berechtigt war. Unter solchen Voraussetzungen kann die Verwendung von Frauen im Bibliotheksdienst wohl empfohlen werden, sowohl als Hilfsarbeiterinnen in volkstümlichen und in wissenschaftlichen Bibliotheken als auch als Leiterinnen von kleineren Volksbibliotheken. Besonders wird die Tätigkeit in den modernen Bildungsbibliotheken die Frauen in hohem Grade befriedigen, denn neben der rein technischen Beschäftigung und dem Verkehr mit dem Rat und Auskunft suchenden Publikum, das den verschiedensten Gesellschaftsklassen entstammt, wird der Gedanke, in fruchtbarer, volkserzieherischer Arbeit tätig zu sein, ein weibliches Gemüt mit Freude und Genugtuung erfüllen.

Was nun die Ausbildung der Frauen für die bibliothekarische Laufbahn betrifft, so lag es nahe, Anwärterinnen für den Dienst in den Bibliotheken selbst vorzubilden, und dies ist in den Volksbibliotheken auch meist geschehen. Die Frauen wurden hier als Volontärinnen aufgenommen und im praktischen Dienst — Aussuchen der Bücher, Ausleihverkehr, Umgang mit dem Publikum, Beaufsichtigung des Lesesaals, Katalogisieren und dergleichen — ausgebildet. Die Versuche, die in dieser Hinsicht in der Lesehalle der Gesellschaft für Ethische Kultur, in der Hamburger Bücherhalle, in der Charlottenburger Volksbibliothek und in der Elberfelder Stadtbücherei gemacht worden sind, haben gute Erfolge gehabt, und aus diesen Anstalten ist eine Anzahl gut ausgebildeter Bibliotheksgehilfinnen und Leiterinnen kleinerer Volksbibliotheken hervorgegangen. Es liegt aber auf der Hand, daß eine derartige Ausbildung, die in praktischer Hinsicht sehr gut sein kann, in theoretischer vielfach einseitig sein wird, da sie nach den jeweiligen Verhältnissen der einzelnen Bibliotheken zugeschnitten ist, und daß die allgemeine theoretische Ausbildung eingehender sein und deshalb in anderer Weise vorgenommen werden muß.

Von diesem Gedanken ausgehend, hat Prof. Hottinger im Jahre 1900 in Südende bei Berlin eine Bibliothekarinnenschule eingerichtet, in der er seine Schülerinnen, die auf einer höheren Mädchenschule vorgebildet sein müssen, durch Unterricht in den in Betracht kommenden Fächern für den Dienst in den volkstümlichen wie in den wissenschaftlichen Bibliotheken vorzubilden sucht, und den gleichen Zweck verfolgt Prof. Dr. Wolfstieg mit den seit 1902 in der Bibliothek des Abgeordnetenhauses eingerichteten Kursen zur Ausbildung von Bibliothekarinnen. Beide Unter=

nehmungen haben gute Erfolge erzielt, und die Zahl der aus diesen Kursen hervorgegangenen und in wissenschaftlichen wie in volkstümlichen Bibliotheken beschäftigten Frauen ist immerhin beträchtlich. Als Lehrziel bei diesen Vorbereitungsanstalten kann den Aufnahmebedingungen entsprechend nur die Ausbildung für den mittleren Dienst in Frage kommen, ein Wettbewerb mit der Vorbereitung für den höheren Bibliotheksdienst ist von vornherein ausgeschlossen. Über die Art der Ausbildung sollen weiterhin noch einige Worte gesagt werden.

Mit der theoretischen Ausbildung der Frauen muß die praktische Hand in Hand gehen. Sie wird am besten vor dem Kursus erledigt, damit die Anwärterin bei Zeiten einen Begriff von der ihrer harrenden Arbeitsleistung erhält und ihre Absicht, sich dem Bibliotheksfache zu widmen, aufgeben kann, wenn ihr die praktische Tätigkeit zu anstrengend oder zu entsagungsvoll erscheint.

Um die Nachfrage nach Anwärterinnen und Volontärinnen zu regeln, müßten von den Bibliotheken und Behörden Listen aufgestellt werden, in denen die offenen Stellen verzeichnet würden, ferner muß die Einsetzung eines staatlichen Prüfungsausschusses angestrebt und die Gehaltsfrage in befriedigender Weise geregelt werden, denn die heutigen Besoldungsverhältnisse sind zum Teil unwürdig und unhaltbar.

Ein abschließendes Urteil über die Befähigung und über die Leistungen weiblicher Kräfte im Bibliotheksdienst läßt sich bei den geringen Erfahrungen noch nicht fällen, doch lauten die Urteile über die Hilfsarbeiterinnen an der Königlichen Bibliothek, an der Berliner Universitätsbibliothek und an anderen wissenschaftlichen Instituten, sowie an den Volksbibliotheken zu Charlottenburg, Elberfeld, Hamburg, Halle, Jena und an anderen Orten günstig. Kommen zu einer genügenden Ausbildung der Frauen noch gewisse persönliche Eigenschaften, wie Ordnungssinn und Gewissenhaftigkeit, die Fähigkeit, sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen, Zuvorkommenheit und Liebe zur Sache, so werden die betreffenden Frauen sehr bald Gefallen an ihrer Tätigkeit finden und sich zu tüchtigen Helferinnen und Bibliothekarinnen heranbilden.

Dies in kurzen Zügen der Inhalt des erwähnten Berichts, der vom bibliothekarischen Standpunkt aus die augenblickliche Lage der Frauenfrage beleuchtet. Die soziale Seite der Sache ist hierbei nicht berücksichtigt, die Frage nach der Befähigung der Frauen zum Bibliotheksdienst nur kurz gestreift und über die bisherigen Leistungen der weiblichen Kräfte werden Einzelheiten nicht angegeben. Über diese Punkte wurde in der an den Vortrag sich anschließenden Erörterung in der genannten Versammlung mancherlei erwähnt, was die Frage in etwas anderem Lichte erscheinen läßt, und es dürfte vielleicht von allgemeinem Interesse sein, wenn unter Zugrundelegung jener Äußerungen und unter Hinzuziehung persönlicher Erfahrungen drei Punkte eingehender betrachtet werden: die *Befähigung* der Frauen zum Bibliotheksdienst, ihre *Ausbildung* und ihre *Leistungen* im Dienst.

Wie aus den oben skizzierten Ausführungen des Referenten Dr. Fritz ersichtlich ist, hat man in bibliothekarischen Kreisen die Überzeugung, daß die Frauen im allgemeinen zum Bibliotheksdienst befähigt und geeignet sind, und diese Ansicht wird von bewährten Fachmännern, wie Harnack, Hartwig, Schwenke, Wolfstieg, Hottinger, Nörrenberg und anderen geteilt und unterstützt. Schon im Jahre 1902 hat Bibliotheksdirektor Otto Hartwig in einer dem Ministerium eingereichten Denkschrift die Verwendung von weiblichen Hilfskräften im Bibliotheksdienst empfohlen und in der erwähnten Versammlung Berliner Bibliothekare hat Generaldirektor Prof. Harnack betont, daß der Beschäftigung von Frauen im Bibliotheksdienst nichts im Wege stände soweit es sich um mittlere Leistungen handele, daß Frauen für den höheren Bibliotheksdienst aber kaum in Frage kommen könnten. Nach den bisherigen Erfahrungen kann man sich dieser Ansicht nur anschließen und hinzufügen, daß Frauen auch für den Dienst in Volksbibliotheken und modernen Bildungsbibliotheken geeignet und befähigt sind und daß sie sogar die Einrichtung und die Leitung von kleineren Bibliotheken übernehmen können, sobald sie die nötige Gewandtheit und Sicherheit erlangt haben und ein gewisses Organisationstalent besitzen. Frauen haben meistens die zum bibliothekarischen Berufe nötigen Eigenschaften, so Sinn für Ordnung und Ruhe beim Arbeiten, eine schnelle Auffassungsgabe und ein gutes Gedächtnis, persönliche Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit und Liebe zur Sache, und wenn sich mit diesen Eigenschaften ein Gefühl für Unterordnung unter den Vorgesetzten, Bescheidenheit in den Ansprüchen und die nötige Selbstverleugnung verbindet, so kann man ein derart ausgestattetes weibliches Wesen sehr wohl als befähigt zum bibliothekarischen Beruf erklären.

Der geistigen Befähigung muß natürlich die körperliche Tüchtigkeit in gleicher Weise entsprechen. Der Bibliotheksdienst ist nicht, wie vielfach angenommen wird, leicht und spielend zu erledigen, er stellt vielmehr – und dies gilt besonders von größeren Volksbibliotheken – ganz erhebliche Ansprüche an die körperliche Beschaffenheit des einzelnen Beamten, und abgesehen von dem weniger anstrengenden Innendienst erfordert die Tätigkeit in einer öffentlichen Bibliothek, was das Heraussuchen der gewünschten Bücher, den Ausleihedienst und den Verkehr mit dem Publikum anbetrifft, körperlich tüchtige und gesunde Menschen. Frauen, die schwächlich sind und zur Bleichsucht neigen, die mit Herz- und Lungenleiden behaftet sind oder von nervösen Anfällen geplagt werden, sind für den Bibliotheksdienst ungeeignet und sollten niemals als Volontärinnen weiter beschäftigt werden. Das Attest eines Arztes ist neben dem Befähigungsnachweis das unbedingte Erfordernis bei der Meldung einer Frau für den Bibliotheksdienst. Mir sind Fälle bekannt, bei denen es versäumt wurde, den Gesundheitszustand der Volontärinnen zu prüfen, und die Folge war, daß die betreffenden jungen Mädchen nach drei- oder vierjähriger Tätigkeit den ihnen liebgewordenen Beruf aufgeben mußten, da sie aus gesundheitlichen Rücksichten den Anstrengungen des Dienstes nicht

gewachsen waren. Um Enttäuschungen zu vermeiden, muß auf diesen Punkt besondere Rücksicht genommen werden.

Was nun den Befähigungsnachweis der Frauen für den Bibliotheksdienst anbetrifft, so gehen die Ansichten der Fachgenossen darüber auseinander Während die einen das Abgangszeugnis einer höheren Töchterschule für ausreichend erachten und die weitere Ausbildung den Kursen für Bibliothekarinnen überlassen wollen, fordern andere das Primazeugnis oder gar das Reifezeugnis eines Mädchengymnasiums und eine ganz extreme Partei verlangt sogar den Nachweis des Lehrerinnenexamens und die Ablegung einer Aufnahmeprüfung für den Ausbildungskursus. Alle diese Ansichten lassen sich verteidigen, es kommt eben darauf an, welche Tätigkeit im Bibliotheksdienst die Anwärterin ergreifen will. Für Hilfsarbeiterinnen wird der erfolgreiche Besuch einer höheren Töchterschule und dann des Ausbildungskursus genügen, für Bibliotheksgehilfinnen und Assistentinnen dürfte aber das Zeugnis für die Prima oder das Reifezeugnis eines Mädchengymnasiums erforderlich sein und an Frauen, die höhere Absichten verfolgen und eine bevorzugte Stellung in einer wissenschaftlichen Bibliothek oder eine leitende Stellung in einer Volksbibliothek erlangen wollen, müßte man die gleichen Ansprüche wie an die Männer stellen und von ihnen die Ablegung einer besonderen Prüfung als Bibliothekarin oder den Nachweis des Lehrerinnenexamens verlangen.

Für Frauen, die behufs späterer Verwendung im Bibliotheksdienst zu dem theoretischen Ausbildungskursus zugelassen worden sind, ist zunächst die praktische Ausbildung erforderlich, damit sie sich mit dem Umfang ihrer späteren Tätigkeit und mit den Anforderungen, die in geistiger und körperlicher Beziehung an sie gestellt werden, vertraut machen. Sagt einer Volontärin der Bibliotheksdienst nicht zu, so kann sie nach kurzer Zeit ihre Tätigkeit aufgeben und einen anderen Beruf ergreifen, ohne erst Zeit und Geld für den anstrengenden theoretischen Kursus aufgewendet zu haben. Außerdem hat die voraufgehende praktische Ausbildung den Nutzen, die Anwärterinnen nach und nach in den Betrieb einer Bibliothek einzuführen und sie mit einer großen Anzahl von Dingen bekannt zu machen, die nachher im Kursus theoretisch behandelt werden. Das Verständnis für die dort vorgetragenen Gegenstände wird also durch die praktische Vorbildung wesentlich erleichtert. Am besten geschieht die praktische Ausbildung in einer öffentlichen Bibliothek, da in dieser eine große Mannigfaltigkeit des Dienstes herrscht und die Volontärin hier am sichersten in diejenigen Abteilungen ihres Berufs eingeführt wird, die später die größten Anforderungen an sie stellen werden, in den Ausleihbetrieb und in den Verkehr mit dem Publikum. Da sich die wissenschaftlichen Bibliotheken noch nicht mit der praktischen Ausbildung von Volontärinnen befassen und die Mehrzahl der Frauen in der nächsten Zeit nur in öffentlichen und Volksbibliotheken Beschäftigung finden dürfte, so kommt für die praktische Ausbildung fast ausschließlich diese Art von Bibliotheken in Frage, höstens könnte eine Beschäftigung in einer größeren Buchhandlung

einen gewissen Ersatz bieten, da auch hier der Verkehr mit dem Publikum ausbildend wirken kann, aber diese Ausbildung wird doch nur einseitig sein und kann die in einer öffentlichen Bibliothek nicht ersetzen. Während des Kursus müßte manches durch Besuch von Bibliotheken und praktischen Übungen nachgeholt werden.

In der Zeit der praktischen Ausbildung, die zwei, mindestens aber ein Jahr dauern muß, werden, um dies kurz zu berühren, die Volontärinnen angehalten, sich mit dem Gesamtgebiet der unterhaltenden und wissenschaftlichen Literatur, ihrer Einteilung und ihrem Wert oder Unwert bekannt zu machen, sie lernen die Grundsätze für die Einrichtung einer Bibliothek kennen, müssen Bücher einstellen und heraussuchen und werden unter Aufsicht in der Ausleihestelle beschäftigt. Dann folgt die Einführung in den inneren Betrieb, in die Verteilung der Neuanschaffungen auf die einzelnen Wissensgebiete, in die Aufnahme von Büchertiteln, in die Anfertigung von Standortslisten und in das System des Zettelkatalogs. Nach und nach wird ihnen mehr Freiheit gelassen, sie müssen selbständig bestimmen, verteilen und katalogisieren und werden mit der selbständigen Tätigkeit im Ausleiheverkehr oder mit der Aufsicht im Lesesaal betraut. Durch diese allmähliche Einführung in den Betrieb werden die Volontärinnen gut und sicher vertraut mit allem, erlangen eine große Selbständigkeit, da sie wissen, daß die Oberleitung ihnen jederzeit Unterstützung gewährt, und könnten am Ende der praktischen Ausbildung in den Dienst übernommen werden, wenn ihnen nicht so manche theoretischen Einzelheiten fehlten, auf die während der praktischen Ausbildung keine Rücksicht genommen werden kann.

Um die theoretische Ausbildung zu ergänzen und zu vervollkommnen, sind, wie oben erwähnt wurde, Kurse für Bibliothekarinnen eingerichtet, in denen die Volontärinnen für den Dienst in wissenschaftlichen wie in volkstümlichen Bibliotheken ausgebildet werden sollen. Die erste dieser Schulen wurde im Jahre 1900 von Prof. Hottinger, der jahrelang an der Straßburger Universitätsbibliothek tätig war, in Südende bei Berlin eingerichtet, und hier werden Frauen, die mindestens das 16. Lebensjahr erreicht haben und auf einer höheren Töchterschule vorgebildet sein müssen, durch Unterricht in der Literaturgeschichte, in der französischen, englischen, lateinischen und griechischen Sprache, in der Bibliothekskunde, im Buchdruckerei- und Buchbindereiwesen, im Buchhandel und Buchrecht, in der Stenographie und im Maschinenschreiben für den Dienst im Bibliotheksfache vorbereitet. Außer der theoretischen Ausbildung wird in dem Kursus, der auf 1 bis 2 Jahre berechnet ist, und für den nebst Pension 1000 Mk. pro Jahr (250 Mk. ohne Pension) gezahlt werden, auch die praktische Ausbildung teilweise berücksichtigt, indem den Schülerinnen durch den Besuch von Bibliotheken, Buchhandlungen, Buchdruckereien und Buchbindereien eine Anschauung von dem Betriebe in diesen Anstalten gegeben wird. Als Grundlage für den Unterricht in der Bibliothekslehre wird das Handbuch von Graesel benutzt,

außerdem werden zeitgemäße Fragen, die in Fachzeitschriften behandelt werden, im Laufe des Unterrichts erörtert. Der Unterricht wird im wesentlichen von Prof. Hottinger selbst erteilt, für die Sprachen und die Literaturgeschichte stehen ihm einige Fachlehrer zur Seite. Die Schülerinnen haben Hausarbeiten anzufertigen und Vorträge zu halten und müssen sich nach Beendigung des Kursus in einer Abschlußprüfung über ihr Wissen in den einzelnen Gebieten der Bibliothekskunde und der allgemeinen Bildung ausweisen. Zu dieser Prüfung werden Vertreteter von wissenschaftlichen und öffentlichen Bibliotheken Berlins eingeladen, doch trägt die Prüfung, wie überhaupt das ganze Unternehmen, einen völlig privaten Charakter.

Den gleichen Zweck, die Ausbildung der Frauen für den Dienst in den wissenschaftlichen und den volkstümlichen Bibliotheken, verfolgt das gleichfalls private Unternehmen des Bibliothekars des preußischen Abgeordnetenhauses, Prof. Dr. Wolfstieg, der seit dem Jahre 1902 in der genannten Bibliothek Kurse zur Ausbildung von Bibliothekarinnen abhält. Zur Aufnahme in den Kursus wird gefordert: der Besuch einer höheren Töchterschule oder der Sekunda eines Mädchengymnasiums, die Vollendung des 19. Lebensjahres, gute Kenntnisse im Französischen, Englischen und eventuell im Italienischen, sowie in der Handelskorrespondenz, große Belesenheit, gute Handschrift, Fertigkeit in Rundschrift, feste Gesundheit und vorherige Arbeitsleistung in einer Bibliothek oder größeren Buchhandlung während eines Jahres oder mindestens eines halben Jahres. Der Unterricht erstreckt sich auf alle Zweige der Bibliothekswissenschaft, auf die alten und neueren Sprachen und auf alle Teile der allgemeinen Wissenschaftskunde, auf die Geschichte der Literatur und der Philosophie, auf philosophische Propädeutik, Ästhetik und Sozialpädagogik. An den Unterricht schließen sich Übungen in der Bibliothek des Abgeordnetenhauses oder in einer der Berliner Volksbibliotheken, Besuche anderer Bibliotheken, technischer Anstalten und größerer Buchhandlungen in Berlin und Leipzig an. Der Kursus, für den 200 Mk. zu zahlen sind, beginnt im März eines jeden Jahres und endet zu Weihnachten mit der Schlußprüfung, bei der sich die Schülerinnen durch schriftliche Haus- und Klausurarbeiten und mündliches Examen und praktische Übungen über ihre Ausbildung auszuweisen haben. Vor der jedesmaligen Prüfung, durch deren Bestehen übrigens laut einer Rektoratsverfügung vom 20. Dezember 1906 das Recht erworben wird, in Universitätsvorlesungen zu hospitieren, werden einem von amtlicher Stelle aus bezeichneten Herrn die korrigierten schriftlichen Arbeiten der Schülerinnen und eine Liste, welche die sogenannten Vornummern enthält, vorgelegt. Der betreffende Kommissar wohnt auch dem mündlichen Examen bei und übt gegebenenfalls Kritik an den Leistungen der Schule aus. Trotz der Anwesenheit des Kommissars und trotzdem das Kultusministerium die Veranstaltung der Kurse für wünschenswert erachtet hat, besitzt die Prüfung keine staatliche Geltung, und das vom Leiter der Kurse ausgestellte Zeugnis berechtigt nicht zur Anstellung im Staatsdienste.

Über die praktischen Ergebnisse sei kurz folgendes erwähnt.*) Den Unterricht bei Prof. Hottinger besuchten in der Zeit vom Februar 1900 bis März 1907 108 Schülerinnen, von denen 22 lediglich zur Erweiterung der allgemeinen Bildung daran teilnahmen. Von den übrigen haben 50 besoldete Stellungen angenommen, 10 sich verheiratet, 2 sind gestorben, über die anderen fehlen nähere Nachrichten. An den 5 Kursen, die Prof. Wolfstieg bis zum Dezember 1906 veranstaltet hat, haben 79 Frauen, dazu 2 Hospitantinnen teilgenommen; von diesen haben 75 das Examen bestanden. Beschäftigt sind davon: 26 in wissenschaftlichen Bibliotheken, 18 in städtischen oder Volksbibliotheken, 17 in bibliographischen Bureaus, staatlichen Auskunftsstellen, Redaktionen oder ähnlichen Stellungen. Verheiratet sind 3, nur der Fortbildung wegen besucht haben den Kursus 2, bereits eingenommene Stellungen aufgegeben haben 4, und bisher keine bezahlte Stellung gefunden haben 5 Schülerinnen. Der Erfolg ist mithin sehr günstig, weit über die Hälfte der Frauen haben das gewünschte Ziel erreicht.

Wie diese Erfolge erkennen lassen, haben die Unterrichtskurse ihren Zweck in ausreichender Weise erfüllt, und man muß anerkennen, daß die beiden Leiter in kurzer Zeit ganz vortreffliches geleistet haben. Aber es dürfte doch wünschenswert erscheinen, daß der Lehrstoff auf eine längere Ausbildungszeit, etwa von 2 Jahren, verteilt würde, damit die Schülerinnen sich auch tatsächlich ausreichende und bleibende Kenntnisse erwerben und nicht nur Examensmaterial sich aneignen. Außerdem müßten Teilungen des Lehrstoffs vorgenommen und besondere Kurse zur Vorbereitung für den Dienst in wissenschaftlichen und für den in Volksbibliotheken eingerichtet werden. Die jungen Mädchen lernen jetzt in den Kursen mancherlei, was zwar zur Ausbildung gehört, was sie aber später wenig oder garnicht gebrauchen, namentlich könnte für die Frauen, die eine Beschäftigung an Volksbibliotheken suchen, der Unterricht wesentlich vereinfacht werden. Wird die Forderung einer praktischen Ausbildungszeit von 1 bis 2 Jahren vor dem theoretischen Kursus allgemein durchgeführt, so kann manches, was jetzt in letzterem gelehrt wird, auf die Volontärzeit übertragen werden, wodurch die Möglichkeit gegeben ist, den Lehrstoff im theoretischen Kursus ausführlicher und methodischer durchzuarbeiten und die Schülerinnen durch häusliche Ausarbeitungen und praktische Übungen mehr als bisher mit dem gesamten Stoff vertraut zu machen. Schließlich müßte die Einsetzung eines staatlichen Prüfungsausschusses angestrebt werden und die ausgestellten Zeugnisse müßten staatliche Geltung haben. Vielleicht wäre es am besten, wenn auch die Kurse von Staatswegen abgehalten würden und ein fester Lehrplan mit Prüfungsordnung aufgestellt würde. Die Bibliothekarinnenschulen müßten dann an wissenschaftliche oder Volksbibliotheken angegliedert werden, die praktische und theorethische Ausbildung nebeneinander durchgeführt und die Zeit-

*) Vgl. Zentralblatt a. a. O. S. 221 ff.

abschnitte für die gesamte Ausbildung verlängert werden. Doch sind dies Wünsche, die erst im Laufe der Zeit erfüllt werden können, vorläufig muß man zufrieden sein, daß die Frauen jetzt schon so viel Zugeständnisse erlangt haben.

Die bisherigen Erfahrungen mit den in den Kursen ausgebildeten oder sonst im Bibliotheksdienst beschäftigten Frauen sind, wie bereits erwähnt wurde, günstige gewesen, und sowohl die Leiter und die Abteilungsdirektoren der wissenschaftlichen Bibliotheken als auch die Vorsteher der Volksbibliotheken und der städtischen Büchereien sind im großen und ganzen mit den Leistungen der weiblichen Kräfte zufrieden gewesen. Naturgemäß sind auch Mißerfolge zu verzeichnen, doch liegt dies nicht an der Unfähigkeit der Frauen im allgemeinen, sondern an der Individualität der betreffenden Volontärin oder Hilfsarbeiterin. Im übrigen haben die Frauen sich sowohl in wissenschaftlichen als auch in volkstümlichen Bibliotheken, ferner in amtlichen bibliographischen Auskunftsstellen und ähnlichen Instituten im Innen- wie im Außendienst den an sie gestellten Anforderungen gewachsen gezeigt und im Verteilen des Büchermaterials, im Aufstellen von Listen, im Katalogisieren und in der Korrespondenz, ferner im Ausleih- und Auskunftsdienst, wie überhaupt im Verkehr mit dem Publikum Anerkennenswertes geleistet. Die Hauptsache ist aber, daß die Aufsicht über die Tätigkeit der Frauen im Bibliotheksdienst genau geregelt und streng ist. Zeigt der Leiter oder der aufsichtführende Beamte den Frauen gegenüber eine leichtverständliche Milde oder eine allzugroße Liebenswürdigkeit, so wird er bald zu seinem Schaden einsehen, daß eine solche Behandlung von den weiblichen Angestellten zu ihren Gunsten ausgenutzt wird und daß der Dienst und vor allem die Disziplin darunter leidet. Letztere muß aber Frauen gegenüber stets streng durchgeführt werden, und eine straffe und energische, selbstverständlich aber höfliche Behandlung der Frauen ist eine der Hauptbedingungen für eine ersprießliche Arbeitsleistung der weiblichen Kräfte in Bibliotheken.

Alles in allem scheint die weibliche Mitarbeit im Bibliotheksfache eine gute Zukunft zu haben und wird, sobald die Frauen eine gründliche Ausbildung erhalten, kaum zu entbehren sein.



Eingangskapitel zu „Arnt Porners Weihnachtsgespenst“ (aus „Unterm Löwensteine“. Alte Geschichten aus einer ungeschriebenen aber wahrhaftigen Chronika. Von Ludwig Hänselmann*). Wolfenbüttel, J. Zwißler 1883. (VI, 303 S.) 8° [F.] 4 Mk., geb. 5 Mk.)

*) Vergl. S. 788 ff.

„Wie der Stadt Diener Einen im Schnee fanden“.

Anno Vierzehnhundert im achtundfünfzigsten an einem Freitag, andern Tags vor des Christs heiligem Abend, stiegen zu Königslutter vor dem Rathsbierkeller zwei junge Gesellen zu Pferde. „Das sind Braunschweigsche!“ ging ein Murmeln unter den Kindern, die vor dem Hofthor sich drängten; und wenn eins sich klüger dünken wollte und ungläubig den Kopf schüttelte, so ereiferten sich die anderen, stießen mit dem Ellbogen nach ihm und wiesen auf die Kappen, die unter den Eisenhüten der Reiter, halb roth, halb grün, auf ihre grauen Wettermäntel herabfielen.

Das Zeichen trog nicht: es waren zwei des Rathes reitende Diener von Braunschweig – Eggert Bobel hieß der eine, Ludolf Soiteminne der andere. Am Mittwoch hatten sie einen armen Sünder von Öbisfelde nach Helmstedt geführt, wo mehr an ihm gelegen war als in Braunschweig; jetzt waren sie auf dem Heimritt und hier zur Essenszeit eingekehrt. Daß sie so schleunig, gleich nach dem Mahl schon, wieder aufbrechen wollten, ging dem Wirthe zu Herzen. Denn wo sie am Feuer lagen – das wußte er längst – da war der ausbündigsten Possen und Schwänke kein Ende, und für dergleichen gab er gern dann und wann eine Zeche zum besten. Allein diesmal sollten die Beiden zum Abend wieder heim sein: des waren sie löblicher Maßen gedenk und demnach, ehe die Bank unter ihnen recht warm ward, mit getreuer Anmahnung einander zu ihrer Schuldigkeit behilflich gewesen.

Die Pferde scharrten und warfen mit blasenden Nüstern und gesträubten Mähnen die Hälse auf und nieder. „Lutterscher Hafer!“ rief greinend der Knecht, als die Reiter auf die Schwelle traten – „den lobet, wenn Ihr trocken nach Haus kommt!“ Damit blinzte er nickend gen Himmel, wo unter dem Blau eine Schneewolke heraufzog. „Derhalben sollte den Teufel also gehastet sein!“ murrte Eggert Bobel und setzte seinen Fuß in den Stegreif. Ludolf Soiteminne, bereits im Sattel, sagte spöttisch: „Ei ja, Klaus Tiletapp, trügen wir deinen Wanst vor uns, über den langte ein Mantel nicht aus, sondern gleich wie du müßten wir ihn fein unter Dach halten!“

Darüber war aus der Hausthür noch Einer getreten, Kunze Lindenast der Wirth, einen Becher in jeder Hand, aus welchem Rauch und starker Würzruch aufstieg. „Das nehmet auf den kalten Weg noch für gut,“ rief er, rechts und links hinauflangend. Und da die Kumpane einander ansahen, als müßten sie Pfennigs halber erst rechnen, redete er ihnen zu: „Nur getrost! trinket in Gottes Namen und ohne Blödigkeit, denn würde meiner Gutthat ja zuviel, so findet sich am Wege vielleicht ein Krüppel, an dem Ihr den Überschwang entgelten mögt.“

Die Reiter sperrten sich nicht länger, und eines Umschlags der Farbe unter ihren Augen ward auch Keiner gewahr. „Wann war's doch, Gesell, daß wir mit Blödigkeit geplagt waren?“ fragte Ludolf, indem er den Krug absetzte und wieder an den Wirth gab. „Anno Nullesimo auf Sankt Nimmerstag,“ lautete Eggelings Antwort – „doch bei Sankt Martin, seinem Krüppel

soll es gedacht sein, sofern uns solcher heut fürkommt!" Dann schieden sie mit Lachen und kurzem Dank. Schmunzelnd sahen der Wirth und sein Knecht ihnen nach. —

Noch stiebte es dünn mit winzigen Flittern bei halbem Sonnenschein daher. Allmählich jedoch erhub der Flockenwirbel sich dichter, und immer härter schnob auf die Reiter ein Wind aus der Ecke zwischen Abend und Nacht ein. Ein Mal über das andere zogen sie die Mäntel um sich fester, und beim Eid! der Luttersche Hafer kam nun zu Ehren, und besser als Kunzes Lautertrank. Denn trotz Wetter und Wind hielten die Gäule sich wacker, bei guter Zeit ritten sie in Kremlingen ein und konnten sich beim Krüger daselbst zu einem Warmbier die Weile noch gönnen. Die ersten Schatten der frühen Dämmerung ließen sich nieder, als sie erwarmt wieder aufsaßen.

Schnee kam zur Zeit nicht mehr herab, auch der Wind war zur Rüste gegangen. Ringsum aber das Land — hatte es nicht ein Ansehen, als sollte aller Kurzweil und Fröhlichkeit fürderhin abgethan sein bis ans Ende der Dinge? Kein Wandrer mehr auf den Straßen, keine Maus im Felde, kein Sperling in der Luft. Nur ein Krähenschwarm stieg auf aus dem Gestrüpp der Wipfel über dem Kremlinger Horn und toste stadtwärts mit schrillem Getön, wie wenn es draußen mit einem Mal nicht mehr geheuer — dann waren die Beiden in der dämmernden Winteröde allein. Wie ein Schauer nahender Nachtgesichte kam es auch über sie. —

Holla! was war's? Noch hatten die Pferde den zehnten Sprung in den schwarzgrauen Eichhorst nicht gethan, als Eggelings Weißbein heftig scheute. Zitternd und schnaubend sprang es zur Rechten auf die Seite, genauer Noth hielt sich der Reiter im Sattel und erst nach Bolzenschußweite ward er des Thieres wieder Meister. Ludolf behielt seins bei Zeiten in Zaum und Zügel, und ob zwar die Furcht ihm kalt über den Rücken lief, so schämte er sich doch und ritt standhaft auf die Stätte zu, von wannen der Pferdeschreck kam.

Auch sein Gesell wandte das Pferd und ritt wieder heran. „Da hast du deinen Krüppel!" scholl es ihm entgegen. „Dir den Halbscheid nach Fundrecht!" rief er zurück, „so du nicht willens bist, wie ich, fein liegen zu lassen, was unser Keinem verloren gegangen!"

Doch Ludolf, weichmüthig von Kindesbein auf, gedachte des Gelübdes, das er in der Stille vor zwei Stunden mit Eggeling gethan und dieser schon wieder vergessen hatte, wie seine Art war. Vom Pferde stieg er, gab dem Andern die Zügel, trat näher und rührte an den Fund. Da war es ein Häuflein Elend, der Länge nach ansehnlich genug, in der Breite mit drei Händen zu umspannen.

Ein altes Mannsgerippe lag da zwischen Buschreisig auf dem Schnee, kahl am Schädel, die spitze Nase schier überwachsen von greisem Bartgezwirr, an das wohl zehn Jahr lang kein Scheermesser gesetzt war. Bauschig hingen

um den Jammer ein zerschlissenes Wamms, zerfetzte Hosen und Strümpfe. Aus den klaffenden Schuhen drängten sich nackte Zehen, wie man es in Grüften an hundertjährigen Leichnamen sieht, um welche die Bretter zerfallen. Und solche liegen still in ihrer Ruhe; hier aber — Gott vom Himmel erbarm' es! — zuckend regte sich's hier unter Eggelings Händen, stöhnte tief auf und stierte grimmig aus glotzenden Augen, deren Sterne im Blut schwammen.

Fünf Jahr lang hatte der gute Gesell nun schon Reiterdienst gethan, bei manch grauslicher Verrichtung schon handlangen müssen, Angst und Qual, Noth und Tod vielfältig vor Augen gehabt und mehr als einmal durch Mark und Bein dabei gebebt. So wie zur Stunde aber noch nie. Ein Grausen drang von der kalten Knochenhand, die er faßte, in seinen Fingern herauf und legte sich ihm uns Herz, daß er geschrieen hätte, wenn es nicht ebenso rasch ihm den Knebel in die Kehle gestoßen — ein Grausen und ein Ekel zugleich, von dem seine Eingeweide sich umkehrten. Und doch auch eine Erbarmung, daß er untröstlich hätte weinen mögen. Ein schreckliches Gespenst glotzte zu ihm empor, teuflisch, mit bluterstarrendem Dräuen, thierisch, mit einer Klage, aus der alle Qual einer zertretenen Kreatur sprach. Dies Schreckbild aber von sich zu stoßen mit einem Bannfluch, oder vor ihm zu entfliehen, das vermochte er so wenig, wie wenn sein leiblicher Vater vom Ort der Verdammniß nächtens vor seine Bettstatt getreten wäre, ihn anzuflehen, daß er seiner Pein mit mildem Seeltrost gedenke.

Es währte eine ziemliche Weile, bis seine stockende Zunge nur eines Nothrufs mächtig ward. „Bind die Pferde an und hilf hier!" schrie er hinüber, und von neuem sträubte sein Haar sich bei den heiseren Lauten, die wie aus fremder Kehle ihm ans Ohr schlugen. Erst als Eggeling herzusprang und mit ihm Hand anlegte, da erst fielen die Bande seines Entsetzens von ihm, und war es ihm selber beinah wie ein Traum.

Der Kranke, obwohl er aus offenen Augen sie anstarrte, sank wieder in die Knie, so oft sie ihn aufrichten wollten, und kein Wort ging aus seinem Munde, wieviel sie ihn auch fragten. Aber leicht wie ein Federsack war er, und nachdem Eggeling wieder im Sattel saß, vermochte ihn Ludolf soweit zu heben, daß beide miteinander ihn vollends über den Hals des Pferdes ziehen und schieben konnten. In Ludolfs Mantel hielt Eggert mit beiden Armen ihn an sich, indeß jener zu Fuß die Pferde am Zügel geleitete.

So kamen sie ziemlich bei Nacht schon an die Landwehr. Der Wachtmann im Schöppenstedter Thurme wunderte sich nicht wenig, als er, den Schlag hebend, seine Leuchte emporhielt und das Abenteuer sah und vernahm. Hatten sie sich aber guten Willens zu ihm versehen, den Elenden zu herbergen, bis andern Tages der Rath ihn auf einem Wagen in des Heiligen Geistes Hospital bringen ließe — Oltze Wachtmann wußte trefflich, was seines Amtes nicht war. „Mit dergleichen bleibet mir günstig vom Halse!" hieß sein Bescheid; „denn zum Spitalschaffer bin ich von meinen günstigen Herren daher nicht gesetzet, wüßte wahrlich auch nicht, wie ich's anstellen sollte, eines kranken

Landſtörzers zu warten, der ohne Zweifel ſeines Orts irgendwo von einem Galgen gefallen iſt. Solltet in Gottes Namen ihn haben liegen laſſen, oder auch jetzt noch ihn draußen in einen Graben wieder legen, ſo euch beſchwerlich fällt, ihn fürder zu ſchleppen!"

Nur mit Murren und Knurren ließ er ſich endlich gefallen, daß ſie den Kranken in ſeine Thurmſtube trugen und beim Ofen auf die Bank ſetzten. Da ſah er aber die Trübſal erſt recht am Licht, erweichte mählich und langte den Napf mit Mehlmus vom Mittag aus dem Hohl, rührte warme Milch drein und ſchob ihn auf den Tiſch. Davon flößten ſie dem Kranken ein, und lief zuerſt die Brühe nach außen ihm über den Bart, ſo ſchlürfte er bald gierig und ſchmatzte, und ſo oft der Löffel in den Napf geſetzt ward, ſah er angſtvoll darnach aus, ob es nicht zum letzten Mal war.

Eine Stunde mochte ſo verſtrichen ſein, da ſtreckte er die Hand aus eigener Bewegung von ſich und griff nach der Tiſchkante, als wollte er aufſtehen. Ließ das zwar noch; doch viel beſinnlicher als bisher, faſt wie ein anderer Menſch, blickte er um ſich. Da dünkte es ſeine Pfleger an der Zeit, ihn nochmals zu fragen, wer er wäre? von wannen des Weges und wohinaus? Aber „nach Braunſchweig, nach Braunſchweig", das war alles was ſie von ihm verſtanden. Und wenngleich er Zunge und Lippen noch öfters rührte, ſo kam doch kein Wort mehr, ſondern nur klägliches Jaupen und Winſeln hervor. Demnach ließen ſie endlich von ihm ab und waren nur froh, daß er beim Aufbruch ſich rittlings über ein Pferd nehmen ließ. Denn ſo konnte nun auch Ludolf wieder aufſitzen, und ward ihnen die letzte Wegſtrecke nicht allzulang mehr. Von Sankt Magnus ſchollen die ſechs Schläge auf den Abend, als ſie unter neuem Geſtöber aus dem Siechenholze bei Sankt Leonhard hervor und zwiſchen den Gärten her auf das Magnusthor zuritten.

Kritik.



Vom Grafen Pocci. Graf Pocci, geboren am 7. März 1807, gehörte als Dichter und Zeichner zu jener Gruppe von Spätromantikern, die von den älteren Meiſtern der Schule, den Tieck, Brentano, Achim von Arnim, Eichendorff, vor allem die Freude am bunten, launenhaften Spiel der Phantaſie, am Gemütvollen und Scherzhaften, am Volksliede und Genrehaften, an der Natur und am Märchen, an den Beluſtigungen, dem munteren, naiven Treiben der Kinder geerbt haben. Zu dieſen liebenswürdigen Dichtern gehören u. a. auch Robert Reinick und Auguſt Kopiſch. Merkwürdigerweiſe waren auch dieſe beiden Dichter zugleich Maler. Robert Reinick ſteht Pocci auch als Kinderliederdichter ſehr nahe, beide haben manches gemeinſam herausgegeben, Zeichnungen von Pocci zieren Bücher von Robert Reinick. Hand in Hand mit dieſen literariſchen Beſtrebungen, mit dieſer liebenswürdigen und naiven Romantik, die alles Deutſche in roſigſtem Lichte ſah und das hausbackenſte Philiſtertum zu verklären vermochte, ging übrigens auch eine ſelbſtändige Malerſchule verwandten Geiſtes, die, noch beeinflußt vom ſtrengen Stile der

Nazarener, ganz in der Liebe für das Landschaftliche, Genrehafte, Liebliche, Harmonische, für Stadt- und Dorfleben, für Tier- und Kinderwelt aufging und namentlich im Spiel der krausen Linien und Arabesken sich nicht genug tun konnte. Zu ihren bedeutendsten Vertretern zählen Ludwig Richter, Steinle, Neureuther und Moritz v. Schwind. Übrigens bekannte Ludwig Richter gern, daß er gerade durch Poccis Vorbild angeregt und auf jenes Genre geführt worden sei, in welchem er der Liebling des deutschen Volkes geworden ist. Mit dem Mystizismus der älteren Romantiker, mit dem Dämonismus eines Brentano freilich haben diese urwüchsigen, naiven Poeten nichts gemein; aber auch alles Reflexionäre, Epigonale war ihnen remd. Von den Epigonen ihrer Zeit, von denen manche gewiß stärkere Individualitäten waren, als sie, trennt sie die wahrhaft poetische Auffassung des Lebens und der Kunst: sie waren nur Künstler, sie lebten in ihren Liedern, Träumen und anmutigen Phantasieen, sie liebten die Natur, das Wandern, Heimat und Vaterland, sie waren herzensreine und fromme Poeten, echte Dichter.

In diesem Kreise ist Graf Pocci einer der liebenswürdigsten und begabtesten wie vielseitigsten und fruchtbarsten. Die Namen seiner Veröffentlichungen umfassen Seiten. Eine Fülle von Zeichnungen, Skizzen, Karikaturen usw. hat er hinterlassen. Ein Kritiker sagt von ihm mit Recht: „Was aber alle seine Schöpfungen als Zeichner, Musiker und Dichter ganz besonders kennzeichnet, ist, daß sie mehr anregend als ausführend wirken und in der Seele nachklingen, wenn wir das Blatt oder Buch längst beiseite gelegt, wenn der letzte Ton längst verhallt ist."

Ein anderer ungenannter Zeitgenosse schildert in charakteristischer Weise (in der Allgemeinen Zeitung vom 23. Mai 1876), wie Pocci gleich bei seinem Eintritt in die große Welt sich allen künstlerischen Bestrebungen mit regstem Eifer hingab. Als er in München nach Vollendung seiner juristischen Studien als Accessist bei der Regierung für die Praxis sich vorbereitete, war er Mitglied der „Gesellschaft für deutsche Altertumskunde zu den drei Schilden" (dem angeblichen Wappen Dürers), der auch unter u. a. der Deutschrechtler Frhr. v. Bernhard, der Gothiker Friedrich Hoffstedt, der Dichter Fr. Beck, Verfasser der „Geschichte eines deutschen Steinmetzen", die Maler Quaglio, Schwanthaler u. a. angehörten. In den drei Schilden wurde gemalt in Oel und auf Glas, wurde gebildhauert und gezeichnet, wurden Sigille und Stiche, altdeutsche Gemälde und Holzskulpturen gesammelt, die Kopien alter Bildwerke zusammengeschleppt; es war eine Ameisen- und Bienenrührigkeit sondergleichen; aber es wurde auch gedichtet, gesungen, musiziert und pokuliert. Pocci und Schwanthaler zeichneten an großen Prachtblättern um die Wette, so z. B. einen 30 Schuh langen „Turnierzug", wo hundert Trompeter und dann erst noch die Reiter im prächtigen Wechsel der Rosse einhersprengten. Damals entstanden Poccis „Blumen" und „Minne-Lieder", die „Trifolien" und „Bildertöne", insgesamt Klavierstücke, mit Randzeichnungen und Arabesken ausgestattet; auch begann er damals schon die das ganze Leben hindurch beibehaltene Sitte, alljährlich zu Weihnachten ein auf die heilige Zeit bezügliches Bild zu zeichnen, das mit Ton und Wort, oft nur mit etlichen Versen, durch Steindruck, Radierung und Holzschnitt, später am liebsten durch Photographie als Festgabe großmütig unter die Freunde verteilt wurde. Auf solche Weise entstanden auch größere Krippenbilder, meist im naiven Stil des deutschen und des italienischen Mittelalters gedacht, wo die drei Könige auf Kamelen und Dromedaren einherritten, mit großem Gefolge von Rittern und Knechten, reiche, biderbe, schnabelschuhige Degen, in Pelzröcklein und

perlenbestícktem Goldbrokat gewandet, zierliche Schappel und Rosenkränzel in den langfliegenden Flachsen.

Mit Guido Görres veröffentlichte Pocci damals (1835) den „Festkalender". Dieses Buch, ebenso wie die zu Gülls „Kinderheimat" entworfenen Zeichnungen Poccis, hatte die Entstehung einer neuen Jugendliteratur zufolge, zu welcher W. Kaulbach, Feodor Dietz, Steinle, Strähuber, ihre ersten Beiträge dieser Art lieferten.

Ich möchte hierbei gleich mit ein paar Worten den Stil des Zeichners Pocci kennzeichnen. Übrigens wirken des Grafen Gedichte, Sprüche und dergl. nur im Zusammenhang mit den höchst charakteristischen Illustrationen. Je nach dem Stoffe bevorzugte Pocci einen derbgemütlichen oder einen zarten romantischen Stil. Den ersten möchte ich jedoch seinen individuellen nennen. Man erkennt ihn an allen Kinderbildern und auch an den Genrebildern und an den lustigen Illustrationen und Vignetten zum Kasperletheather. Er ist gedrungen, dicklinig, skizzenhaft und trotz aller primitiven Linienführung und Schattierungsweise von psychologisch tiefer und vor allem anmutiger Wirkung. Er ist so individuell, daß man seinesgleichen vergebens in der zeitgenössischen Kunst sucht.

König Ludwig I. war unterdeß auf Pocci und seine Talente aufmerksam geworden, er ernannte ihn zum Zeremonienmeister am Kgl. Hof, auch erhielt der Dichter das kleine Rittergut Ammerland am Starnberger See. In schneller Folge entstanden nun Opern, Zeichnungen und volkstümliche Sammelwerke, u. a. drei Bände „Geschichten und Lieder mit Bildern", „Märchen vom kleinen Frieder mit der Geige", „Hansel und Gretel", „Legende von St. Hubert", „Rosengärtlein" (ein Spruchbüchlein), auch ein Buch eigener „Dichtungen" (1843). Berühmt wurden insbesondere die mit Holzschnitten und Singweisen ausgestatteten „Alten und neuen Jägerlieder" und die Zeichnungen zu Gülls „Kinderheimat." *)

Eine wahre Fülle von Material an Skizzen, an Charakterköpfen, Landschaften und Genrebildchen brachte Pocci jedesmal von seinen vielen Reisen mit; denn oft begleitete er den König nach der Schweiz, nach Italien usw. Er produzierte sehr leicht und behielt das Gesehene derartig im Gedächtnis, daß er es nach Jahren naturgetreu aufzuzeichnen vermochte. Freilich er hatte andererseits keine rechte Ruhe, um eine Idee zu vertiefen, einen Entwurf künstlerisch zu vollenden; er ließ sich gern von immer wieder neuen Eindrücken fesseln. Hand in Hand ging hiermit eine gewisse Unstetigkeit seines Wesens. Sein lauterer Charakter wies manche Schwächen auf, Pocci war von Augenblicksstimmungen außerordentlich abhängig, er war leicht erregbar, wie er andererseits oft von dumpfen Zuständen gepeinigt wurde.

Er diente als Hofbeamter, zunächst als Hofmusik-Intendant, dann als Oberstkämmerer, drei bayerischen Königen. König Max II. sah ihn gern bei seinen poetischen Symposien.

Seit den fünfziger Jahren arbeitete er namentlich für die „Fliegenden Blätter" („Erlebnisse des Staatshämorrhoidarius" u. a.) und für die „Münchener Bilderbogen" („König Drosselbart", „Das Märchen vom Fundervogel" u. a.). Vielen Beifall fanden seine lustigen Kinderkomödien, in denen die drollige Figur des Kasperle die Hauptrolle spielt („Lustiges Komödien-Büchlein", München 1859—75). Diese Stücklein wurden übrigens oft auf Schmids Marionettenbühne (München)

*) Von diesem vortrefflichen Werke ist leider nur der erste früh erschienene Band mit Bildern von Pocci ausgestattet, die anderen beiden Bände wirken in Bezug auf die Zeichnungen sehr dilettantenhaft.

aufgeführt, für die sie ja auch gedichtet waren.

Von seinen vielen Liedersammlungen seien noch erwähnt die „Handwerks- und Gesellenlieder" und „Landsknechtslieder", von seinen zeichnerischen Studien die „Namenbilder", „Buchzeichen", die köstlichen Humoresken zum Album „Altengland" und die „Stiefmütterchenbilder".

Pocci starb am 7. Mai 1876 plötzlich an einem Schlaganfall.

Aus Anlaß des 100. Geburtstages des Dichters sind nun neuerdings mehrere, auch mit reizenden Bildern und Vignetten von Pocci geschmückte Bücher erschienen. Das eine „Märchen, Lieder und lustige Kömöien von Franz Pocci" (Verlag Etzold & Co., München) gewährt in bester Weise einen Einblick in des Dichters Gesamtschaffen. Es enthält u. a. die schönsten Märchen Poccis „Blaubart-Märchen", „Märlein von Einem, der auszog, das Fürchten zu lernen", „Schneeweißchen und Rosenrot" u. a. Dies ist natürlich vorzugsweise in Bezug auf den Bilderschmuck und auf die Stilisierung bezw. Versifizierung der Märchen zu verstehen; denn sie sind bekanntlich Volksmärchen. Pocci ist in seinen holzschnittartigen Bildern bald zart und fein, romantisch wie Schwind, voll lustiger Einfälle im Detail, in den Arabesken (Blaubart), bald derbrealistisch, ich möchte sagen dörperhaft. Die Bilder zum Märchen „Von Einem, der auszog usw." sind wirklich gruselig und doch leise ironisch und erschrecken darum nicht. Ganz besonders gemütvoll naiv ist Pocci in seinen Kinderbildern, von denen manche kleine harmlose Zeichnung, z. B. „Kind mit dem Hasen" (in der vortrefflichen Sammlung „Alte und neue Kinderlieder" — die übrigens in dem gen. Neudruck ganz enthalten ist, dies wird Pocci-Verehrer namentlich erfreuen —), eine gewisse Berühmtheit wie manche Zeichnung von Reinick oder Richter erlangt hat.

Der Stil Poccis ist unverkennbar. Er erinnert wie gesagt an alte Holzschnitte. An sich unterscheidet er sich jedoch in der Linienführung, in gewissen Charakterisierungsmomenten, in der Komposition deutlich von dem anderer verwandter Zeichner (Reinick, Speckter u. a.).

Die zweite moderne Veröffentlichung von Dichtungen und Zeichungen Poccis besteht in einer vortrefflichen Auswahl aus den Kinderkomödien und nennt sich: „Lustiges Komödienbüchlein von Franz Pocci" (2 Bände mit zahlreichen, zum Teil noch unveröffentlichten Zeichnungen. Insel-Verlag, Leipzig.)

Der eigentliche Held dieser Komödien ist der altbekannte Kasperle der Volksbühne (namentlich des Wiener Volkstheaters). Doch ist dieser Kasper viel individueller, gesitteter und vielseitiger als der der Jahrmarktsspiele und andererseits naiver, kindlich drolliger und selbstverständlich anständiger als der oft sehr vulgäre des Wiener Theaters, ja Poccis Kasperle will direkt erzieherisch wirken. Letzteres sucht er nicht nur durch gute Sprüchlein zu erreichen, sondern eben auch durch die Vorführung seiner mannigfaltigen Schicksale und Verwandlungen. Er ist bald der kluge Diener eines in die Welt fahrenden Prinzen oder eines Gelehrten, Arztes usw. oder der Knecht eines tölpelhaften, dummen Bauern oder Gastwirts. Aus kleinstädtischen Schildbürgerverhältnissen werden wir plötzlich in die Türkei oder nach China oder nach Patagonien versetzt, wobei mancher Spott und Witz auf moderne Zustände, Bestrebungen in Politik und Literatur abfällt. Namentlich mit den Erfindungen treibt Kasperle sein lustiges Spiel. Ganz besonders gelungen sind neben der stets äußerst lebendigen drastisch und echt komisch — manchmal sogar echt tragikomisch — wirkenden Hauptfigur — typische Nebenfiguren, deutsche Volkstypen wie der Bauer, der Bürgermeister, der Arzt, der Polizist, der Minister usw. Kurz

diese kleinen Komödien sind stilvolle, echt poetische Meisterwerke in ihrer Art. Als besonders vortrefflich erwähne ich: „Kasperl im Schuldturm", „Der gestiefelte Kater", „Dornröschen", „Schimpanse der Darwinaffe", „Doktor Sassafras oder Doktor, Tod und Teufel", „Die drei Wünsche", „Die Erbschaft", „Der Artesische Brunnen oder Kasperl bei den Leuwutschen." Die ganze deutsche Märchenwelt, der deutsche Schwank, Romantik, Biedermeierzeit und Neuzeit klingen gleichsam zu einer kindlich phantastischen, doch auch bedeutungsvollen und vor allem wohlklingenden Harmonie in diesen reizenden Dichtungen eines naiven und vornehmen Geistes zusammen.

Ein drittes, sehr geschmackvoll im Geiste des Dichters ausgestattes Pocci-Buch präsentiert sodann der Verlag Georg Müller, München: „Franz Pocci, der Dichter, Künstler und Kinderfreund" von Aloys Dreyer, ebenfalls mit zahlreichen Illustrationen. Das Werk stellt sich dar als eine biographische Würdigung des Dichters im Rahmen seines künstlerischen Schaffens. Es will, wie der Verfasser im Vorwort sagt: „nicht eine gelehrte Untersuchung sein, sondern ein schlichtes Bild des Aristokraten von Geist und Geblüt mit dem goldenen Kinderherzen entrollen, um das Andenken an diese liebenswürdige Persönlichkeit bei Jung und Alt, bei Hoch und Nieder zu wecken und zu erneuen." So beginnt Dreyer seine gewissenhafte und gemütvolle Schilderung mit der Jugend des Dichters und entwickelt das Wachsen und Wirken von Stufe zu Stufe. Das Charakterbild gewinnt an Lebendigkeit und intimem Reiz durch die behagliche Darstellung aller der Lebenssphären und Künstlerkreise, in denen Pocci wirkte und schuf. Seine Hauptwerke und ihre Entstehung werden mit liebevoller Sorgfalt behandelt. Namentlich weiß der Verfasser den feinen, oft satirischen, aber immer liebenswürdigen Humor des Dichters in allen seinen Beziehungen zum öffentlichen Leben, zum Künstlervolk glücklich zu schildern. Das Beste aber des Buches bilden die vielen, mit feinstem Verständnis für den Dichter ausgewählten Zeichnungen Poccis. Neben bekannten Meisterblättern enthält das schöne Werk viele seltener vorkommende Pièçen, insbesondere auch solche, in denen der Dichter und Maler sich selbst in launiger Weise charakterisiert. Von den Illustrationen erwähne ich das Titelblatt zu „Deutsche Studentenlieder", „Aus dem Festkalender", „Kunstmaler Foltz, vom gastrischen Fieber befallen", „Ständchen des Hoforchesters anläßlich Poccis Ernennung zum Hofmusikintendanten", „Bildertöne fürs Klavier", aus den „Münchener Bilderbogen", „Heyse als preisgekrönter Dramatiker", „Pocci als Tartuffe" usw. Reizend sind die vielen kleinen und kleinsten Vignetten, die Pocci in unzähliger Menge entworfen hat, und von denen das Buch fast auf jeder Seite eine bringt.

Endlich sind noch die beiden Pocci-Hefte der Zeitschrift „Gottesminne" (herausgegeben von P. Ansgar Pöllmann O. S. B.; Verlag der Alphonsus-Buchhandlung, Münster) gebührend hervorzuheben. Sie bieten eine Reihe von Aufsätzen: „Pocci als Künster" (von Dr. Jos. Popp, München), „Graf Pocci und die Kinder" (von Dr. Franz Xav. Thalhofer, München) und „Pocci und das Marionettentheater" (von Dr. P. Expeditus Schmidt, O. Fr. M., München) und Gedichte und Bilder (Vollbilder, Zeichnungen und Vignetten) von Pocci selbst. Von den Zeichnungen erwähne ich ein lithographiertes Blatt: „Worte des Danks", „Der ewige Jude" und die Totentanzbilder. Vor allem ziert das erste Heft eine wundervolle Zeichnung „Aus dem Festkalender", darstellend „die Verkündigung der Maria."

Hans Benzmann.

Kürnberger, Ferdinand: Fünfzig Feuilletons. Mit einem Präludium in Versen. Wien, Daberkow (1906) 438 S. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Ferdinand Kürnberger — nicht der Dichter, sondern der Kritiker — ist ein zu Unrecht Vergessener. Ich bin kein Freund jener gewerbsmäßigen Ausgrabung und Neudruckerei verschollener Bücher, die gegenwärtig Mode ist. Aber wer Kürnbergers im Buchhandel längst vergriffene Essays, besonders seine „literarischen Herzenssachen" neudrucken und verbreiten wollte, der würde wahrlich Dank verdienen. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß gerade er, der selbst durch seine glänzende, von echter Begeisterung getragene Beredsamkeit manchem halbvergessenen oder übersehenen Kunstwerk zu den ihm gebührenden Ehren verhalf, keinen Fürsprecher gefunden hat. (Eine Ausnahme macht, wie ich eben mit Freuden feststelle, Ed. Engel in seiner Deutschen Literaturgeschichte.) Wer weiß heute noch, daß Kürnberger einer der ersten war, die Gottfr. Kellers Bedeutung voll erkannten, daß er über die „sieben Legenden" einen in seiner Art unübertrefflichen Aufsatz geschrieben hat? Wer weiß, daß er in der vordersten Reihe derer stand, die Claude Tilliers köstlichen „Onkel Benjamin" für die Weltliteratur gerettet haben?

Die vorliegenden Feuilletons aus den Jahren 1853—76 stehen nicht alle auf derselben Höhe wie die „literarischen Herzenssachen." Hie und da stoßen wir auf eins, das kein so abgerundetes, feingegliedertes Ganzes bildet, wie wir's sonst aus der Hand des Meisters bedeutender Plauderei zu empfangen gewöhnt sind. Aber auch diese flüchtigeren Blätter sind wert, der Vergessenheit entrissen zu sein. In jeder Zeile, die Kürnberger geschrieben hat, ist er geistreich, aber nicht in jener weiblich-spielerischen oder jugendlich-blasierten Art wie viele unsrer heutigen Feuilletonisten, sondern er war ein durchaus männlicher Geist. Er hatte stets den Mut und das Bedürfnis, die bittersten Wahrheiten ohne jede Pose gerade heraus zu sagen. Was er über „Zeitungsstil," „Denkmalpest" oder „Illustrationskultus" geschrieben hat, ist heute mehr denn je gut und nützlich zu lesen. Nie diente er einem journalistischen Parteistandpunkt. Er, der Freiheitliebende, hat nie gezögert, alle Art von falschem Liberalismus mit dem schärfsten Spott zu verfolgen. Er ist ein Meister der Satire. Was haben seine Österreicher und vor allem sein „liebes Wien" nicht von ihm zu hören bekommen! (Vgl. z. B. „Österreichische Sinne" oder „dem Genie seine Anerkennung"!) Er ist witzig, oft übermütig witzig (vgl. „Die Kälte und die Weltgeschichte"), aber nie frivol. Er sprudelt von treffenden Anekdoten wie Fontane, mit dem er auch sonst manche Ähnlichkeit hat. Doch steht der Kritiker Kürnberger höher als der Kritiker Fontane (vergleicht man sie als Dichter, so ist das Verhältnis natürlich umgekehrt). Dieser ist wohl liebenswürdiger, weltmännischer, aber jener ist dafür gründlicher, kühner, anregender. — Auch in den vorliegenden Feuilletons weiß Kürnberger vielen Fragen der Kultur, besonders der Kunst und Literatur eine ganz neue, interessante Seite abzugewinnen. Auch hier können wir uns an seinem sorgfältigen, höchst anschaulichen Stil erfreuen und bilden. Wer mithelfen will, Kürnbergers scharf ausgeprägte Persönlichkeit, in der sich hellenischer Geist und deutsche Gesinnung so innig verschwistert hatten, für unser Geistesleben wirksam zu machen, dem sei diese Sammlung aufs wärmste empfohlen.

Dr. Erwin Ackerknecht.

Clara Viebig: Absolvo te. Roman. Berlin. Egon Fleischel & Co. 392 S. Geh. 5 Mk.

Der Westen und der Osten des Vaterlandes liegen innerlich und äußerlich weit

auseinander. Wenige, die beide gründlich kennen. Clara Viebig gehört zu ihnen. Daß sie, des Westens Kind, sich in das Denken und Fühlen der Bewohner gerade in der umstrittensten Ostmark mit genialem Verständnis eingelebt hatte, bewies schon ihr Schlafendes Heer. Absolvo te verstärkt diesen Beweis. In beiden Werken ist Unter- und Hintergrund gleich. Nur daß es sich dort um nationale, politische, konfessionelle Kämpfe handelte, während hier die klaffenden Gegensätze nur eben mit bemerkbar werden, während sonst das Rein-Menschliche das Regiment hat. Aber das Rein-Menschliche tritt nicht in zeitloser, überallhin passender Abgeblaßtheit auf, sondern in der spezifischen Färbung gerade dieser Gegend, zu der polnischer Volkscharakter und katholische Frömmigkeit am stärksten beitragen. Insoweit das Buch eine Darstellung polnisch-katholischer Volksart ist, insoweit es zugleich jene eigentümliche Volksmischung der Ansiedelungsgegenden zum Ausdruck bringt, endlich auch insoweit es die Zustände und Sitten des polnischen Preußen schildert, halte ich es für ausgezeichnet gelungen, für ein Meisterwerk realistischer, wahrhaftiger Zeichenkunst.

Nun hat sich C. Viebig nicht gerade die Lichtseiten jenes Volksstamms zum Thema genommen. Die schöne Frau Tiralla, die viel jüngere zweite Frau eines wohlhabenden Besitzers, will ihren ihr fatalen Gatten umbringen. Das ist das unerfreuliche Thema des Romans. Sie handelt nicht einmal aus Liebe und Leidenschaft, vielmehr aus kalter Wut gegen den sehr gutmütigen und freundlichen, aber reichlich stumpfsinnigen und auch einmal seine Gattenrechte fordernden Mann. Sie ist nahezu gezwungen worden, ihn zu heiraten; der Haß gegen den Mann ist die Reaktion gegen diesen Zwang. Sie ist auch gegen die anderen, sämtlich nach ihr gierenden Männer eiskalt; kaum daß sie dem Lehrer, der ihr den Mann umbringen helfen soll, widerwillig karge Gunst gewährt. Erst zuletzt packt sie ehebrecherische Leidenschaft. Der Mann, ein träger, sinnlicher Genießer, zuletzt, unter dem Einfluß der Angst vor seiner Frau, ein tierischer Säufer, vermag gleichfalls keine Sympathieen zu wecken. Eher kann das das Töchterchen Rozia, die ekstatisch Fromme, die ins Kloster zu gehen entschlossen ist. Ein abscheulicher Sündenpfuhl, dies Haus, mit dieser Herrschaft und mit den getrost ihrer Sinnlichkeit lebenden Dienstboten. Und nicht viel anders, was sonst zum menschlichen Inventar des Romans gehört. Wahrheit gibt das Buch, aber dunkle, schwere Wahrheit. Abschreckende Bilder. Genre wie Tolstois Macht der Finsternis. Oder Hauptmanns Fuhrmann Henschel. Nun, es ist Recht des Romans, auch das Dunkle zu schildern. Und wer kann fordern, daß durchaus Lichtgestalten daneben stehen müßten? Daß ein Bild gezeichnet wird, dem keineswegs lauter gleiche zur Seite stehen müssen, vergißt der Leser auch so nie. Aber natürlich: man liest so etwas mit schwerem Herzen, mit bitterem Geschmack im Mund. Nur, weil man sich dem nicht entziehen will, die Wahrheit zu sehen. Übrigens: so brutal offen C. Viebig gelegentlich redet, lüstern wird sie niemals. Aber etwas breit wirken die Schilderungen gelegentlich. Ob ihr Dostojewskis Raskolnikow Modell gestanden hat? Da werden die seelischen Vorgänge freilich noch viel intimer zergliedert. Aber eben intimer. So in die Tiefe geht Absolvo te nicht. Trotz aller Ausführlichkeit in der Charakteristik der Frau bleiben Lücken, die man selber ausfüllen muß, sogar solche, über deren beste Ausfüllung eine Art Dunkel waltet. Die schöne Tiralla handelt viel impulsiver als Dostojewskis reflektierender Verbrecher. Sie handelt zuweilen unlogisch, manchmal auch unwahrscheinlich.

Bei Erwähnung dieses Hauptthemas

muß des starken religiösen Einschlags besonders gedacht werden, den dieser Frauencharakter aufweist. In einem Herzen wohnen Frömmigkeit und Verbrechen dicht neben einander. Nein, nicht neben einander. Sie treten beide in Verbindung. Herr Tiralla soll selber das für ihn bestimmte Gift als Rattengift holen. Daß er wirklich fahre und nicht umkehre, erbittet die Frau von der Gottesmutter und den Heiligen. Fährt er nun und holt er das Gift, so soll es eben sein. Die Heiligen haben es ja so gewollt, sonst wäre er nicht gefahren. Ähnlich sonst. Wieder und wieder ruft Frau Tiralla die Heiligen an, daß sie ihr helfen, den Mann umzubringen, daß sie den ehebrecherisch Geliebten zurückhalten. Ein wenig Sorge vor der Beichte ist in ihr; aber sie hilft sich durch Undeutlichkeit. Und als sie einen Vergiftungsversuch gemacht und noch auf das Resultat wartet, freut sie sich schon auf die Lossprechung in der nächsten Beichte. Wahrhaft erschütternd wirkt diese Kombination, diese fromme Schlechtigkeit, diese betende Sünde. Anders beeinflußt die Beichte den Mann, dem ihre Leidenschaft gilt; er gewinnt durch sie den Entschluß zum Fortgehen. Ist dem Katholizismus durch diese Zeichnung Unrecht geschehen? Seine Motive werden gewiß nicht getroffen; aber seine unbeabsichtigten Wirkungen, zumal in abergläubischer, unklar denkender, leidenschaftlicher Frauenseele können tatsächlich so ausfallen. Solche Niederungen dessen, was man sonst Frömmigkeit nennt, finden sich im Zusammenhange mit der katholischen Volksreligion, finden sich gerade im polnischen Volk. Ein Gegenstand furchtbar ernsten Studiums für den Religionspsychologen ist dieses Kapitel.

Absolvo te heißt der Roman. Ich spreche dich los. Dich — die schöne Verbrecherin. Wer aber spricht los? Absolvo te sagt der Priester in der Beichte. Sagt er auch hier so? Er im Namen der Kirche? Soll das Ganze nichts sein als ein einziger großer Hinweis auf die mangelnde ethische Kraft dieser katholischen Volksreligion? Wäre es möglich, daß die Kirche auch hier absolviert? Möglich, eben unter diesen Verhältnissen. Aber das Absolvo te ist doch wohl weiter zu fassen. Allgemein menschlich. Ein Plaidoyer für mildes Urteil. Ein Aufruf: tout comprendre, tout pardonner. Man kanns kaum anders verstehen. Aber wiederum; nicht bloß so. Dazu ist die Tiralla zu wenig sympathisch gezeichnet. Wir fühlen nur sehr wenig mit ihr. Wir lernen die Leiden kaum kennen, die ihr Mann ihr bereitet. Nicht einmal Glut der Leidenschaft macht ihr Tun verständlich. Nur Haß. Nichts als Haß. Und Herr Tiralla weckt unser tiefstes Mitleid. Wir neigen, auch vom Standpunkt der verstehenden Menschlichkeit aus, garnicht zum Absolvo. Ich verstehe der Verfasserin Absichten nur, wenn ich beides zusammenhalte: auf diesem Boden, in dieser Luft, in dieser Atmosphäre von abergläubischstem Fatalismus, von sittlich ungeläuterter Kirchlichkeit, von rein materieller, nur fromm verbrämter Lebensanschauung kann so etwas werden und wachsen. Vielleicht: muß? Oder doch eben: wächst tatsächlich so etwas empor. Wir verstehen. Absolvieren wir nun? Nein! Immer noch Nein. Das Muß ist nicht bewiesen. Dagegen sprechen Charaktere wie Rozia, Pan Tiralla, Martin Becker. Wir protestieren innerlich gegen den Titel. Wir glauben an eine innere sittliche Kraft, die auch die stärksten, herniederziehenden Einflüsse überwinden kann. Wir fanden die Frau Tiralla auch zu intelligent, als daß sie in diesem Sumpf versinken müßte. Wir klagen mit an, was ihr diese Entwicklung erleichtert. Aber wir können nicht anders: wir klagen auch sie selber an. Absolvo te? Nein!

Hat Clara Viebig uns zum Absolvieren bringen wollen, so ist ihr das nicht ge-

lungen. Dem Roman selber gereicht dieser Effekt nicht zum Schaden. Die Plaidoyers beredter Verteidiger, die ihre Argumente skrupellos überallher nehmen, meinetwegen schließlich aus der Wirkung der schönen Augen der Angeklagten auf die Verteidiger, wirken doch leicht sittlich verwirrend. Ähnliches gilt von den Romanen, die uns alles verzeihen machen. Absolvo te tut das nicht (vielleicht gegen den Willen der Autorin?) Es weckt das sittliche Urteil, indem es schaudern macht. Es schärft den Abscheu vor der Verworfenheit. Insofern erfüllt es geradezu einen ethischen Zweck.

Für ernste Leute, für Erforscher der Volkspsychologie ist das Buch ein ernstes Studium. Kein erquickliches. Geister der Tiefe sind bei der Lektüre um uns. Für Andere? Mögen sie die Hände davon lassen! Der Roman muß ja auch da hinein. Aber unreife Phantasie soll ihm nicht folgen.

Martin Schian.

Knoeckel, Charlotte: Die Schwester Gertrud. Roman. Berlin 1907. S. Fischer. 216 S. 8°. 2,50 Mk.; geb. 3,50 Mk.

Charlotte Knoeckel hat in ihrem Roman „Die Schwester Gertrud" ein interessantes und zugleich sehr heikles und schwieriges Problem künstlerisch zu gestalten versucht: Darf eine Krankenschwester unter besonderen Verhältnissen und Umständen eigenmächtig den Tod eines Schwerkranken herbeiführen? Die Dichterin löst die Frage in bejahendem Sinne, und zwar beweist sie ihre Ansichten an einem besonderen Fall, der in psychologischer Meisterschaft und straffer Konsequenz durchgeführt ist. Maria Wetter, die Frau des Künstlers Karl Wetter, ist an einem Gehirnleiden erkrankt, das nach der Operation zwar nicht direkt ihr Leben gefährdet, aber ein elendes Siechtum, Lähmung und späteres langsames Verblöden zur sicheren Folge haben wird. Schwester Gertrud, die es vor Jahren dem Künstlerherzen Karl Wetters angetan hat und die sich von ihrer eigenen Zuneigung zu ihm durch die Flucht ins Krankenhaus hat befreien wollen, ist trotz alledem im Bannkreis ihrer Liebe geblieben. Sie hat Karl Wetters Künstlernatur kennen gelernt und weiß, daß seine Spannkraft und sein Schaffen beim beständigen Anblick des Elends seiner Frau erlahmen und dahinschwinden wird. Darum in erster Linie und weil sie auch nach langem Nachdenken über die Frage und nach den vielen quälenden Zweifeln und Gewissensängsten, die sie befallen, mit sich ins Reine gekommen ist, bringt sie durch eine übergroße Dosis Morphium die kümmerlich flackernde Lebensflamme der unglücklichen Frau ganz zum Verlöschen. Lange Zeit steht nun die Tote zwischen den Beiden; da endlich kommt die Stunde, wo Schwester Gertrud Karl Wetter ihre Tat offenbart. Nach vielen inneren Kämpfen lernt letzterer schließlich die Motive begreifen und in richtigem Lichte sehen, die Gertrud zu ihrem Vorgehen getrieben haben. Er bittet sie, seine Frau und die Mutter seiner Kinder zu werden. Und Gertrud antwortet ihm: „Ich komme; aber noch nicht, um deine Frau zu werden. Ich komme, um deinen Kindern eine Mutter zu sein und dir eine Gehilfin. Und wenn sich in dieser Zeit niemals das Bild Marias zwischen uns drängt, dann werde ich deine Frau." So schließt das lebensstarke Buch einer tapferen Frau und einer verheißungsvollen Dichterin, denn es gehört beides, Mut und große dichterische Gestaltungskraft, dazu, ein solches Werk zu schreiben. Charlotte Knoeckel ist eine Dichterin, die aus der Schule des Naturalismus kommt, das hat schon ihr Erstlingswerk, der Proletarierroman „Kinder der Gasse" bewiesen. Sie ist aber eine Vorwärts- und Aufwärtsstrebende. Sie bleibt nicht stecken im

krassesten Naturalismus. Auch in ihrem zweiten Roman ist noch viel Zustandsschilderung und genaueste, aus eigenen Kenntnissen stammende Detailmalerei. Aber sie ist ihr nicht zum Selbstzweck geworden, was so leicht gerade derartige Erzählungen aus dem Schwesternleben zu reinen Tendenzwerken macht. Die Hauptsache ist und bleibt der Dichterin die folgerichtige Entwicklung des ethischen Problems. Und die ist ihr vorzüglich gelungen. Mag man schließlich über die Lösung denken, wie man will, jedenfalls muß man den sittlichen Ernst anerkennen, von dem die Dichterin erfüllt ist und der dem ganzen Buch den Stempel aufdrückt. Die Sprache Charlotte Knoeckels ist von einer seltenen Klarheit und Knappheit des Ausdrucks und wirkt daher mit einer ganz besonderen Eindringlichkeit. So darf man denn das Buch als Ganzes betrachtet freudig begrüßen, denn psychologische Romane, in denen das Ringen und Kämpfen einer Menschenseele so meisterlich dargestellt ist, sind nicht gerade häufige Erscheinungen auf dem Büchermarkte.

Dr. Richard Dohse.

Cäsar Flaischlen: Jost Seyfried. Ein Roman in Brief- und Tagebuchblättern. 5 Bücher (2 Bände). Berlin 1905. 6 Mk.

Flaischlen hat uns 1898, als neuntes seiner Werke, ein Buch geschenkt, das ihm viel Liebe eingetragen hat. Das hieß „Von Alltag und Sonne, Gedichte in Prosa" und war eine Sammlung allerfeinster Lyrik. Lyrik eines Mannes, der die Erde und ihre Menschen und seine eigene feine Seele in seliger Liebe liebt, ohne Verlangen, nur schauend, abseits vom Weg; und in einer Form, die die allerzartesten, nur selten angerührten Saiten der Seele heimlich erklingen ließ. – Ein Jahr später erschien von ihm „Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens, gesammelte Gedichte und Tagebuchblätter aus den Jahren 1884–99." Da zeigte sich der Liebende als Kämpfer, der sich trotzig von den Philistern, Heuchlern und Reklamemachern absondert, sie herzhaft angreift und in allem Zorn und Schmerz und seltenem Jubel doch immer sein eigenes, schöneres Sein genießt. Unter dem Kampfton litt die dichterische Gestaltung, aber wir nahmen das Buch doch dankbar auf, sahen auf die Jahreszahlen des Titels und meinten: Jetzt zeigt er uns den Weg auf, der ihn Schritt für Schritt endlich bis zu dem Glück von „Alltag und Sonne" emporgeführt hat. – Und als bisher letztes Werk Flaischlens erschien vor nun 2 Jahren Jost Seyfried.

Dieser „Roman" – wir wollen nicht um Worte streiten – ist eine Sammlung von Stimmungen, Gedanken und Wünschen aus den Papieren eines Dichters. Vom Äußeren ist wenig die Rede: Wir hören, daß der Dichter Seyfried in Berlin wohnt, seine Liebste, die Lehrerin Hannie, ebenfalls, daß sie sich oft sehen, zeitweise sogar täglich, und sich sehr viel schreiben. Einmal fährt Hannie mit ihrer Freundin und Schülerin Hella nach Italien; da ist er traurig, und sie kanns ohne ihn auch nicht so recht genießen. Später geht Seyfried nach Rügen, um dort zu einer Monographie über Rügen den Text zu schreiben; da kommt Hannie auf einige Tage nachgereist und sie haben eine glückselige Zeit zusammen. Zuletzt nimmt Hannie eine Stelle in Genf an und die Aussicht auf ein endliches Zusammenkommen ist recht unsicher. – Der ganze Inhalt des Buches liegt im Seelischen. Es wäre verkehrt, zu sagen „in der seelischen Entwicklung"; denn von einer Entwicklung ist trotz mancher Anläufe nichts Rechtes zu spüren, und das macht die Lektüre des zweibändigen Werkes etwas eintönig.

Flaischlen selber freilich glaubt uns eine Entwicklung gegeben zu haben; wenigstens sagt er in seiner „Vornotiz" etwas derartiges, und dann stehn auch

gleich auf einer der ersten Seiten die gleichsam die Parole ausgebenden Worte: „Warum lernt man nicht endlich, sich auf das Wirkliche einzustellen! und sich an dem, was möglich ist zu freuen! — — Man verklärt zuviel! und belügt sich damit und läßt sich belügen! unsere Wünsche belügen uns! unsere Bücher! unsere Kunst! Wir müssen realer werden! wirklichkeitsmöglicher! von Uranfang an! — — Luftschlösser bauen ist keine Kunst! aber ein Haus, das auf der Erde steht, fest und froh! und wär es noch so klein und bescheiden!! Darin . . werde Meister!" und aus demselben ersten Buch klingt die tiefe Klage: „Es sind unsere Träume, an denen wir uns verbluten und von denen wir nicht loskommen!" Aber Jost Seyfried ist auch am Ende des ganzen Werkes nicht übers Träumen hinausgekommen: „Unsere Träume sind schöner und wahrer als das Leben! und größer! Sie bleiben! Wir . . sterben!" „Bleibt mir treu, ihr stillen Träume . . einer Schönheit, die's nicht gibt!" Man beachte dieses „die's nicht giebt!" — Oder ist es vielleicht die Entwicklung vom jugendlichen Drang, die Welt, das Leben künstlerisch zu begreifen und zu gestalten, zur resignierenden Flucht aus der Wirklichkeit? Auch diese Entwicklung ist es nicht. Denn Seyfried sagt auch im letzten Buche noch: „uns die Erde lieb zu machen, ist das nächste und vielleicht sogar noch weitere Ziel!" — Nein, das ganze Buch ist nur ein Stück mitten aus dem tragischen Seelenkampfe eines Idealisten, der seine Ideale in der „harten Wirklichkeit" zu verwirklichen nicht imstande ist, weil es ihm an der gestaltenden Kraft des Künstlers fehlt und mit ihr an dem festen, zwingenden Glauben. Zwar es ist viel von einem solchen Glauben die Rede, aber seine Früchte sehen wir nicht. Jost Seyfried, der schwerblütige, allem Außenleben abgewandte Schwabe, ist nach Berlin gegangen und bleibt in Berlin, weil er das Leben dort zwingen will, wo es am lebendigsten ist; aber der Erfolg ist nur, daß sich ihm im Kampf des Einsamen mitten in der hastenden, nach greifbaren Zielen strebenden Großstadt alle Dinge verzerren. Er kennt, außer den zwei oder drei Menschen, die ihm persönlich treu bleiben, nur noch Feinde, nur Menschen, die in niedrigen materiellen Genüssen und philiströser Pflichterfüllung aufgehn, und für seine Ideale, das restlos in Kunst verklärte Leben, keinen Sinn haben. Und in diesem quälenden, verzehrenden Gefühl des aussichtslosen Kampfes: Einer gegen Alle, füllt er seine Blätter mit Schelten, setzt er eine zornerfüllte Anklage neben die andere. Dabei erscheinen zuweilen sehr beherzigenswerte Worte: „Sie haben ein Wort erfunden: Arbeiten und nicht verzweifeln! ein Wort das man totschlagen sollte, denn es ist ein Spruch nur für Hörige! — Nicht: Arbeiten und nicht verzweifeln . . sondern: Arbeiten und froh sein! Nicht einer ihrer Tage aber ist ein Sein in Fröhlichkeit!"; oder wenn er immer wieder in die Welt hinausruft, daß Dichter und Mensch Eines ist und in keinem Falle zu trennen; oder, aus einem Brief von Hannie: „ob so mancherlei Leid, das man sich macht, am Ende nicht daher kommt, daß man immer älter sein möchte, als man ist? ich meine: daß man immer Dinge haben will, die der Stufe, auf der man steht, vorausliegen?" — Diese Hannie ist überhaupt ein ganz prächtiges Mädchen und in manchen Stücken ihrem Jost überlegen. Sie sieht noch in die Welt hinein und liebt sie noch. Sie weiß noch, wie sie zwei einmal „am Waldsaum oben waren und eine Krähe aufscheuchten . . und wie sie über das Tal hinflog . . und wie du sagtest: sieh mal, ihre Flügelbewegung! wie ruhig und sicher und selbstverständlich! so ohne jede Sorge, zu fallen!" — Seyfried selber kommt nicht ein einziges Mal zu einem so anschaulichen kleinen Bild. Ihm ist alles

abstrakt, oder nur in vagen Umrissen erfaßt. In seiner Hannie könnte Flaischlen sein altes Können wiederfinden.

Denn er i s t ein Dichter. Das spürt man auch in diesem seinem letzten Werk. Ein Dichter mit feinen für alles Schöne empfänglichen Nerven. Nur daß sie jetzt gerade arg verwirrt und verstimmt sind. Diese niemals aufgegebene Kämpferstellung wirkt zuletzt beängstigend. Man möchte zu ihm gehn und sagen: Was soll denn all der Lärm. Leg doch Schwert und Schild und die kriegerische Fahne einmal aus der Hand. Es gibt ja gar keinen Himmel zum Erstürmen. Unser Himmel ist in uns. Ein jeder gehe hin und tue, was ihm das Leben zu tun gab, und hole sich die Kraft zu allem Tun aus dem Himmel, der in ihm ist, daß sein Himmel wachse und weit werde, bis er einmal all sein Tun und Leben überwölbt — s o wird der Alltag für die Kunst gewonnen. — Du aber, geh nach Rügen, geh in den Grunewald, wohin du willst, in die Einsamkeit oder ins bunte Leben; nur zieh den Panzer aus — und schreib uns ein Buch, wie du uns „von Alltag und Sonne" geschrieben hast, ein Buch, „das nicht kämpfen will", und das darum siegt; erzähl uns wieder von der Schönheit, wie du sie gesehen und gelebt hast, erzähl uns von der Schönheit, d i e e s g i b t.

Dr. F r i e d r i c h Ranke.

L. von S t r a u ß und T o r n e y: L u c i f e r. Roman. Verlag von E g o n F l e i s c h e l & C o., Berlin W35. Preis 3,50 Mk.

Auch in diesem Buch bearbeitet die bekannte Dichterin einen historischen Stoff und zwar aus den Tagen des vierzehnten Jahrhunderts, als die Kirche ihren barbarischen Kampf gegen die Stedinger führte. Der Held des Romans ist der Junker Buko vom Regener Hof, der von seiner Mutter wegen der Sünden des Vaters der Kirche geweiht wird. Er ist ein stolzer Freier, dem es unsagbar schwer wird, gegen seine innerste Ueberzeugung dem Papsttum zu dienen, der immer und immer wieder im Kampf mit den Dogmen und auch den Vertretern derselben liegt, bis ihn der vom Dompropsten von Magdeburg, dem Schauenburger Grafen und späteren Bischof von Olmütz ausgesprochene Gedanke einer Weltkirche zu fanatischer Begeisterung anfeuert. Der grausame Kampf gegen die Stedinger reißt ihn aus allen Himmeln. Er zerschmettert das Kreuz zu den Füßen der Priester und geht im Schlachtgewühl zu den „Ketzern" über um mit ihnen alles Leid der Verfolgung zu teilen. Nach langen Jahren finden wir ihn in der Nähe der Stadt Olmütz wieder, wo er, der Lucifer einen Altar errichtet hat, unter der armseligen Bevölkerung viel Gutes tut und darum als Heiliger verehrt wird. Die Kirche aber haßt ihn als einen Abtrünnigen und sucht ihn in ihre Gewalt zu bringen. Freimütig bekennt er seine Lehre von der Gottheit des Lucifer und liefert sich dadurch selbst dem Scheiterhaufen aus. Seine Anhänger strömen herbei, es kommt zu einem wilden Aufruhr, so daß die weltliche Macht den Mut verliert, ihn zu töten. Da greift die Kirche zum Äußersten und opfert ihn unter dem Gesang aller Priester als Meßopfer. Und so stirbt er, der stets sich selbst getreu gewesen ist und stets das Gute gewollt hat, für seine Überzeugung, ein Opfer kleinlichen, rachsüchtigen, auf Äußeres gerichteten Priestersinnes. — Es ist starkes und hoffnungsfrohes Buch, das in prächtigen Bildern klar und plastisch vergangene Tage aufrollt und große Menschen in ehrlichem Kampf und lachendem Untergang zeigt, Menschen, für die es kein links und rechts, sondern nur den einen geraden Weg der Pflicht und Überzeugung gibt, Menschen von trotziger aber nicht niederdrückender Größe, Menschen, die nicht konstruierte

Träger irgend einer Idee sind, sondern aus ihrer Zeit herausgewachsene Gestalten von Fleisch und Blut. Und selbst die Nebenpersonen sind außerordentlich gut charakterisiert. Daß die Natur- und Landschaftsbilder von wunderbarer, oft hinreißender Pracht sind, bedarf für den Kenner der schon erschienenen Bücher der Dichterin keiner besonderen Erwähnung. Alles in allem ein Buch, das sich keine Bibliothek entgehen lassen sollte.

Wilhelm Lobsien.

Julie Adam: Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Wien und Leipzig 1906, Wilhelm Braumüller. 2,40 Mk.

Siegmar Schultze: Die Entwicklung des Naturgefühls in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Teil I: Das romantische Naturgefühl. Halle a. S. 1906, Ernst Trensinger, 2,50 Mk.

Julie Adam ist allem Anschein nach von der Literatur, nicht von der Volkstumswissenschaft her an ihre Aufgabe herangetreten, dem Natursinn in der deutschen Dichtung nachzuspüren: das läßt sich schließen aus der Methode, der sie folgt, der lediglich chronistisch feststellenden; ja man muß sagen, eigentlich trägt ihr Buch seinen Titel überhaupt ganz zu Unrecht: es ist eine kurzgefaßte Geschichte der deutschen Naturpoesie, keine Entwickelungsgeschichte des deutschen Natursinnes, aufgezeigt am Beispiel der Dichtung. Ohne Frage, Julie Adam hat eine achtungswürdige Leistung vollbracht, ihre Belesenheit ist groß, ihre verbindenden Ausführungen sind knapp zusammengefaßt, klar und verständig, und selbst für die Volkstumswissenschaft hat ihr Buch den Wert einer reichen Sammlung sorgfältig ausgewählten Materials. Nur eben für eigene Volkstumsuntersuchungen hat die Verfasserin vorläufig noch eine zu rauhe Hand: gleich in der Vorrede die These von der „allmählichen Verfeinerung und Veredelung des Naturgefühls" wird viel zu wenig vorsichtig, viel zu allgemein in die Welt geschleudert; wo es sich um psychologische Begründung handeln würde, um peinlichste Abwägung feinster Stimmungsunterschiede, arbeitet Julie Adam mit manchem kühnen „So war es!", und immer wieder, wo man in ihrer Darstellung die Volksseele belauschen möchte, erhält man — literarhistorische Belehrung. Als eine literarhistorische Leistung mag man darum das fleißige Buch gern gelten lassen: dem Gebiet der Volktumswissenschaft gehört es zum mindesten nur als Stoffsammlung an. — Ganz anders Siegmar Schultze! Schon die weise zeitliche Beschränkung, die er sich auferlegte, gestattete ihm, sich außerordentlich zu vertiefen, und diese Vertiefung hat zu den bedeutungsvollsten Ergebnissen geführt, die nur leider hier nicht aufgezählt werden können, weil es unrichtig sein würde, sie aus dem Zusammenhang des Werkes loszureißen. Ich stehe nicht an, Schultzes Buch für Volktumsuntersuchungen über das Thema „deutsches Naturgefühl" als inhaltlich und methodologisch unentbehrlich zu bezeichnen: die feine Charakterisierung der behandelten Dichter, die Heranziehung biographischer Momente zur Aufhellung psychischer Erscheinungen, weitblickende Verwendung literarischer Parallelen, klare, vorsichtige Analyse der Gefühls- und Gedankenwelt der einzelnen Romantiker, endlich sichere entschiedene Kritik — das sind die wichtigsten seiner Vorzüge. Der zweite Band, der uns in Jahresfrist geschenkt werden soll, wird hochwillkommen sein wie der erste.

Leipzig. Dr. Hans Zimmer.

Ältere Bücher. Th. Mügge: Afraja, ein nordischer Roman. O. Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur. 554—559; 1,50 Mk.

Wer kennt nicht das eigentümliche Gefühl, das jeden Museumsbesucher überkommt, wenn er an die Maler aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herantritt? Es ist, als ob man in eine andere Welt versetzt wäre. Ihre Malweise scheint uns glatt und kalt, ihre Figuren dünken uns mehr gezeichnet als gemalt. Aber bei näherem Zuschauen verändert sich doch der Eindruck nicht unbedeutend. Man merkt: die Art dieser Künstler, zu sehen und das Geschaute wiederzugeben, ist ganz anders als die unsrige, aber doch nicht minder berechtigt und wirksam für den, der sich die Mühe nimmt, in diese Künstler und ihr Schaffen einzudringen.

Ähnliche Gedanken stiegen mir auf, als ich Theodor Mügges nordischen Roman Afraja las, den die Hendelsche Sammlung unserm deutschen Lesepublikum von neuem darreicht. Wir sind heute ganz und gar gewohnt, Norwegen mit Ibsens und Björnsons Augen anzuschauen. Eine eigentümliche Mischung von wildem Radikalismus und berechnender Kälte, von nüchternem, unbestechlichem Wirklichkeitssinn und doch überall durchscheinendem Mysticismus, das ist für uns das Bild von Norwegens Land und Volk. Ganz anders ist da auf den ersten Blick Mügges Buch, das lange vor der Zeit der Nordlandsreisen geschrieben wurde. Bei Mügge fehlt so gut wie alles, was heute Schriftstellern wie Lesern unentbehrlich erscheint. Da gibt es weder fein abgetönte Stimmungen, die den Leser in ihren Bann schlagen, noch psychologisch durchsichtig und folgerecht durchgeführte Seelenzustände, die das innerste Leben der Menschen klar und restlos zur Anschauung bringen. Mügge liebt eine kräftige Handlung und auf eine Hand voll Unwahrscheinlichkeiten kommt es ihm nicht an. Selbst die Romantik des Indianer-Romans wird nicht ganz verschmäht. Er überträgt sie auf das untergehende Volk der Lappen, deren alter Häuptling Afraja in mancher Hinsicht ein „letzter Mohikaner" ist. Mit erstaunlicher Pünktlichkeit stellt sich zur rechten Zeit die vergeltende Gerechtigkeit ein, und ein Totgeglaubter schließt die wie durch ein Wunder gerettete Braut in seine Arme. Der Leser schüttelt den Kopf und läßt sich doch nicht ungern von dem Erzähler weiterführen, denn er spürt trotz alledem heraus, wie fein Mügge mit seinen Augen diesen Volksstamm beobachtet hat, und wie sehr seine Natur- und Menschenschilderungen der rauhen Wirklichkeit abgelauscht sind. Die in ihrer Öde überwältigende und erdrückende Natur des hohen Nordens enthüllt vor uns ihre sparsamen Reize, die bei aller Geringfügigkeit auf dem Hintergrunde des ewigen Eises und Todes ein Bild von wunderbarer Lieblichkeit bieten. Lebenswahr geschildert werden die wetterharten, durch und durch habgierigen und selbstsüchtigen Gestalten der norwegischen Bauern und Kaufleute, die mit zynischer Offenheit aus den Fischern den letzten Groschen herauspressen, wie sie selbst wieder von den bergischen Handelsherren ausgebeutet werden. Dem Leben abgelauscht sind die nordischen Frauen mit ihren ernsten, steifen Gesichtern, denen jeder Hauch von Anmut und Schalkheit fehlt, und die doch tief und treu so ganz nach innen leben. In diese Umgebung werden der leider etwas überschwänglich gezeichnete, ritterliche Marstrand und der fromme Pfarrer Klaus Hornemann gestellt. Der letztere eine trefflich durchgeführte Gestalt: in seinem Idealismus völlig unverstanden, geliebt von den Einen, aber auch gefürchtet, selbst gehaßt, und dabei in seiner schlichten, einfachen Wahrheitsliebe sieghafter als alle Verschmitztheit und Verschlagenheit seiner Gegner. Das alles gibt zusammen doch ein so farbenreiches Bild, daß man es gern an sich vorüberziehen läßt und schließlich das Buch beiseite legt mit dem Gefühl: Ganz anders, als wir es gewohnt sind, oft hart und naiv für unser ästhetisches

Empfinden, aber doch viel Gesundes und Gutes, und im innersten Wesen sicher nicht weniger berechtigt als tausend moderne ausgeklügelte psychologische Spezialfälle.

Chr. Rogge.

Kurze Anzeigen.

Hansjakob, Heinrich: Erzbauern. 2. Band der Ausgewählten Erzählungen. Volksausgabe. Stuttgart. Bonz & Co. 282 S. geh. 1,50 Mk., gebd. 2,40 Mk.

Der 2. Band der ausgewählten Erzählungen umfaßt 4 Schwarzwälder Bauerngeschichten: „Der Vogtsbur", „Der Benedikt auf dem Bühl", „Der Bur und das Bürle" und „Die Buren am Wildsee." Es gilt für ihn dasselbe, was wir von dem ersten Bande gesagt haben. Nur tritt in ihm die derbe Eigenart, aber auch treffliche volksschriftstellerische Begabung Hansjakobs noch schärfer hervor, als im ersten Band.

J. F.

Haspels, G. F.: Frische Brise. Zwei Novellen. Aus dem Holländischen übersetzt von Martha Sommer. 2. Auflage. Berlin W. Hermann Krüger. 221 S.

Beide Geschichten versuchen, durch poetischen Schwung der Darstellung und durch philosophische Nachdenklichkeit über das Durchschnittsniveau einer normalen Novelle hinauszukommen. Aber der poetische Schwung macht sich etwas gekünstelt und die Nachdenklichkeit ist von geringer Tiefe. Ein Hyperidealismus, der über beiden Erzählungen liegt, streitet mit der gemeinen Wirklichkeit. Infolge dessen habe ich keine besondere Freude an dem kleinen Buch haben können und wundere mich, daß es bereits eine zweite Auflage in deutscher Übersetzung erlebt hat.

Martin Schian.

Hohrath, Klara: Dan und Lizzie. Ein Roman von den Normannischen Inseln. Mit Buchschmuck von Lina Burger. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1906. 248 S. Geb. 3,50 Mk.

Vor Jahresfrist hat Klara Hohrath in dem Roman „Fintje" ein farbenreiches Gemälde aus dem Brüsseler Volksleben entrollt. Der freundliche Erfolg dieses Werkes hat sie und ihren Verleger ermutigt, nunmehr auch eine ältere Arbeit in Buchform erscheinen zu lassen: den Roman „Dan und Lizzie", der auf der normannischen Insel Guernsey spielt. Auch hier begegnen wir wieder demselben feinen Verständnis für fremde Volksart. Prächtige Schilderungen der eigenartigen Insellandschaft, sichere Charakteristiken zahlreicher merkwürdiger Figuren entschädigen für gewisse Schwächen der Handlung. Im Mittelpunkt dieser stehen Dan und die um zwei Jahre jüngere Lizzie, die zusammen im Rumpf eines gestrandeten Schiffes aufwachsen, der von seinen Bewohnern mit dem stolzen Namen „Paradieshaus" belegt wird. Lizzie ist aber nicht Dans wirkliche Schwester, vielmehr das uneheliche Kind einer deutschen Gräfin, die es für immer fremden Leuten überlassen hat, um ihre Schande zu verbergen. Sehr hübsch ist von der Dichterin durchgeführt, wie sich in dem Mädchen das edle deutsche Blut, das in ihren Adern fließt, mit den primitiven Kulturbedingungen, unter denen sie groß wird, zu einer glücklichen Mischung verbindet. Die geschwisterliche Zuneigung der sanften Lizzie zu dem ungestümen Kraftmenschen Dan wird allmählich zur Liebe, zur Leidenschaft. Aber viele Schwierigkeiten hat Lizzie zu überwinden, bis sie endlich in seinen Besitz gelangt. Eine Krankheit bringt ihr vorübergehende Erblindung, und mittlerweile läßt sich Dan in einen anderen Liebeshandel ein, der mit einer gefährlichen Schlägerei endet. Er wird wegen Körperverletzung zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Des Heimkehrenden harrt die genesene Lizzie in überquellender Liebe. Im Gefängnis hat sich jedoch der Wankelmütige von einer Soldatin der Heilsarmee bekehren lassen. Er heiratet sie und wirkt mit ihr zusammen in Le Havre als Gottesstreiter. Bald jedoch entleidet ihm das seiner Kraftnatur so schlecht anstehende Handwerk. Im Rausche erschlägt er seine Frau. Er legt sich nun selbst die Strafe auf, als Einsiedler auf einem einsamen Felsenriff nahe bei der Heimat seine Tage hinzuschleppen. Nach kurzer Frist erlöst ihn Lizzie, bringt ihn nach Hause und nimmt ihn, voll von nachsichtiger Güte, zum Manne. Dan hat nach unserem Empfinden denn doch der Sünde zu viel auf sich geladen, um dieses Glückes würdig zu sein. Die Blutschuld zum mindesten hätte

ihm die Dichterin erlassen sollen. Ihr kam es wohl gerade darauf an, der alles verzeihenden, sich über alles hinwegsetzenden Liebe einen vollen Triumph zu bereiten. Und das warmblütige Mitgefühl mit den armen Menschenkindern, mit ihrer Not und Schwäche ist ja im allgemeinen in diesem Roman ein besonders schöner Zug, den man durchaus nicht missen möchte. Sehr angenehm berührt die sorgsame stilistische Durchbildung in Fräulein Hohraths anmutiger Darstellung. Das sollte ja eigentlich bei jeder Dichterin selbstverständliche Voraussetzung sein; sie trifft nur leider beim Durchschnitt der schriftstellernden Frauen nicht zu. Der Verlag hat seinerseits für eine reizende Ausstattung sein Bestes getan. Ein besonderes Lob verdienen die bunten Verzierungen, die, zart abgetönt und geschmackvoll aufgetragen, auf das Auge wohltuend wirken.

Dr. Rudolf Krauß.

Kiesel, Otto Erich: Ebbe und Flut. Hamburger Geschichten. 2. Aufl. Leipzig, Rothbarth. (190 S.) 1 Mk., geb. 2 Mk.

Kiesel, Otto Erich: Mors imperator und anderes. Neue Geschichten. Leipzig, Rothbarth. (144 S.) 1 Mk., geb. 2 Mk.

Beide Bändchen enthalten kleine Skizzen aus dem niederdeutschen Volksleben, das erste großenteils heitere, das andre beinahe lauter traurige. Das heitere Genre liegt dem Verf. entschieden besser. In den ernsten Geschichten wird er oft sentimental, unoriginell und romanhaft. Naturschilderungen liebt er sehr und sie gelingen ihm auch meist recht hübsch. Daß er sie aber auch in die Gespräche einfacher Leute einschmuggelt, wirkt ungemein störend. (So läßt er z. B. einen Matrosen erzählen: „Die herbe Schönheit der Nacht war zauberisch.") Ferner hat der Verf. eine Vorliebe für Einschiebeworte wie „sozusagen" und Fremdworte (Kinder haben grüne Zweige „usurpatorisch annektiert"), auch läuft ihm da und dort eine triviale Wendung mit unter. Da Kiesel erst vor wenigen Jahren „die Schneiderschere gegen die Schere des Journalisten ausgetauscht hat", so wird er wohl manche dieser Mängel noch ausgleichen. Dann hätte er Aussicht, den volkstümlichen Erzählern dritten bis vierten Ranges zugezählt zu werden.

Dr. E. Ackerknecht.

Lothar, Rudolf: Das deutsche Drama der Gegenwart. München und Leipzig. G. Müller. 10 Mk., geb. 12,50 Mk.

An Büchern über das moderne Drama ist kein Mangel. Doch haben die meisten ihrer Verfasser sehr wenig zu sagen und – wie das zu sein pflegt – gerade die, die es bis zur höchsten Seitenzahl bringen, am allerwenigsten. Auch bei Rudolf Lothars starkem Band „Das deutsche Drama der Gegenwart" (mit 25 Bilderbeilagen und 117 Textillustrationen. Umschlag und Buchschmuck von Joseph Sattler) steht der Ertrag nicht im richtigen Verhältnis zum Umfange. Ja, nimmt man den Standpunkt hoch, sucht man in dem Buche nach neuen wertvollen Erkenntnissen über das Wesen und das Werden, über die Mittel und den Zukunftsweg des neuen Dramas, dann wird man es arg enttäuscht aus der Hand legen. Doch es ist wohl ein Unrecht, *das* von dem großen fürs breite Publikum bestimmten Band zu fordern.

Was Lothar will, erhellt aus dem Vorwort und dem Schluß. Er möge es selber aussprechen: „Dieses Buch soll keine historische Darstellung sein. Es schildert keinen bestimmten Zeitabschnitt vom Standpunkte des über den Dingen stehenden Beobachters. . . . Es will ein Bild der heutigen Bühne geben, indem es die Dichter charakterisiert und die Stücke schildert, die heute gespielt, besprochen und umstritten werden. . . . Ich wollte vor allem die Richtungen und Strömungen charakterisieren, die heute in unserer dramatischen Kunst herrschen, ihr Woher und Wohin klar zu legen trachten. Ich wollte die Tendenzen und Stoffkreise des modernen Dramas kennzeichnen. Ich wollte – und das war mein erstes und oberstes Bestreben – in diesem Buche versuchen, eine Technik des modernen Dramas auf praktischer Grundlage aufzubauen. . . . In einem Gemälde dessen, was heute auf der Bühne lebt und strebt, eine moderne Dramaturgie zu geben – das war das Ziel, das mir vorschwebte. . . . Ich wollte meine Leser dazu führen, die Dramaturgie der Gegenwart zu studieren, ich wollte durch Einblick in die Technik des Dramas die Freude am Theater steigern." Man sieht, Lothar setzt ziemlich niedrig ein, redet sich dann in Dampf und versucht sich und den Lesern ein großes Ziel aus-

zumalen, das er weder erreichen kann noch — bei Licht besehen — erreichen will, und gelangt schließlich wieder fein bescheiden unten an. Halten wir uns, zu seinem Besten, an die bescheidenen Worte. Schauen wir zu, wie es ihm gelingt, ein Bild von der heutigen Bühne durch Besprechung der Dichter, die heute aktuell sind und es morgen voraussichtlich werden, zu geben, um die Freude am Theater zu wecken. Denn mit dem modernen Drama hat das Buch wenig zu tun, wohl aber mit dem Theater. Wertvolle Erkenntnisse gibt es kaum, wohl aber orientiert es den Durchschnittstheaterbesucher geschickt und immer fesselnd über das, was gespielt wird, und versucht, ihn ein wenig zum Nachdenken über das Geschaute anzuhalten. Von der Theaterkritik kommt es her und über geschickt verknüpfte Feuilletons kommt es nicht wesentlich hinaus. Mit der „modernen Dramaturgie" sieht es windig aus. Lothar ist lange nicht zuverlässig genug in ästhetischer Hinsicht und sieht den Weg, den wir gehen, kaum. Das Bedeutende wird immer zu hart behandelt. Das erfolggesegnete Theaterstück stets zu günstig. Aber den Zweck, die Freude am Theater zu steigern, erreicht das unterhaltsame Buch in sehr geschickter Weise. Es regt immer die interessierenden Fragen an. Und wenn die Antwort auch des öfteren nicht stimmt, das Interesse ist jedenfalls geweckt und bleibt, auch wenn die falsche Antwort längst korrigiert ist. Nicht wenig tragen die in verschwenderischer Fülle dem Buche beigegebenen durchweg hoch interessanten, wertvollen Illustrationen dazu bei, daß Lothar diesen Zweck erreicht. Ich kann es mir denken, daß jemand sie dem Texte gegenüber als des Buches bessere Hälfte anspricht, obwohl ich, soviel sie mir gegeben haben, diese Meinung nicht teile. Es gibt auf so manchen Kunstgebieten Führer, die dem Publikum helfen, sich in der Fülle der Erscheinungen zurecht zu finden; auf dem Gebiete der modernen Theaterstücke (ich wähle das Wort im Gegensatz zu „modernes Drama") wüßte ich keinen geschickteren, kurzweiligeren und zweckdienlicheren als Lothars „Das deutsche Drama der Gegenwart." Das ist gewiß eine Einschränkung gegenüber den großen Worten der Vorrede, aber man soll den Wert solcher populären Gebrauchsbücher nicht unterschätzen, die sich an einen größeren Kreis wenden und darum manches bringen, das dem Kenner unnötig, uninteressant und falsch scheint, obgleich das Letzte oft nicht vielmehr besagt, als daß er ein anderes Urteil über manche Dinge hat.

Hamburg. Hans Franck.

Nora, A. de: Totentanz. Ein Dutzend Novelletten. Leipzig. A. Staackmann. 175 S. 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Wer probieren will, wieviel seine Nerven aushalten, der lese diese Novellen. Langweilen wird er sich nicht dabei. Aber — je nach der Qualität seiner Nerven — öfter werden ihm die Haare zu Berge stehen. Ein Tanz von lauter Totengestalten .... Die absonderlichsten Kombinationen. Der Tod in allen Formen. Von zwölf Novelletten lassen nur zwei niemanden sterben; von diesen beiden spielt noch die eine mit dem Gedanken des Mordes. Man muß es dem Autor lassen: er weiß Kombinationen zu erdenken, auf die man sonst nicht gleich verfällt, und er weiß den Naturalismus gehörig im Interesse der Spannung zu fruktifizieren. Aber weiter weiß ich diesen Novellen nichts Gutes nachzusagen.

Martin Schian.

Schmidtbonn, Wilhelm: Der Heilsbringer. Eine Legende von heute. Egon Fleischel & Co. Berlin 1906. 215 S. 3 Mk., geb. 4,50 Mk.

Ein Heimatdichter des Niederrheins wollte eine moderne Christusgeschichte schreiben. Denn nichts in dem Buche hätte ihn gehindert, das schönere Wort „Der Heiland" darauf zu setzen. Dieser schwärmerische Schiffer, der in die Welt hinaus wandert, um die Menschheit zu beglücken, nimmt mehr und mehr die äußeren Züge des Nazareners an. Er predigt auf den Märkten und Gassen des „alten, heiligen Köln" sein Zukunftsreich; die Armen und Geringen laufen ihm nach, die Kinder hängen sich an ihn, sogar eine Magdalena fehlt nicht, noch die schmerzenreiche Mutter, noch naserümpfende Sadduzäer. Der blutige Zusammenstoß mit der Staatsgewalt, das Ausbleiben eines rettenden Wunders führt die Katastrophe herbei, und am Ende „verschwand er vor ihren Augen." — Dennoch — „Heilsbringer" ist ein zu hoher Name für den im religiösen Wahnsinn Endenden. Im Grunde ist er nichts als ein sozialer Träumer, am Ende ein Phantast

der (gewiß praktisch möglichen) Bodenreform. Schmidtbonn wollte auf einen deutschen Tolstoi hinaus und blieb doch im Äußerlichen stecken. Diesem „Heiland“ fehlt die religiöse Seite, mag er sich auch als „Jesus“ gebärden. Der Verfasser erzählt im Vorwort, wie er auf den Stoff verfallen sei: Der Anblick eines „Naturmenschen“, wie sie barhäuptig in auffälliger Tracht hie und da auftauchen, regte ihn an. Aber solche kulturscheuen Narren haben wahrlich nicht das Zeug zum „Heilande.“ Sie haben höchstens Anspruch auf lächelndes Mitleid. — Schmidtbonn sieht die Welt mit Dichters Augen an und redet dessen Sprache. Wie viele Talente blühen doch in unseren Tagen auf, ihr poetischer Duft ist echt; aber nicht immer reifen an ihnen Früchte dauernden Lebens: es fehlt so oft die Größe und Tiefe der Weltanschauung, die erst den vollen Künstler macht. Diesem Werke fehlt sie noch.

Nithack-Stahn.

Schnitzler, Arthur: Dämmerseelen. Novellen. S. Fischer, Verlag. Berlin 1907. 132 S. 2 Mk., geb. 3 Mk., in Leder 4 Mk.

Fünf Novellen, in denen „Dämmerseelen“ sehr verschiedener Art eine Rolle spielen. Ein Teil hat mysteriösen Einschlag; mehrere variieren pikante Kombinationen; alle sind mit spannender Kunst erzählt; keine enthält tiefere Motive. Ihr Wert besteht lediglich in der elegant zugespitzten Ausbeutung eines barocken Einfalls.

Martin Schian.

Sommer, Fedor: In der Waldmühle. Roman. 3. Auflage. Halle, R. Mühlmann 1907. (246 S.) 2 Mk.

Wenn jede Geschichte, in der Dialekt gesprochen wird und allerlei Philisterium sich breit macht, „Heimatkunst“ wäre, dann hätten die Anpreisungen auf dem Umschlag des Buches recht. Sie haben aber Unrecht. Von Kunst sollte man hier nicht reden. Sonst müßten die meisten Feuilleton-Romane unserer Provinzialblätter auch auf dem Parnaß geschrieben sein.

Dr. E. Ackerknecht.

Worms, Carl: „Die Stillen im Lande.“ 3 Erzählungen aus dem Winkel. 2. Auflage. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta Nachf. 1907. 320 S., geh. 3 Mk., in Leinenbd. 4 Mk.

Es liegt etwas anheimelndes, behagliches über diesen Geschichten aus dem Winkel, trotzdem sie z. T. nicht ganz der Tragik ermangeln. Worms ist ein vortrefflicher Menschenbeobachter und beherrscht in Ernst und Humor seinen Stoff und seine Personen; er weiß uns auch hineinzuversetzen in die stillen kleinstädtischen Winkel Kurlands, die den Schauplatz seiner Erzählungen bilden. Wir können die Lektüre des Buches mit gutem Gewissen empfehlen.

J. F.

Zeitschriftenschau.



Über **Karl August von Weimar** schreibt (zu seinem 150. Geburtstage am 3. September 1907) **Alexander von Gleichen-Rußwurm** im „Türmer“ (H. 12):

„In den Zeiten Karl Augusts hat Weimar dieselbe Stellung erreicht, die der Hof zu Eisenach in der Blütezeit des Minnesangs eingenommen. Diesen Vergleich vor Augen, sagte Jean Paul: „Erst will man in die nächste Stadt, dann nach Weimar, dann nach Italien.“ Vorbereitet durch den Geist und die Anmut seiner Mutter Anna Amalia, fand der junge Herzog bei seinem Regierungsantritt ein frühlingsfrohes Land, aus dem es ihm gelang, reiche, unsterbliche Ernte zu ziehen.

Als Kind von der zierlich-pedantischen Atmosphäre des Rokokozeitalters umgeben, wurde er als Jüngling zum leidenschaftlichen Anhänger des Naturkultus, der in Rousseaus Namen alle Welt ergriff. Wir sind gewohnt, in Karl August den behäbigen Fürsten mit Ordensstern zu sehen, der den Minister von Goethe empfängt und sich stolz bewußt ist, als Paladine Deutschlands erste Geister zu haben. Aber der jugendliche Fürst — wie ihn sympathische Pastellbilder im Wittumspalais zu Weimar darstellen — überschäumte

von Lebenslust und Kraft, war ebenso voll von ungebändigtem Sturm und Drang wie die Dichter am Mittel- und Niederrhein, aus deren lärmendem Chor er den Freund berief, das zierliche Treiben an der Ilm aufzufrischen. Mit Goethes Ankunft beginnt „die lustige Zeit“, in der sich mancher kühne Traum des Schweizer Philosophen Rousseau erfüllte. Auf kräftig schnellen Parforcepferden ritt Karl August mit Goethe, Knebel, Seckendorf und andern jungen Männern durch Forst und Land, wild, froh, voll geistigen und körperlichen Übermutes. Nachts lagerte man am Saum des Waldes um ein loderndes Feuer, philosophierend, scherzend, schlafend, bis der Morgen kam. Von diesen Zeiten sprechen Goethes Verse:

„Wo bin ich, ist's ein Zaubermärchen-Land?
Welch nächtliches Gelag' am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedeckt,
Seh' ich sie froh ans Feuer hingestreckt.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal;
Am niedern Herde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen bald geleert
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehrt.“

Die ältere Generation beklagte dieses Treiben, weil sie es nicht verstand, aber Fürst und Gefolge reiften gesund und sonnengebräunt im ungebundenen Leben heran. Karl August gehörte zu den Naturen, die sich austoben müssen und nur die Schranken dulden, die der eigene Geist als notwendig erkennt. Die Zeit war revolutionär. Es galt die deutsche Nation aus verrotteten Formen der Gesellschaft, die deutsche Literatur aus tiefgewurzelten Vorurteilen herauszuführen. „Natur“ und „Humanität“ lösten als Schlagworte die sogenannte „à la mode-Manier“ ab. Der Herzog von Weimar hat alle Gärungs- und Läuterungserscheinungen an sich empfunden. Sein Charakter gibt ein lebendiges Abbild des Zeitalters. Von den tollen Streichen der Reitergesellschaft erzählten sich die Burschen unter der Linde, die Mädchen in der Spinnstube, mißbilligend schüttelten sich die Perücken in der Residenzstadt, nur Anna Amalia hatte Vertrauen auf den Sohn und auf Goethe, seinen berühmten Begleiter. Sie wurde unterstützt durch Merck, den feinen Menschenkenner, der auf die Anklagen der weisen Häupter erwiderte: „Der Beste von allen ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben und der ein eisenfester Charakter ist . . . Die Märchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Augen haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhle stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urteilen können.“ Als Karl August als Antwort auf das Klatschen und auf die Hetze, die sich namentlich gegen Goethe richtete, den Freund zum Mitglied des Geheimen Staatsrats ernannte, erhob sich der Neid des weimarischen Beamtentums zu einem feierlichen Protest. Doch den Bureaukraten, die den Herzog noch verachteten, weil er Theater spielte, sein Roß tummelte und in der freien Natur seinen Gedanken nachhing, schrieb er den denkwürdigen Erlaß, der mit dem Satz beginnt: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen“, und mit der Erklärung endigt: „Das Urteil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrat oder Regierungsrat war, ändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber sorge und arbeite wie jeder andere, der seine Pflicht tun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eignen Gewissen rechtfertigen zu können.“

Auf Reisen zu Friedrich dem Großen und unter Goethes Führung in die Schweiz entwickelte sich das Unstete und Unklare im Charakter des Herzogs zu edler Reife. Neben der Jagd wendete er sich dem Gartenbau zu, neben der Schwärmerei für ungebundene Rückkehr zur Natur trat das Interesse für die Reformen im Erziehungswesen. Damals begann Goethe einen Glückwunsch zum Geburtstag mit dem Vers:

„Du kennest lang' die Pflichten deines Standes,
Und schränktest nach und nach die freie Seele ein.“

In diesen Zeiten begann sich Karl August auch um die „äußeren Weltbegebenheiten“ zu kümmern und stellte seine Kraft in den Dienst des deutschen Fürstenbundes, den Friedrich der Große bilden wollte. In Mainz und Würzburg suchte er die Fürstbischöfe mit Erfolg für die nationale Idee zu gewinnen. Er hoffte, „daß alter deutscher Sinn und deutsche Denkungsart noch zu erwecken seien, un-

geachtet der Hindernisse, die diesem Versuch die Trägheit der Sitten und des Jahrhunderts in den Weg legen."

Wohl blieb es nur bei patriotischen Phrasen. Zu tiefem Kummer des Herzogs lehnten Völker und Fürsten jede praktische Betätigung des Nationalgedankens ab. Doch was politisch zu erreichen unmöglich war, gelang auf höherem, geistigem Gebiet. Die Großstadt Weimar-Jena, von der die Klassiker scherzten, umfaßte ein Gebiet freien Forschens und Denkens, wie es in keinem deutschen Land vorher möglich war. Daß Karl August seine Regentenpflichten wohl erfüllte, daß er an der Spitze eines preußischen Regiments den Feldzug der Verbündeten gegen Frankreich mitmachte, ist ohne Bedeutung für spätere Zeiten. Daß er aber ein langes, von Taten und Gedanken reich erfülltes Leben hindurch der Freund Goethes blieb, daß er Schiller eine Stätte freien Schaffens bot und die Gelehrten seiner Universität Jena ungehindert philosophieren ließ, gibt ihm und seinem kleinen Staat jenen Glanz, der die beiden gartenumhegten Städtchen Thüringens noch heute zum Wallfahrtsort der klassisch Gebildeten macht.

Wenn im Frühling die blühenden Büsche des Parks und die Kastanien bis zu dem stillen Platz herüberduften, auf dem in Weimar das Reiterstandbild Karl Augusts steht, beschleicht den Wanderer ein frisches Lenzgefühl. Er denkt an die alte, reiche Zeit, in der unter dem Schutz dieses erzgegossenen Mannes vor ihm jene wunderbare Wechselwirkung zwischen den vorzüglichsten Männern Deutschlands unsere geistige Kultur begründen konnte. Nicht nur durch das blinde Spiel des Zufalls waren Dichter und Philosophen zusammengewürfelt, der grundsätzliche Freisinn und die Entschiedenheit des Herzogs zogen sie an. So war Fichte berufen, obwohl er überall für einen Vorkämpfer der Demokratie galt und kurz vorher ein dickes Buch zur Rechtfertigung der französischen Revolution veröffentlicht hatte.

Die Nachrichten aus Paris stimmten am Ende des Jahrhunderts auch in Weimar zu bangen Gedanken, aber geistige Anregung überwand die Furcht. Gäste stellten sich immer ein, sobald das Leben der kleinen Stadt einzuschlafen drohte. Die neuen Ideen, die auch vielfach von französischen Auswanderern vermittelt wurden, spiegelten sich wider in Werken und Briefen der Klassiker. Wie eingehend Karl August am geistigen Schaffen seiner Paladine teilnahm, geht aus den Memoiren Karoline v. Wolzogens hervor. Sie erzählt, daß der Herzog lebhaft erschrocken sei über Schillers Plan, die Jungfrau von Orleans zur Heldin eines Dramas zu machen. Die Analogie mit Voltaires „Pucelle" lag seiner Ansicht nach zu nahe, und er bat um das Manuskript vor der Veröffentlichung. Hingerissen von dem „Siege, den die deutsche Sprache in diesem Drama erkämpft", hob er es als ein vorzügliches Verdienst des Stückes hervor, daß es auch „unveredelte Erinnerungskräfte" nicht einen Augenblick zum Vergleich mit der „Pucelle" reize. Er endet sein ausführliches Urteil mit den Worten: „Möchte doch Schiller sich entschließen, sein schönes und uns so wertes Werk erst drucken zu lassen, ehe er es der Bühne einverleiben ließ, bei dieser Gelegenheit könnte er noch einem oder dem andern Vers nachhelfen und sich danach auch wohl von uns überzeugen, daß wir es gern auf dem Theater sehen möchten, aber daß wir es lieber für die feinsten Augenblicke der Einsamkeit oder einer geschlossenen, gebildeten Gesellschaft aufheben möchten."

Die Jahre friedlicher Arbeit wichen schweren Zeiten. Auf Schillers Tod folgte bald die Schlacht von Jena und damit für den Herzog die Gefahr, seinen Thron zu verlieren. Durch den Mut und die Tatkraft seiner Gattin, der Herzogin Luise, wurde Weimars Selbständigkeit gerettet. Wie auf der Bühne, die durch Schillers und Goethes neuempfundene Gestalten geheiligt war, Talma und seine Genossen mit lauter Pracht französische Verse deklamierten, drang in Regierung und Gesellschaft der Geist des französischen Kaisertums. Nach dem Falle Napoleons begab sich Karl August zum Kongreß nach Wien und kehrte mit kleinen Gebietserweiterungen in die Heimat zurück. Dort gewährte er seinem Lande — als erster deutscher Fürst — die Preßfreiheit. Dadurch nahm die politische Zeitung einen Aufschwung, der die philisterhaften Gemüter tief erschreckte. Ludens „Nemesis", Brans „Minerva" und Okens „Isis", das Weimarer Oppositionsblatt, gewannen eine Bedeutung, die weit über die Landesgrenzen reichte. Goethe nannte in einem ausführlichen Gutachten die „Isis" geradezu katilinarisch und gab sein Urteil dahin ab, es sei besser, das Blatt polizeilich zu unterdrücken, aber der Herzog ließ die

Preßfreiheit unangetastet und die „Isis" fortbestehen, bis er einem Druck von außen nachgeben mußte. Oken tadelte mit scharfen Worten die Verhältnisse in den meisten Staaten Deutschlands. So kam es, daß hauptsächlich die mächtigeren Regierungen mit ebensoviel Unmut auf das Gebaren des weimarischen Journalisten blickten, als die Nation dieses Tun mit zustimmender Freude betrachtete. Bald kamen von Österreich, Preußen und Rußland freundschaftliche Vorstellungen, dann Proteste und schließlich Drohungen, denen Karl August weichen mußte. Die Gründung der Burschenschaft in Jena und das berühmte deutsch-nationale Wartburgfest verstimmten die Mächte gegen das kleine Weimar noch mehr als die flammenden Tiraden der „Isis." Manche Memoiren bestätigen die oft geäußerte Vermutung, daß die letzten Jahre des Herzogs durch diese Intervention von außen mehr, als man glaubt, verbittert wurden. Ein Historiker nannte es Karl Augusts tragisches Schicksal, daß er nicht die Freiheit besaß, seinem Volke die Freiheit, die er wollte, zu geben. „Er hatte", sagt Goethe, „die Gabe, Geister und Charaktere zu unterscheiden und jeden an seinen Platz zu stellen . . . Edlen Menschen entgegenzukommen, gute Zwecke befördern zu helfen, war seine Hand immer bereit und offen. Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen. Liebe aber erzeugt Liebe, und wer geliebt ist, hat leicht regieren." Als er am fünfzigsten Jahrestag seiner Regierung (1825) auf die durchmessene Bahn zurücksah, mußte er sich wohl all des Trefflichen erfreuen, das er angestrebt und hervorgerufen, wenn auch die Wehmut über manchen zertrümmerten Plan, über manche gescheiterte Idee sich in das Gefühl der Befriedigung mischte. Goethe schrieb an diesem Tage tief bewegt die Verse:

„Ehre, die uns hoch erhebt,
Führt vielleicht aus Maß und Schranken;
Liebe die im Innern lebt,
Sammelt schwärmende Gedanken."

Die Freunde waren sich im Wechsel der Weltanschauung und der Ereignisse treu geblieben, wenn auch ihre Wege jetzt nicht selten auseinandergingen, da Goethe den politischen Forderungen der neuen Zeit den Rücken kehrte. Der Herzog blieb ihm dankbar, wenn er auch manchmal über „die Feierlichkeit" lächelte, die ihm an dem großen Freunde ein wenig „possierlich" dünkte. In den Gedanken Karl Augusts wurzelte alles, was seine Zeit überhaupt bewegte. Er folgte den Richtungen beider Jahrhunderte, in denen er lebte, und gab sich beiden hin mit der ganzen Entschiedenheit seines Charakters. Im Jahre 1828 starb er auf der Rückreise von Berlin zu Graditz bei Torgau im Angesicht der untergehenden Sonne.

Alexander v. Humboldt, mit dem er noch kurz vor seinem Tode in regem Verkehr gestanden, schrieb über die letzten Eindrücke an eine Freundin: „Nie habe ich den großen, menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und aller ferneren Entwicklung des Volkslebens teilnehmender gesehen als in den letzen Tagen, die wir ihn hier besaßen." Sein Name bleibt im Ruhmesbuch der Weltgeschichte, solange Weimars Dichter gelesen und begriffen werden, solange poetische Gemüter in der kleinen Ilmstadt den Stimmungsreiz suchen, den große Menschen einem Ort verleihen."



Bibliotheksnachrichten.



Über „Frauen als Bibliothekarinnen" schreibt in den Comenius-Blättern (Jg. 15, H. 2) Gertrud Scheele:

Sowohl unsere großen wissenschaftlichen wie auch die modernen größeren Stadt- oder Volksbibliotheken verlangen Persönlichkeiten, deren Geistes- und Herzensbildung eine umfassende sein muß. Gründliche Fachbildung für Organisation und Verwaltung, Kenntnis der Literatur auf allen Gebieten sind ein notwendiges Erfordernis des arbeitsreichen Amtes. Und welche Verantwortlichkeit — welche soziale Aufgabe ruht in den Händen des Bibliothekars! Sein Amt fordert von ihm an der Erhöhung des Kulturniveaus mitzuarbeiten. Sein Streben muß darauf gehen, jedem zu der Bildung zu verhelfen, die den persönlichen Anlagen und Nei-

gungen der einzelnen und den Forderungen ihres Berufes entspricht, und er wird, wenn er seine Aufgabe recht versteht, zugleich die sittliche Erziehung im Auge haben.

Menschenliebe, Humanität sind es, die dem Bibliothekar helfen, seiner großen Aufgabe in ihren weiteren Forderungen gerecht zu werden — und — ein wahrer, warmer Idealismus. Denn wenn er selbst nicht an die Möglichkeit eines Wachsens und einer Veredlung der Menschheit glaubt, dann wird er wohl in pedantischer Pflichterfüllung seines Amtes walten, doch das warme Fluidum des freudigen Helfenwollens — und Könnens fehlt zwischen ihm und seinen Lesern und so sind beide Teile der wertvollsten Früchte seiner Arbeit beraubt. Ein guter Bibliothekar muß Erzieher sein! Nicht in engem Schulmeistersinne und unerträglicher Bevormundung, doch in der Art eines Comenius: seinen Lesern helfend, weil er sie — seine Mitmenschen liebt — weil er ihnen das Leben höher und reicher gestalten möchte — weil er dessen Schwere mit ihnen fühlt und sie tragen und überwinden lehren möchte mit den edelsten Mitteln, die dem Menschen gegeben wurden: mit denen des Geistes.

Wer aber, frage ich nun, hat das warme Gefühl und Mitfühlenkönnen, die rasche, leicht bewegliche Phantasie, den strebsamen Geist, das lebhafte Pflichtgefühl von der Natur selbst als ureigenste Gaben mitbekommen?

Die Frau! Dafür ist sie es auch, die für den Beruf einer Bibliothekarin hervorragend geeignet erscheint. Wird auch der Mann ihr im allgemeinen durch größere Tatkraft, Umsicht und Organisationsfähigkeit überlegen bleiben, so wird sie wiederum durch ihre selbstlosere Hingabe und ihre Begeisterungsfähigkeit das ideale, humane Ziel ihres Berufes nicht aus dem Auge verlieren und demselben durch ihre ganze Veranlagung näher kommen. Durch ihr stark ausgeprägtes Gefühlsleben wird es ihr leicht und lieb sein, den Wünschen der Leser zu folgen; ihre größere Anpassungs- und Mitempfindungsfähigkeit werden ihr feine und sichere Führer im Verkehr mit dem Publikum sein. Damit nun der Geschmack der Leser gehoben und gebildet werden kann, muß der Bibliothekar versuchen, mit feinem Taktgefühl Einfluß auf ihn zu gewinnen — eine Aufgabe, die durch das Taktgefühl der Frau geschickt und leicht gelöst werden kann.

Andersartig und doch ihrem Wesen naheliegend sind die Anforderungen, die der Innendienst an die Frau stellt. Da sind zunächst die Katalogisierungsarbeiten. Die riesigen in Bibliotheken aufgestapelten Bücherschätze müssen zweckmäßig aufgestellt und verzeichnet werden. Um eine möglichst praktische, einheitliche Aufnahme der Titel zu erzielen, sind bestimmte Vorschriften, die Instruktionen vom Mai 1899, gegeben worden. Diese grenzen die einzelnen Bücherarten gegeneinander ab und geben Anordnungen für deren Titelaufnahme. Um nun ein Buch zu katalogisieren, ist nicht nur sichere Beherrschung der Instruktionen und scharfes Durchdenken des vorliegenden Falles, sondern auch peinliche Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit erforderlich. Wie subtil diese Arbeit ist, wieviel sorgfältige Überlegung sie erfordert, kann nur der ermessen, der einmal unter sachkundiger Führung einen Blick in den Zettel-Katalog einer größeren Bibliothek tun durfte. Man sagt ihm da, wie sorgfältig zwischen den Bücherarten — Werken, Sammlungen, Gesetzen — unterschieden werden muß, da jede Gruppe ihre zweckmäßigen Vorschriften hat; man erklärt ihm die Wichtigkeit und Bedeutung der am Kopf des Zettels ausgeworfenen aus dem Titel entnommenen Wörter, erinnert wohl auch an die schwierigen Vorschriften, die ihre Behandlung bei anonymen Titeln fordert — kurz: hierbei erhält der Laie einen Einblick in die Feinarbeit bibliothekarischer Tätigkeit.

Zur eigentlichen Titelaufnahme kommt noch das Signieren, d. h. die Aufstellung des Buches unter einen Buchstaben nach der Einteilung der verschiedenen Wissensgebiete. Eins der schwierigsten Kapitel der ganzen bibliothekarischen Arbeit! Wie häufig begegnen uns Bücher, die sich auf den Grenzgebieten zweier Wissenschaften bewegen! Hier muß wenigstens die Einleitung studiert und logisch scharf durchdacht werden, damit das Buch nicht unter ein falsches Wissensgebiet rangiert werde.

Häufig auch fordert die Aufnahme eines Buches bibliographische Arbeit, d. h. Verfasser, Ort oder Jahr des Erscheinens müssen festgestellt werden — Arbeiten, die ebenso wie häufig der Leihverkehr die genaue Bekanntschaft mit einschlägigen Encyklopädien, Fachwerken und Lexika fordern: also gründliche bibliographische Bildung und Gewandtheit.

Neben diesen rein wissenschaftlichen Arbeiten fordert der Innendienst noch manche Tätigkeit mehr mechanischer Natur, die aber doch nur ein Fachmensch verrichten kann. Da müssen Listen abgeschrieben und ergänzt werden, Zettel den Zahlen nach verglichen und geordnet, — Neuanschaffungen in das Zugangsbuch aufgenommen werden — Arbeiten, die mit größter Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit vollbracht werden müssen. Hier ist wieder die der Frau besonders eigene Sorgfalt und Treue im kleinen am Platze. Der ganze Betrieb kann in Stocken und Unordnung geraten, wenn nicht Pünktlichkeit und größte Ordnungsliebe Zahlen vergleichen, Zettel durchsehen und zusammenstellen helfen. Diese der Frau als Naturgaben verliehenen Eigenschaften, sowie ihr Fleiß und eifriges Streben werden ihr ständig vorwärts helfen, — auch da, wo die intellektuellen Anforderungen dieses Berufes strenge Schulung des Verstandes und Selbständigkeit der Urteilskraft fordern. Sie wird lernen, was ihr noch fehlt, — weil sie vorwärts will, weil sie einsieht, daß ihr hier Aufgaben winken, die nicht nur auf ihr eigenstes Wesen basieren, sondern ihr helfen, zu wachsen und sich zu ergänzen.

Noch eins — zum Schlusse:

Wissen und Können sind es nicht allein, die hier zu fruchtbarer, segensreicher Tätigkeit führen. Will die Bibliothekarin ihrer Aufgabe gerecht werden, so soll sie nie außer acht lassen, daß sie im Dienste der Humanität tätig ist und daß sie deshalb vor allem an sich selbst fortzuarbeiten hat, damit sie reicher werde an Herz und Geist — auf daß an ihr und ihren Mitmenschen erfüllt werde:

„Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit.“

Lüttich und seine Volksbibliotheken. Unter den Städten Europas sind es wohl nur wenige, in denen das Volksbibliothekswesen eine ähnlich starke Entwicklung aufzuweisen hat wie in dem rührigen und gewerbfleißigen Lüttich. Lüttich hat nicht weniger als fünf Volksbibliotheken, wovon die erste und größte, die „Bibliothèque populaire communale du Centre“, unlängst ein eignes Gebäude erhalten hat, während die andern in verschiedenen Schulhäusern der Stadt untergebracht sind. Jene älteste Volksbibliothek wurde bereits 1862 eröffnet und umfaßt heute mehr als 24 000 Bände; die zweite, die „Bibliothèque Communale de l'Est“, wurde 1875 eröffnet und umfaßt 5500 Bände; die im gleichen Jahr gegründete „Bibliothèque de l'Ouest“ hat 7500, die 1887 gegründete „Bibliothèque du Nord“, die das eigentliche Arbeiterviertel mit Lektüre versorgt, 6500 Bände; die am spätesten, 1893, gegründete Bibliothek endlich, die „Bibliothèque du Sud“, hat nahezu 4000 Bände. Zusammen ergibt sich also für die Lütticher Volksbibliotheken die stattliche Zahl von 47500 Bänden. Das Budget dieser Bibliotheken — zurzeit 15 500 Frcs. im Jahre — wird ausschließlich von der Stadt bestritten.

Der Besuch dieser Bibliotheken, die Sonntags von 9 bis 12 Uhr und an zwei Wochentagabenden von 7 bis 9 Uhr geöffnet sind, ist sehr stark, er betrug beispielsweise vom 1. August 1903 bis 31. Juli 1904: 134 600 Besucher; außerdem ist es zu keineswegs schwierigen Bedingungen gestattet, Bücher nach Hause zu entleihen, wovon gleichfalls sehr lebhaft Gebrauch gemacht wird. — Im ganzen darf jedenfalls die Gestaltung des Volksbibliothekswesens in dieser Stadt als vortrefflich und nachahmenswert für andre Städte bezeichnet werden.

Berlin und seine Volksbibliotheken. Das „**Zentralblatt für Bibliothekswesen**“ teil in seinem Juniheft mit:

„Die außerordentliche Sitzung der Berliner Stadtverordnetenversammlung vom 25. März führte zu einem Beschlusse betreffs des Etats der städischen Bibliotheken, der seiner großen Bedeutung halber nicht unbeachtet bleiben darf. Der Stadtverordnete Heimann wies darauf hin, daß der Magistrat die — früher hier erwähnte — Cohnsche und Leosche Stiftung für Bibliothekszwecke nicht zur Erhöhung des Etats der Bibliotheken, sondern zur Entlastung des Stadtsäckels verwende, und beantragte die Wiedereinsetzung der früher von der Stadt für die Bibliotheken aufgewendeten höheren Summe in den Etat. Er fand dabei zwar Unterstützung durch die Stadtverordneten Nathan und Friedemann, aber der Oberbürgermeister erklärte auf Grund seiner intimen Bekanntschaft mit dem verstorbenen Prof. Leo, daß die Verwendung zugunsten der Stadt und nicht zugunsten der Bibliotheken durchaus dem Willen des Testators entspreche, und

die Versammlung stellte sich (es war sehr spät geworden und die Versammlung schwach besucht) mit 23 gegen 22 Stimmen auf die Seite des Magistrats. Dieser Vorgang ist aufs tiefste zu bedauern und wird gewiß allseitig unliebsam überraschen. Man ist ja daran gewöhnt, daß die Berliner Stadtverwaltung für die Aufgaben der höheren Geisteskultur nicht entfernt die freudige Opferwilligkeit zeigt wie andere Weltstädte, oder, im Verhältnis gerechnet, wie viele andere deutsche Städte, und die Vertreter des preußischen Kultusministeriums haben wiederholt darüber im Abgeordnetenhaus ernste Klagen erhoben. Daß die Verwaltung von Berlin aber in dem Augenblicke, wo private Freigebigkeit die Mittel bot, die ganz unzureichenden städtischen Büchereien erheblich aufzubessern, es fertig bringen würde, sie um den Betrag der privaten Zuwendungen zu verkürzen, das hätte doch wohl niemand vorhergesagt. Wer also in Zukunft die Berliner städtischen Bibliotheken in seinem Testament bedenken will, wird gut tun, die Klausel zuzufügen, daß die Schenkung null und nichtig wird, sobald die Aufwendungen der Stadt herabgesetzt werden. Ob man im Rathause wohl glaubt, daß das beliebte Vorgehen geeignet ist, weitere Stiftungen zu veranlassen?"



Mitteilungen.



Das Raabefest in Braunschweig 1901, die „schöne und in manchem Betracht einzige Feier," schildert Heinrich Spiero in seinem Buche „Hermen" *) folgendermaßen:

„Braunschweig, 7. September 1901. – „Der Zug in den grünen Esel ordnete sich und setzte sich in Bewegung; wir aber, die wir zu Ehren des gefeierten Dichters seine edeln Werke von neuem lasen. . ." Mit diesen Worten aus Wilhelm Raabes „Dräumling" hatte der Berliner Freund, den ich zur Mitfahrt hierher aufforderte, schnöde abgelehnt. Es würde, meinte er, doch nichts Rechtes werden. Und es half nichts, daß ich ihm mit dem kategorischen Imperativ zusetzte und fragte, ob überhaupt eine Raabefeier zustande kommen würde, wenn jeder so dächte. Und lesen könnten und würden wir unseren Dichter außerdem noch. – Kurz, es half nichts, mein Freund kam nicht, und ich fuhr allein durch die in herbstlicher Schöne daliegende Lüneburger Heide hierher.

Mein Gasthof zeigt an der Fremdentafel zahlreichen Zuzug zum Feste. Weithin gekannte Namen fehlen nicht. In den Auslagen aller Kunst- und Buchhandlungen Raabes Bilder mit Lorbeer gekränzt, seine Bücher und die Festgaben der „Jugend", des Freundes Jensen, von Bartels und Brandes. Die Stadt weiß den Bürger, scheints, zu schätzen, der morgen auch formell ihr Ehrenbürger sein wird. Und wie viel Blicke in Raabes Schaffen tun sich auf, wenn man die alten Gassen der stillen Residenz durchwandert! Vor diesen Fachwerkbauten mit ihrem Holzzierrat, diesen alten Kirchen mit ihrem Übergangsstil vom Romanischen zum Gotischen, auf den winkligen Plätzen der Innenstadt und den grünen, einsamen Flecken des Ringes – immer dachte ich des Dichters, bis ich auf dem einsamen Magnikirchhofe bewegt an Lessings schlichter Grabstätte stand. Ja, die zuerst ungebührlich gepriesene und dann ebenso ungebührlich verlästerte Wirkung des „Milieus" – hier tritt sie noch einmal deutlich ins Bewußtsein. Selbst Raabes wunderlich reizend gewählte Namen werden gegenständlich; wie oft mag er wohl durch die Petersiliengasse über den Eiermarkt zum Ruhfäutchenplatz geschritten sein, auf den mein Fenster geht.

Jetzt zieht der Abend in die Stadt. Weicher werden die Umrisse der Burg Dankwarderode, die Prinz Albrecht wieder erbauen ließ. Undeutlicher starrt der Löwe der Welfen. Und morgen – morgen ist Sonntag und Feiertag, der Tag eines deutschen Dichters.

8. September. Nun haben wir ihn gefeiert, und – das sei gleich gesagt – die Feier war so schön, wie sie nur sein konnte. Den Festsaal des Altstadtrathauses füllte eine dichte Menge, der man die Freude an den Gesichtern ablas. In den ersten Reihen die „Spitzen": Vertreter des Ministeriums und der Stadt, verschiedener Hochschulen, herbeigeeilte Schrift-

*) Hamburg u. Leipzig: Leopold Voß 1906. Geh. 3 Mk. geb. 4,50 Mk.

steller, Julius Lohmeyer, Hans Hoffmann, Adalbert von Hanstein, Heinrich Hart, dahinter ein Meer von Feierkleidern beider Geschlechter. Die Uniformen sind infolge der Manöver spärlicher. Und jetzt tritt der Dichter ein. Sein Freund, der Notar und Schriftsteller Engelbrecht, geleitet ihn auf den Ehrensessel zwischen dem Minister und dem Göttinger Prorektor. Alles hat sich erhoben, in vielen Augen glänzen Tränen, wie die schlichte Gestalt, einige nahe Freunde begrüßend, auf den Platz zuschreitet. Wie ihn Fechner gemalt hat, nur etwas weißer, sieht er aus. Die Brust schmückt der Bayrische Maximiliansorden, den nur wenige Kunstgenossen tragen.

Nachdem das Lied „Mein Leben“ aus dem Hungerpastor verklungen ist, vom Komponisten Heinrich Schrader selbst dirigiert, begrüßt Engelbrecht den Dichter und die Gäste. Dann besteigt Professor Adolf Stern aus Dresden die Tribüne zu der Festrede, die, formvollendet und begeisterungsvoll, uns alle tief bewegte. Raabe hat, das ist der einleitende Gedanke, das deutsche Leben in seiner Ganzheit zu erfassen gesucht. „Es ist ein hoher, der größte Genuß, Deutsch zu verstehen“. Die fremden Einflüsse, Dickens, Jean Paul, sind vorhanden, aber für Raabes Verständnis bedeutungslos. Er hat eigene Maßstäbe für das deutsche Leben, er zeigt die Naturen, die äußerlich geschlagen, innerlich siegreich sind. „Die jungen haben eine Sonne, und die Alten — es ist doch dieselbe. Die Reichen haben ein Leben, und die Armen — es ist doch das nämliche“. Gegen den Kosmopolitismus wirkt Raabes Lebensarbeit, aber auch gegen eine zu eng umgrenzte Heimatkunst. Wenn die Dichtung vielen erst den Blick für die Wirklichkeit öffnen muß, hat er es getan, ein treuer Eckart deutscher Kunst. Still ging er seinen Weg: „eine Blume, die sich erschließt, macht keinen Lärm; unbemerkt kommt, was Dauer hat“. Der Dichter kann sich — keiner Mode Freund — ohne Gefahr an das Zeitliche hingeben; wenn er stark und tief ist, kommt er durch. So ist Raabe das Höchste gelungen, so bleibe er uns, was er uns, seinen treuen Lesern, Schülern, Verehrern immer war.

Rauschender, lang anhaltender Beifall lohnte den trefflichen Redner.

Jetzt nahm der Minister, Wirkl. Geh. Rat Trieps, das Wort zu einer warmen Ansprache und überreichte Raabe im Auftrage des Regenten, der des Dichters Verdienste um Kultur und Bildung des Herzogtums wohl zu schätzen wisse, das Kommandeurkreuz des Hausordens Heinrichs des Löwen. Stadtrat Meyer sprach im Namen des verhinderten Oberbürgermeisters der Residenz und überreichte dem hochverdienten, lieben Mitbürger den Ehrenbürgerbrief. Ihm schloß sich Bürgermeister Peters von Eschershausen, Raabes Geburtsstadt, an, die „ihm zur Ehre, sich zur Ehre“ den siebzigjährigen Sohn als Ehrenbürger wieder in Anspruch nahm.

Und nun überreichte mit einer herzlichen, humorerfüllten Ansprache der bekannte Germanist, Prof. Roethe, Prorektor der Georgia-Augusta, die Würde eines Doctoris philosophiae honoris causa, artium liberalium magistri, eines Lehrers der Lebensweisheit und Meisters freier Kunst. Heute hat, so etwa sagte Roethe, nicht mehr die Universität Göttingen das Recht, poetas laureatos zu ernennen — das hat kein gekröntes Haupt mehr, die ernennt das Volk. Jubelnder Zuruf ertönte.

Ein Vertreter der hiesigen Technischen Hochschule brachte eine Adresse. Wenn die Technik das äußere Leben umforme, dürfe sie der Wirksamkeit des Dichters auf die Herzen nicht vergessen.

Endlich brachte Dr. Düsel die Wünsche der Westermannschen Monatshefte, denen Raabes erste Schöpfungen gehörten.

Nachdem noch verkündet war, daß auch die philosophische Fakultät Tübingen den Ehrendoktorgrad, die Großherzöge von Baden und Weimar hohe Auszeichnungen gesandt und die Stadt Magdeburg eine Straße nach Raabe benannt habe, schloß die bei allem offiziellen Prunk herzlich schlichte Feier mit dem Gesang des Raabeschen „Jäger“. „Gruß Dir auf Deinen Wegen“, klang er aus.

Der Dichter, der mit seinem stillen Lächeln, oft sichtbar von tiefer Rührung bewegt, alle die Gaben empfangen hatte, mußte nun noch einen Gratulantensturm bestehen. Dann fuhr er unter lautem Hoch! der Menge nach seiner stillen Wohnung am Windmühlenberge. Noch einmal wird er nun bei Speis und Trank gefeiert werden.

Ein Raabe-Album, das wir, seine Verehrer von der Feder und dem Zeichenstift, bereitet haben, wird ihm überreicht werden. Hans Hoffmann wird ernst zu ihm sprechen, und Lohmeyer wird ihm zurufen:

Wie tief du in dein Volk gedrungen,
Hast daß erstaunt du heut gelernt.
Du wardst gefeiert und besungen,
Du wardst behangen und besternt.
— — — — —
Du mußt heut deinen Ingrimm zähmen
Und lächelnd dulden jede Qual.
Wir können keine Rücksicht nehmen.
Nun lebe, lebe noch einmal!

Ja, lebe fort Du deutscher Dichter, in dem Hause, das Deine Verehrer Dir bauen wollen, lebe für die, welche Dich heute schon lieben, und die Tausende, die Dich sollen lieben lernen!

9. September. — Heiter und herzlich verlief das Mahl, dem (am Sonntag Nachmittag) etwa 300 Personen beiwohnten. Büste und Bild des Dichters schmückten den großen Saal des Wilhelmsgartens. Kultusminister Dr. Trieps feierte Kaiser und Regenten, Hans Hoffmann in warmer Rede den „Freund Raabe", denn jedem sei er Freund geworden, der ihn lesen gelernt habe, und er mache seine Leser zu Freunden untereinander. Viel, viel ward noch gesagt zu Raabes Ruhm und zum Lobe der Seinen. Viele Ehren häuften sich noch auf dem greisen Scheitel des bescheidenen Mannes. Der König von Württemberg sandte seine Große goldene Medaille für Kunst, der preußische Kultusminister hat eine namhafte Summe ausgesetzt, um Raabes Werke für Schul- und Volksbibliotheken anzukaufen. Auch von einer kaiserlichen Ehrung sprach man und nannte einen bestimmten, nicht eben hohen Orden, der aber wohl infolge der Abwesenheit des Kaisers von Berlin noch nicht eingetroffen ist.

Die größte Freude aber war Raabe das von Dr. Julius Lohmeyer und dem Frankfurter Stadtbibliothekar Dr. Sarnow übergebene Album. Die einzelnen Blätter, im ganzen wohl 300, tragen einen von Hermann Hirzel prächtig gezeichneten Zierrand. Und alle sind in der Sammlung, alte und junge, Heyse und Jensen mit den schönsten und wärmsten Versen.

Der Dichter hat Alles, Ehre und Freude, Hoch und Trunk, trefflich und humorvoll überstanden. Und als ich nach Mitternacht heimging, von liebenswürdigen Gastfreunden über die Polizeistunde verlockt, traf ich den alten Herrn, wie er stramm mit dem Schwiegersohn nach Hause ging. Er hat vermutlich, wie täglich um diese Zeit, sein Nachtessen in Ruhe verzehrt und auf all die Unrast einen guten Schlaf getan. Heute gehört er noch einmal seinem engen Freundeskreise, den Altkleidersellern. Das Braunschweiger Fest aber hat gezeigt, daß auch die Mitwelt anfängt, zu lernen, wie sie ihre Dichter ehren soll. Freilich paßt auch hierher der Zuruf, der, nach Fontane, immer frommt: „Spät kommt Ihr, doch ihr kommt, Graf Isolan!"

Hermann Schreyer †. Ein Gedenkwort.

Professor Dr. Hermann Schreyer, der am 4. Juli d. Js. nach längerer, schwerer Krankheit zu Pforta gestorben ist, war nicht nur ein tüchtiger Lehrer, sondern auch ein geschätzter Goetheforscher und Dichter. Als Lehrer hat er an der altberühmten Schule, der er schon 4 Jahre als Zögling angehört hatte, 41 Jahre in großem Segen gewirkt, und zwar war es vornehmlich der deutsche Unterricht in Prima und die Auslegung unserer Klassiker, durch die er die Jugend anzog und beglückte. Als Forscher wandte er sich Homer und Sophokles, vor allem aber Goethe zu, und auf diesem Gebiete hat er recht Tüchtiges geleistet. Von seinen Aufsätzen kommen hier in Betracht: Goethe und Homer (84); das Fortleben Homerischer Gestalten in Goethes Dichtung (93); eine Besprechung der Faustarbeiten von Friedrich Vischer, Julian Schmidt und Kuno Fischer (79); Goethes Arbeit an Hermann und Dorothea (89); vor allem aber sein größeres Werk, Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert und verteidigt (81). Alle diese Arbeiten haben ihrer Zeit die verdiente Anerkennung gefunden, und sie geben auch dem heutigen Leser noch manches zu denken, wenn auch die Goetheforschung unserer Tage andere Wege einschlägt und zu anderen Ergebnissen führt; insbesondere ist das Buch über Faust wohl geeignet, in das Verständnis der großen, geheimnisvollen Dichtung einzuführen.

Durch diese und ähnliche Schriften hatte Schreyer schon längst die Aufmerksamkeit der Goethekreise erregt, und so kam es, daß ihm im Jahre 1900 die kritische Bearbeitung von Hermann und Dorothea für den 50. Bd. der Weimarischen Sophienausgabe und im Jahre 1903 der ganze 6. Band der Jubiläumsausgabe übertragen wurde; beider Aufgaben hat er sich mit aller Gewissenhaftigkeit und Treue entledigt.

Aber Schreyer war auch Dichter; er hat 2 Trauerspiele, 3 Schauspiele, 1 Lustspiel und 2 epische Gedichte verfaßt. Der Zeit nach folgen sie so aufeinander: Nausikaa (Tr.) 84; König Dietrichs Ausfahrt (Ep.) 87; Boris (Tr.) 88; Die Hochzeit des Achilleus (Sch.) 91; William Shakespeare (Sch.) 95; Die Wiedertäufer in Münster (Sch.) 96; Die Gleichberechtigten (Lustsp.) 97; Kaiser Wilhelm der Große und des Deutschen Reiches Erneuerung (Ep.) 1906.

Von den Trauerspielen ist das bedeutendste und dasjenige, das dem Verfasser die größte Ehre eingebracht hat, Nausikaa. Das wundervolle Idyll, das uns Homer im 6. Buche der Odyssee erzählt, liegt der Dichtung Schreyers zu Grunde, aber in der Fassung, die ihm Goethe in seinem Fragment gegeben hat. Mit all der Rücksicht, die dem großen Meister gebührt, und doch mit der Selbständigkeit, die einer wahren muß, der etwas leisten will, verarbeitet Schreyer Goethes Entwurf, gibt aber dem Ganzen einen tragischen Abschluß. Bei Homer muß sich die liebliche Königstochter, die von der Erscheinung des stattlichen Helden hingenommen war, betrübten Herzens in den Abschied finden; das ist rührend, aber nicht tragisch. Was tut Schreyer, um den Schluß in tragischem Sinne erschütternd zu gestalten? Er läßt die Jungfrau in heißer Liebe zu dem Fremdling entbrennen, was darum geschehen kann, weil er nicht rechtzeitig sagt, wer er ist und woher er stammt, und als nun die Liebe sich verrät und der Vater die Hand seiner Tochter dem Helden anbietet, dieser aber aus zwingenden Gründen sie ausschlägt, da kann sie den Schmerz und die Schmach nicht ertragen, da bricht ihr das Herz, und sie muß sterben. Das ist ein unverkennbar tragischer Ausgang, mit dem man wohl zufrieden sein konnte. Aber freilich, der Einwurf lag nahe, antike Weiber stürben nicht so leicht an Enttäuschung und an gebrochenem Herzen; für den freiwilligen Tod müßten andere Beweggründe geltend gemacht werden. Durch solche Erwägungen offenbar hat Schreyer sich bestimmen lassen, in einer zweiten Auflage der Tragödie die Sache so zu gestalten, daß Nausikaa in dem Augenblicke, wo sie erfährt, daß sie entsagen muß, den Entschluß faßt, für den Mann zu sterben, für den zu leben ihr verwehrt ist. Sie hat von einem Fluche Poseidons gehört, der auf Odysseus lastet; so springt sie in die Fluten und bringt das Opfer ihres Lebens, um den Geliebten vom Banne zu lösen.

Die Tragödie Nausikaa ist dreimal aufgeführt worden, zweimal in Weimar, wo sich der kunstsinnige Großherzog Karl Alexander lebhaft für das Stück interessierte, einmal in Berlin im Königlichen Schauspielhause, und das Publikum hat hier wie dort lebhaften Beifall gespendet, auch den Dichter herausgerufen. Nicht geringere Anerkennung haben anerkannte Dichter dem Stücke gezollt. Felix Dahn nennt es eine schöne Dichtung, und Adolf Wilbrandt erklärt, er habe sich mit inniger Hingebung an dem Homerischen Trauerspiel erbaut; auch weiß ich von heranwachsenden Jünglingen, daß sie noch heute das Stück mit heller Freude lesen. Aber die Kritik, die in unseren Zeitungen und Zeitschriften das Wort führt, hat von dem Stück nichts wissen wollen, und so ist es, leider, so gut wie verschollen.

In noch höherem Grade gilt dies von den übrigen Dramen; man spricht kaum noch von ihnen. Nicht als ob sie nicht schöne Gedanken, tiefe Empfindungen und packende Reden böten; aber an einem fehlt es, es geht unserem Dichter die Kraft der Phantasie ab, die Gestalten mit Mark in den Knochen und Blut in den Adern schafft, d. h. lebendige, frische, tatkräftige Menschen. Das ist die Schranke, die der Begabung Schreyers gezogen ist. An Adel der Gesinnung, an edlem Streben, an der Absicht, zu heben, zu läutern, zu bessern, fehlt es ihm nicht; im Gegenteil, er ist ein ausgesprochener Idealist. Der Naturalismus unserer Tage, der das Häßliche und Abstoßende, das Niedere und Gemeine mit Behagen darstellt und den geistigen Gehalt durch Naturtreue zu ersetzen sucht; der Naturalismus, der nur der künstlerische Ausdruck der Nervenzerrüttung, der tiefen körperlichen und seelischen Verstimmung unserer Zeit ist; der Naturalismus, der sich jenseits von Gut und Böse stellt und von der alten Moral nichts mehr wissen will: dieser Naturalismus war dem vornehm denkenden Mann in tiefster Seele verhaßt. Wohl verlangte auch er, das Kunstwerk solle Natur sein, aber eine im Geiste des Künstlers wiedergeborene Natur, vergeistigte Natur; und alle seine Dichtungen zeugen von Reinheit der Gesinnung und Streben nach hohen Zielen.

Besonders ergrimmt war Schreyer über die Zügellosigkeit, die heute auf dem Theater herrscht, und er hat seinen Unmut

wiederholt geäußert, zuletzt in einer Reihe von Aufsätzen im „Tag" vom Juli 1901. Er fordert darin die Bühnendichter, die Schauspieler und das Publikum auf, den Schund zu beseitigen, der jetzt zur Aufführung gelange, und nur gute, geschmackvolle Dichtungen zuzulassen; wenn das nicht helfe, solle der Staat eingreifen und für ein gutes Theater sorgen, um Volk und Jugend vor Einflüssen zu schützen, die ihre geistige und körperliche Gesundheit zu untergraben drohten. Er geht weiter und schlägt vor, die Aufsicht über die Bühne der Polizei zu entziehen und sie dem Kultusministerium zu übertragen. Ich fürchte, der Optimist verspricht sich von diesen Mitteln zu viel. Es dürfte mit dem Theater erst dann besser werden, wenn das Publikum in einem Maße wirklich gebildet wird, daß es von sich aus das Schlechte verwirft und das Gute fordert; es gilt eben auch vom Theater, was von der Presse gilt, daß jedes Publikum das Theater hat, das es verdient.

Von den beiden Epen steht uns inhaltlich das letzte „Kaiser Wilhelm der Große und des Deutschen Reiches Erneuerung" besonders nahe. Welch ein Vorwurf! Auch für einen größeren Dichter wäre es keine Schande, wenn er dieser Riesenaufgabe nicht ganz gerecht würde! Man muß zufrieden sein, wenn aus der Fülle des Stoffes kleine Ausschnitte gesondert für sich behandelt werden, so daß das Ganze eine Reihe von Bildern, eine gefällige Mosaik gibt. Und so ist Schreyer verfahren. Häusliche Bilder und Schlachtenszenen, persönliche Erlebnisse und Höhepunkte der Geschichte, lyrische Stimmungen und dramatische Vorgänge, das alles folgt auf einander in buntem Wechsel des Ausdrucks und des Metrums, und niemand wird dem Dichter die Anerkennung versagen, daß er Sprache, Rhythmus und Reim mit großem Geschicke verwandt hat; das dichterische Handwerkszeug weiß er gut zu gebrauchen. Und es kommt ein weiteres hinzu, was der Dichtung Wert verleiht, die patriotische Gesinnung. Die ist ja Voraussetzung, gewiß; aber die Wärme der Empfindung, die das Ganze wohltuend durchzieht, ist von erhebender Wirkung.

Auf dem so schön still gelegenen altehrwürdigen Friedhof von Pforta, den schon die Cisterzienser im 12. Jahrhundert angelegt haben, ist Schreyer bestattet worden; er ruhe in Frieden und sein Andenken bleibe in Ehren!

Christian Muff.

Der „Aufruf an das deutsche Volk" den der Nationalausschuß des Deutschen Schillerbundes erläßt, liegt dem Septemberheft des Eckart bei; seine Beachtung wird unsern Lesern aufs herzlichste empfohlen.

Druckfehlerberichtigung: In Heft 11, S. 748, Zeile 1 von unten, muß es statt „dieser Bücher" heißen: „dieses Buches."



Inhaltsverzeichnis des 1. Jahrganges.

(Der 2. Halbband beginnt mit Seite 417.)

Leitaufsätze:

Lesefrüchte:

Kritik:

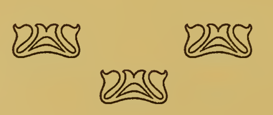
Kurze Anzeigen:

Jugendschriften:

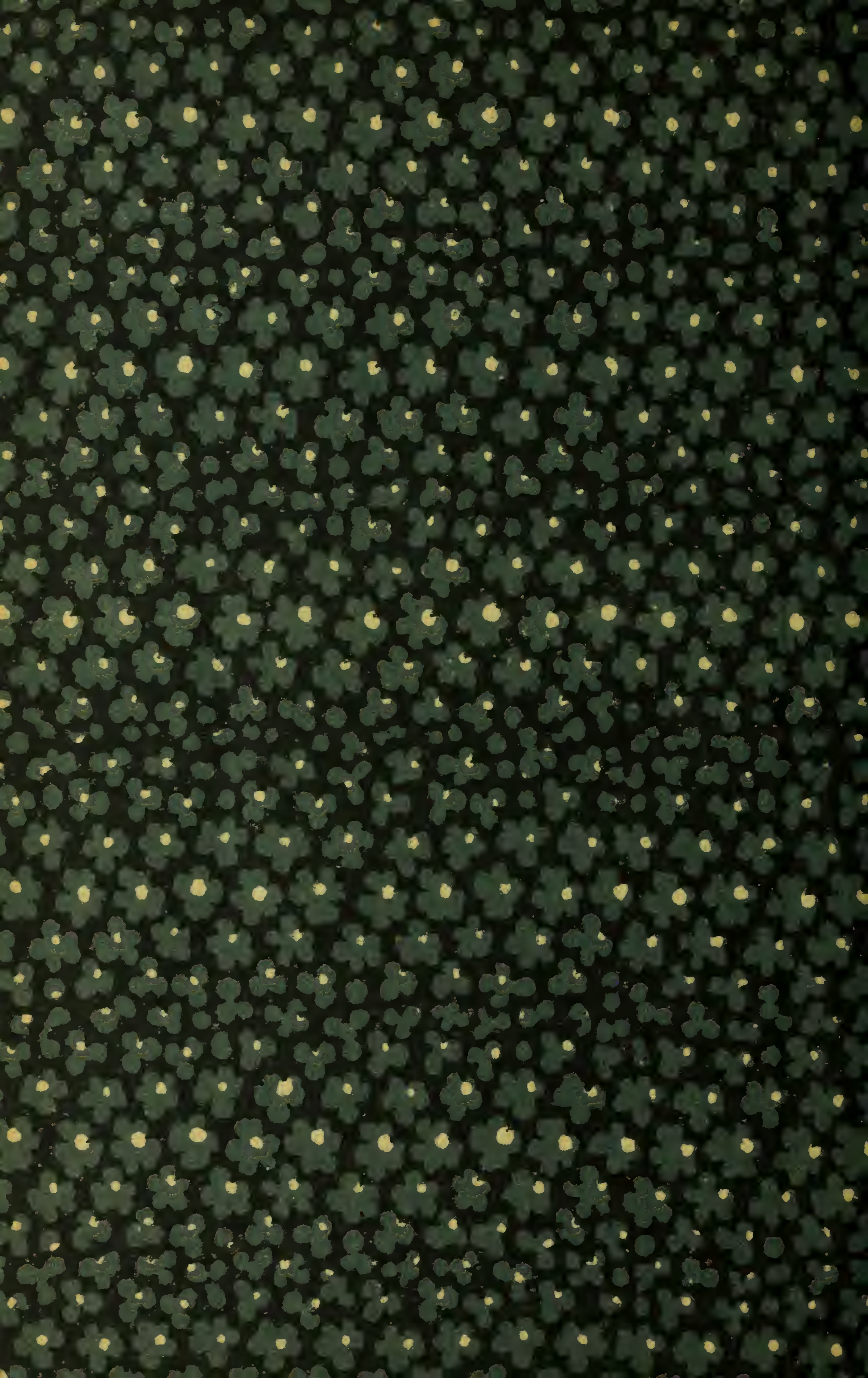
Zeitschriftenschau:

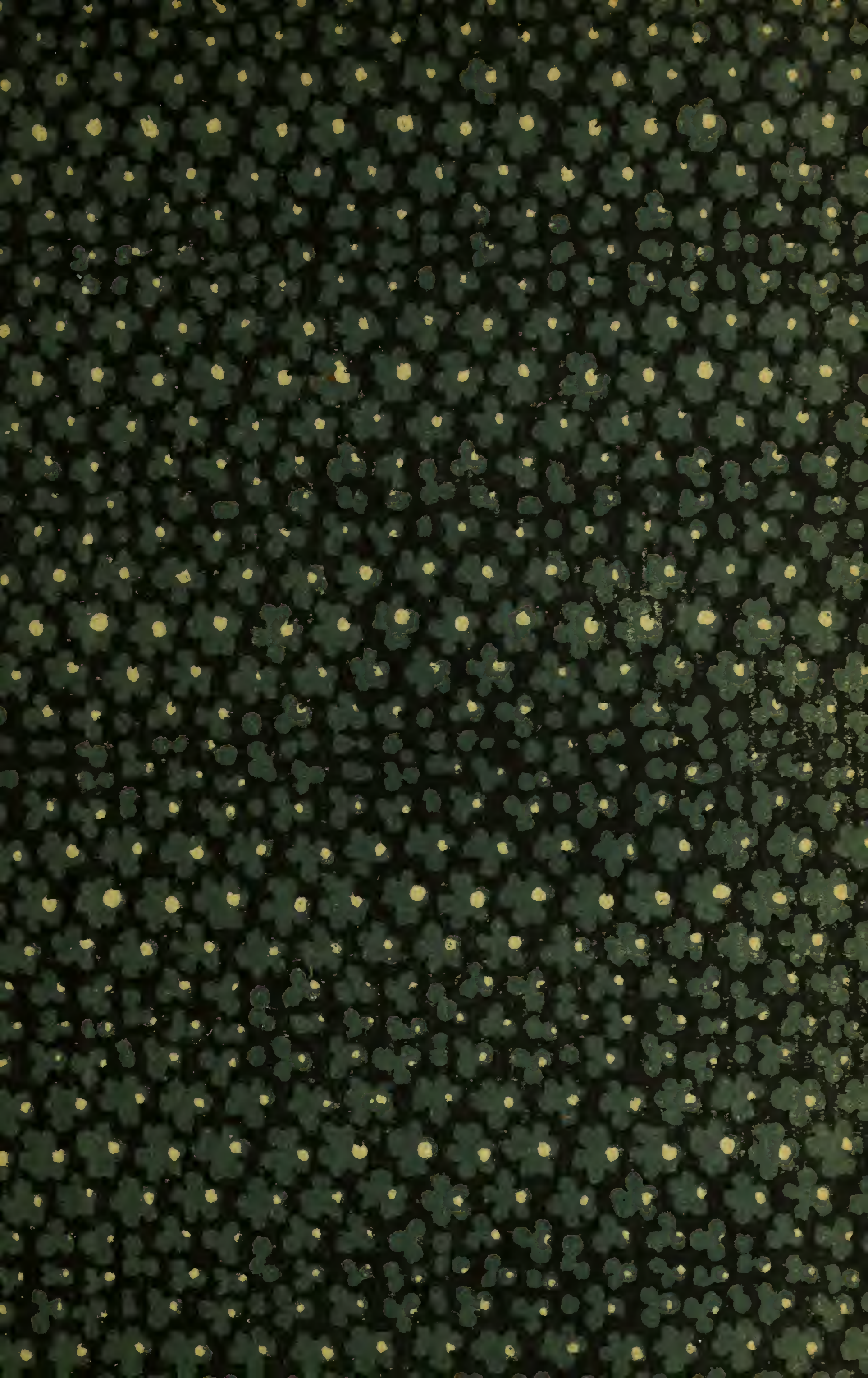
Bibliotheksnachrichten:

Mitteilungen:



Verantwortl. Schriftleiter: Wilhelm Fahrenhorst, Berlin. — Druck und Verlag der Schriftenvertriebsanstalt G. m. b. H. (Abt.: Zentralverein zur Gründung von Volksbibliotheken), Berlin SW 13.






UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 113990367